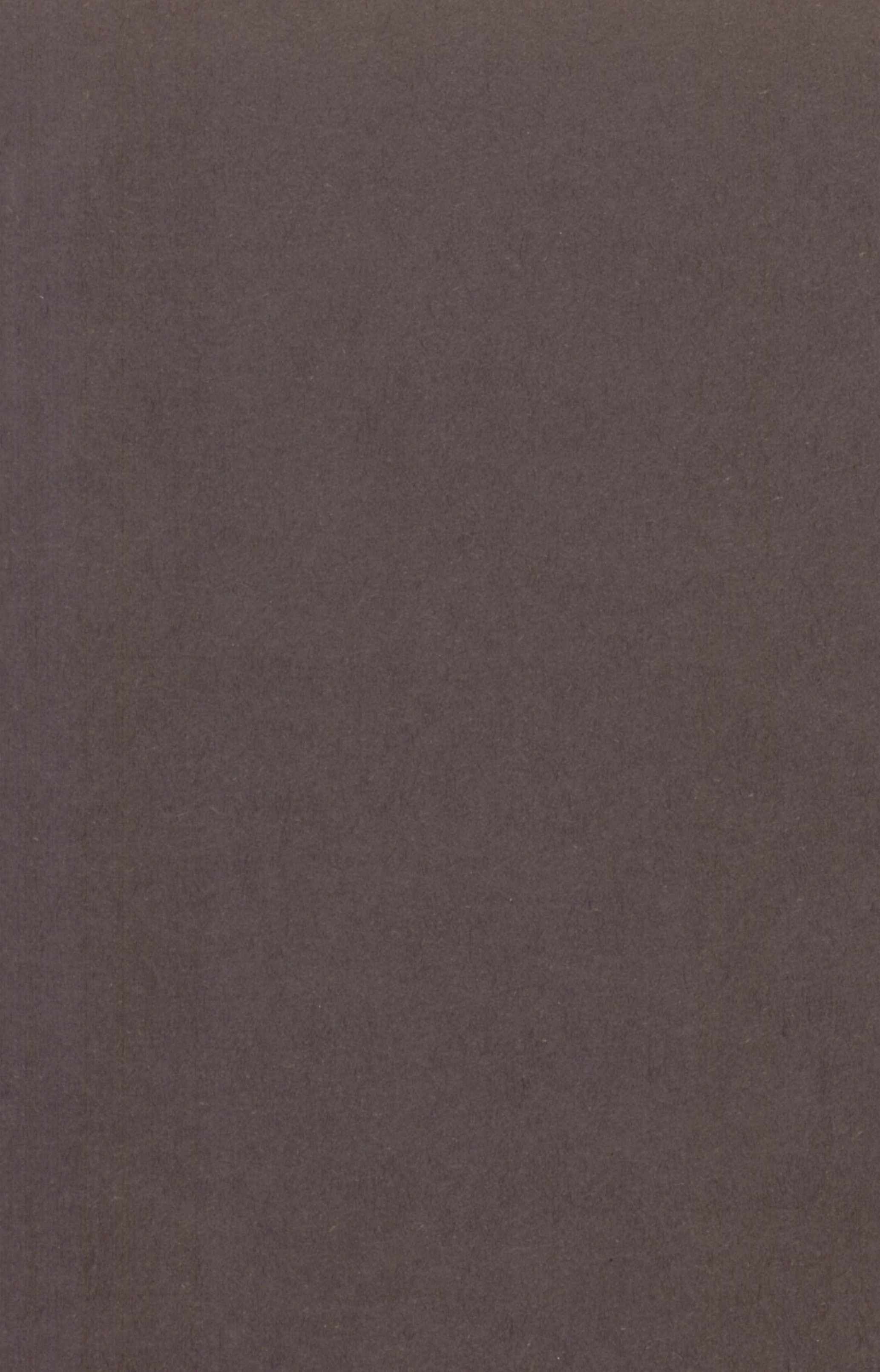
ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

BAND XLV
JAHRGANG 1914



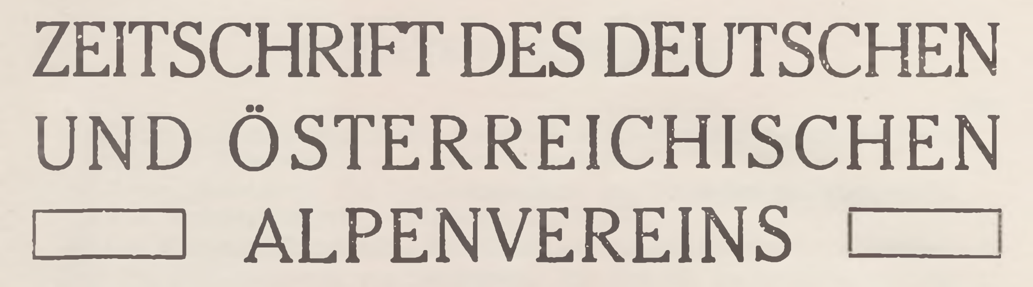




Ölgemälde von Ernst Platz

Bruckmann aut. et impr.

Märzmorgen im Karwendel

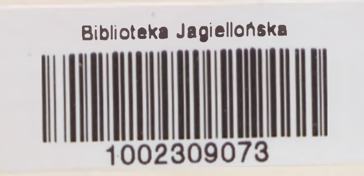


ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

GELEITET VON HEINRICH HESS

BAND XLV

JAHRGANG 1914



WIEN 1914 :: VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

HERGESTELLT DURCH F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN

IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN



Buchdruck und Mezzotinto sowie Autotypie und Strichätzung von F. Bruckmann A.-G. in München. — Kartenbeilagen von G. Freytag & Berndt in Wien.

INHALTS-VERZEICHNIS

VOLLBILDER

BILDER IM TEXTE

BEILAGEN

VORLÄUFIGER BERICHT ÜBER DIE PAMIR-EXPEDITION DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS 1913

VON W. RICKMER RICKMERS

Die Pamir-Forschungsreise ist das erste aus allgemeinen Vereinsmitteln öffentlich geförderte Unternehmen außerhalb der Alpen.

Der Vater des Gedankens ist der Vorstand der Sektion Breslau unseres Vereins, der seine Idee zäh verfochten hat. Es gelang ihm und anderen Freunden der Sache, sie allmählich in Fluß zu bringen. Zunächst merkte die Verwaltung unverbindlich Gelder für außerordentliche Zwecke vor. Erst auf der Hauptversammlung 1912 beschloß der Gesamtverein, daß Mittel zu Reisen außerhalb der Alpen bewilligt werden dürfen. Als ich davon erfuhr, überreichte ich ein Gesuch nebst Reiseplan zur topographischen und gletscherkundlichen Erforschung der westlichen Pamirgebiete. Unter Zuweisung von 12000 M und zwei ordentlichen Begleitern wurde mein Vorschlag angenommen.

Vom Leiter der Vereinsreise, und in dieser Zeitschrift, wäre Lob und Preis dem Alpenvereine ein Selbstdank. Die Sache spricht für sich. Doch danke ich in meinem und aller Teilnehmer Namen für die Unterstützung und das Vertrauen, die der Verein uns gewährte. Außergewöhnlich gefördert wurde ich durch Seine Königliche Hoheit den Großherzog von Oldenburg, dessen gnädige Empfehlung mir und dadurch der Expedition unschätzbare Vorteile brachte. In Verbindung damit stand das Wohlwollen Seiner Hoheit des Herzogs Alexander Petrowitsch von Oldenburg und Seiner Königlichen Hoheit des Emirs von Buchara, die mir durch Fürsprache und Gastfreundschaft den Weg über viele, große Schwierigkeiten ebneten.

Der Kaiserlich Russischen Regierung, ihrer Statthalterei in Turkestan und Vertretung in Buchara, sowie der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft schulden wir herzlichen Dank für die Gewährung des Gastrechtes und allerlei Hilfe. Nicht zu vergessen die zahlreichen Freunde in Turkestan, die uns so viel Gutes taten. Die größte Arbeit fiel und fällt noch den wissenschaftlichen Beiräten des Hauptausschusses zu, bei denen wir in tiefer Schuld stehen, ebenso wie bei der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Geographischen Gesellschaft in München und der Österreichisch-Ungarischen Botschaft am bayerischen Hofe. Alle Namen wissen und behalten wir. Erwähnt seien auch die vielen Geschäftsleute, die zum Unternehmen beitrugen. Am allerwenigsten vergesse ich die freudige Mitarbeit meiner Begleiter, denn eine so große Gemeinsache ist auf den guten Willen der einzelnen angewiesen.

Als ordentliche Teilnehmer standen mir die Doktoren Wilhelm Deimler und R. v. Klebelsberg zur Seite. Deimler ist Bayer und Privatdozent an der Technischen Hochschule in München. Als vorzüglicher Mathematiker war er dazu berufen, die Landvermessung zu übernehmen. Mit hoher Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit widmete er sich der Kartenaufnahme, Ortsbestimmung, Höhenmessung. Klebelsberg ist Tiroler und zurzeit wissenschaftlicher Berater des Alpinen Museums. Sein

Fach ist die Geologie, in der er glänzende Begabung und großes Wissen zeigt. Besonders nützlich waren seine gletscherkundlichen Erfahrungen aus den Alpen. Selbstverständlich kann keine noch so tiefgründige Wissenschaft auf Hochgebirgsreisen ausgenützt werden, wenn nicht körperliche Fähigkeit hinzukommt. Deimler und Klebelsberg sind beide tüchtige und sichere Bergsteiger, auf die man sich in jeder Lage verlassen kann und denen die verstecktesten Winkel des Gebirges ihre Geheimnisse preisgeben. Als außerordentliche Mitglieder beteiligten sich auf eigene Kosten: Professor Heinrich von Ficker, Graz, Vertreter der kosmischen Physik und weitgewanderter Alpinist; Dr. Rudolf Kaltenbach, München, Arzt und Zoologe; Frau Kaltenbach, Malerin; Erich Kuhlmann, Schloß Urstein bei Hallein, ein trefflicher Farbenphotograph; schließlich meine Frau. Abgesehen von der photographischen Arbeit und einigen allgemeinen Beobachtungen bestand meine Tätigkeit als Leiter ausschließlich in der Vorbereitung, Einteilung und Durchführung der Reise. Dank dieser Arbeitsteilung war jeder imstande, sein Fachfeld zu beackern, ohne von den hundert Einzelheiten des Reisebetriebes allzusehr beansprucht zu werden. Ich halte es für gut, daß der Führer einer großen Expedition keine Wissenschaft ausübt, sondern sich ganz dem Haushalte widmet, wodurch dann die anderen um so besser ihre Hände für Sonderaufgaben freibehalten.

Leider fiel ein Schatten auf den Schluß. Unser Freund Erich Kuhlmann erlag 14 Tage nach seiner Heimkehr einem tückischen Leiden, einem mit Gelbsucht verquickten, schleichenden Typhus. Er war ein guter und hilfsbereiter Kamerad, dem wir alle ein treues Angedenken bewahren.

Der Vereinsausschuß zögerte natürlich etwas mit dem verantwortungsvollen Entschluß, eine Anzahl junger Leute in die Welt hinauszusenden. Die begreifliche Sorge ward erhöht durch die Schicksale einiger großer Reisegesellschaften in jüngster Zeit. Köpfereiche Unternehmen sind ein eigen Ding. Der Alleinreisende genießt manche Vorteile, wie Selbstbestimmung, Einheit des Handelns, usw. Aber er braucht auch viel Glück, denn die geringste Krankheit oder Verwundung kann seine Pläne gefährden. Vielzahl der Reisenden bietet Sicherheit durch Teilung von Arbeit und Gefahr, aber die Hoffnung einer Mannschaft ruht ganz und gar auf dem Verhältnisse der Mitglieder zueinander, auf ihrer Zusammenarbeit. Fehlt es hier, dann ist der Keim des Mißerfolges mitgeboren. Obgleich man in der Wahl des Leiters und seiner Helfer Vorsicht üben kann, so ist doch viel Glück im Spiel, weil die Wirklichkeit erst später kommt. Der Mensch auf Reisen, besonders auf Forschungsreisen, ist eben ein anderer als der Mensch daheim. Der Führer ist im höchsten Grade auf die anständige Gesinnung, Arbeitslust und Selbstlosigkeit seiner Begleiter angewiesen. Ein einziger Starrkopf oder Ränkeschmied kann Störungen verursachen, sogar den Untergang herbeiführen. In der Wildnis sind schriftliche Verträge Luft, wenn sie nicht schon im Ehrgefühle der Teilnehmer wurzeln. Was nützt dem Leiter da draußen die papierne Befehlsgewalt! Kaum je wird er sie ernstlich üben, indem er etwa den Sünder heimschickt, aushungert, in Ketten legt oder standrechtlich erschießen läßt. Hier heißt es jenes Gedankenziel verwirklichen, das dem Zukunftsbürger vorschwebt: den Gehorsam aus eigenem Triebe. Nur eines kann da helfen: der Wille zum Erfolge, der alle gleich beseelt, ohne Rücksicht auf Eigenwünsche. Der Leiter muß imstande sein, gelegentlich ein oder auch beide Augen zuzudrücken, oder sich dem Ganzen zuliebe manches gefallen zu lassen.

Ich habe Glück gehabt. Meine Gefährten waren immer bereit, sich von der Sache führen zu lassen, die uns vorschwebte. Kleine, gewürzte Unterhaltungen sind natürlich hie und da geführt worden, aber die waren nicht böser als bei uns daheim in den besten Familien. Und das will etwas heißen auf einer langen Reise, wo man sich täglich an denselben Leuten reibt. Im Stadttrubel ist unsere

Reizbarkeit auf Dutzende von täglichen Begegnungen verteilt; auf langer Fahrt wächst der Arger in Reinzüchtung.

Das Ziel der Reise war ein Hochgebirgsland; das verstand sich von selbst. Es war das Duabgebirge von Turkestan, insbesondere jene westlichen Randberge und Ausläufer des Pamirknotens, die auch unter dem Namen des Alai-Pamir bekannt sind. Politisch gehört das Gebiet zu Rußland und zwar größtenteils zum russischen Schutzstaate Buchara. Die allgemeine Erschließung des Landes verdanken wir fast ausschließlich russischen Reisenden, deren Namen eine lange Ehrentafel bilden. Abgesehen von gelegentlichen Paßüberschreitungen wichen sie dem Hochgebirge zumeist aus. Eine Ausnahme machte Muschketow, dessen Erforschung des Sarafschangletschers im Jahre 1880 für des Bergsteigens Unkundige eine große Tat war. Erst in jüngster Zeit drang Lipski in zahlreiche vergletscherte Täler vor. Von Ausländern waren Krafft, Zenzi Sild, meine Frau und ich so ziemlich die einzigen Besucher der bucharischen Berge und sicherlich die ersten Besteiger von Hochgipfeln im ganzen Duab.

So wie ich die Gegend kannte, schien sie mir würdiger Gegenstand der Alpenvereinsreise, zumal ich die Reisekosten recht niedrig halten konnte. Als besonders dankbar betrachtete ich topographische und gletscherkundliche Fragen. Die russische Karte 1 : 420000 ist gut zu nennen in Anbetracht ihres rein praktischen Zweckes und der kurzen Zeit der Herstellung. Allgemeine Lage, Orte, Wege und Haupttäler sind meist genügend dargestellt. Aber es fehlen die Einzelheiten der höheren Lagen, und eine kümmerliche Raupe steht oft für einen gipfelreichen, vielverzweigten Kamm mit seinen Gletschern. Sehr wenig Höhen sind annähernd richtig. Eine Aufgabe also war die Karte einer Gebirgsgruppe und zwar wählte ich das Gebiet zwischen den Flüssen Surchob und Chingob, das auch in den gewaltigen Moränen von Tuptschek reiche wissenschaftliche Ausbeute versprach. Mit kleinen Abweichungen entsprach der später zu schildernde Reiseweg dem vorher von mir entworfenen Plane. Selbstverständlich enthielt dieser noch verschiedene Möglichkeiten zur Wahl. Alle wichtigsten Vormerkungen wurden ausgeführt, so die Erforschung der Kette Peters des Großen und des Seltau, der teilweise Aufschluß der Muksutäler und die Begehung des geheimnisvollen Gharmo. Gerne hätten wir natürlich Versuche auf Siebentausendmeter-Berge gemacht. Zeitmangel verhinderte uns daran, sonst hätten wir angefangene Arbeiten unterbrechen müssen. Der Zweck der Expedition war in erster Linie wissenschaftlich, so daß wir uns nicht allzuviel mit zweifelhaften Angriffen abgeben durften.

Die kartographischen Aufgaben wurden durch Deimler musterhaft gelöst, soweit die Zeit reichte. Er bediente sich des Photogrammeters. Dazu kamen noch mit dem Theodoliten Ortsbestimmungen durch Sternschau und Winkelmessung von Höhen oder größeren Dreiecken. Alle Teilnehmer lieferten gelegentlich Beiträge durch Abgehen einzelner Täler und Gipfelbesteigungen, durch Lichtbilder und Kartenrisse. Ficker machte sich durch Ermittlung zahlreicher Siedehöhen usw. verdient

Auf das Geologische brauche ich nicht einzugehen. Klebelsberg wird im Anschlusse an diese Zeilen darüber berichten.

Unser Zoologe sammelte viele Tiere, besonders Vögel, an deren Erbeutung und Bewahrung sich auch Kuhlmann eifrig beteiligte. Unsere Malerin machte lebenswahre Bilder aus dem Volke. Fast alle von uns photographierten mit einem Gesamtverbrauche von mehr als 2000 Platten. Besonders sind Kuhlmanns schöne Farbenaufnahmen hervorzuheben. Ich selbst betrieb eine Bildkammer 18 : 24, mit der ich mich besonders Gipfelrunden und auffälligen Landformen widmete. Wichtig war unsere Reise auch als Ergänzung zu Arbeiten in Nachbargebieten: der Engländer im Himalaja, Merzbachers im Großen Tianschan, Machatscheks im westlichsten Tianschan. Wir überschritten viele Pässe und bestiegen etwa dreißig

Gipfel, deren höchster rund 5300 *m* mißt. Das ist für dort keine beträchtliche Höhe, da sie in der Schneebedeckung unseren Viertausendern entspricht. Aber die Hochturen waren meist Mittel zum Zwecke der Übersicht und Vermessung. Jedem Erfahrenen ist bekannt, daß die geringeren Spitzen einer Gruppe besseren Einblick in Einzelheiten gewähren. Dazu kommt noch, daß die Versuche auf den Herrscher in der Mitte — deren Ende unsicher ist — fast ebensoviel Zeit beanspruchen, wie die Erklimmung von vier oder fünf kleineren Bergen um ihn herum. Für die Geographie ist solche Umfassung bedeutend ergiebiger. Die Reise war in keiner Weise abenteuerlich. Man könnte sie eine hausbackene, lehrhafte Wanderung nennen. Doch die schönsten Abenteuer leben in der eigenen Brust, wenn neue Welten auftauchen, neue Fragen und Lösungen uns innerlich beglücken. Für den Naturfreund haben wir viel mitgebracht, für die Neugier wenig.

An Geldern standen mir 27000 M zur Verfügung (12000 M Alpenverein, 15000 M Beiträge der außerordentlichen Teilnehmer). Davon waren die Reisekosten für 8 Mann und 7½ Monate zu bestreiten. Für Ausrüstung und Vorbereitung wurden 5000 M. ausgegeben. Am 2. Mai fuhren wir mit 70 Gepäckstücken im Gewichte von 1500 *kg* von München ab. Am 13. Dezember trafen meine Frau und ich als letzte mit einem Handköfferchen in Wien ein.

Über die Ausrüstung ist nicht viel zu sagen, da sie eigentlich nur ein Mehr und Breiteres der in den Alpen üblichen war. Das Fortschaffen geschah in Koffern und Säcken verschiedener Art, die auf Tragtiere verladen wurden. Abgesehen von einigen Zelten und der Ausrüstung für Bergträger war alles nur eine Häufung der auch bei großen Alpenfahrten notwendigen Eßwaren, Ersatzkleider, Werkzeuge, Heilmittel, Kochgeschirre usw. Eine umfangreiche und sorgengebärende Last waren vor allem die Beobachtungsgeräte für Wetter- und Kartenkunde, sowie die lichtempfindlichen Platten. Büchsenfleisch brauchte ich glücklicherweise keines mitzunehmen, weil Schafherden bis an die Gletscherenden weiden. Hauptvorräte waren Tee, Hagkaffee, Zucker, Schokolade, Marzipan, Keks, Dörrobst. Für Krankheitsfälle wurden sechs halbe Flaschen Kognak mitgenommen. Wir verzehrten unterwegs etwa 250 Hammel, 900 Hühner, 6000 Eier, 1500 *kg* Brot, Reis und Mehl.

Abgesehen von den Fußmärschen legten wir über 2000 *km* zu Pferde zurück. Monatelang kamen wir kaum unter die Höhenlinie von 2000 *m* herunter und vier Wochen weilten wir dauernd über 3000 *m*.

Das trockene Klima bewährte sich auch im Hochgebirge. Wir hatten fast immer gutes Wetter, wenigstens im Vergleich zu dem, was man in den Alpen oder im Kaukasus schlechtes Wetter nennt. Im Sommer und Frühherbste litten wir nie unter hartnäckigen Güssen, oder gar langatmigen Landregen. Allerdings wird man verwöhnt. Dichtere Bewölkung, oder den aus den Lößtälern aufsteigenden Staubnebel nannten wir schon schlechtes Wetter, weil sie Rundsicht und photographische Arbeit behinderten. Unangenehm ist die Häufigkeit schneidender Winde auf den Höhen. Störend wirkte der 1913 etwas frühzeitige Eintritt des Gebirgswinters.

Wenn man sich eine Forschungsreise vorstellt, so denkt man gewöhnlich an große Entbehrungen und Gefahren. Unsere Entbehrungen fingen damit an, daß wir die Hungersteppe im Speisewagen durcheilten, in der schwarzen Wüste Bier tranken, und beim Gastfreunde Rahwing in Samarkand die Abende im Kreise schöner Frauen und beim feurigen Turkestanerwein verbrachten. Vielleicht dauerten deshalb die Vorbereitungen der Karawane so lange. Wirklichen Hunger oder Durst haben wir unterwegs nie erduldet. Durch die Sorge der bucharischen Behörden wurde es nahezu eine fürstliche Besichtigungsreise, wenigstens soweit die Reitwege gingen und die um unser Wohl besorgten Höflinge folgen konnten. Harte

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 1. Taschkurgan

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 2. Chodscha-tau, die letzte bucharische Ortschaft im Muksutale

W. R. Rickmers phot.

Abb. 3. Sarikaudal-Kette aus dem Surchobtale bei Langari-scha

W. R. Rickmers phot.

Abb. 4. Brücke über den Surchob (Wakhsch) bei Naudanak

Arbeit gab es natürlich auf den Bergen, wo jeder rucksackbeschwert zur Höhe keuchen mußte, oder auf langen Gletscherfahrten, wo gleichmütige Träger uns so manchen Seufzer erpreßten.

Der Emir von Buchara teilte mir einen sehr hohen Beamten zu, den Mirsabaschi Abdul-hamid; außerdem einen vorzüglichen Dolmetscher namens Isatullahbai. Diese beiden Beamten sorgten mit unermüdlicher Geduld für uns, wenn nötig mit der Knute. Sie ertrugen willig und bis ans Ende die für sie nicht geringe Beschwer der Gebirgswege und die Langeweile langer Wartezeiten in ärmlichen Hochtälern. Sie beschafften Pferde, Unterkunft, Essen, Träger. An jeden Ort wurden Boten vorausgesandt, und wohin wir kamen, da empfing uns eine Abordnung prächtig geschmückter Würdenträger auf stolzen Rossen. Einige Kilometer vor dem Orte erwarteten sie uns, oft zwanzig an der Zahl, und geleiteten uns zum Hause, das man für uns ausgeräumt und hergerichtet hatte. In der reichen Ebene gab es zuweilen zwei bis drei Rastplätze am Tage, denn hohe Herren, wie wir, dürfen keine langen Strecken reiten. Uns aus dem Sattel helfend, führte man uns zu gedeckten Tischen mit einer Fülle von Leckereien, Tee und Obst. Schwellende Polster luden zur Ruhe und in Seide gehüllte Diener fächelten uns die Fliegen von der Stirn. Auch frische Pferde standen bereit, oder die zu einer größeren Tur verlangten Träger. Gebirgswege waren oft ganze Tagereisen lang für uns ausgebessert. Um die Küche und sonstige Haushaltssorgen brauchten wir uns nur über der Schneegrenze zu kümmern, wo wir sozusagen inkognito und ohne Gefolge lebten. Zeitweise bestand unser Troß aus 50 Pferden oder mehr, nebst ebenso vielen Beamten, Dienern, Gastfreunden, Begleitern, Pferdeknechten. Im Gebirge hatten wir zehn bis dreißig Träger, je nach der Größe des Unternehmens. Dank dieser glänzenden Vorkehrungen der Oldenburgs und des Emirs blieb uns viel Zeit zur Arbeit übrig, die wir sonst mit alltäglichen Argernissen hätten vergeuden müssen. Und wie mir der wissenschaftliche Beirat sagt, ist diese Arbeit weder gering noch vergeblich gewesen.

Dieser Bericht ist natürlich nur vorläufig, zumal er der Leitung der Zeitschrift schon im Februar abgeliefert werden mußte. Da konnte nur weniges besprochen werden; viele Bilder waren nicht einmal entwickelt. Lange muß es noch währen, bis die Karten ausgearbeitet und die Höhen berechnet, Tiere und Pflanzen, Gesteine und Fossilien bestimmt und allerlei Fragen zwischen den Teilnehmern beraten sind. Alle Zahlen des Reisegebietes sind voneinander abhängige Glieder eines Gefüges. Sie müssen in langwieriger Arbeit verglichen und ausgeglichen werden. Beispielsweise beruht die Höhe des Pik Gharmo auf einer genauen Winkelmessung von der Ebene vor dem Gharmogletscher. Die Höhe dieses Talbodens wurde aber mit dem Siedethermometer bestimmt, dessen Ablesung erst wieder mit tieferen Talpunkten und noch früher berührten Orten verglichen werden muß. Jede einzelne Messung mit Siedethermometer, Quecksilberbarometer und Taschen-Höhenmesser erfordert längere Rechnung mit Rücksicht auf die augenblickliche Luftwärme und auf jene Fehler, die sich aus der Nachprüfung der von der Reise heimgebrachten Instrumente ergeben. Schließlich kommt noch der Einfluß des allgemeinen Luftzustandes, der, so gut es geht, aus den Beobachtungen der russischen Wetterwarten Turkestans abzuleiten ist. Immerhin darf der Leser annehmen, daß die wichtigsten Zahlen schlimmstenfalls um 50 *m* irren, wenn es sich um Höhen über Meer handelt, und nur um wenige Meter bei Höhen über Ort. Man denke zu allen Höhen den Vorbehalt „etwa", trotzdem natürlich sehr viele Angaben ganz genau stimmen. Alle Erwähnungen einer Karte beziehe man auf die russische Karte 1 : 420000 (10 Werst-Karte). Rechts und links gebrauche ich immer stromweisend, das heißt im Sinne des Abflusses oder Abstieges. Die Fülle der Namen ist noch nicht einheitlich geord-

net, da wir sie sorgsam unter uns und mit der russischen Karte oder russischen Reisewerken vergleichen müssen. Ob die von uns gegebenen Namen jemals von der allgemeinen Geographie angenommen werden, hängt vor allem von Rußland ab, dem man als Kulturstaat die Entscheidung anstandshalber überlassen muß.

Die Expedition war mit Registrierinstrumenten für Temperatur und Luftdruck, zwei Aspirationspsychometern, einem Quecksilberbarometer, zwei Siedepunktbarometern, Extremthermometern, zwei Schwarzkugelthermometern und einem Apparate zur Messung der nächtlichen Wärmeausstrahlung ausgerüstet. Der letztgenannte Apparat ging leider infolge Absturzes eines Transportpferdes zugrunde.

Die Beobachtungen erstreckten sich hauptsächlich auf die Untersuchung der Temperaturabnahme mit der Höhe, eine Frage, die speziell in den Pamirrandgebieten ganz abnormer Verhältnisse wegen von erheblichem Interesse ist. Einige Beobachtungsreihen befassen sich mit dem Temperaturgang in der obersten Bodenschichte. Nicht ohne Schwierigkeit gelang es, auf der Hochsteppe von Tuptschek ganz einwandfreie und streng kontrollierte Temperaturregistrierungen zu erhalten. Der Barograph lieferte trotz der Kürze der Beobachtungszeit wertvolle Aufschlüsse über den täglichen Gang des Luftdruckes in den Tälern und auf der Hochfläche von Tuptschek. Zahlreiche Siedepunktsbestimmungen geben die Grundlage zur Berechnung angenähert richtiger Höhen.

Von großem, klimatologischem Interesse war die Festlegung der Kultur-, Vegetations- und Firngrenzen, davon zu schweigen, daß der Vergleich der heutigen mit der eiszeitlichen Firnlinie den Klimatologen nicht weniger als den Geologen interessiert.

Der für Zentralasien nicht sonderlich günstige Sommer 1913 gestattete des weiteren eine große Zahl nicht unwichtiger Detailbeobachtungen über Berg- und Talwind, lokale Gewitter, zwei größere Böenstürme und Staubnebelbildung.

Die Hoffnung auf meteorologische Ausbeute war gering; aber es bot sich mehr als erhofft wurde, dank Fickers geübter Beobachtung.

Der Inhalt dieses Berichtes ist natürlich gemeinsames Ergebnis aller Teilnehmer, deren Sprecher ich bin. Jeder hat sein Bestes zum Gelingen des Ganzen beigetragen. Alle haben sich wechselseitig unterstützt, aber im allgemeinen verteilten sich die Arbeiten so: Deimler: Topographie, Messungen, Ortsbestimmungen; Klebelsberg: Geologie und Morphologie; Ficker: Meteorologie, Messungen, besonders auch Seitenturen; Kuhlmann: Photographie, Sammlungen, Unterstützung von Deimler; Kaltenbach: ärztliche Hilfe, Sammlungen; Frau Kaltenbach: Malerei, Haushalt, Krankenpflege.

Zur Bezeichnung der Aussprache genügen die deutschen Buchstaben. Einige Eigenheiten werden durch folgende Verbindungen dargestellt: „dj" wie das englische Jot (jealous), zum Beispiel Hadji, Chodja; „zh" wie das französische Jot (jamais), zum Beispiel Andizhan, Siuzhena („dj" ist demnach „dzh"); „gh" ist der weiche Kehllaut, also ein weiches „ch", zum Beispiel tagh; „kh" steht ausnahmsweise für deutsches „ch" in den Verbindungen „khsch" = „ch-sch" und „skh" = „s-ch" (vergleiche deutsches Biß-chen = Biskhen) zum Beispiel Wakhsch (Wachsch) und Wiskharwi (Wischarwi); „y" und „v" sind als überflüssig ausgeschieden. Das „s" ist fast immer hart (Samarkand = Ssamarkand), so daß eine Unterscheidung des seltener vorkommenden weichen „s" (englisches „z") hier zu umständlich wäre. Die Zwielaute „au, ai" werden meist getrennt ausgesprochen, zum Beispiel A-ul, Wereschga-i. Die Betonung lege man immer auf die letzte Silbe. Das „i" des besitzanzeigenden zweiten Falles habe ich zum Vorderwort gezogen, wie es die russische Karte auch macht; also Darai-gharmo statt Dara-i-gharmo (Tal des Gharmo). In der Trennung der Namensteile lasse ich mich von Wortlänge oder von der Bequemlichkeit der Zunge leiten, ohne eine Regel hin-

stellen zu wollen: Muksu, Kisil-su, Surchob, Gardani-kaftar, Kalai-liabi-ob, Akbai-sitargi, usw. Da die Namen lebendig werden, wenn man sie versteht, so gebe ich eine Liste der wichtigsten Dinge, die in Ortsnamen dieses Aufsatzes vorkommen.

ab, ob: Wasser, Fluß
abad: Gartenland, volkreich
ajag: Unter-
ak: weiß
art: Joch, Paß
artscha: Wacholder, Juniper
assia: Mühle
at: Pferd
ata, ota, dada: Vater
aul: Lager
bag: Dorf
bagh: Garten
bala: Ober-
band, bend: Damm
basar: Markt, „Bazar"
basch: Kopf
bel: Paß
bibi: Großmutter
bulak: Quelle
chana: Haus
choram: schmutzig, eklig
dagh, tagh, tau: Berg
dar: Durchlaß, Tür
dara: Tal
darband: schwieriger Paß
darja: Fluß
darwasa: Pforte
dascht: Ebene, Steppe
dawan: Paß
deh: Dorf
djai: Ort
djilga: tiefes Tal
djuma: Freitag
duschambe: Montag
jagh, jak: Eis
jaila, ailak, lailak: Sommerweide, Alm
jaka: Grenze
jangi: neu
jar: Uferklippe
jaschil: grün, gelb
jol: Weg
kabud: blau
kala: Festung
kalon: groß
kalta: kurz
kamisch: Schilf
kand, kent: Stadt
kar: Schnee
kara: schwarz
karaul: Wächter
katta: groß
kischlak: Dorf
kisil: rot
kitschik: klein
koh, kuh: Berg
koi: Schaf
kok: grün
kol: Runse
kosch: Hirtenlager
kum: Sand
kurgan: Hügel, Feste
kusch: Töter (Hindukusch)
kusch: Falke
kutas: Grunzochse, Jak
lak: Ort
langar: Rasthaus
maidan: Platz
masar: Heiligengrab
minar: Gebetsturm (Minaret)
mir: Berg
mus: Eis
nau: neu
ou, oi: Wasser, hohl
owa: Ebene
pir: Gipfel, Berg
pul: Brücke
rud: Fluß
safed: weiß
sai: Runse
samin: Erde
sang: Stein
sar, sir: Kopf, Gipfel
sarai: Haus
sarik: gelb
schach: Horn
schar: Stadt
schir: Tiger, Milch
schor, schur: salzig, brackig
schutur: Kamel
sebs, siabs: grün
sel: Schneefeld, Eis
sia: schwarz
sindan: Gefängnis
su: Wasser
sugur: Murmeltier
surch: rot
stan: Platz
tacht: Thron
tachta: Planke
tam: Mauer
tan: eng
tang: Schlucht
tasch: Stein
tau: Berg
tengi, tang: Pfad
tepe, tepa, tiube: Hügel
tik: steil
timur: Eisen
tschap: links
tschaschma: Quelle
tschinar: Platane
tschukur: Schlucht
tugai: Dickicht
turpak: Lehm, Löß
tut: Maulbeerbaum
ui: Haus
ulu, ulug: groß
urta: Mitte
usun: weit

Trotz der Kürze, der ich mich befleißige, kann es wegen der Fülle der Ergebnisse hie und da zu einer kleinen Auslassung kommen, was ich zu entschuldigen bitte.

Februar, März, April 1913 in München: Vorbereitungen, Briefwechsel und Besprechungen mit Teilnehmern, Förderern, Behörden, Lieferern; Einreichen von Gesuchen um Reiseerlaubnis nach Turkestan; Bestellungen und Einkäufe; Überlegen der Ausrüstung und der Geldfragen. Der Keller des Alpinen Museums füllt sich mit Bergen der Verzweiflung, aus denen sich langsam das Rüstgefüge des Unternehmens aufbaut. Rechnungen häufen sich auf dem Tische des Leiters und bleierne Sorgen beschweren sein Herz. Endlich treffen die russischen Papiere ein.

2. Mai: Es soll ein Ende sein und ein neuer Anfang; hundert Fragen werden abgeschnitten; nur Bewegung ist Ruhe. Mit den zwei kräftigsten Teilnehmern wird das Gepäck mutig zugemacht, verschlossen, verschnürt, gemerkt, gewogen

und aufgeschrieben. Abends wankt ein hochgetürmter Lastwagen zum Bahnhofe. Wir folgen zu dritt, und die Tränen der Hausmeisterin fließen uns den letzten Gruß. Im Bahnsaale bewundern wir die Geistesgegenwart, mit der für drei Glas Bier ein Tausendmarkschein des Alpenvereins gewechselt wird. Düsteren Blickes reißt sich der Bayer von der Maß. Auf der dröhnenden Bank finde ich die Ruhe, die Bewegung heißt.

3. Mai: In Wien stoßen andere Begleiter zu uns. Von Professor Merzbacher kommt das in letzter Stunde eingetroffene Geleitschreiben der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft, der wir so viel verdanken.

4. Mai: Die Beamtenschaft des Nordbahnhofes ist in Aufruhr. Rund 1800 Kilogramm Gepäck in 74 Stücken; unerhört. Soviel darf nur ein Erzherzog haben; der Zug wird es kaum leisten können. Ich will eine zweite Lokomotive zahlen, es ist aber keine da. Der Wiener Nordbahnhof ist der dunkelste Osten; östlich davon wird es immer westlicher.

5. Mai: Zoll in Wolotschisk. Dank der Regierung in Petersburg geht alles glatt, das heißt anstatt zwei Tage hier zu sitzen und 1000 M Zoll zu zahlen, brauche ich nur anderthalb Stunden Tobsucht durchzumachen. In einem kaltlächelnden Kreise von Beamten und Zuschauern rase ich, meinen Schlüsselbund schwingend, von einem Koffer zum anderen. Auf die vierundsiebenzigmal wiederholte Frage des Zöllners: „Was ist darinnen?“ kann ich schließlich nur die Antwort hervorkeuchen: „Sachen!“. Glücklicherweise war der brave Goldlust zur Seite, so daß aller Form genügt und der Zug erreicht ward.

7. Mai: Nach einer etwas gewundenen Fahrt durch Südrußland, mit zweimaligem Umsteigen finden wir in Tula einen Durchwagen nach Taschkent.

8. Mai: In Samara schließen sich die zwei noch fehlenden Teilnehmer an, die vorher einen Abstecher nach Moskau gemacht hatten.

9. Mai: Orenburg. Bisher war das Wetter naß und kalt gewesen. Hier wird es plötzlich wärmer.

10. Mai: Blick auf den Aralsee.

12. Mai: In Taschkent liebenswürdiger Empfang durch den Generalgouverneur von Turkestan, Samsonow, und seine Beamten. S. H. der Herzog Alexander Petrowitsch von Oldenburg hat mich telegraphisch empfohlen. Dank dieser Fürsorge des Herzogs finde ich alles glatt; ich bekomme wertvolle Papiere und Vergünstigungen.

13. bis 27. Mai: Der Zauber von Samarkand wird durch den zweiten Abschnitt der Rüstungen etwas beeinträchtigt. Wieder kaufen, rennen, reden, denken und packen, packen, packen. Dazu Staub und Hitze. Wir wohnen in einem Sarai der Eingeborenenstadt. Sarai heißt Haus; im Sondersinne, gleichwie „Deutsches Haus“ oder „Frankfurter Hof“ bedeutet es mietbare Unterkunft für Menschen, Waren und Tiere, also auch Gasthaus. Im Sarai Muchumbajew leben wir friedlich mit 37 Eseln, 40 Hammeln, einem Kino, zwei Stiefelputzern, einem Winkeladvokaten und einer bunten Gesellschaft von Sarten. („Sarte“ — abgesehen von der schwankenden wissenschaftlichen Bedeutung — ist üblicher Ausdruck für die Eingeborenen Turkestans.)

Die Esel gehörten uns. Ich wollte einen Versuch mit dem Esel als Karawanentier machen, um zu sehen, ob sie sich besser als Pferde bewähren. Ich konnte den Versuch wagen, weil ich über bucharische Regierungspferde verfügte. Ich nahm an, daß Esel wenig Pflege brauchen und im Gebirge leichter Futter finden. Obgleich unsere Grautiere als Gepäckträger auf kurzen Bergfahrten oft nützlich waren, ist der Versuch doch größtenteils mißlungen. Erstens braucht man doppelt so viele Esel als Pferde (Kamele gehen nur in der Steppe oder auf ganz leichten

Sagunakl

Kamtsch

Naturaufnahme von W. R. Rickmers

Bruckmann aut. et impr.

Kalai-liabi-ob gegen die Kette Peters des Großen



Wegen), was die Wartung und Übersicht erschwert, und zweitens sind alle Furten durch Flüsse und Gebirgsbäche für Pferde gedacht, das heißt, eine Brücke wird nur dort gebaut, wo ein Pferd nicht mehr durch kann. Wo das Pferd sich noch anstemmt, Reiter oder Last trocken haltend, dort ist der Esel hilflos. Daß unsere Esel wund wurden und gegen die Pferde besonders abstachen, weist auf eine viel wichtigere Frage der Lastenförderung, nämlich: Kauf oder Miete? Hat man nur ein oder zwei Tiere nötig, dann mag man sich das Vergnügen eigener Pferde gönnen. Sind es aber viele, zehn, zwanzig oder mehr, dann ist es wegen der Sorglosigkeit der Diener unmöglich, sie richtig zu pflegen, es sei denn, daß man selber täglich mehrere Stunden den Pferdeknecht spielt, wozu die Reisezeit zu wertvoll ist. Hätten wir beispielsweise Pferde gekauft, dann wären drei Viertel davon in Kürze ebenso wund gewesen wie die Esel. Dann muß man doch mieten oder die eigenen Gäule rücksichtslos ausnützen, das heißt zu Tode treiben, was — durch Entgang des Wiederverkaufes — ebensoviel kostet wie Miete, abgesehen davon, daß unsereinem diese Schinderei nicht behagt. Leihtiere machen wenig Sorgen, wobei nur zu bedenken ist, ob sie überhaupt zu haben sind, sei es von Tag zu Tag, sei es durch Vertrag für die ganze Reise. Das hängt von den Verhältnissen ab. Meine Erfahrungen fasse ich so zusammen: Lieber die dreifachen Unkosten für Miete rechnen. Es ist ein verdrußsparender Mehraufwand, den der Kenner nie bereut. Auf dieser Reise berührte mich die Frage nur leicht, weil ich billige Aushebungen des Emirs von Buchara hatte.

Zwischendurch fuhr ich nach der Stadt Buchara, um mich dem kaiserlich russischen politischen Agenten und dem bucharischen Kusch-begi (Kanzler) vorzustellen. Auch hier hatte der Herzog von Oldenburg vorgesorgt. Ich wurde sehr liebenswürdig aufgenommen und erledigte alles schnell: Begleiter, Geldüberweisung an verschiedene Begs (Statthalter) usw. Ebenso konnte ich Apotheker Reinhard, dem alten Freunde aller Reisenden, wieder einmal die Hand drücken.

Einige Tage später meldete sich in Samarkand der Mirsa-baschi Abdul-hamid Abduschkur-beg, ein hoher Beamter des Emirs von Buchara. Er war mir für die Reise als Berater und Helfer zugeteilt, sozusagen als lebendiges Begleitschreiben. Seinem Range und Einflusse, ebenso wie seiner nie erlahmenden Höflichkeit und Geduld verdanke ich die Überwindung vieler Hindernisse. Man macht sich keinen Begriff, wie schwer es ist, Pferde, Träger und Nahrungsmittel zu beschaffen, besonders in Gebirgsdörfern, während der Erntezeit, oder wenn es sich, wie bei uns, um ein größeres Aufgebot handelt. Schon der Einzelreisende steht vor Mauern des Mißtrauens und Eigensinns, wie ich aus eigner und fremder Erfahrung weiß; um so mehr ein vielköpfiger Trupp. Wir waren diesmal außerordentlich begünstigt, was durch zahlreiche Leistungen und geringe Ausgaben doppelt ausgedrückt ist. Allerdings beobachteten wir, daß der Mirsa-baschi manch harten Strauß auszukämpfen, lange Verhandlungen zu führen und zahllose Briefe zu schreiben hatte. Doch er setzte immer durch, was einem Europäer nicht oder nur mit schwerem Golde gelungen wäre. Ernste Zeitversäumnis ward uns ein unbekannter Begriff, und wenn der Mirsa-baschi gelegentlich um Aufschub bat, dann empfanden wir es als geschenkten Rasttag. Wir schulden unserem braven Führer, Philosophen und Freunde herzlichen Dank, ebenso wie seinem Herrscher, dem Emir. Mit dem Mirsa-baschi war der ebenfalls zugeteilte Dolmetsch Chodja Haibullah, ein kleiner, schwächlicher Usbeke, der später ausgetauscht wurde. Ich beauftragte beide, mich am 1. Juni auf der bucharischen Grenzpost zu erwarten.

Ein Glanzpunkt der Reise wird immer die Gastfreundschaft bleiben, die uns die Familie Rahwing in Samarkand gewährte. Herr Rahwing opferte viel Zeit und Mühe, um uns zu beraten und die endgültige Ausrüstung zu beschleunigen.

Ebenso nahm seine liebe Frau sich unser herzlich an. Vierzehn Tage lang waren wir jeden Abend zur reichbesetzten Tafel in ihrem Garten geladen, unter klarem Himmel beim Zirpen der Zikaden.

Die Höhe von Samarkand ist 719 *m* (Bahnhof 691 *m*). — Der vergangene Winter soll außergewöhnlich schneereich gewesen sein, was man auch den Bergen ansieht. Klebelsberg untersucht den Hügel Tschapan-ata, die Schotter der Steppe und den Gebirgsrand bei Agalik.

27. Mai: Aufbruch vom Sarai bei reger Teilnahme des Volkes. Unter Führung des Dieners Jussuf werden die Packesel nach Agalik vorausgeschickt. Die größere Hälfte des Gepäcks ist in Karren nach Scharschaus gegangen. Mit Rucksack und Bergstock sieht Jussuf sehr unternehmend aus. Er entpuppte sich später als brauchbarster aller Knechte. Im Gebirgsdorfe Rars am Sarafschan beheimatet, wo er in seinen Mußestunden die Steinbockjagd mit dem Luntenrohre betreibt, zeigte er Verständnis und Übung für die Bergsteigerei. Nachmittags fahren wir in Wagen ab und Rahwings begleiten uns nach ihrem Sommerhause in Agalik, wo wir für die letzte Nacht ihre Gastlichkeit genießen. Das Dorf Agalik, eine fieberfreie Sommerfrische der Samarkander Russen, liegt am Fuße des Kemkutan, eines der höchsten Gipfel des Samarkand-tau. Dieser granitene Rücken (marmorne Ränder) ist einer der westlichsten Ausläufer des Sarafschan-Gebirges.

28. Mai: Wie immer am Anfange, dauert das Aufladen sehr lange. Für europäisches Gepäck haben die Leute kein Auge, denn sie schnüren die Koffer gerne mit dem Deckel nach unten oder mit dem Schlosse gegen den Sattel. Sie müssen erst lernen, was uns als selbstverständliche Lage im Raume erscheint. Wir gehen den Agalikbach aufwärts, dann in ein rechtes Seitental und kommen nach etwa vier Stunden an den Abhang des Kemkutan, wo in etwa 1200 *m* Höhe gelagert wird. Über uns der rund 200 *m* höhere, sanft geneigte Boden einer Weidefläche; wahrscheinlich alte Moräne; einige Sommerlager (Almen) mit Kühen, Schafen und Ziegen.

29. Mai: Um 8 Uhr vormittags sind wir auf dem Kemkutan, 2200 *m*. Ein Berg weiter westlich ist nach Deimlers Messung wahrscheinlich einige Meter höher. Der Gebirgskamm ist eine wellig-buckelige Oberfläche, aus der zahlreiche 20 bis 50 *m* hohe Granitklumpen als Gipfel ragen. Der Granit ist durch Verwitterung merkwürdig gekerbt und geputzt, an Karren und Schratten gemahnend. Der Hauptblock mit einigen glatten Stellen bietet hübsche Kletterei. Rahwings Sohn Herbert, der uns begleitet, versucht sich mit Erfolg als Bergsteiger und Kletterer. Als Russe an lange Märsche nicht gewöhnt, muß er im Abstiege mit einem „Knieschnackler“ kämpfen. — Nachmittags im Lager Schlachtfest des ersten Hammels.

30. Mai: Auf unseren Gesichtern zeigt sich „Gletscherbrand“ von der Rückstrahlung des hellen Granites. Wir wandern zur Gabelung des Agalik-Haupttales und in den von Osten kommenden Zweig bis zum Fuße des Manüßpasses, der uns nach Buchara hinüberführen soll. Lager 1400 *m*.

31. Mai: 8 Uhr 30 Min. vormittags Manüßpaß, 1850 *m*. Drüben hinab herrliche Gratwanderung ins Bucharische, auf viele Kilometer langem Rücken und durch Steppenlandschaft mit Sommerlagern und Herden, besonders Pferden. Immer noch weichgerundetes Granitgebirge, aus dem sonderbar geformte Klippen ragen. Im allgemeinen aber ruhiger, weniger felsig als die Samarkander Seite. Allmählicher Übergang in die Erdlandschaft des Kaschka-darja-Beckens (Becken von Schachrisiabs mit den blühenden Städten Kitab und Scharschaus). 3 Uhr nachmittags im Dorfe Ajaktschi, 800 *m*, wo wir reife Maulbeeren finden und mit Hilfe der Dorfjugend drei Würfelnattern im Wassergraben erbeuten.

1. Juni: Ficker leiht mir seinen Hengst Turuk, damit ich nach Kainar voraus-

reite, Essen zu bestellen und den Fußgängern Wasser entgegenzuschicken. In Staub und Sonnenhitze durch wasserlose Steppenhügel; dann durch ebneres Gelände am Fuße dunkler Marmorwände. Um 10 Uhr vormittags erreiche ich Kainar, 860 *m*, eine baumreiche Dorfoase in der vom Tachta-karatscha-Passe herunterziehenden Schlucht; Poststelle an der Fahrstraße von Samarkand nach Termes. Hier treffe ich den Mirsa-baschi und den Dolmetscher. Dieser läßt durchblicken, daß er die Beschwerden der Bergreise fürchtet und bald entlassen werden möchte. Im Meiman-chana (Fremdenhause), an einem Teiche im Schatten kühler Bäume, steht der übliche Tisch mit dem Dasturchan (wörtlich „Tafeltuch"), d. h. des Willkomms aus Süßigkeiten, Brot, Obst, Eiern, Tee usw. Ich bestelle sofort einige Riesenschüsseln mit Pillau (Reis und Fleisch). Die anderen treffen schon anderthalb Stunden nach mir ein, nach dem heißen und staubigen Marsche der Erquickung bedürftig.

2. Juni: Eine Schwadron Pferde steht bereit und nun beginnt das täglich erneute Vergnügen, Sättel zu richten und Steigbügel einzurenken. Der erste Ritt ist eine ziemliche Folter und man wagt nicht zu glauben, daß man später unter ähnlichen Bedingungen bis zu 70 *km* machen wird, ohne mit der Wimper zu zucken. Am Wege belästigen wir ein Geierfestmahl durch Pistolenschüsse. In zwei Stunden nach Kitab, wo uns Beamte vor den Toren empfangen. Rast und Anstandsbesuch beim Beg: „Gott segne Euren Eintritt; es ist mir eine Ehre, Euer Hochwohlgeboren begrüßen zu dürfen. Wie geht es Ihnen? Sind Sie zufrieden?" — „Grüß Gott, Exzellenz; wie geht es Ihnen? Wir danken für den liebenswürdigen Empfang," usw. usw. — Es wird Tee getrunken und noch über allerlei geredet, was ihm oder uns mit Mühe einfällt. — „Ich bitte Euer Hochwohlgeboren dringend, noch drei bis vier Tage unter meinem Dache zu verweilen." — „Tut uns gräßlich leid, Exzellenz, diese unhöfliche Absage drückt uns das Herz ab, aber unser Kaiser hat uns befohlen, in drei Monaten dreitausend Meilen zu reiten." — „Dann glückliche Reise; wenn Sie was brauchen, lassen Sie es mich wissen; Gott schütze Sie." — „Tausend Dank, habe die Ehre, empfehle mich, auf Wiedersehen, küß die Hand, Allah ist groß, Omin!" —

In zwei weiteren Stunden erreichen wir Scharschaus (Schar), die Schwesterstadt von Kitab. Die Ebene des Kaschka-darja ist sehr fruchtbar und gehört zu den reichsten des Chanates. Wir werden zwischen den Gärten außer der Stadtmauer im Hause des Amlakdars (Bezirksamtmannes) Idris Djiwadji Sadir-beg untergebracht. Das Gefrett mit den eigenen Tieren fängt schon an: viele Esel haben Rückenwunden mit Fliegenmaden.

3. bis 5. Juni: Es wird noch etwas gepackt und gebastelt. Der Beg ist ein prachtvoller und freundlicher alter Herr, ein Bild morgenländischer Würde. Großgepäck lasse ich mit Kamelen um den Fuß des Gebirges nach Karatagh schaffen. Mit Herbert Rahwing verläßt uns heute ein äußerst beliebtes außer-außerordentliches Mitglied der Gesellschaft.

6. Juni: Jetzt immer zu Pferde, soweit nichts anderes gesagt. In drei Stunden nach Jakabag, Hauptstadt einer kleinen Provinz, sehr malerisch zwischen Vorbergen gelegen, mit alten Festungresten. Hier verabschiedet sich der Dolmetscher Haibullah, der zeitweilig durch Mirsa Achram, den gewandten und dienstfertigen Schreiber des Begs, ersetzt wird.

7. Juni: Entlang dem Jakabag-darja in 4½ Stunden nach Kamar, 1100 *m*, am Fuße des Tschakman-kuidi-Passes, der die Engschlucht des Jakabag-darja umgeht.

8. Juni: Heldenhafter Entschluß, den Paß zu Fuß zu überschreiten. Ab Kamar 5 Uhr 45 Min. vormittags. In der vorgelagerten Hügelsteppe leuchten Flecke von rosa Eremurus und rotem Astragalus. Aufwärts kommen wir immer mehr

zwischen Frühlingsblumen und Verwandte der Alpenpflanzen: viele Liliengewächse, zwei Schwertlilien, prächtige Adonis. Stellenweise gute Bestände von Artscha, einer krummwüchsigen Wachholderart, die dem Lebensbaume (Thuja) sehr ähnlich sieht. Die Artscha muß hier unsere Nadelhölzer vertreten, was ihr besonders in der Nachahmung der Wettertanne und der Latsche gut gelingt. Richtige Tannen erscheinen erst wieder im westlichen Tianschan. Um 11 Uhr 45 Min. vormittags auf dem Passe Tschakman-kuidi, 2700 *m*. Blick auf die Reihen der auslaufenden Hissarischen Berge (Hasrat-sultan), die in Südwestrichtung streichen. Viele sanfte, noch tief verschneite Rücken, unterbrochen durch die Abstürze der schiefen Kalkplatten und Talrisse. Östlich vom Passe ein 3000 *m* hoher Rundkopf, der gegen Taschkurgan einen als Maskhara bezeichneten Vorzacken schiebt. 100 *m* unter dem Passe noch Gerstenfelder. In drei Stunden nach Taschkurgan, 1945 *m*, das inmitten einer alpinen Umgebung auf einem Felsaltan liegt, der 200 *m* senkrecht zum Flusse abfällt. Wir bleiben einige Tage, weil die Berge in jeder Hinsicht bemerkenswert erscheinen.

9. Juni: Ficker geht zwei Tage auf Erkundung talauf, an den nicht verkarteten Dörfern Kuina, 1850 *m*, und Kusch-alma, 1920 m, vorbei zum höchsten Sommerlager Koskor-sale, 2560 *m*, am Fuße des Chodja-aktscha-burun, eines Gipfelgebildes aus riesigen, bandartigen Kalkwänden. Viel Wacholder; Haupttal nun weglos und im Hintergrunde mit steilen, zerscharteten Felsbergen (bis vielleicht 4300 *m*). Besteigung einer Kuppe (Initschka, 3475 *m*) des Chodja, wo ein Gewitter die Aussicht löscht und zum Rückzug zwingt. Übernachtung in Koskorsale, dann auf den nordwärts vom Chodja weit ins Tal vorspringenden Querriegel und dessen höchsten Punkt Chodja-birbir (3100 *m*; Aussicht), Reste von Ariks (Bewässerungskanälen) bis 2950 *m*.

Kaltenbach, meine Frau und ich nebst Mirsa-baschi, Mirsa Achram und zahlreichem Gefolge und Höhlenführern den Kala-sai („Festungsbach“) hinauf zu den Höhlen von Kalai-schiran. Großartige Schlucht in senkrechten, roten Kalkwänden; auf den Schutthängen ihrer Sohle dichter Buschwald mit uralten Wacholdern. Hoch oben springt eine starke Quelle aus einem Loche der Wand; auch ein Schleierfall. Am Fuße der rechten Talmauer die Höhleneingänge, 2400 *m*. Die Vertrautheit unserer Führer mit dem Inneren, Fackel- und Kienspanreste, Rauchspuren und zerschlagene Tropfsteine beweisen, daß der Ort den Eingeborenen als Sehenswürdigkeit bekannt ist. Nach der Sage ist es Tamerlans Pferdestall, was durch dicke Lagen sozusagen geschichtlichen Pferdemistes erhärtet wird. Wahrscheinlich Zuflucht bedrängter Gebirgler und später vielleicht Räuberlager. Zwei große Eingänge in einer gemeinsamen, hallenartigen Grotte. Durch Auffüllung hinter einer gut gebauten Bruchsteinmauer mit Balkeneinlagen („gallische“ Mauer) ist ein geräumiger Vorplatz geschaffen. Links die kürzere Höhle, die bald wieder ins Freie auf einen schön gemauerten Vorsprung mündet. Rechts auf rohen Stufen in die 600 *m* lange (soweit begangen) Haupthöhle, in der Tropfsteinhallen mit Engen abwechseln. Bei einigen unheimlichen Schliefgängen haben wir köstlichen Spaß mit dem dicken Aksakal (Dorfältesten). Wir finden viele Knochen. Tags darauf nähere Untersuchung und Messung durch Deimler, Kaltenbach, Frau Kaltenbach und Kuhlmann, wobei auch einige Funde gemacht werden (Scherben, Tonlampe, Sandale, Spindel, Papierfetzen mit Schrift usw.). Klebelsberg bekümmert sich inzwischen um die Geologie von Taschkurgan.

12. Juni: Zum Passe Kisil-gasa (2500 *m*; viele Gipspingen), der ins waldreiche Tal des Katta-uru-darja (Gusarfluß) führt; fortwährend kommen Esel vorbei, die Wacholderstämme schleifen. Wir zweigen zum Paßwege Sangardak (Sang-gardak) ab. Dieser Übergang ins Tal des Sangardakflusses und nach Jurtschi in Mittel-

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 5. Lager Tuptschek I mit Pik Sewerzow und Großem Atschik

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 6. Am Weg über den Wereschgaipaß (22. September 1913)

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 7. Der linke Arm des Borolmasgletschers mit dem Großen Atschik

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 8. Der rechte Arm des Borolmasgletschers

buchara ist besser als Langari-mardan bekannt, wie er auch auf der Karte heißt. Es hat eben jeder Paß viele Namen, je nach der Seite, von der man kommt, und je nach dem Wohnorte des Befragten. Oft ist es weiter nichts als ein viel- oder nichtssagender Allgemeinbegriff: der Paß, der Weg, das Tal; oder das erste, oder zweite oder folgende Dorf auf der anderen Seite, usw. Ein bucharischer Forscher in der Schweiz würde zahlreiche Wässer mit dem Namen „Dimülibach“ (der Mühlenbach) u. ä. entdecken.

Das Grün wird frischer und viele Blumen blühen: Adonis, Löwenzahn, Hahnenfuß, Krokus, blaue Schwertlilie. Große Flächen werden von Eremurus eingenommen, der auf südlichen Lehnen kurz vor dem Erblühen steht, gen Norden nur Blattbüschel mit ganz jungen Blütenschäften zeigt. Astragalus bildet in höheren Lagen stachlige Halbkugeln oder zwergbaumähnliche Stämmchen; er beherrscht größere Flecken nach Art der Steppe. Lager in 2850 *m*, im Gegentalschlusse zum Kattauru. Ficker und Klebelsberg zu einem Freilager, uns gegenüber, am Westabfall des Chodja-aktscha-burun, auf der rechten Seite des Höhlentales, in 3250 *m* (2 1/2 Stunden).

13. Juni: Besteigungen in drei Abteilungen. Ficker und Klebelsberg erreichen über einen schrofigen Nebengrat die Hochfläche des Chodja, deren drei aufgesetzte Gipfel (höchster 3800 *m*) sie alle besteigen. Zwischen Chodja und Sugurluk liegt eine weite, gegen Westen offene und durch Wände talwärts geschlossene, stark gefurchte Mulde, an deren Südrand der doppelgipflige Sugurluk steht. West- und Nordabfall des Chodjablockes sind sehr steil, die Südwest-Abdachung ist flach, der Anstieg leicht, Aussicht weit und lehrreich. Die Mulde war noch tief verschneit und enthält auch wohl in vorgerückter Zeit kleine Firnfelder. Dann hinüber und über den Nordwestgrat auf den Sugurluk, höchster Punkt 3740 *m*, und zum Lager.

Deimler, Kaltenbach und Kuhlmann mühten sich den ganzen Tag mit Messungen und photogrammetrischen Aufnahmen auf dem breiten und höckerigen Paßgelände, bei dieser Gelegenheit den Bugurluk, 3500 *m*, sowie ebenfalls den Sugurluk ersteigend.

Meine Frau und ich — alle Abteilungen brechen etwa 3 1/2 Uhr vormittags auf — zielen auf den Tschimboi, 3650 *m*, einen weit im Südwesten liegenden, noch ganz weißen Gipfel, den wir nach genußreicher Gratwanderung um 9 Uhr vormittags erklimmen. Auf dem Grate (meist Grundkonglomerat) und auf dem Gipfel zahlreiche Steinmänner, von Hirten gebaut (halb Spielerei, halb Andachtsitte). Wir stehen auf einem der langen, schlank dahinstreichenden Kalkzüge — nach Nordwest sanft gedacht, nach Südost steil —, die in gleichsinnigen Reihen quer zum Sangardaktale streichen und von diesem durchbrochen werden. Die Schneeflächen der sanften Schattenseite sind auch jetzt noch ein feines Schigelände.

Über den Bau des Gebietes sagt Klebelsberg einiges in den „Mitteilungen d. D. u. Ö. Alpenvereins“, Nr. 14, 1913. Um das Nachschreiben zu vermeiden und hier Raum zu sparen, verweise ich auf die Reiseberichte in den „Mitteilungen“ und auf Klebelsbergs Schilderungen in dieser Zeitschrift. Dem Laien fällt auf, daß rote und weiße Kalke nebeneinanderstehen, bis er findet, daß die Schichtflächen weiß bleiben, die Köpfe, das heißt der Bruch quer zur Platte, aber eine rote Wetterkruste ansetzen. Überhaupt ist die Landschaft äußerst farbenprächtig, weil infolge der geringen Bewachsung alle Erden, Mergel, Gipse usw. zur Geltung kommen. Man glaubt ein mit bunten Kreiden gemaltes Bild zu sehen.

14. Juni: Rast und allerhand Arbeit im Lager.

15. bis 17. Juni: Über den Paß Langari-mardan, 3380 *m*, nach Dagana, 670 *m*, am Ausgange des Sangardaktales. Im Schnee der Paßhöhe holt uns ein nachgesandter Briefträger mit Europapost ein. Der 60 *km* lange, oft kühne und schwierige

Weg ist schichtkundlich anregend. Drei Schluchten queren drei Falten, wobei auf den senkrecht geschnittenen Kalkschlund immer wieder die unregelmäßig gestuften Steilwände des kristallinen Gesteines folgen. Bei der Alm Charkusch, 2000 *m*, blühen Seidelbastbüsche in schwefelgelber Fülle und der Lauch weist violette Kugeln auf meterlangen Schäften. Weiter oben die goldigen Riesenschirme der Asafoetida. Bis Bachtscha, 1570 *m*, ist der Talgrund reich bewaldet. Wachholder, Ahorn, hochstämmiges Geißblatt, zahlreiche Weiß-, Schwarz- und Seedornarten. Wir sind zu Fuß und finden den Weg bis Bachtscha recht gedehnt. Allmählich einige Gärten und Luzernefelder, in denen bunte Melissen leuchten. Hie und da eine ragende Königskerze. Auf Kiesbänken des Baches stehen Gruppen von Tamarisken, deren Blüten zarte, rosige Wolken bilden. Blütenreiche Büsche der Heckenrose und große Walnußbäume. Bis zum Dorfe Sangardak, 1300 *m*, laufen wir noch. Dort sind aber schon Pferde und der neue Dolmetsch Isatullah-bai Hadji-habibulajew, den mir der Beg von Denau entgegengeschickt hat. Dieser sehr gewandte Mann blieb bis zuletzt bei uns und leistete gute Dienste. Aus der letzten Felsenenge unter Sangardak tretend, kommen wir ins Steppengebirge mit seinen runden Kuppen und den in rote Sandsteine eingesägten Tälchen. Hie und da tauchen sonderbare Blockgestalten aus dem grauen Boden. Wir durchreiten einen Feigenhain und sehen eine armdicke Weinrebe. Bei Dagana müssen wir den wasserreichen Fluß durchfurten, um das auf steiler Lehmklippe liegende Dorf zu erreichen. Wir sind nun in der brühwarmen Ebene, aber die größte „Nachtkälte“ von 21° wird tatsächlich als milde Kühle empfunden, wie denn überhaupt in diesem trockenen Klima eine recht hohe Wärme oder ein schwüler Tag kommen müssen, ehe man klagt. Heute zum ersten Male haben wir die Sarten der Berge bewundert, die als Eseltreiber 30 *km* bergauf, bergab, über Stock und Stein rannten, fast mit unseren Pferden Schritt haltend, dazu noch schreiend, lenkend und Lasten zurechtrückend. Später sehen wir noch größere Leistungen. Wer es in diesem Lande zu einem Pferde hat bringen können — wohl die Hälfte aller —, der schwingt sich in den Sattel, wo er nur kann. Und bleibt darinnen. Trotz ihrer Seßhaftigkeit sind die Bucharen auch ein Reitervolk, vor allem die Beamten und sonstigen „besseren Leute“. Einigermaßen gute Durchschnittsgäule (Preis 100—300 *M*) sind ausdauernd und trittsicher. Abgestiegen wird nur, wenn die Brücke wie ein Sieb aussieht oder der Absturz gar zu augenfällig droht. Unser behäbiger Mirsa-baschi saß nur an sehr heikligen Stellen ab und dann oft nur aus Sorge um sein Paraderoß, das über tausend Mark gekostet hatte. Angst zeigte er nie, auch wenn er sie gehabt hätte. Fast alle Ostalpenhütten, auch wo der Weg versichert ist oder über Gletscher führt, würde er erreiten, solange noch Raum ist für vier Hufe und eine Pferdebreite, solange nicht blankes Eis und offene Spalten Unmögliches verlangen.

18. Juni: Nach Sariassia, 630 *m*, durch die mittelbucharische Ebene mit Wassergräben, Sümpfen, Feldern, Baumgruppen und Dörfern. Die Gerste wird schon geschnitten und die Aprikosen sind reif.

19. Juni: Nach Regar, 700 *m*. Zu unserer Linken die Hissarkette. Ihre Vorberge erscheinen nicht als Auslauf der Hauptformen, sondern sind scharf abgesetzte Gebilde, die sich durch plötzliche Erniedrigung, sowie durch andere Form und Farbe vom alpinen Hintergrunde abheben.

20. Juni: Nach Karatagh, 900 *m*, das ich durch das Erdbeben (1907) stark verändert finde. Der gedeckte Basar ist verschwunden und ich vermisse alle Häuser, in denen ich früher wohnte. Vom Begschlosse stehen nur noch dürftig ergänzte Reste. Die ehemalige Sommerfrische des Kusch-begis von Hissar sieht sehr heruntergekommen aus, weil Handel und Wandel nach Duschambe,

der neuen Sommerstadt des hissarischen Begs, gelenkt sind. So sinkt Karatagh zurück ins Dasein eines beliebigen Dorfes. Wir treffen Jakub Ismaildjanow, der als Fünfzehnjähriger mit Bonvalot reiste und seitdem vielen Forschern, wie Barschewski, Lipski, Edelstein als Dolmetscher gedient hat. Ein rüstiger Mann von 58 Jahren, der fast alle Wege und Pässe Bucharas kennt. Er schenkt uns einen von Klebelsberg gierig mit den Augen verschlungenen Kreideammoniten aus der Kuliaber Gegend. Die Kamelsendung ist angekommen; heil bis auf einen mit Schokoladebrei angefüllten „wasserdichten" Koffer, der ein Bad im Tupalank-darja genommen hat. Jene Furt mit ihrem drängenden Wasserschwall war auch uns ein Erlebnis.

22. Juni: Nach Maulia-djar, 900 *m*, wo wir unter einer Riesenplatane schlafen, die neben hundert Nestern von allerlei Vögeln auch einen Adlerhorst mit Jungen trägt. Hier mündet das Chanakatal, in dem ein Eiszeitgletscher bis zu unserem Standpunkt herabgekommen sein muß. Für die schweren Granitfindlinge, darunter einer von etwa 1500 *cbm*, gibt es einstweilen keine andere Erklärung.

23. Juni: Nach Duschambe, 930 *m*. Abends lassen wir zu Ehren des Mirsabaschi Tanzknaben antreten, die bei unserem Freunde helles Entzücken auslösen.

24. Juni: Den Lehmklippen des Gebirgsrandes entlang nach Jangi-basar, 840 *m*; wichtige Brücke am Ufer des Kafirnigan-darja, eines der großen rechten Nebenflüsse des Amu-darja (Oxus). Am Wege Abenteuer mit einer Stutenherde, die einige unserer liebebedürftigen Hengste zum Ausreißen verlockt. Mehrere von uns gelangen bei den Bändigungsversuchen unversehens auf einen Friedhof, was sehr entschuldbar ist, weil die unregelmäßig verteilten Hügelchen für eine erdkundliche Oberflächenform gehalten werden können. Wir zahlen dem Begleitbeamten zwei Mark zur Ablieferung an den zuständigen Geistlichen als Buße für Grabschändung. Eremurus steht überall in voller Blüte und an seinem Schafte sieht man oft eine große Nachtfalterraupe mit Afterdorn. Von den Steppenkräutern lesen wir Prachtkäfer (Buprestiden).

25. Juni: An Gum-bulak vorbei, einer der wenigen Süßquellen am wasserarmen Wege (häufig Salzausblühungen), durch Steppenhügel nach Faisabad, 1200 *m*. Um 6 Uhr nachmittags ist es bei 28° „angenehm kühl".

26. Juni: Dem fast ausgetrockneten und etwas brackigen Iliakfluß entgegen, durch das auffallende, breite und flachsohlige Tal. Oben Talwasserscheide, weite Ebene, Zelte und Herden; links schroffe Altgesteinsberge mit Schneerinnen. Später steilerer und kürzerer Abstieg nach Obi-garm („Heißwasser", 1400 *m*). Bisher unser längster Tagesritt, etwa 45 *km*. Obi-garm ist ein berühmter Badeort mit eingefaßten Quellen (37,5° und 39,6°), die uns sehr behagen. Sie hängen mit dem großen Bruche zusammen, dessen Faden Klebelsberg hier aufnahm. Dieser Bruch, der dann fast ununterbrochen mit dem Wakhschtale läuft, ist eine von Klebelsbergs schönsten Entdeckungen. In Obi-garm viele Bäume und üppige Kräuter (Schafgarbe, Melisse, Hanf, Jughan usw.) Im Hause des Amtmannes lagern schwere Nußholzblöcke, die einem Frankfurter Hause gehören. Buchara ist reich an Walnußbäumen, deren Ausbeutung der Emir vergeben hat. Glücklicherweise scheinen nur wenige Bäume die so geschätzten Masern in bester Güte zu haben, so daß Ausrottung nicht zu befürchten ist.

27. Juni: Wir treten nun in das Wakhschtal ein, jedoch hoch über dem Flusse bleibend und einem Pfade folgend, der die Buchten und Seitentäler der rechten Uferberge geduldig ausläuft. Die Hänge sind mit Gestrüpp bedeckt, in dem ein sumachartiger Strauch auffällt. Einmal reiten wir durch einen Hain schöner Weißdornbäume. Vor Mudji-charw, 1300 *m*, abseits am Nebenfluß, wo wir übernachten, weitet sich das Wakhschtal zu einer großartigen Terrassenlandschaft. Hat man

sich an der Schönheit satt gesehen, kann man sich auch durch formkundliche Dinge belehren lassen, beispielsweise durch die Einschnitte alter Flußbetten, 200 *m* über dem heutigen Wasserstande.

28. Juni: Wir bleiben nun andauernd am Wakhsch. Heute bis Pombatschi, 1230 *m*, in einem Haine von Platanen und Maulbeerbäumen. Die Bevölkerung wird nun immer tadjikischer. Tadjiken sind ein mehr oder weniger leicht mit Mongolenblut versetztes Mischvolk, in dem das Indogermanische um so mehr überwiegt, je höher man in die Berge kommt. Sie sind arme Gebirgsbauern, Flüchtlinge der Turkflut; je reiner, desto tiefer im Gebirge, desto ärmer. Zwei Sänger begrüßen uns mit Volksliedern. Als Eigentümlichkeit fallen weiß getünchte Häuser auf, die manchmal mit rohen Zierlinien und Tupfen bemalt sind. Auf einem der flachen Schuttfächer hat sich eine mehrere Quadratkilometer große Asafoetidasteppe ausgebreitet. Der reine Bestand dieser wuchtigen, anderthalbmannshohen Doldenleuchter ist eindrucksvoll.

29. Juni: An den Talseiten, besonders bei Degi-gulemon und bei der Brücke, liegen große Muren und murige Bergrutsche. Wir überschreiten den Strom an einer Enge, über die eine abenteuerliche Brücke gespannt ist, und gelangen so nach Naudanak, 1300 *m*, am linken Ufer. Die Berge weichen; die Wege führen über breite Schwemmkegel; nur hie und da ist ein Vorsprung zu umgehen. In unserem Gefolge reitet ein Mann, der mit sechs Thonetstühlen behängt ist. Diese waren zu unserem persönlichen Gebrauch in die Bergdörfer entgegengesandt worden und wandern nun mit uns zu ihrem Eigentümer zurück, zum Beg von Karategin in Gharm.

30. Juni: Gharm, 1400 *m*, Hauptstadt der Provinz Karategin. Zwei Abteilungen arbeiten in den Bergen. Ich bleibe mit Kaltenbachs unten. Kaltenbach sammelt, Frau Kaltenbach malt, ich ordne, photographiere, schreibe usw.

1. Juli: Deimler und Kuhlmann mit einem Träger (der bald entlassen wird) zu den Gipfeln im Kamme nördlich von Gharm. Nach langwierigem Anstiege über Wiesen, Schutt und Schnee zum Chalka, 3850 *m*, den sie 5 Uhr nachmittags erreichen. Freilager ohne Schlafsack in 3800 *m*; nachts 0 Grad. Am nächsten Tage photogrammetrische Arbeiten und Verfolgung des Kammes gegen Osten über steile Firnschneiden. Rundaufnahme vom Westgipfel des Nischirion, 3800 *m*. Zurück nach Gharm mit Abfahrt durch große Schneerinne: 1200 *m* in 35 Min.

Ficker, Klebelsberg und Frau Rickmers zum Tschapdara, 3980 *m*. Höchster Punkt der östlich des Kamtchirakpasses gelegenen Gipfelgruppe, der gegen das Surchabtal eine ausgedehnte Mittelgebirgsterrasse vorgelagert ist. Der Wakhsch heißt oberhalb der Chingobmündung Surchab, oberhalb der Muksumündung Kisil-su. Die verschiedene Benennung der Stromabschnitte kommt auch bei uns noch vor. Unter anderem spiegelt sie die Stammesgeschichte der Anwohner. Surch-ab (tadjiikisch, persisch) und Kisil-su (türkisch) bedeuten dasselbe, nämlich „Rotwasser". Die großen und zahlreichen Siedlungen der Terrasse sind auf der Karte nicht verzeichnet. Der Gipfel ist von Gharm unsichtbar. Zum höchsten Orte (Surch-bed, 2130 *m*) des erwähnten, landschaftlich hervorragend schönen „Mittelgebirges" (Innsbrucker Ausdruck für die gewaltigen Innterrassen). Ein gut angelegter Reitweg, der über den Paß Tschildara, 3400 *m*, ins Chingobtal führt, wird in 2900 *m* gen Ost verlassen. Nachtlager 3150 *m* am Nordabfall. Am nächsten Tag über einen Nebengrat und Firnfelder zum breiten Hauptgrate und zum höchsten Gipfel in etwa drei Stunden. Wichtiger Einblick in die westlichsten Teile der Kette Peters des Großen.

3. Juli: Nach Jarchau am linken Surchabufer, 1480 *m*.

4. Juli: Nach Kalai-liabi-ob, 1600 *m*, auf einem breiten, mit Findlingsblöcken

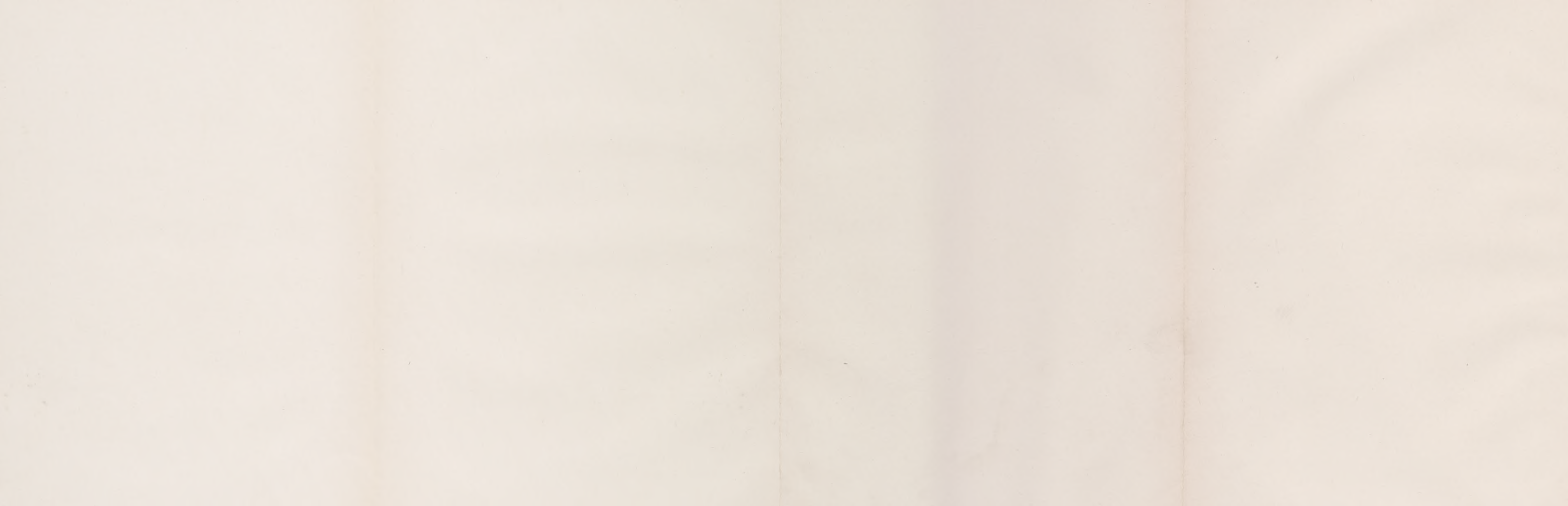


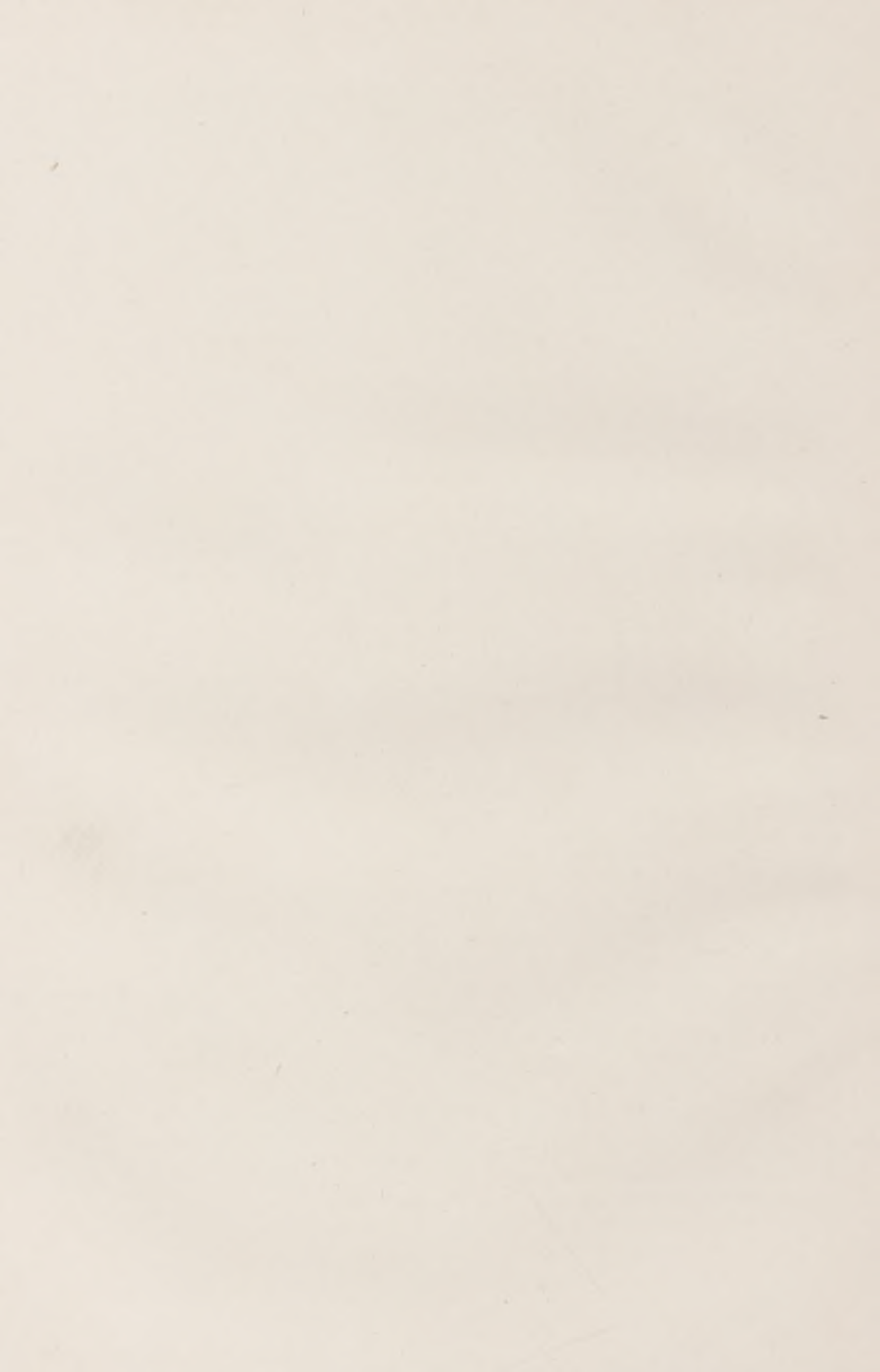


Panorama-Aufnahme von W. Rickmer Rickmers

Bruckmann aut. et impr.

Blick vom Mittelgipfel der Kleintuptscheker Kette auf die Berge am Gletscher Peters des Großen





bestreuten Schuttfächer. Am Wege überraschende Ausblicke auf den Sagunaki, der sich von Westen her in abschreckenden und doch verlockend kühnen Formen zeigt. Auch die Sarikaudalgruppe macht Eindruck, wie sie 2500 *m* über dem Talboden aufsteigt.

In Kalai-liabi-ob beschließen wir längere Zeit zu bleiben, um die Umgebung und besonders die Sagunakigruppe gründlich zu erforschen. Natürlich wollen wir auch die Eroberung des prachtvollen Berges versuchen. Im festungsartigen Amtshause richten wir uns häuslich ein. Das vom Hause Zeiß so freundlich geliehene Telemeter leistete hier wie auch später große Dienste in der Gebirgsaufklärung. Nur mit diesem wundervollen Instrumente war es beispielsweise möglich, den Vorbau des Sagunaki vom Tale aus abzugliedern.

5. Juli: Ficker und Klebelsberg nach Mark, 2250 *m*, Ganeschau, 2300 *m*, und zum Passe Almalik in den Vorbergen am Fuße der Sagunakiwände. Klebelsberg macht wichtige Gletscherbeobachtungen, besonders in bezug auf frühere Vereisungen.

Zur Übersicht diene folgendes: Das in seiner Gesamtheit bisher unbenannte Gebirge zwischen Muksu-Surchab und Chingob, also von den Bergriesen von Altin-masar (die Siebentausender Sandal, Schilbe und Mus-djilga; Ursprung des Gharmogletschers) bis zur Chingobmündung, heiße nach Klebelsbergs Vorschlag das Romanowgebirge. Die am unteren Muksu beginnende und durch das Hochtal von Tuptschek deutlich abgetrennte Kette Peters des Großen ist der abgesonderte nordwestliche Teil dieses Ganzen. Die Hauptmasse des Romanowgebirges hingegen liegt südöstlich von Tuptschek und heißt Sildi-tau oder Seltau. Es ist das ein verwickeltes Gebilde mit starken Seitenkämmen, das nur hydrographisch durch einen mehrfach gewundenen und gebrochenen Hauptkamm geordnet erscheint. Von Südwesten her ist noch die Schaklisukette angegliedert, von der Kette Peters des Großen durch das Schaklisutal getrennt und dem Namen nach bis zum Passe Gardani-Kaftar reichend.

6. bis 12. Juli (nach Bericht Ficker): Deimler, Ficker, Klebelsberg, Kuhlmann gehen am 6. Juli ab. Südlich von Kalai-liabi-ob vereinigen sich zwei Täler, die aus der Kette Peters des Großen herauskommen: Schurak und Nasarak. Jenes entwässert hauptsächlich die Gletscherkessel zwischen Sagunaki, 4900 *m*, und Kamtsch, 4385 *m*, während das westliche Nasarak aus zwei Firnen zwischen Kamtsch und Liulicharwipaß, 3780 *m*, schöpft. An der Nordseite des Gipfels Liulicharwi, 4170 *m*, der zerrissene Liulicharwigletscher. Östlich von diesem Gletscher zieht ein Nebengrat zu einem Punkte westlich der tiefsten Einsenkung (Kamtschpass, 3800 *m*) zwischen Kamtsch und Liulicharwi. Auf diesem teilweise verfirnten Nebengrate, den wir durch das Nasaraktal erreichten, bezogen wir in 3650 *m* ein Lager. Besser wäre es, den Weg zum Liulicharwipasse weiter zu verfolgen und in der Höhe östlich abzuzweigen.

Am 8. Juli Besteigung des Kamtsch. Um 5 Uhr 40 Min. vormittags verließen wir das Lager und stiegen in Stufen über den Firngrat zum Hauptgrate. Nach Abstieg zum Kamtschpasse hielten wir uns meist an den Westgrat des Kamtsch und an wechselnd steile Firnfelder auf der Südseite des Kammes. Wir erklommen nicht den steilen Felsbau des Nordgipfels, sondern begnügten uns mit der leichten Südspitze, deren Höhe vielleicht einige Meter geringer ist. Oben Aufenthalt von 9 bis 12 Uhr. Aussicht sehr schön und aufklärend. Zum Lager zurück auf gleichem Wege.

Am 9. Juli, 5 Uhr 40 Min. vormittags, wie gestern zum Hauptgrate, dem wir in westlicher Richtung und ohne Schwierigkeit zum Liulicharwigipfel folgen (7 Uhr 40 Min.). Die Aussicht des Berges, den Rickmers und Genossen vor sieben

Jahren bestiegen, steht jener des Kamtsch weit nach. Abstieg zum Passe Liulicharwi. Unterhalb des Gipfels gab es kurze Stufenarbeit und daran schließend heikle, kurze Kletterei über außerordentlich brüchige Gips-Kreidefelsen.

Den Paßweg hinunter; Nächtigung unterhalb der Ortschaft Ganeschau im Nasaraktal, 2250 *m*. Am folgenden Tage bezogen wir, von dem Dorfe Mark dem Schuraktale folgend, ein Lager in 3120 *m* am Westrande des Tales.

Am 11. Juli Besteigung des Sagunaki, 4900 *m*. Zwischen Sagunaki und seinem südlichen Nachbarn Schurak, 4350 *m*, liegt der Sagunakipaß, 4140 *m*, der von Eingeborenen mitunter nach Lairon im Chingobtale überschritten wird. Ab Lager um 3 Uhr vormittags. Quer über den Schurakgletscher und über steile, teilweise verfirnte Hänge zum Hauptgrate, den wir in einer Höhe von 4260 *m* südlich oberhalb der tiefsten Paßenge bei einem auffallenden Gratkopfe erreichten (7 Uhr 15 Min. bis 8 Uhr 15 Min. vormittags). Der Träger wegen, die bis hierher mitgingen, wurden manchmal Stufen geschlagen. Die Ersteigung des etwa 800 *m* hohen Gipfelbaues nahm sechs Stunden in Anspruch, wobei wir uns meist in der Ostflanke bewegten und nur selten den Hauptgrat berührten. Die steilen und sehr brüchigen Kreidefelsen boten oft beträchtliche Schwierigkeiten. Außerordentlich mühsam war die Überwindung steiler Schneehänge und Schneerinnen. Die Ersteigung dieses höchsten Gipfels der Kette Peters des Großen beanspruchte vom Lager aus elf Stunden. Die Aussicht ist der hervorragenden Lage des Berges entsprechend; der Tiefblick nach Norden überwältigend. Die Ersteigung des Sagunaki ist bei verhältnismäßig geringen technischen Schwierigkeiten sehr mühsam und gefährlich. Übernachten auf dem Sagunakipasse wäre Nachfolgern anzuraten. Da der Hauptgipfel des westlichen Teiles der Kette, der Sarikaudal, 4900 *m*, bereits früher von Rickmers und Genossen erstiegen ward, so ist alpinistisch die Hauptarbeit in diesem landschaftlich großartigen und geologisch bemerkenswerten Kamme getan.

6. Juli: Kaltenbach, Frau Rickmers und ich auf das Westende des Top-kurgan (auch Topchana-tasch genannt). Dies ist ein scheinbar alleinstehender, kegelförmiger Hügel im Osten von Kalai-liabi-ob. In Wirklichkeit der höchste Punkt, 3050 *m*, eines sehr breiten, sanft gebuckelten, etwa 12 *km* langen und durchschnittlich 3000 *m* hohen Rückens, der nach Osten bis zum Dorfe und Bache Kanischbeg reicht. Dieses zwischen Surchab und Gletscherkamm ausgestreckte Gebilde ist von diesem durch das Tal des Nuschorflusses getrennt. Es ist ein Bergzug innerhalb des großen Surchobtales und bietet deshalb eine ungewöhnliche Rundsicht nach den Hochgebirgen beider Ufer. Wir ritten in drei Stunden hinauf. In der Lage zwischen 2000 und 3000 *m* herrscht das landesübliche Jughan- und Rosengestrüpp. Jughan (Prangos pabularia) ist eine scharfriechende Doldenpflanze und ein wichtiges Futter, besonders als Wintervorrat. Über 2600 *m* blühen Rosen, Pfingstrosen, gelbrosa Eremurus, Storchschnabel, Asafoetida (Teufelsdreck), Wolfsmilch, Läusekraut, dunkelblauer Lauch, Goldlack, Sternmiere, Hahnenfuß. Wir sind zwei Stunden in der Höhe; Kaltenbach sammelt, ich photographiere und suche nach einem Gipfel für die nächsten Tage. In jeder Weise aussichtsreich dünkt mich der Kritschitschi-beg, eine rote Kuppe der Kette Peters des Großen. Er liegt westlich vom Akar-tschau.

7. Juli bis 12. Juli: Wir drei reiten in das Nuschortal. Oberhalb des Dorfes Darai-nuschor, 1800 *m* (so genannt zum Unterschied von Nuschor, das draußen in der Surchobebene liegt), finden wir eine prachtvolle Seen- und Moränenplatte, 1900 *m*, mit mehreren Almen. In den ziemlich warmen Seen sind Algen, Wasserlinsen, Schnecken, Kaulquappen, Kröten, Brandenten. In den Seitentälern liegen merkwürdige, schmale Gletscher, die ihr ältestes, schwarzes Eis bis 2500 *m*

herabschieben. Während der folgenden Tage untersuchen wir zunächst das Nuschortal bis zum Passe Bel, 2600 *m*, von dem nach Osten, und dann umbiegend, der Kanischbegbach fließt. Dann zu einem Lager (Alla-kisrok, 3100 *m*) auf dem breiten Grate, der zum erwählten Gipfel zieht. Wir sind schon inmitten der Schneeflecken, die der Landschaft in der weiten Runde ein geflecktes Aussehen geben. In einer Senke sind mehrere dolinenartige Schneetrichter, davon einer mit Wasser gefüllt. Stuten- und Rinderherden weiden das junge Gras; überall pfeifen die roten Murmeltiere, deren ungezählte Scharen die Alpweiden Turkestans bevölkern. Glänzende Aussicht auf den Alai.

Der zum Kritschitschi-beg, 4100 *m*, führende „Rote Grat“ ist in Wirklichkeit ein Plateaurand, der den rechten Uferhang eines linken Nuschorbaches darstellt. Dieses Hochgelände (Überbleibsel einer alten Landfläche) ruft Erinnerungen an das Tote Gebirge und Steinerne Meer wach. In ihm kündet sich schon das weiter östlich so stark entwickelte Hügelhochland an, das die breit ausladende Vorstufe der Riesenberge von Tuptschek bildet.

Fortwährend dem leicht gangbaren Randgrate folgend, kamen wir am 10. Juli in etwa fünf Stunden an den Gipfelfirn, der unten einen 15 *m* hohen, sehr steilen Abschuß hat. Hier mußte ich eine Stunde arbeiten, um eine Treppe tiefer Löcher für die Träger auszuschlagen. Die Leute gehen schnell und sicher fast überall und tragen dabei schwere Lasten. Sie scheuen nur blankes Eis und Steilfirn, besonders wenn die Sache sich etwas hinzieht. Da werden nämlich ihre Fellschuhe (Opanken) naß und schlüpfrig. Das war nun hier der Fall, so daß ich sie einzeln mit dem Seil fördern mußte, um sie vor der Abfahrt in einen Bergschrund zu schützen. Kaum auf sanfteren Firn gelangt, warfen sie die Sandalen ab und rannten barfuß die letzten zehn Minuten zu den Gipfelfelsen hinauf, sich mit den Zehen in den harten Schnee krallend. Wir blieben eine Nacht auf dem etwas über 4000 *m* hohen Gipfel, von dem ich bei Morgenlicht eine Runde mit der großen Kammer (18/24) machen wollte. Besonders gut sieht man die volle Ausdehnung der Schaklisukette mit ihren drei starken Gletschern, die dem Schaklisutale linke Bäche zuführen. Auch bekommt man einen guten Allgemeinblick über die pamirartigen Bergsteppen von Tuptschek. Durch das von außen nach innen fortschreitende Einschneiden der Flüsse entstehen tiefe Schluchten (z. B. Muksu), die den massigen Kern allmählich zerlegen. Durch Ausblühen und Sinterung ist das Gipfelgestein zu einem weichen Gemenge komischer Gebilde zerfallen: Eisblumen, Kristalle, Knochen, Schädelteile werden vorgetäuscht.

Im Abstiege machen wir einen für die Träger besseren Umweg. Unterwegs sehen wir junge Steinböcke und stöbern ein Riesensteinhuhn (Megaloperdix) auf. Es ist eine Henne mit Jungen. Die Leute fangen zwei Junge. Dem einen kaufe ich die Freiheit, das andere wird mitgenommen. Der Besitzer füttert es mit Fliegen und Käfern und verwahrt es nachts in meinem Bergschuh. Die Gebirgler besitzen große Erfahrung in der Pflege dieser Vögel, die man häufig als Schautiere in den Häusern der Wohlhabenden sieht, die gute Preise dafür zahlen.

14. Juli: Allgemeiner Aufbruch nach Kanischbeg, 1800 *m*, am anderen Ende des Top-kurgan, der hier nun den vom Passe Bel und Akartschau kommenden Bach vorbeiläßt. Das Surchobtal wird zu einem Graben von regelmäßiger Breite, der sozusagen als „inneres“ Tal (zwischen Alai und Top-kurgan) in die große Hochgebirgsmulde eingesenkt ist.

15. Juli: Ficker, Klebelsberg und Frau Rickmers ersteigen den Akartschau, 4350 *m*, der unmittelbar westlich des Kuliakpasses liegt und einen sehr wichtigen Merkstein bedeutet. Es ist der Endklotz des hochgebirgsförmigen Verlaufes der Kette Peters des Großen. Hier beginnt jenes merkwürdige Hügel-Hochtal- und

Moränengelände, das man in seiner Gesamtheit als „Tuptscheker Vorland" bezeichnen könnte. Man denke es sich als Stufe oder Staffel zwischen Seltau (Berge am Gletscher Peters des Großen, der mit der Kette Peters des Großen nichts zu tun hat) und Surchob. Von den über 5000 *m* hohen Fels- und Eisgipfeln geht es steil zu diesem Vorland hinunter, dessen mittlere Höhe man 3000 *m* nennen möge. In sich ist es aber ein reiches, schwer zu übersehendes Gewoge weicher Formen, mit Höhenunterschieden von 100 bis 600 *m*. Mit dem untersten Muksuflusse als östlicher Grenze verläuft dieses Hochgelände allmählich dort, wo sich der Muksu dicht an die Gletscherberge drängt. Als Enden der Länge sind Kuliakpaß und Sildibach bequeme Annahmen. Mittendurch erstreckt sich eine oft mehrzeilige Hügelgruppe, 3500 bis 3800 *m*, in der man den Verlauf der Kette Peters des Großen suchen kann. Sie ist nur einmal vom Dastara-su (Borolmasbache) durchbrochen. Zwischen den Hügeln und dem Seltau, westlich vom Dastara-su, liegt das flachbodige Längstal der Karaschura, Tuptschek im engeren Sinne. Östlich dieses Baches liegt als Anschluß das Plateau von Kosch, das fast ganz mit Zügen oder Buckeln von Altmoränen besetzt ist und ein verwickelteres Wassernetz besitzt.

Deimler, Kuhlmann und ich gingen an diesem Tage auf das Ostende des Topkurgan, 4000 *m*, zu ortskundlichen Arbeiten.

16. Juli: Weiter talauf am linken Surchobufer, allmählich gegen Süden an den flachen Hängen Höhe gewinnend. Die Taldörfer, von ergiebigen Weizenfeldern umgeben, sind fast leer, da die Einwohner, teilweise Kara-Kirgisen, teilweise Tadjiken, auf den Sommerweiden sind. Sonderbar nehmen sich einige Kamele gegen den Hintergrund des Hochgebirges aus. Oben zieht der Pfad durch metertiefen Kräuterwald. Dort blühen Eremurus, Weidenröschen, Ampfer, Rosen, Habichtskraut, Liliengewächse, Wicken, Nelken, Buchweizen, Fingerkraut, Eisenhut, Taubnessel, Löwenzahn, Pfingstrosen, Storchschnabel und Jughan. Wir kommen dann in die Mulde von Djilandi, die als niedrigere Vorstufe den Tuptscheker Hügeln nördlich angelagert ist und die untere Treppenbühne des Tuptscheker Vorlandes darstellt. Wir durchbrechen die Hügel in der mit dem See Jaschil-kul erfüllten Senke und stehen plötzlich auf der Karaschura-Ebene, angesichts von Sewerzow, Atschik, Kisil-tasch (Borolmas) und Towarbeg, sechs Reitstunden von Kanischbeg. Hier standen schon einige Jurten (kirgisische Filzhütten) für uns bereit, 3300 *m*. In dieser Gegend blieben wir nun längere Zeit, da ich sie zu einem der Hauptarbeitsgebiete unserer Reise bestimmt hatte. Die weite Ebene mit ihren zahlreichen kirgisischen und tadjikischen Aulen (Jurtenlagern), mit ihren weidenden Rindern, Pferden, Schafen und Kamelen, mit dem dahinter aufsteigenden Eisgebirge ist ein unvergeßliches Bild. Ein fast nie schlummernder Wind ist die einzige Bitternis in den Herrlichkeiten Tuptscheks.

17. Juli: Spaziergang zum Jaschil-kul. Hinter dem See im nördlichen Ausschnitte des Passes steht der Schattenriß des Alai. Kaltenbach findet allerhand Getier, ebenso wie später auch in den vielen anderen Hochseen, deren Lebewesen in der Form wechseln. Auf den Uferwiesen blühen Enzian, Edelweiß, Fingerkraut, Geum, und eine Rapunzel, die nach Vanille riecht. Ficker ersteigt heute mit seinem getreuen Jussuf die Nordecke der Atschikmasse, 4660 *m*, in vier Stunden über den Grat zwischen Kleinem und Mittlerem Atschikgletscher. Man steht hier vor dem Gipfelbau des Pik Sewerzow, 5600 *m*, während die Aussicht sonst beschränkt bleibt. Auf die linke, südliche Seite der Talebene von Karaschura quellen aus drei Tälern gewulstete Moränengüsse hervor, die von Ost nach West größer werden und oben nur noch ziemlich kümmerliche Gletscher haben. In dieser Folge nennt man sie Kleine, Mittlere und Große Atschikmoräne (Tal, Bach, Gletscher).

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 9. Der Finsterwaldergletscher vom Sagranpaß mit den beiden Sildigipfeln

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 10. Der Brücknergletscher vom Sagranpaß, mit dem Pik Sydow im Hintergrunde

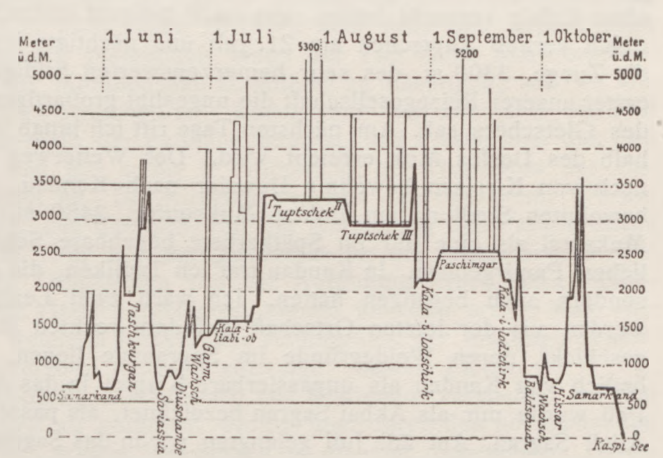
Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 11. Am Weg über den Akbai Sitargi (7. September 1913)

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 12. Am Brücknergletscher. Blick auf den Sagranpaß

20. Juli: Wir verlegen das Lager einige Kilometer weiter nach Osten zum Platze Said-suak, 3300 *m*, am Rande der ungeheuren Borolmasmoräne, die aus den Gletscherkesseln zu beiden Seiten des Sewerzow kommt. Dieses einzigartige Moränengebiet wurde von Deimler genau vermessen und bis ins kleinste photogrammetrisch aufgenommen, während Klebelsberg die Gesteins- und Eisgeschichte der Umgebung erforschte. Wenn Zeit und Mittel es einmal erlauben, dann wird die Karte des Tuptscheker Vorlandes eines der schönsten formkundlichen und geologischen Anschauungsmittel sein. Die Gipfelhöhen sind von russischen Reisenden sehr überschätzt worden. Auch ich kam 1906 noch viel zu hoch. Deimlers Winkelrohr hat hier gesäubert, so daß endlich fester Grund ist. Es sei aber gleich bemerkt, daß die Siebentausender von Altin-masar trotz späterer Zweifel nichts von ihrer alten Größe verloren haben. Um die Verhältnisse kurz zu erfassen, stelle der Leser sich vor, daß der hiesige Fünftausender dem Viertausender der Alpen entspricht, und daß alle Grenzen etwa tausend Meter höher liegen. Dies darf aber nur als einfaches Bild genommen werden, da die Wärmelinien von West nach Ost und gegen das Innere der Gebirge ansteigen und außerdem der Unterschied zwischen Sonn- und Schattenseite außerordentlich kraß ist, viel größer als bei uns. Es beginnen Staubnebel von den Lößhängen des Surchob aufzusteigen. Die häsige Luft ist der Umschau oft hinderlich.



Pamir-Expedition des D. u. Ö. Alpenvereins 1913
Höhen-Diagramm

—— Reiseweg und Hauptlager der Expedition
—— Wichtigste Teilexkursionen

Bis zum 9. August widmeten wir uns der gründlichen Kundschafterei, an der sich alle eifrig beteiligten. Das Tuptscheker Vorgelände wurde kreuz und quer durchzogen. Wir drangen in die Gletschertäler ein, und versuchten oder bestiegen manchen Gipfel. Ich kann der Verdienste meiner Kameraden nur gerecht werden, indem ich sage, daß es unmöglich ist, alle Einzelheiten ihrer Tätigkeit aufzuzählen, zumal gerade die langwierigsten Begehungen nicht als Lesestoff fesseln, sondern erst durch die endliche Ausarbeitung schmackhaft werden. In der Arbeitsteilung liegt ebensoviel Entsagung für den einzelnen wie Vorteil für das Ganze. Der an sein Punktnetz gebundene Topograph und der immer wieder um seinen Stützpunkt besorgte Leiter müssen häufig zusehen, wie andere in die Ferne schweifen. Der Geologe braucht Freiheit, um als ruheloser Geist nach jenen steinernen Linien zu suchen, aus denen er sein großes Gemälde der Natur zusammenfügt. Am besten hat es in mancher Hinsicht der alpine Aufklärer, der in allen Winkeln herumstöbert und die Freuden des Entdeckens auskosten kann. Diese Aufgabe übernahm Ficker mit viel Geschick und großem Erfolge. Kaltenbach und Kuhlmann machten in Tuptschek eine schöne Ausbeute hochalpiner Schmetterlinge und Vögel.

In der Zeit vom 21. bis 27. Juli zog Ficker an den Muksu, um einen Paß zu finden, dessen Vorhandensein die Eingeborenen aus irgend welchen Gründen

(Flucht vor Steuern oder Strafe) und mit großer Zähigkeit geheimzuhalten suchen. Als „Fußpaß“ der russischen Karte fristete er bisher geographisch ein namenloses Dasein. Ficker klärte das Dunkel und ich halte mich an seinen Bericht, ohne Anführungszeichen, die wohl entbehrlich sind.

Auf der russischen Karte ist ein namen- und wegloser Paß angedeutet, der, halbwegs zwischen Gardani-kaftar und Sandal liegend, als einziger Paß über die gewaltige Seltaukette führt und das Muksu-Tal mit dem oberen Chingob (Dorf Paschimgar) verbindet. Über diesen Paß, der, wenn existierend, von erheblicher verkehrsgeographischer Bedeutung wäre, konnten wir von den Karaschura-Kirgisen nur erfahren, daß vor hundert Jahren der Übergang möglich gewesen, jetzt aber nicht mehr durchzuführen sei. Trotzdem entschloß ich mich, die Lage dieses wichtigen Passes und seine Begehbarkeit festzustellen. Nach einer Fußnote bei Edelstein muß man schließen, daß er den Paß von Paschimgar aus vergeblich gesucht hat. Von Kandau im Muksutale soll ein anderer Russe den Übergang ohne Erfolg versucht haben, was nach meinem Befunde nicht recht erklärlich ist.

Ich verließ Tuptschek am 21. Juli und nächtigte im (Arpalik-)Silditale, wo ich die Zunge, 3300 *m*, des sehr bemerkenswerten Sildigletschers besuchte und als erster unserer Reisegesellschaft die ungeahnt großartigen Eisberge im Hintergrunde des Gletschers sah. Am nächsten Tage ritt ich hinab in das Muksutal, das unterhalb des Dorfes Muk erreicht wird. Der Weiterweg führt im Tale durch das noch von Kirgisen bewohnte Dewsiar nach Kandau, der letzten, von Tadjiken bewohnten Siedlung am linken Muksuufer, 2480 *m*. Weiter östlich führt das Muksutal als eine nur im Spätherbste begehbare Schlucht empor in die eigentlichen Pamirgebiete. In Kandau traf ich Tadjiken, die den Paß nicht nur kannten, sondern auch begangen hatten. Ich warb zwei Leute an, und weitere Träger wurden aus der letzten Ortschaft auf dem rechten Muksuufer, von Chodja-tau, geschickt, deren Weidegründe im Sagrantale liegen. Letzteres selbst mündet östlich von Kandau als unpassierbare Klamm in das Muksutal aus. Der gesuchte Paß wurde mir als Akbai Sagran bezeichnet, als passende Nächtigungsstation der Ailak Sagran. Am 23. Juli gelangten wir in das Sagrantal und zum Ailak Sagran. Das Tal ist von Kandau weg nur durch eine zeitraubende Umgehung zu gewinnen. Man reitet zunächst bis 3540 *m* empor und steigt dann ab bis zur Brücke im Sagrantal, 2680 *m*, die in schwindelnder Höhe über der Klamm das rechte Talgehänge erreichen läßt. Auf dem grünen Almboden von Sagran, 2870 *m*, nächtigte ich. Im Süden war das Tal durch einen von Osten kommenden Seitengletscher gesperrt. Der tief eingeschnittene Paß ist sichtbar.

Am 24. Juli brach ich mit fünf Begleitern um 5 Uhr 15 Min. vormittags auf, überschritt den Almboden von Burs und erreichte durch den für ostbucharische Verhältnisse überraschend stattlichen Wald von Burs (Wacholder und Birken) den Staugletscher von Burs. Er wurde etwas mühsam überschritten. Ein wohl seit langem trockenes Seebecken trennt den Bursgletscher vom Hauptgletscher des Sagrantales, den ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, Brücknergletscher benenne, zu Ehren des berühmten Gletscherforschers, auf dessen Initiative der D. u. Ö. Alpenverein die Mittel für wissenschaftliche Unternehmungen in außeralpinen Gebieten bewilligt hat.

Um 7 Uhr 45 Min. erreichten wir die Front des Hauptgletschers, stiegen auf der orographisch rechten Seite sehr mühsam und nur langsam an Höhe gewinnend empor und rasteten von 10 Uhr 50 Min. bis 11 Uhr 50 Min. bei glühender Hitze an der Mündungsstelle des großen, von Osten kommenden Schinibinigletschers, 3580 *m*. Mit zwei Begleitern setzte ich den Weg über den langsam schuttfrei werdenden Gletscher fort und stand um 2 Uhr nachmittags unter dem

700 *m* hohen Schutthange, der steil den letzten Anstieg zur Paßhöhe vermittelt. Um 4 Uhr betrat ich, nach fast elfstündigem Anstieg den Akbai-sagran, 4480 *m*, der, nach den gefundenen Steigspuren im Schutt zu schließen, von Einheimischen wohl nicht selten begangen wird. Die Südseite des Passes, deren Begehung kürzer und weniger anstrengend ist, haben später Klebelsberg, Deimler, Kaltenbach und Kuhlmann allein untersucht.

Ich sah die unerwartet mächtige Ausdehnung des Brücknergletschers in östlicher Richtung, wo am Gletscherschlusse ein etwa 6200 *m* hoher Gipfel ersten Ranges sich erhebt, den ich zu Ehren unseres ersten Vorsitzenden im Hauptausschusse Gipfel Sydow nannte. Für den großen Gletscher, der auf der Südseite der stolzen Sildi-Gipfel beginnt und, südlich biegend, in der Richtung gegen Paschimgar abfließt, wußte ich keinen würdigeren Namen als den Professor Finsterwalders.

Um 5 Uhr brach ich auf und kehrte nach Schinibini zurück, wo ich nächtigte. Den nächsten Tag verbrachte ich als halben Rasttag auf den Almwiesen von Sagran und kehrte sodann in zwei Tagen zu Pferd über Muk und Arpalik nach Said-suak zurück. Alpinistisch gesprochen bietet der Paß keine Schwierigkeit. Es ist jedoch besser, an der Moränenecke Schinibini zu nächtigen, von wo aus Paschimgar in einem Tage zu erreichen ist. Reiten kann man zwar über den Paß nicht, aber Pferdemist unterhalb der Paßhöhe beweist, daß Pferde über den Paß geführt werden können, was mir selbst in Anbetracht der Qualitäten der einheimischen Pferde ein Rätsel ist. Die Kirgisen begehen den Paß nicht. Warum mich meine Begleiter baten, den Kirgisen von der Auffindung des Passes nichts zu verraten, weiß ich nicht. Für Forschungsreisende ist die relativ leichte Begehbarkeit von Wichtigkeit. Abgesehen von der Auffindung eines bisher unbekannten, überaus großartigen Gletschergebietes, konnte ich zum ersten Male einwandfrei konstatieren, an welchem Punkte des Hauptgrates der mächtige Seitenkamm von Tuptschek (Sewerzow, Atschik) abzweigt. Soweit Ficker.

Deimler, die zwei Kaltenbachs, Klebelsberg und Kuhlmann versuchen auf den Gletscher Peters des Großen zu kommen, werden aber durch den hochgehenden Gletscherbach abgeschlagen, dessen Windungen in die fast ungangbaren Hänge beider Talseiten schneiden. Da außerdem die kirgisischen Träger sehr schlecht waren, konnte kein großes Lagerzeug an den Gletscher herangebracht werden. So wurde vor allem der Nachschub von Lebensmitteln fraglich und die auf zehn Tage geschätzte Aufnahme des Gletschers mit seinen zahlreichen Armen (Lipski-, Schokalski-, Muschketow-, Woeikow-, Regel- und Petrowgletscher) mußte unterbleiben. Dafür fand sich Ersatz in der wissenschaftlich noch wertvolleren Kartung des Borolmasgletschers und seiner Altmoränen. Die Gebirgsbäche sind die einzigen ernsten, dafür um so hartnäckigeren Hindernisse des Landes. Oft muß man die Ebbe des Spätherbstes abwarten, wann für hohe Besteigungen nur eine kurze und zweifelhafte Frist bleibt.

Meine Frau und ich übernachteten am 21. Juli in Kosch-kul, über dem linken Uferrande des Silditales. Hier treffen wir den Naturforscher Kotschubei aus Kiew, der mit seinem Gehilfen Vögel und Schmetterlinge sammelt. Am nächsten Tage quer durch die malerischen, mit Wacholder und Ephedra bewachsenen Altmoränen des Silditales und über den trennenden Rücken in das nächste Tal, das wir einstweilen Arpalik nennen wollen. Die Namen der zahlreichen linken Muksubäche bilden einen auf widersprechende Gewährsmänner gestützten Wirrwarr, der erst im Einverständnisse mit den Russen gelöst werden kann. In diesem Tale, dessen gewellte Böden gute Weide haben, fällt der völlige Mangel an Artscha (Juniper, Wacholder) auf. Teilweise mag dies an der weniger geschützten Ört-

lichkeit liegen, hauptsächlich aber an der Abforstung durch Hirten. Von einem grünen Hügel, 3700 *m*, zwischen Sildi und Arpalik photographieren wir. Besonders gut sieht man die Chodjai-tawab-Gruppe im Kisilsu-Muksu-Dreiecke, und den Kuhi-santalak, einen zwischen 6000 und 7000 *m* hohen Riesen des oberen Muksu.

Im Talschlusse liegt über einem kurzen, breiten Gletscher der Arpalikgipfel, dessen rechter (östlicher) Hauptgrat bis nahe zur Spitze leicht gangbar schien und von dem ich gute Einblicke ins Hinterland erhoffte. Nachts 11 Uhr brachen wir selbander bei schwachem Monden- und Laternenschein auf, fanden glücklich den Anstieg und begrüßten die Sonne von einem schönen Plätzchen in 4300 *m*. Die Nacht war warm; nie unter Null (8,5° um Mitternacht; 1,5° um 4 Uhr). Tief unter uns sehen wir den östlichen Nachbarn des Arpalik, den Oschaningletscher (Lipski). In einem engen, steilwandigen Tale liegt er als sehr langer, gestreifter Wurm, dessen reichgegliedertes Firnbecken weit hinter den Arpalikgipfel zurückgreift. Unser Rücken besteht streckenweise ganz aus dem für hiesige Berge so bezeichnenden weichen, schieferigen Mulm. Weiter oben wechseln brüchige Felsen mit Firnhängen. Wir bemühten uns nicht weiter, da die höchste Wand ziemlich unmöglich aussah und eine Umgehung steingefährlich war.

25. Juli: Heute kommen Hunderte von Reitern, auch ganze Abteilungen Kirgisenweiber, am Hauptlager vorbei. Es ist Hochzeit im Nachbaraul und Anlaß zu großem Tamascha (Fest). Gegen Abend sehen wir das herrlichste der Reiterspiele vom Stufentheater der Moränenhänge, die den östlichen Abschluß der Tuptscheker Steppe bilden. An die tausend Zuschauer, meist zu Pferde, lugen von hier auf die bergumrahmte Karaschura-Ebene, auf der Wettrennen stattfinden. Wie ein Riesenoval liegt der Schauplatz da mit dem hohen Rande ringsherum und den Schneebergen in der Abendsonne.

28. Juli: Deimler und Klebelsberg machen einen Versuch auf den 5600 *m* hohen Pik Sewerzow. Am Abend vorher hatten sie in 4050 *m* Höhe auf der Borolmasmoräne geschlafen, vorher den Weg in den Gletscherhintergrund mit Marken zeichnend. Ab 2 Uhr 50 Min. vormittags in den rechten Arm des Borolmasgletschers. An seiner linken Seite durch eine steingefurchte Lawinenrinne auf den Nordgrat des Sewerzow, dessen schlechte Fußfelsen so umgangen werden (5 Uhr 20 Min. vormittags; etwa 4600 *m*). Nach einer halben Stunde weiter über steiles Eis unter einer schwachen Schneehülle, in die die scharfen Steigeisen greifen. In 4950 *m* Felsen (6 Uhr 35 Min. bis 6 Uhr 45 Min.), wo man 60 *m* Höhe auf dem Grate zurücklegte. Dann in die Flanke und wieder auf den Grat zurück bei einem auffälligen, wagrechten Stück mit plötzlich ansetzendem Steilgewände (Ende der Gipsmergel und Mergelschiefer, Beginn von Sandsteinen und dickbankigen, sandigen Kalken). 8 *m* Klettermauer, dann eine Seillänge Schutt, dann großes Schneefeld. Hierauf wieder Gipsmergel, 5150 *m*. 10 *m* höher beginnen die obersten Felsen (Hippuritenkalk und dunkler bituminöser Kalk). Teilweise rechts querend zu einem Felskopf und 20 *m* schwer hinab zu einer Scharte, 5200 *m*. Bis hierher waren Fels und Eis nicht wesentlich schwerer als am Sagunaki. Dann aber! Hier schwingt sich ein mächtiger, 100 *m* (im Lot) hoher Gratwächter in abschreckender Steilheit auf; unumgehbar. Die Erklimmung erinnert nach Art und Schwierigkeit sehr an den Pfannweg des Zugspitz-Nordgrates. Sehr schwer, sehr brüchig, böses Eis. Um 10 Uhr auf dem Kopf. Hier setzt wieder ein kurzes Stück Gipsmergel an, zuerst eben, dann teilweise überhangend. Bei leisester Berührung lösen sich große Trümmer und drohen einen zu erschlagen. Eine Umgehung ist ganz unmöglich. Deshalb Umkehr, trotzdem die Stelle nur wenige Meter lang ist und gleich da-



Naturaufnahme von W. R. Rickmers Bruckmann aut. et impr.

Sildigletscher und die beiden Sildigipfel



rauf das offenbar bequeme Gipfelschneefeld kommt. Reine Gehzeit bis hier 7 3/4 Stunden.

Dies war die zweifellos schwierigste bergsteigerische Leistung der Reise, zu der ich die beiden beglückwünsche, obgleich ihnen der Siegespreis tückisch entging. Man muß sich auch vorstellen, was die vorsichtige Entsagung bei zwei so vorzüglichen Bergsteigern bedeutet. Auf diesen Reisen ist es immer wertvoll, eine größere Höhe zu gewinnen, schon um die Verhältnisse kennen zu lernen und zu vergleichen. Ein Schreckenswort heißt Gipsmergel, der auf den höchsten Graten dieser aus jungen Schichten gebauten Berge seine Fallen legt (Liulicharwi, Sewerzow, Towarbeg). Das Nordgesicht der Sildiberge ist überall schwer und gefährlich durch Steilheit, Brüchigkeit, Hängefirn und Eisbrüche. Ein ganz vertracktes Zusammengehen von Verwitterung und Vergletscherung. Die einzige Hoffnung von Tuptschek aus besteht darin, die Gletscher hinaufzuwandern und zu suchen, ob man nicht einen Berg „von hinten“ zu fassen kriegt, das heißt in der Südostflanke, die gewiß aperer, vielleicht auch schuttreicher und sanfter ist. Diese List bewährte sich einmal nahezu (Towarbeg) und einmal ganz (Kara-sarai).

In der Zeit vom 26. Juli bis 1. August machten meine Frau und ich eine Rundreise, die zuerst um den Rand des Hochgeländes von Kosch-kul führte. Bei dieser Gelegenheit kamen wir auch auf den heiligen Berg Karaul-tepa beim Passe Kosch-temirgen. Dort sahen wir auf den Kisilsu-Muksu-Winkel mit seinem wohl hundert Quadratkilometer großen Moränenfeld hinab. Im Alai und Chodjai-tawab scheinen viele alte Talstümpfe und Landflächen nachweisbar. Sehr schön ist der See Tungurjuk-kul, dessen Lage auf der russischen Karte neben dem Worte des Sadsinpasses verzeichnet ist. Das Tuptscheker Vorland ist auf der Karte teilweise richtig, teilweise aber sehr verzerrt, besonders nach der Koschseite hin. Auf dem Wasser tummeln sich zahlreiche Brandenten, die in Europa mit dem Fuchse in einer Höhle leben und hier vielleicht mit Murmeltieren, da Füchse fehlen.

Dann ins Sildital, um den Gletscher zu untersuchen und zu photographieren. Seine mächtige Zunge ist im Vorstoßen und wühlt den Rasen auf. Die Oberfläche der Vorzunge aus Schwarzeis ist ein Gewirre von schuttbeladenen Eiskegeln und Spalten. Am linken Ufer, zwischen den höchsten bewachsenen Altmoränen und dem roten Blockschotter der Towarbeghänge liegt ein schmaler See, der an seinem oberen Ende durch ein gurgelndes Loch unterirdisch abfließt. An kleinen Seen (fast alle durch Moränen oder Sturzschutt gestaut) ist im duabischen Gebirge kein Mangel. Auf altem Lawinenschnee zeigt sich ein kleiner Polygonboden aus grauem Schlamme, dessen einzelne Vielecke stark getrennt und gerundet, fast kugelig sind. Wir queren unten den Gletscher zum rechten Ufer, was 40 Minuten dauert, trotzdem hier fast keine Spalten sind. Es ist eben ein sehr wackeliges Turnen über Löcher und Haufen. Drüben können wir uns an Rasenhänge oder an das Tälchen des Eisrandes halten und vermeiden so das Durcheinander des Hängegletschers, der in schmutzigen Eiskaskaden aus den Wänden des Towarbeg fällt. Bei 3600 *m* blühen gelber Mohn, Astern, Hahnenfuß, Edelweiß und Lauch; hier liegt auch eine kleine, noch frische Ufermoräne 15 *m* über dem jetzigen Eisstande, und eine frisch angerissene Uferwand ist wieder frei; Stücke toten Eises liegen zurückgelassen auf dem Hange. Die Oberfläche des Sildi wird wilder, der Schutt gröber und schärfer; tiefe Spalten zeigen helleres Eis; es tun sich Trichter auf, die manchmal mit trübem Wasser gefüllt sind; riesige Blöcke schweben auf Eiskanten. Endlich verdichtet sich der Gletscher zu einer weißen Fläche, die mit Steinen wie mit Mandeln gespickt ist. Zwischen tausenden kleiner Gletscherstühlchen aus größeren Stücken die Millionen in Röhrchen versunkener Splitter und Körner (Siebmoräne). Es mehren sich

die Anzeichen, daß der gen Tuptschek unnahbar grimmige Towarbeg, 5600 *m*, eine breite Südostflanke hat. In der Gletscherbiegung (vier Stunden vom höchsten Sildi Aul) enthüllt sie sich wirklich und ich sehe einen Weg zum Gipfelgrate, der in sanfter Rundung ansteigend an der höchsten Spitze senkrecht abstürzt, so die eigentümliche griechische Helmzier des Berges bildend. Kurz entschlossen schicken wir den Träger heim. Da es noch früh am Tage ist, wandern wir zunächst an den Fuß des weißen Riesen im Talschlusse, wo Stein- und Eislawinen donnern. Es ist heiß und stechende Dasselfliegen umschwärmen uns. Wir trollen zum linken Rande, die Eigentümlichkeiten des Gletschers betrachtend. Beispielsweise reitet er mit einer 5 *m* hohen Schmutzeiswand als linker Kante auf dem Firste einer älteren Moräne, deren Außenseite noch grüne Stellen hat. Der Bogen ist ein Ort des Getümmels; richtige Moraste auf dem Eise sind zu durchwaten. Im inneren Winkel des Strombuges liegt eine friedliche Almgegend mit grünen Buckeln und blanken Bächlein. Als Überraschung müssen wir noch durch den Sturzbach waten, der es eilig hat, denn er schneidet die Ecke ab, indem er aus dem Eise heraus und wieder hineinläuft. Apollofalter tanzen in der Sonne. Als Ruheplatz erwählen wir eine auffällige rote Kanzel, die aus dem Hange heraustritt und mit hoher Wand über dem Gletscher steht. Auf ihrem grasigen Rücken finden wir ein Jägerlager unter einem Findlingsblocke. Auch uns scheint der Ort genehm, 4000 *m*. Wir liegen links im Auslaufe der rund 1000 *m* hohen Talrinne, die zu einem Joche im Südgrate des Towarbeg zieht.

Gen Mitternacht brachen wir auf. Erst über blockiges Geröll, dann stundenlang auf weichem Grus und Mulm. In der obersten, mit Hartschnee erfüllten Rinne zwangen uns Steinchen in die Deckung der glatten Schrofen. Die von der Sonne geweckten Eröffnungsschüsse kamen aus der Flanke, in die wir schon unterhalb des Joches einbiegen konnten. Die Lage ist einfach. Über einem großen Schneefelde (das einen Monat später Schutt sein wird) zieht eine 15 *m* hohe, senkrechte Schichtwand quer durch den Berg. Drei Wasserfälle stürzen darüber. Das Schneefeld, eine Art geringeren Zackenfirnes, stand kurz vor der Auflösung und war mit Steinen besät. Wir stiegen zur rechten (südwestlichen) Ecke der Wand und benutzten das schmale Schuttband unter ihr, um die linke (östliche) Ecke zu gewinnen. So hatten wir Schutz vor Steinen, mußten uns aber drei Taufen gefallen lassen, die uns bis auf die Haut durchnäßten und beinahe aus den Stufen warfen, die in die blanken Eistrichter zu schlagen waren. Drüben zeigte sich eine freundliche Kletterstelle mit guten Griffen. Dann wieder oberhalb der Wand zurück und durch vereiste Schieferschlote zum Gipfelgrate, 5400 *m*. Leider standen wir dort vor einem Ungeheuer aus Gips und Schnee, mit dem ich keinen Kampf wagen wollte. Auch war es schon 4 Uhr nachmittags. Bei besseren Verhältnissen wäre es uns natürlich auf eine kleine Luftkur in der nächsten Nacht nicht angekommen. So aber schien uns die Umkehr besser. Aus der Zeit ist schon klar, daß es kein Spaziergang war, wenn auch keine eigentlichen Schwierigkeiten bestanden. Der andauernde Steinfall zwang uns zu langen Umwegen. Im September wird Towarbeg leichter zu packen sein. Die Höhe tat uns nichts; die Lungen arbeiteten etwas schwerer. Es mißlang mir heute noch der Versuch, mich mit der Laterne am Gletscher entlangzutasten, und wir können von Glück sagen, daß wir nicht durch hohle Lawinenreste brachen oder in einen Eiskrater rutschten. Im schlammigen und feuchtkühlen Irrsale des Seitengletschers teilten wir noch eine Aprikose und legten uns zwischen zwei Windjacken zur Ruhe. Am 1. August kamen wir ins Hauptlager und rasteten. In 48 Stunden hatten wir nur 4 Stunden geschlafen, oder was man so nennt. — Kaltenbach und Kuhlmann reiten heute ins Silbital, um dort zu sammeln.

3. bis 5. August: Ficker und Klebelsberg wollen auf die Klein-Tuptscheker-kette, finden aber die Brücke bei Kulika zerstört. Statt dessen besteigen sie den Großen Atschik, 5180 *m*. Im Lager, 3950 *m*, besucht sie ein silbergrauer Bär, der nach Murmeltieren gräbt. Wahrscheinlich ist es derselbe, den Deimler später auf Borolmas traf.

5. bis 20. August: Ficker, Klebelsberg und Frau Rickmers machen eine lange Runde, die ich nach Fickers Worten schildere. Ein zweiter Besuch des Sagrantales verfolgte im wesentlichen geologische Ziele und war zeitweise durch schlechtes Wetter erheblich beeinträchtigt. Auf dem Wege nach Kandau wurde der Sildigletscher begangen und untersucht. Im Sagrantale bezogen wir ein mehrtägiges Lager, an der Moränenecke Schinibini, 3580 *m*, von der wir den großartigen Schinibinigletscher (östlicher Arm des Brücknergletschers) bis zu einer Höhe von 4560 *m* begingen, wobei zwei hohe Brüche durchstiegen werden mußten. Auch der Sagranpaß wurde ein zweitesmal erstiegen (11. August). Unsicheres Wetter mit Neuschnee machte projektierte Gipfelturen unmöglich. Eine Anzahl freilich nicht erstklassiger Fünftausender würden bei gutem Wetter ohne Schwierigkeiten ersteiglich sein.

Den Rückweg nahmen wir nicht nach Kandau, sondern nach Chodja-tau, 2770 *m*, der letzten Ortschaft des Muksutales. Durch das rechte Gehänge des unteren Sagrantales führte ein schlechter, stellenweise sehr ausgesetzter Weg in das Muksutal hinab und jenseits empor nach Chodja-tau. Das Muksutal ist unpassierbar. Um die höchst interessante Moränenlandschaft zwischen Muksu und Kisil-su bei Lakhsch, 2190 *m*, zu erreichen, müssen auf der rechten Muksuseite zwei sekundäre Pässe, 3820 *m* und 3300 *m*, überschritten werden. Zwischen beiden Pässen liegen die außerordentlich ausgedehnten Weideflächen der Kirgisen von Sar-bulak. Von Lakhsch aus wurde das Moränenfeld umritten und von Damburatschi, 2000 *m*, bei der Kisil-su-Mündung, der Rückweg über Lakhsch, Sarbulak, Dewsiar (Muksubrücke) zum Standquartier durchgeführt, das indessen von Tuptschek (Said-suak) nach Kulika, 2980 *m*, im Schaklisutale verlegt worden war.

Bis zum 8. August beschäftigen sich die in Said-suak gebliebenen Teilnehmer mit Arbeiten in der Umgebung. Am 7. kam ein Wettersturz, der in der Nacht zum 8. das Quecksilber bis 7° unter Null drückte. Jedoch fielen nur einige Graupeln und kalte Spritzer. Es hat sein Gutes, indem der Luftstaub niedergeschlagen wird. Alle Regentropfen hinterlassen Bodensatz. Die Lößnebel sind gebannt.

9. August: Aufgebot von Pferden, Kamelen und Eseln. Wir ziehen in ein neues Lager, nach Kulika, 2980 *m*, am Südfuße des Kuliakpasses und des Akartschau. Wir liegen auf der rechten Uferplatte des Baisirek, der aus dem Gletscher Peters des Großen fließt. Nach Vereinigung mit dem Seriu-samin-Bache bildet er den Schakli-su. Zwischen den Peter-des-Großen- und Seriu-samin-Gletschern liegt die Kleintuptscheker Kette. Ihr Vorgelände bildet die merkwürdige Moränenhochfläche von Kleintuptschek, ein rings steil abfallender, im Mittel 3200 *m* hoher, etwa 6 *km* langer Block, der durch die Flüsse Baisirek und Seriu-samin scharf umrissen wird. Seine Oberfläche besteht aus alten Moränenwällen des Gletschers Peters des Grossen. Da die Kleintuptscheker Kette nur mit der Schmalseite anstößt, ist diese Hochplatte sehr wasserarm. Etwas unterhalb von Kulika ist eine Felsenenge, über welche die nun wieder neu erbaute Brücke geworfen ist. Zu gewissen Tageszeiten kann man den Baisirek schon durchreiten, allerdings mit Vorsicht und Übung.

10. August: Kaltenbachs und Kuhlmann überschreiten den Kuliakpaß, um drüben Vögel zu jagen.

11. und 12. August: Deimler und ich besteigen den Akartschau, von dem mein Begleiter wichtige Aufnahmen zu machen hat. Wir gehen alle Gipfel ab und

finden Fickers Steinmann auf dem westlichen. Welches der höchste ist, kann noch nicht gesagt werden, etwa 4350 *m*. Ein prächtiger Berg. Deimler schwimmt in einem 4000 *m* hohen See (12°) und erzielt damit das höchste Bad im Wettstreite unserer Gesellschaft.

13. August: Deimler geht zum Borolmas, um Geschwindigkeitsmarken nachzumessen. Der Gletscher läuft 100 *m* im Jahr an der Firnlinie, und 40 *m* an einer Stelle anderthalb Kilometer vom Zungenende. Unser Freund begegnete hier dem grauen Bären, der nicht besonders schüchtern war, sondern sich in 25 Schritt Entfernung gemütlich hinsetzte und dann brummend fortwackelte.

Im Kulikalager herrscht buntes Treiben, denn der Sohn des Karateginer Begs ist auf Besuch. Unser Mirsa-baschi ist bettlägerig. Es zeigte sich eine Rischta (Medinawurm, Guineawurm) am Knöchel. Kaltenbach schnitt die Beule auf und wickelte täglich einige Zoll ab, bis der Wurm endlich in seiner ganzen Länge von 70 *cm* gefördert wurde. Es ist gerade Fastenzeit, während der der Gläubige zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang nichts über seine Lippen bringen darf. Er soll nicht essen, trinken, rauchen; nicht einmal den eigenen Speichel darf er schlucken, geschweige denn Medizin einnehmen. Der vornehme Mirsabaschi muß seinem Stande das Opfer der strengen Observanz bringen, aber die meisten benutzen den Ablaß, der allen Reisenden gewährt ist. Um so üppiger wird die Nacht. Tagsüber schlachtet und kocht man. Kaum zuckt der letzte Strahl im Westen, heben alle die Hände zum leckeren Mahle und bei Tee und Lautenklang wird die Nacht zum Tage. Unter unseren Dienern sind zwei Leute, Kamil — den wir natürlich Kamel rufen —, der die Berge fürchtet, und der schneidige Hussein, der jede Gelegenheit ergreift, um uns zu begleiten, auch wenn ihm eine Rast angeboten wird. Hussein war Deimlers ständiger Begleiter auf den Vermessungsgängen. Am 15. August versuchten wir mit Schießgewehren den Bären von Borolmas zu finden. Er hatte sich aber empfohlen und wir sahen nur die von gewaltiger Kraft zeugenden Schächte, die er auf Murmeltierlager abgeteuft hatte.

17. August: Deimler und Kuhlmann messen eine Basis auf Kleintuptschek.

18. August: Deimler und ich wandern mit Hussein und zwölf Trägern zur Kleintuptscheker Kette. In 3700 *m* Höhe lassen wir die Pferde und klimmen bei schlecht werdendem Wetter den Westgrat (Rand gen Seriu-samin) hinauf. Bei einem gelben Kopfe, 4200 *m*, wird gelagert. Nachts ekliger Südwestwind. Die Träger sind zu faul, sich Windschirme zu bauen, und kauern in den nächstbesten Winkeln. Ihr Schuhwerk spottet jeder Beschreibung, aber ich habe es aufgegeben, ihnen gute Lehren zu geben. Sie wollen erstens die neuen Opanken schonen, zweitens den Beamten nicht zeigen, daß sie bessere Schuhe haben, drittens unser Mitleid wecken, und viertens haben sie vielleicht keine besseren Fellschuhe, trotzdem ich oft verkünden ließ, daß ich gerne für die Kosten aufkomme. Mit den Leuten ist einfach nicht zu reden; man muß sie antreiben und ihnen die Abfindung mit den Unbilden der Berge überlassen. Vorausgesetzt, daß man sie nicht geradezu hungern läßt und gelegentliche Belohnungen nicht vergißt, kann man ruhig die größten Ansprüche stellen. Mehrere Nächte auf dem Eise oder windigen Hochgraten; Schnee- und Geröllmärsche mit gänzlich zerfetztem Fußzeug, dabei 20 *kg* auf dem Buckel, alles das wird gemacht, wenn man festen Willen zeigt und für alle Klagen taub ist. Die mit Faulheit und Kindlichkeit gepaarte Abhärtung, Ausdauer und Kraft der Bergtadjiken ist ungeheuer. Man sage sich einfach, daß die Leute für ihre eigenen Zwecke mit der doppelten Last dreimal so weit und dreimal so schnell laufen würden. Das Gejammer ist landesübliche Verstellung um die Leistung ins rechte Licht zu setzen, und auch einfältiger Ausdruck des

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 13. Blick ins Wantschtal bei Sitarg

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 14. In der Pändschschlucht (stromaufwärts gesehen, links das bucharische, rechts das afghanische Ufer)

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 15. Bild aus Sigdi im Hissargebirge (11. Oktober 1913)

Dr. R. v. Klebelsberg phot.

Abb. 16. Lodschirk im Chingoutale

Mißbehagens, das ja begreiflich ist. Ein anständiger Alpinist kann die Träger ruhig „schinden", da er sie nicht in die Gefahren des Absturzes oder Erfrierens bringen wird. Eine wirkliche Härte ist der Dienst in der Erntezeit, weshalb wir unsere Gharmoträger alle zwei Tage durch Nachschub ablösen ließen. Allerdings wird der Wert des möglichen Verlustes durch Geldlohn mehr als gedeckt, aber der echte Bauer will die Feldfrucht einbringen. Die Tadjiken sind im ganzen ein arbeitsames Volk, das dem Boden soviel abringt, wie nur möglich. Seine verzweifelnde Entsagung äußert sich im Tiefstande seiner Einrichtungen (Hausbau, Wege usw.) Das liegt nun so im Morgenlande und seinen Sitten. Als Beleg für die guten Beine und Lungen diene ein Mann, der uns Reitern zwei Stunden im Trabe vorauslief, dabei Höhenunterschiede von insgesamt 500 *m* überwindend.

Ein ungemütlicher Morgen begrüßte uns zum Anstiege auf den Nordgipfel der Kette, 4600 *m*. Ein Grat ohne Schwierigkeiten, auf dem sich verschiedene Arten von Schmutz- und Eishängen beobachten ließen. Einmal fand ich unter einer dünnen Eisfläche eine Grusschicht und darunter wieder Eis. Manchmal kommt es vor, daß unter einer oberflächlich ganz trockenen und warmen Mulmdecke längere Eisrutsche liegen. An manchen Stellen kann es geschehen, daß man in mit Schmelzwasser getränktem Weichschutt eine Mure abtritt, so wie eine Frühjahrslawine in den Alpen. Im Frühsommer ist diese Gefahr in dem außerordentlich murenreichen Seltau wohl zu bedenken. Im September fußte ich einmal auf einem der sonst für stehende Abfahrten so willkommenen Weichschutthänge. Er war am Vortage etwas vom Regen durchfeuchtet worden und in der Nacht gefroren. Da die feinen Schieferplättchen ganz flach liegen und diesmal noch bereift waren, so stand der lange und steile Hang einem Firnfelde an Schuß nicht nach.

Auf dem Nordgipfel fand Deimler Ammoniten und Kreidemuscheln. Sehr schön sieht man eine Erscheinung, die sich dreimal deutlich wiederholt und vielleicht auf Gesteinswechsel beruht. Von einem 5400—5600 *m* hohen Seltaugipfel, der als letzter in einem Grate steht, geht es plötzlich auf ein niedriges Joch hinunter, 4000 *m*, an das sich dann eine niedrige Kette mit Gipfelhöhen von 4600 *m* schließt. Zu diesen gehört auch der Kleintuptscheker Kamm. Sein Südende stößt an eine tiefe Scharte, die wahrscheinlich als Übergang vom Gletscher Peters des Großen zum Seriu-samin benutzbar ist. Dann bäumt sich der Fels zu dem mächtigen B 1 im rechten Ufergrate des Seriu-samin-Gletschers.

Der Wind machte alle Arbeit zuschanden, so daß wir um jeden Preis ausharren mußten, der Rundsicht wegen. Die Nacht war kalt, aber der Wind schien etwas nachzulassen. Um 10 Uhr am 20. August konnten wir endlich unsere Aufnahmen machen und setzten die Gratwanderung fort. Überall öffneten sich Durchschlupfe für die Träger. Wir bekamen gute Einblicke vom Mittelgipfel, 4580 *m*, und schlenderten dann zu einem holzreichen Schlemmerlager, 3200 *m*, im Seriu-samin-Tale, nicht weit von der Zunge. Am nächsten Tage die übliche, endlose Wanderung am Rande des Schwarzeises, wo man den dreifachen Weg der Luftlinie machen muß, und schließlich auf der Gletscheroberfläche. Die schwarzen Vorzungen mit ihrem Schuttgebirge sind eine Eigentümlichkeit der duabischen Gletscher. Sie sind Zwitter aus totem Eise und lebendem Gletscher. Beim Seriu-samin ist die schwarze untere Endwand 30—40 *m* hoch; nicht weit von ihr liegt ein teilweise begrünter, aber nicht sehr alter Endmoränenbogen. Nach einigen Kilometern beginnt sich in 3500 *m* Höhe das weiße Eis zu zeigen. Es stellt die Zunge des jüngeren, frischeren Gletschers dar, der in den Fuß des Schwarzeises einschmilzt, dieses an seinem Leben teilnehmen lassend. Am Seriu-samin überragt das Schwarzeis das einfließende Weißeis um 20 *m*. Es muß also ein starker Rückzug stattgefunden haben, der gelegentlich zu einer Abschnürung

führen kann. Die schwarze Vorzunge ist eine verhältnismäßig träge Masse, wabenartig in Kegel, Schluchten und Trichter aufgelöst. Nur der dicke Schuttpanzer bewahrt sie vor noch schnellerem Zerfalle.

In 3800 *m* durchschreiten wir eine Enge mit schönen Schliffen hoch an den Seiten. Das helle Eis wird recht „sumpfig". Bei 4100 *m* machen wir Lager auf dem Eise, da die Hänge kein Obdach bieten. Über uns (rechtes Ufer) steht ein reiner Firnbruch, scharf abgestuzt mit regelmäßiger Schichtung, ohne Ober- oder Innenmoräne. Seine Formen erinnern teilweise an Büßerschnee. Wir machen noch einen Spaziergang bis 4270 *m*, um in die beiden und einzigen rechtwinklig gen Südwesten abgebogenen Gletscherarme hineinzusehen. Der obere biegt nach etwa 3 *km* als weißes Firntal nach Süden um. Dort liegt möglicherweise ein guter Paß ins Chingobtal. Außer für heimliche Zwecke böte er gegen den Gardani-kaftar keine Vorteile. Im linken Ufergrate des Seriu-samin steht ein Riesengipfel, der Pik Seriu-samin heißen möge. Hinter ihm, flügelartig als linke Wand des unteren Gletscherarmes vorgeschoben, zeigt sich ein dachartiger, schwarzer Grat, den wir Kara-sarai genannt haben. Den unerschrockenen Hussein mitnehmend, erstiegen wir den Ostgipfel des Kara-sarai, 5100 *m*, über die Südostflanke und linke Gratkante in 4½ Stunden (1 Uhr 30 Min. bis 6 Uhr vormittags). Nicht schwer, aber anstrengend und teilweise schwindlig. Zurück nach Kulika.

Deimler stürzt sich wieder in allerlei Beobachtungen und macht eine Ortsbestimmung nach Sternbedeckung. Alle Messungen zeigen einen für Forschungsreisen sehr kleinen mittleren Fehler. Die Genauigkeit der Zeitbestimmungen ist 0,5 Sekunden; der Breitenbestimmungen etwa 100 *m*; der Längenbestimmungen 2—3 Zeitsekunden; während der Dreieckschlußfehler rund eine Minute beträgt.

25. August: Ficker besteigt den Ostgipfel der Schaklisukette, 4530 *m*. Er nächtigte bei der Puli-sangin-Brücke und blieb bis 3200 *m* auf dem Gardani-kaftar-Wege. Dann auf einem langen, oft steilen Nebengrate zum Hauptgrate und Gipfel. Wichtiger Aussichtspunkt. Klebelsberg besichtigt die Gletscher des Gardani-kaftar-Gebietes.

28. August: In sieben Stunden über den Gardani-kaftar-Paß, 3890 *m*, nach Liangar, 2200 *m*, im Chingobtale, wo wir nach langer Zeit wieder Bäume und Felder sehen. Es gibt Nüsse, Äpfel, Pflaumen.

29. August: Nach Kalai-lodjirk, 2310 *m*, eine Stunde weiter oben am rechten Ufer des Chingob. Das Tal zeichnet sich durch weite, mit Bäumen und Dörfern besetzte Schuttfächer aus, in die der Fluß sein Steiltal gerissen hat. Wir blieben einige Tage hier, um dem Mirsa-baschi und allem Gefolge Gelegenheit zu geben, den Ramasan, die Schlußfeier der Fasten, würdig zu begehen.

30. August: Ficker macht einen Ausflug zum Pir-jagh-Gletscher, dessen auffällige Zunge in der Pir-jagh-Gruppe zu sehen ist, den steilen Felsbergen zwischen Chingob und Wereschgai. Das Ende, 3420 *m*, ist seit Edelsteins Besuch sehr zurückgegangen. Dann besuchte Ficker noch einen 4320 *m* hohen Nebengipfel.

31. August: Deimler besteigt mit Hussein den Ostgipfel der Schaklisukette, um sein Netz zu vervollständigen. Er kommt morgen wieder.

1. September: Ficker und Klebelsberg besteigen den Gipfel Laur, 4340 *m*. Das Laurtal, das bei Lodjirk mündet, gehört zum Darwaser-Kamme, der hier seine letzte, bedeutendere Vergletscherung gen Westen aufweist. Im Ailak Hedjbel, 3200 *m*, der höchsten Alm des Laurtales, wurde geschlafen. Der Firngipfel liegt auf der Westseite des ganz alpin anmutenden Laurgletschers. Im Anstiege wurde auch der Paß Laur berührt, der mitunter als kurzer Übergang nach Kalai-chumb am Pandj gebraucht wird.

2. September: Heute ist der große Feiertag, auf den sich alle Mohammedaner

schon seit einer Woche wie Kinder gefreut haben. Es scheint ihr Weihnachten zu sein. Alle Diener bekommen Geldgeschenke, neue Chalate (Kaftane) und neue Hemden. Besonders das Hemd scheint eine große Rolle zu spielen. Mit dem Mirsa-baschi an der Spitze, der hier der größte Herr ist, reiten die Beamten und alles Volk zum Gebet in die Dorfmoschee. Somit haben wir die Fasten überstanden und die Träger werden nicht mehr Entkräftung als Ausrede brauchen dürfen. Die herbstliche Oasenlandschaft der Terrassen ist herrlich in dem Tal zu schauen. Die Häuser liegen in Hainen von Pappeln, Espen, Weiden, Nuß- und Apfelbäumen. Hie und da eine Gruppe zederngleicher Wacholder. Am Rande gelber Felder wuchern Hecken mit Berberitzen und Schlehen, mit einer Last gelber und roter Pflaumen. In Gärten reifen Tabak und Kürbisse. Die Apfelbäume sind meist ganz wild, mit nur zwei bis drei edlen Zweigen, deren grünliche Obstfülle sich vom dunklen Laube des Wildlings abhebt.

3. bis 4. September: Über Sikat, 2450 *m*, Rogha, 2500 *m*, Arsing, 2630 *m*, reiten wir nach Paschimgar, 2750 *m*, dem höchsten Dorfe des Chingobtales. Bei den Eingeborenen heißt der Hauptfluß von der Sangwormündung ab Arsing, und oberhalb Paschimgar (Bochudmündung) Gharmo. Der insgesamt siebenstündige Ritt brachte uns rund 400 *m* höher und ließ uns das allmähliche Abnehmen der Fruchtreife und des Baumwuchses verfolgen. In Paschimgar sind keine Obstbäume mehr, aber die Gerste wird reif, und als wir ankamen, war gerade die Ernte im besten Gange. Gegenüber der Mündung des Obi-sangwor (Obi-masar) sind Anzeichen von Goldwäscherei. Auf dem linken Ufer gegenüber Rogha erhebt sich der formenschöne, vergletscherte Kalkberg Schiwal. In Arsing erbeutete der uns begleitende Amlakdar von Kalai-lodjirk eine Unmenge Forellen, die er auch trefflich zu braten verstand. Oberhalb Rogha zog unser Pfad durch bebuschte Hänge (kleine Artscha, Weiden, Birken, Espen, Dornen, Hippophae), die mich sehr an suanetische Bilder und an die Lehnen beim Gramartboden (Innsbruck) erinnerten. Paschimgar, das ich als zweites Hauptlager der Reise ausersehen hatte, ist eine Gruppe höhlenartiger Häuser, denen man die Strenge des Winters ansieht. Es war nicht leicht Unterkunft zu finden, insbesondere für den Mirsa-baschi, der hier geduldig sitzen und die Nachschübe besorgen mußte. Dieser Aufgabe zeigte er sich, wie immer, voll gewachsen, und ich spreche ihm einen guten Anteil am Gelingen unserer Gharmotur zu. Zahlreiche Träger wurden zusammengetrommelt, unter denen einige sehr gut ausgerüstete Jäger auffielen. Sie trugen Lodenkleider, dicke Socken, gutes Schuhwerk und drei Meter lange Bergstöcke.

In Paschimgar keilen die Staffeln des Chingobtales in eine Ebene aus. Wir stehen auf einem großartigen Schauplatze, auf einer weiten Kiesfläche mit vier Talpforten im Halbkreise. Vier starke Gletscherbäche fließen fast im selben Punkte zusammen: der Sagran, dessen Paß Ficker vom Muksu aus erforschte, der Gharmo, der Bochud (vom Akbai-sitargi) und der Batrub. Nur ins Batrubtal mit seinen überaus wilden Eisfällen kann man hineinsehen; die Hintergründe der anderen sind verborgen. Unsere Gesellschaft wurde wieder in drei Rotten geteilt. Deimler und mir fiel das Gharmo zu; Ficker, Klebelsberg und Frau Rickmers machten die große Runde durch Wandj und Pandj; Kaltenbachs und Kuhlmann betrieben Naturkunde, Malerei und Lichtbildnerei im Gharmo bis zum Gletscher, im Batrub und Sagran.

Das Darai-gharmo, das Tal des Gharmo, ist ein sagenumwobener „weißer Flecken" der Karte. Mehrere Reisende haben versucht, sein Geheimnis zu lüften, viele haben von ihm geträumt, so auch ich seit vielen Jahren. Als Quellgebiet eines der großen Flüsse, als wahrscheinlicher Zugang an die Südwestseite der Riesen von Altin-masar und zur Aufklärung des östlichen Romanowgebirges ist

das Tal geographisch und geologisch sehr wichtig. Vermutlich ist der Gletscher der größte des Gebietes. Woran frühere Besucher scheiterten, haben sie nur angedeutet. Es kann der Sagranbach gewesen sein, vor allem aber der stille und laute Widerstand der Tadjiken. Denn das haben wir nun schon heraus — vergleiche Ficker, Sagran: — am schwersten zu durchbrechen ist der Schleier des Geheimnisses. Obgleich einige Berichte ermutigender waren, weil klügere Jäger fühlten, daß wir mit Bergen vertraut seien, so machten wir uns doch auf einen schweren Kampf gefaßt, auf Schluchten und Seitenbäche mit gefährlichen Furten oder langwierigen Umwegen. Auf Grund der Volkesstimme hielten wir das Gharmo für mindestens ebenso schwer passierbar wie die Muksuschlucht. Vier Tage rechneten wir bis zum Gletscher. Ein ernstes Hindernis, ein einziges, ist ja vorhanden, der Sagranbach, dessen Fluten im Hochsommer dem Reisenden Halt gebieten, wenn er nicht über List oder größere Kriegsmittel verfügt. Ein schweres Hindernis ist immerhin angenehmer als ein Dutzend mittlerer, langsam erschöpfender. Wer einen Tag daran wendet, kann den Strom umreiten, den Gletscher als Brücke benutzend, was allerdings sehr langweilig ist. Oder er kann durch Seilsicherung und andere Hilfen den Übergang mit Gewalt erzwingen. Warum sagen die Leute nicht kurz und bündig: „Herr, es ist der Sagranbach!", zumal sie doch genau wissen, daß er im September ohne besondere Gefahr zu durchreiten ist? Warum machen sie das ganze Tal zu einer Schreckenskammer? Bei der für unsere Denkweise fast unzugänglichen Seele des Morgenländers ist niemals die schließliche Antwort zu finden. Es gibt viele Erklärungen, und oft genug werden alle Gründe vereint sich als unsichtbares Netz um die Bewegungen des Forschers legen. Es löst sich nur, wenn man den Leuten festen Willen mit Sachkenntnis zeigt und etwas Silber (quant. suff. aber nicht zu viel) beitut. Der Nichtalpinist ist natürlich verraten und verkauft. Für ihn ist es immer noch besser, daß er glaubt und nachgibt, denn durch Zwang kann er ebensogut ein Unglück herbeiführen. Auch die Bucharen überzeugt man durch das Unterscheidungsvermögen zwischen wirklicher und eingebildeter oder vorgeschwindelter Lebensgefahr.

Die vielfältigen Quellen der „Bergsperre" fließen aus Teilnahmslosigkeit, Güterschaden, gewohnheitsmäßigem, tief eingewurzeltem Mißtrauen gegen jedes Verlangen und schließlich auch aus verschwommener Angst. Unser kluger Mirsabaschi war ja gut gedrillt und hatte sich eine glückliche Richtschnur erkoren: was die Herren wollen, das wird gemacht. Trotzdem sind den Beamten unsere Gletscher und Pässe durchaus unverständlich und gleichgültig. Dieser Gemütszustand aller Schichten des Volkes ist genug Hindernis, wozu noch die Ansicht kommt, daß die blödsinnige Steigerei hoher Herren ganz und gar unwürdig ist. Die Suche nach Gold und Schätzen blieb denn auch die einzige vernünftige Erklärung für unser Tun. Verrückte Menschen, die es daheim so gut und faul haben könnten! Weiter kommt die Furcht der Leute vor Ausbeutung, Ernteschaden usw. Auch gibt es Geheimnisse zu hüten, als da sind Schleichwege, Schlupfwinkel, Jagd- und Weidegründe. Wer weiß, ob nicht auch ein Gefühl mitspricht, das wenigstens eine stille Ecke von Fremden unentweiht wissen möchte. Schließlich mag hie und da Aberglauben im Spiele sein, die Furcht vor unheimlichen Orten. Ein solcher mag das Gharmo für viele sein (einige Jäger ausgenommen). Wenigstens geht die Sage von einer geisterhaften Stadt in der Eiswelt oder von versunkener Pracht unter dem Gletscher.

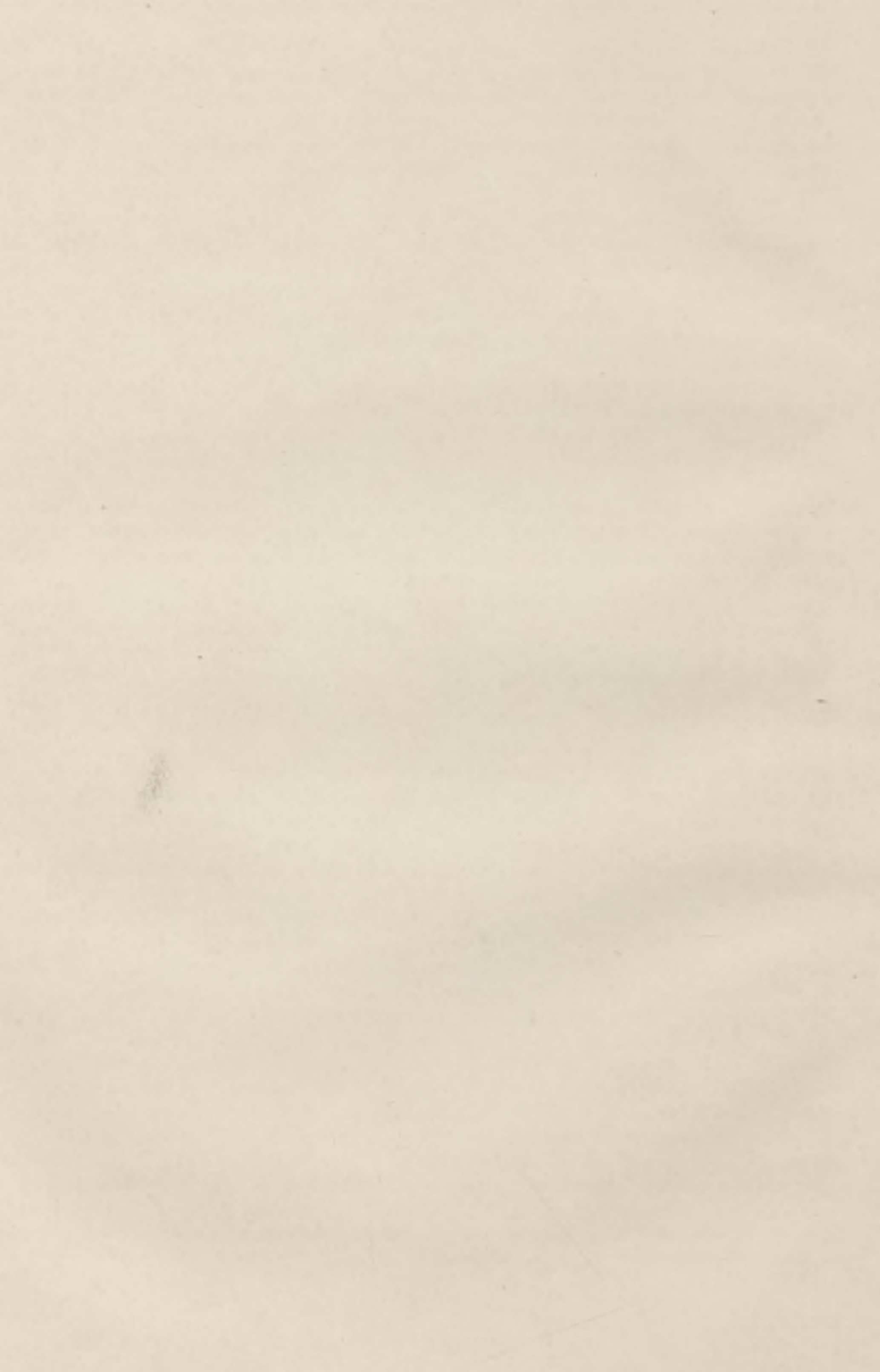
Das Tal des Gharmo ist eigentümlich genug, um einen Zauber auf den empfänglichen Reisenden auszuüben. Menschenleer, in ruhiger Größe zieht es dahin; kein Vieh grast an seinen Hängen (manche Örtlichkeiten werden wegen giftiger oder stachliger Kräuter gemieden, wie Kleintuptschek, Gardani-kaftar, Kuli-kulan).



Naturaufnahme von W. R. Rickmers

Mezzotinto Bruckmann

Seriu-samin Gipfel von der Kleintuptscheker Kette
Im Vordergrunde das Ende des Seriu-samin Gletschers



Und doch strotzt eine üppige Wildnis bis nahe ans Eis. Ein turkestanisches Wunder, ein meilenlanges Waldparadies, entfaltet sich auf den sanft geböschten, langen Schwemmfächern, zwischen denen der Fluß sich windet. Dunkler Urwald wechselt mit Parklandschaften, die den schönsten Birkenhängen Suanetiens nichts nachgeben. Bemerkenswert ist der gleichförmige Bau des Tales. Auf der 20 *km* langen und fast geraden Strecke bis zum Gletscher ist kein Vorsprung, keine Bucht, kein einziges Seitental. Nur Runsen ziehen herab. Dadurch entsteht ein Graben mit breiter Sohle und ziemlich steilen Wänden. Die Breite des kiesigen Flußbettes zwischen den Schuttkegeln wechselt zwischen 400 und 1500 *m*. Der rechte (nördliche) Grabenwall ist — ich spreche von dem unteren oder eisfreien Gharmo — ein geschlossener Kamm von 5000 *m* Höhe, aus dem nur einige Zacken von 5100 bis 5300 *m* ragen und der uns eine braune, schuttreiche Gesteinsflucht zukehrt. Einige Schneeflecke sind nicht der Rede wert; die wenigen Silberfädchen versinken fast alle im Geröll. Die drübere, linke Seite ist ähnlich. Als Nordhang zeigt sie oben freilich mehr Weiß, aber das Wasser scheint nach Süden abgezapft zu werden oder unsichtbare Wege zu finden. Der Gharmo hat also keine Nebenflüsse.

Die Lage und Geschlossenheit der Südlehne, sowie die verhältnismäßige Windstille erklären die als Ursache und Wirkung sich steigernde Wärme. Der Mangel tiefer Einschnitte im rechten Kamme brachte uns auf den Gedanken, daß jenseits ein gleichlaufender Gletscher sein müsse. Durch den Blick vom Mirsa-tasch wurde das bestätigt. Zwischen Gharmo und Wandj ist auch noch Platz für allerlei Entdeckungen.

6. September: Paschimgar steht im Zeichen der Ernte; Schnitt und Drusch sind im vollen Betriebe; gelbe Haufen überragen im Halbkreise die Häuser bei der gemeinsamen Dorftenne; alte Weiber und Kinder verscheuchen die massenhaften Vögel mit Schleudern. Die Wandjabteilung setzt sich in Gang; bald folgen Deimler und ich mit 20 Mann und acht Pferden. Wir kommen glücklich über den vielarmigen Sagranbach, die hin- und hergeschickten Gäule als Fährboote benutzend. Einige Träger ziehen sich fast ganz aus und waten durch. Graue Streifen aus Flugsand liegen zwischen den Kiesbänken, auf denen Tamarisken, Weiden und Sanddorn (Hippophae) wachsen. Dann betreten wir die flachen, terrassenähnlichen Schotterkegel, deren Buschkleid (Dornen, Ephedra usw.) sich bald zu einem Walde aus Birken, Weiden und Wacholdern aufreckt. Zeitweise benutzen wir die trockene Kiesebene des Flußbettes, dann wieder die Bänke, sobald ein Strombogen in die senkrechte Uferklippe einschneidet. Über den leichten Fortgang waren wir sehr überrascht und noch mehr, als wir von einer etwas höheren Stelle beim heutigen Lagerplatze (Lager I) Umschau hielten. Ganz hinten erkannten wir ein verdächtiges Gebilde, das sich im Zeißglase als die wulstige Schuttzunge des Gharmogletschers entpuppte. Für Fußgänger waren auf keinen Fall Hindernisse zu erwarten. Am nächsten Tage konnten wir noch $3^1/_2$ Stunden mit den Pferden weiter, wobei ein Stück Urwald uns mit knapper Not durchließ. Verschiedene große Lichtungen waren parkartig mit Bäumen im Herbstkleide bestanden, die aus farbenprächtigen Staudenwiesen ragten. Nebst allerlei noch grünem Kraut dehnen sich Flächen gelben und bräunlichen Jughans, rot und dunkelbraun verbrannter Buchweizen, der wie unsere Spierstaude aussieht, rote Berberitzen, leuchtende Gruppen aus zartrosa und weinroten Weidenröschen. Manchmal steigt ein Duft wie Lüneburger Heide auf. Murmeltier sahen wir keines; vielleicht ist es diesen Tieren hier zu waldig. Es gibt aber viele Hasen. An einer Stelle lassen sich die Grundfesten zerfallener Hütten ausnehmen. Warum ward das Tal verlassen? Nur Machkambeg, einer unserer Jäger, trotzt allein dem Zauber. Er zeigt uns seinen im Dickicht verborgenen Unterschlupf, halb Blockhaus, halb Höhle.

Schließlich werden die Schuttkegel zu steinig für die Pferde, und auf der Sohle hat der Fluß einen Riegel vorgeschoben. Mit vielem Geschrei teilen die Kerle sich in die Lasten. Es ging mehrmals auf und ab, doch gelang es uns meistens, die Ebene zu benutzen. Einige hundert Meter unseres Weges lagen auf dem schmalen Streifen, der zwischen den grauen Strudelwassern und einer senkrechten, 15 *m* hohen Uferklippe frei war. Um zwei Blöcke, die ihn beinahe verlegten, turnten wir glücklich herum. Als dieses Band aufhörte, mußten wir durch eine sich rechtzeitig einstellende Runse hinaufklettern. In anderthalb Stunden kamen wir zu dem letzten geschlossenen Haine großer Bäume, noch etwa einen Kilometer vom Gletscher. Es ist aber noch lange nicht das Ende des Baumwuchses. Unser Lager (Lager II) steht in einem unmerklich geneigten Schotterdelta, auf dem sandiger, jetzt trockener Schlamm glatten Boden bildet, insbesondere im Walde. Dieser hat das Aussehen des Sumpfwaldes infolge der häufigen Überschwemmungen mit Wasser, Schutt und Schlamm. Die Äste der Pappeln, Weiden und Birken sind schlangenartig, verworren und nahe dem Boden abgestorben. Die trockeneren Teile, weiter gegen den Gletscher zu, tragen gesonderte Birken und Wacholder und steppenartig angesiedelte Pflanzen (Ephedra, Astragalus, Hippophae; und viele Kräuter, die noch bestimmt werden müssen).

Den 8. September widmeten wir Messungen und der Untersuchung des Gletscherendes, 3050 *m*. Durch Winkelmessung bestimmte Deimler die Höhe des Pik Gharmo (der gegen die Wandjfirne zu liegt) mit 6800 *m* (siehe Vorbehalt in der Einleitung). Auf der russischen Karte ist unser Tal mit Gharmo und der Wandjgletscher als „Gletscher Gharmo“ bezeichnet. Dies ist wahrscheinlich eine Erbschaft von ganz alten Karten, auf denen der obere Wandj noch zum Chingob gehört. Wie beim Sarafschan liegt das Gletschertor ganz links (stromweisend) und 200 *m* hinter die Zungenspitze zurückgezogen. Vor dem Ende sind kleine Terrassen in zwei Stufen von drei und sechs Metern, die unmittelbar aus dem Gletscherschutte hervorgehen. Vor der Zungenmitte und nach rechts hin, bis in den Winkel zwischen Hangschotter und Gletscher, liegen abgetrennte Moränenhaufen, sowie stufenweise ansteigende Ablagerungen mit kleinen (10—20 *m* breiten) ausgetrockneten Seebecken, die mit gerippeltem Flugsand gefüllt sind und Steppengras (Stipa) nebst zwei- bis dreijährigen Weidenbüschen tragen. Der Gletscher ist also in den letzten Jahren zurückgegangen. Am linken Talhange eine stark eingekerbte Schwundspur bis 200 *m* vor dem Ende. Das Schwarzeis des vordersten Teiles ist im Schutte tief vergraben; Kegel und Spalten etwas verflacht; Trichter verschüttet. Das Eis kommt erst in der Breite des Tores an die Oberfläche. Gräser und Blümchen findet man auf der Obermoräne häufig. Die Höhe der vorderen Haufen der Gletscheroberfläche beträgt etwa 100 *m* über dem Kiesboden des Flußbettes. Im Eisschutte fallen besonders Quarzblöcke auf.

Nun erst beginnen etwas tiefer geschürfte Seitentäler aufzutreten, denen sich weiter talauf breite, flachsohlige Täler anschließen, die aber nur auf die linke Gletscherseite münden. Die zur rechten Hand bleiben andauernd runsenartig und steil. Eigentümlich sind ihnen Haldenmoränen, die abstürzenden, hangförmigen Enden von aus Karböden vorgeschobenen Altmoränen.

9. September: Arbeiten im und um das Lager II, sowie Vorbereitungen zu einer Bergfahrt. Die Träger schneiden sich wehrhafte Alpenstangen, deren Spitzen sie im Feuer härten. Unsere Tadjiken sind zumeist prächtige Burschen, deren viele ebensogut aus tirolischen oder suanetischen Dörfern stammen könnten. Wir leben uns schon ganz gut mit ihnen ein. Gleich über unserem Lager sehen wir einen leicht ersteiglichen Punkt im rechten Gharmograte. Dies scheint uns eine gute, kleine Aussichtswarte zu sein, deren Höhe wir auf etwa 4500 *m* schätzen.

10. September: Um 3 Uhr vormittags brechen wir mit Hussein und sechs Trägern auf. Wir gehen, gehen, gehen. Schutt und Schrofen; einige brüchige Kletterstellen, eine Schneeleiste am oberen Rande eines Westcouloirs. Endlos so weiter; der Gipfel will und will nicht näher kommen. Erst um Mittag standen wir zu unserem freudigen Erstaunen auf einer 5300 m hohen Spitze. Mit Abrechnung der Pausen für Beobachtungen und Rasten waren wir etwa 7½ Stunden gegangen. Fast alle Träger hielten aus. Der Gipfelgrat besteht aus einer Felsleiste und einer breiteren Schneeleiste, die gegeneinander geneigt eine Kerbe bilden. Zuerst hält man den Schneewulst für eine Wächte, die heimtückisch die Aussicht nimmt. Bei vorsichtiger Nachschau erweist sie sich aber als fester, steil aufgerichteter Eispanzer, dessen äußerste Kante den höchsten Punkt trägt. Ohne die Spur von Wächte schießt ein grausig schöner, oben wirklich fast senkrechter Firnhang in einer Flucht 1500 *m* oder mehr zum Gandaugletscher hinab. Nach oben ist dieser Hang sogar noch über die breite Gipfelfläche hinaus fortgesetzt in Gestalt einer regelrechten Brüstung von 1 Fuß Dicke und 1 *m* Höhe. Dieses Geländer, auch ein Zeichen der Sonnenwirkung, gewährt dem Photographen angenehme Beruhigung. Der Gegensatz zwischen Nord- und Südseite des Kammes ist unglaublich schroff. Hier der glühende, braune Fels bis zum Kamme (Schneegrenze mindestens 5000 *m*), drüben, auch an den steilsten Hängen, ein Firnmantel bis zum Fuße. Die Aussicht, diese ergreifende Offenbarung, in kümmerlichen Worten zu preisen, kommt mir wie eine Entweihung vor. Oben allerdings haben wir wohl mehr ans Photogrammetrieren und Photographieren gedacht, auch an Essen, Trinken und Ruhe. Aber halb unbewußt aufgenommen erwacht das Bild nun als hehrster Traum der Reise in der Erinnerung. Rundum nur Fels und Eis! Die Plattenrunde (18 × 24) schlummert zurzeit (Februar 1914) noch unentwickelt.

Besondere Aufmerksamkeit schenken wir dem Gharmogletscher. Die obersten Teile sind durch die Nordostbiegung verdeckt, aber die Vorzunge (Schwarzeis) sieht man sehr gut. Sie enthält zahllose große, dolinenartige Trichter mit Seen. Sehr beachtenswert sind zwei breite, flach- und gleichsohlige linke Täler, die aper in den Gletscher münden, weil ihre Gletscher schon einige Kilometer talauf enden. Die Seitenbäche haben lange Schluchten im Eise, in das sie erst später verschwinden.

Um 3 Uhr nachmittags beginnen wir den etwas veränderten Abstieg. Auf dem Boden unterhalb eines kleinen Kargletschers finden wir ein Feld von Zackenfirn, der 30—40, manchmal 50—60 *cm* tief gefurcht ist. Er liegt auf 15—30° geneigtem Schutt und ist augenfällig das Ende der Ausaperung. Die Zacken verlaufen Ost—West in gestaffelten Reihen. Der Quere nach sind sie nicht geteilt, sondern nur gefranst, bilden also keine getrennten Männchen, sondern Firste, die in zarte Kanten, wie Brüsseler Spitzen auslaufen. Die Südseite der gefransten Firste ist senkrecht und weiß, die Nordseite im halben Rechten geneigt und schmutzig. Um 5 Uhr nachmittags im Lager II, wo inzwischen Trägerablösung eingetroffen ist, was der Zuverlässigkeit des Mirsa-baschi alle Ehre macht. Ihm zu Ehren nennen wir den heutigen Berg „Mirsa-tasch", den Schreiberstein.

11. September: Wir quälen uns am rechten Gletscherrande des Gharmo entlang. Eine Folter, aber interessant. Aus der Fülle der Beobachtungen kann ich nur gelegentlich ein Pröbchen bringen. In 3500 *m* beziehen wir das Lager III auf einer Ufermoräne. Hier liegen sehr viele uralte (vielleicht seit fünfzig oder hundert oder mehr Jahren tote) und sehr starke Wacholderstämme herum. Viele sind im Moränen- und Gehängeschutte halb oder ganz vergraben. Auch in den Schrofen stehen noch überall starke, alte, aber abgestorbene Krüppelstämme bis 3750 *m* hin-

auf. Der Nachwuchs dagegen ist klein und jung. Das deutet auf ein Erfrieren der Bäume durch Gletschervorstoß und neues Leben nach dem Rückzuge. Am warmen Schotterhange gedeihen eine Buchweizenart, Bärenklau, Rhabarber und große Gräser. Kein Murmeltier pfeift, keine Geier oder Adler sind zu sehen, aber kleine Vögel schwärmen in ziemlicher Menge herum.

12. September: Weiter hinauf, immer am rechten Rande. Allmählich beginnen sich noch ganz in Schutt gehüllte Mittelmoränenkämme aus dem Wirrwarr herauszubilden und in der Ferne sieht man die Streifen des hellen Eises. In 3600 *m* steht noch eine riesige Juniperleiche wurzelfest im Hange; daneben kümmerlicher Nachwuchs. Im Geröll sehr viel Holz. Wir streifen eine Ecke mit sehr schön geschliffenen Felsen, 30 *m* bis über den Eissaum reichend. In 3700 *m* Lager IV, da weiter oben kein Holz mehr zu finden ist und die Träger unbedingt große Feuer haben müssen, das einzig Gute, das man ihnen bieten kann. Ein Wiedehopf fliegt vorbei. Noch 20 Blütenpflanzen, blühend oder eben erst verblüht. Ein Jäger findet Bärenlosung mit Murmeltierhaaren. Unsere Leute bauen sich schöne Windschirme und verbringen die halbe Nacht singend am Feuer. Infolge des feinen Moränenmehles ist diese Hochgebirgsgegend äußerst staubig.

13. September: Deimler mißt Winkel und macht in der Nacht Sternbeobachtungen. Der Sandal ist in Luftlinie noch etwa 12 *km* von uns entfernt. Die Breite des Gharmogletschers beträgt hier mindestens 2 *km*. Ich steige etwa 1000 *m* in der Rinne neben Lager IV hinauf. Der Gießbach brodelt zumeist unter der Lawinendecke, in die schachbrettweise geordnete Stufen eingeschmolzen sind. Die Trittfläche ist durch Güte der Vorsehung mit Steinsplittern belegt, die sich in den flachen Schalen immer mehr ansammeln und sie durch Wärme immer mehr vertiefen. In 4500 *m* blüht ein gelbes Sempervivum und eine blaue Verwandte der Centaurea.

Ich habe Holz herbeischleppen lassen, das ich am Nachmittage mit neun schwerbeladenen Trägern den Gletscher hinaufbefördere. Der Himmel umzieht sich etwas bedrohlich. Beim Lager IV liegen auf der Bergseite noch Schwarzeisreste mit dickem, halbweichem Schlamme. Nach Überschreitung eines noch ziemlich dunklen Randkammes kommt der erste, 150 *m* breite, buckelige, unregelmäßig längsgeteilte Weißeisstreifen, der im allgemeinen einen niedrigeren Hügelzug zwischen den überragenden Schuttwülsten darstellt. Das helle Eis ist auf den Buckeln sehr wabig und zerschrattet, so daß man besser in den glatten Mulden geht. Weiter oben verschwindet die weiße Oberfläche für ein Stück. Wir stehen plötzlich vor einem Halbkreise von 15 *m* hohen Schutteiskegeln und -wänden, die aber zwischen sich ein enges, gewundenes, 1 *km* langes Tälchen freilassen. Hier fließt ein Bach mit platter Eissohle, in der breite Trittsteine liegen. In 4000 *m*, gegenüber dem mächtigen Oldenburggletscher (der erste linke Seitengletscher von unten gezählt; er trifft fast genau auf den Außenbug des nördlich drehenden Gharmo), wo das helle Eis allmählich zu überwiegen beginnt und die Moränenbänder schärfer heraustreten, sich schließlich nach oben hin langsam ausdünnend und in den Aufschwung des Gletschers untertauchend. An der Innenkrumme drückt sich der Eisstrom um eine lange, hochgeschliffene Felsenwand. Aus engem Spalte preßt sich die zähe Masse eines Schluchtgletschers (erster Gletscher rechts von unten). Zwischen Wandfuß und Eis liegt ein langer, tiefer Randsee. Ein Wiedehopf fliegt umher. Es sollte uns nicht beschieden sein, das Holzlager zu benutzen. Spätere Eindringlinge werden den recht stattlichen Haufen kräftiger Wacholderstämme nicht allzu verzettelt finden, wenn sie sich etwas beeilen.

14. September: Wir besteigen den unangenehm brüchigen Berg, 4600 *m*, im linken Winkel der Mündung des Oldenburggletschers. Man sieht vorzüglich den

ganzen Gharmo (Sandal 7050 *m*) und ebenso den Oldenburggletscher (Pik Gharmo 6800 *m*). Verlockende Anstiege erbieten sich nirgends. Leider war das Wetter schon etwas unsichtig, mit kleinen Regenböen aus Westen. Zur Überschreitung des Gharmoeises brauchten wir bei flotter Gangart eine geschlagene Stunde. Auf 2 *km* sind insgesamt gut 200 *m* Höhenunterschied zu bewältigen. Sehr schön ist der große, braune Mittelkamm (mehr nach rechts zu liegend), der regelmäßigste aller Eisdämme. Er ist 50 *m* hoch und mit angefrorenen Steinen gepflastert. Dann kommt weiter gegen links ein breites Haufwerk mehrerer, teilweise kurzer, linsenförmiger Züge, durch 30—50 *m* tiefe Talungen getrennt. Schließlich verliert sich jede deutliche Reihung und wir treten in das bekannte Haufwerk von Kegeln, Trichtern, Spalten und Eisspiegeln. Wir steuern in das breite Tal links (westlich) von unserem Gipfel (von dem rechts der Oldenburggletscher liegt). Die unteren 3 bis 4 *km* dieses weiten, trockenen, warmen Tales sind eisfrei; oben liegt der große Trussewitschgletscher. (Das dann nach unten folgende linke Gharmo-Seitental birgt den Breslauer Gletscher.) Im Ausgange breitet sich eine Altmoränengruppe aus, zu der auch der Hauptgletscher früher beigetragen hat und die allmählich in Jungmoränen und Eis übergeht. Hier befindet sich ein Stausee, mit dessen Formenkunde man sich tagelang beschäftigen könnte. Auf einer Seite steht die Eisklippe, auf der anderen liegen die Buchten einer eingetauchten Moränenlandschaft. Die Wasserfläche ist von Enten belebt; an den Ufern schwirren kleine Vögel. Der den See verlassende Bach fließt erst in das Seitental hinein (Beispiel von Gegengefälle), umkreist die obere Seite der Wälle und schlüpft dann in einen schwarzen Spalt. An den Grashängen finden wir unzählige Steinbockspuren und Murmeltierbaue. Die roten Gesellen schlafen aber schon.

15. September: Im Lager IV wachen wir unter 10 *cm* neuem Pulverschnee auf. Traurig blasen wir zum Rückzuge; begeistert stimmen die Träger ein. Gerade ist Ablösung eingetroffen, so daß wir mit 30 Mann talwärts wandern. Ihre Reihe, im Gänsemarsch voraus, tritt einen Pfad durch das elende Moränengerümpel. Mit den müden Rittern von der traurigen Gestalt, die früher langsam keuchten und alle zehn Minuten rasten mußten, ist eine zauberhafte Verwandlung vorgegangen. Im Eilschritte, dem wir kaum folgen können, traben sie durch das endlose Aufundab, ohne jede Beschönigung ihre wahre Kraft enthüllend. Der Abstieg spielt dabei keine erleichternde Rolle, weil die allgemeine Talneige viel zu schwach ist und gegenüber den krampfhaften Zuckungen der Marschlinie erst recht verschwindet. Zum Abschiede in Paschimgar und nach reicher Belohnung sage ich ihnen noch: „Liebe Leute, ihr sehet nun, daß ihr dem Tura (Herrn) keine Nase drehen könnt, denn er ist ein Berg-Tura; der hat zwei Augen zum Sehen und zwei fest genagelte Schuhe zum Gehen, die er nötigenfalls auch mit Schwung in euren Sitz der Würde versenken kann!“ Am gleichen Tage wie wir kamen Ficker und Genossen nach Paschimgar zurück.

6. bis 16. September (nach Ficker): Ficker, Klebelsberg, Frau Rickmers. Diese Seitenexpedition verfolgte den Zweck, den höchsten Verkehrspaß von Ostbuchara und das fast unbekannte Wandjtal zu untersuchen. Die ganze Runde kann mit Pferden ausgeführt werden. Der Übergang aus dem Chingobtal (Paschimgar 2750 *m*) in das Wandjtal (Sitargi 2340 *m*) nahm zwei Tage in Anspruch. Der Paß Akbaisitargi, 4660 *m*, ist beiderseits vergletschert; auf der Nordseite mit vielen Spalten. Auf der Nordseite überwindet man eine Höhendifferenz von 1000 *m* auf vergletschertem Boden. Der vielbegangene Paßweg ist stellenweise sehr schlecht. Das Wandj zeigt bedeutend südlicheren Landschaftscharakter als das Chingob- und Surchobtal in gleicher Höhe. Die Schuttkegel sind reich bewässert, die Siedlungen sehr ausgedehnt. Interessant sind die kleinen, auf Stangen stehenden

Schlafstätten, die Schutz gegen Bodenfeuchtigkeit und Mücken bieten. Ein Großteil der Bevölkerung zeichnet sich vor den Leuten der Nachbartäler durch ungeheure Kröpfe aus.

Die Jasgulemkette, die im Süden das Tal begleitet, ist eine geschlossene Mauer von durchschnittlich 5000 *m* Höhe, aber arm an ausgeprägten Gipfeln. Den Hintergrund des Wandjtales, in dem der ungeheuer mächtige Wandjgletscher bis etwa 2800 *m* herabreicht, konnten wir aus Zeitmangel nicht besuchen. Am 10. September nachmittags verließen wir den Hauptort des Tales, Kalai-rochar, 1880 *m*, ritten in das Pandjtal (oberer Amu-darja oder Oxus) und folgten diesem talab (afghanische Grenze) bis zum Mittag des 12. September. Der Ritt durch die gewaltige Pandjschlucht ist großartig, besonders die Passierung der stellenweise außerordentlich exponierten „Owring", wie die Einheimischen die kühnen Karnieswege längs der oft senkrechten Schluchtwände nennen. Kurgowad, 1630 *m*, war unsere Nächtigungsstation im Pandjtale. Durch ein Seitental erreichten wir am 13. September die Ortschaft Wiskharwi, 2330 *m*, wo die Entdeckung sehr mächtiger Kalkberge einen Tag geologischer Untersuchung beanspruchte. Am 14. September ritten wir über den wichtigen Hochpaß Akbai-wiskharwi, 4160 *m*, der nur auf der Nordseite vergletschert ist. Es ist der Hauptweg zwischen oberem Chingob- und Pandjtal und der bequemste Hochpaß von Ostbuchara. Bei schlechtem Wetter — es vollzog sich ein jäher Wettersturz — erreichten wir am 15. September Sangwor im Chingobtale und am folgendenTage Paschimgar, womit wir die unvergleichlich schöne und ergebnisreiche Rundtur beschlossen.

15. September: Abstecher Klebelsbergs von der Wandjtur. Von Darachtak in raschem und langem Ritte durch das großartig wilde Tal des Obi-masar über Darchas, Nisai, Darbos, 2620 *m* (Ortschaft bleibt am linken Ufer), nach dem weitberühmten Wallfahrtsorte Hasrati-bürch, 2800 *m*, große, gedrängte Ortschaft auf breitem Schuttkegel, mit interessanter Grabmoschee, die mit Steinbockhörnern verziert ist. Weiter talein im flachen, aber steilwandigen Hochtal zur letzten Ortschaft Inner-Warschit, 2940 *m*; freundlich gelegen, mit Pappelwäldchen, Gerstenbau; sehr viele Lawinen im Winter; seit Lipski kein Fremder hier gewesen. Wetter tagsüber trüb; ausnahmsweise auch einmal in Turkestan naß geworden.

17. September: Rickmers mit drei Trägern durch das Schluchttal bei Paschimgar auf den rechts davon liegenden Felsgipfel Farna-kuh, 4400 *m*, der auf das Chingob zwischen Paschimgar und Arsing herabschaut. Sehen vier Steinbockziegen. Oben geht das Schluchttal (Wanghuttal) plötzlich in ein ganz flaches Muldental über, das sich gradlinig zum Gipfel Wanghut (vergleiche Ficker, 19. September) zieht, den es im Talschlusse mit dem Swedaktale (gen Arsing) teilt. Nach einigen Arbeiten schicke ich zwei Leute zurück und gehe mit einem unbelasteten Manne zu der 100 *m* höheren, unmittelbar anschließenden Kuppe, 4500 *m*, die schon im Hauptgrate des Wanghutberges steht. Hier sieht man sehr gut in die Täler über Arsing und Rogha und in den Wereschgaipaß hinein. In einem klotzigen Felshaupte erkenne ich die Rückseite der bekannten Eispyramide (Pik Lipski), die zwischen zwei Hauptarmen des Gletschers Peters des Großen steht. Es ist nun Abend geworden und schwarze Wolken verhüllen den Mond. Deshalb erscheint mir das Swedaktal zum Abstiege günstiger. Glücklich tasten wir uns in der Dunkelheit in zwei Stunden nach Arsing hinunter, wo Pferde nach Paschimgar zu haben waren.

18. bis 20. September: Besuch des Sagrantales durch Deimler, Kaltenbach, Klebelsberg und Kuhlmann. Lager am linken Ufer knapp vor dem Ende des Finsterwaldergletschers (Darai-Kurghus), 3000 *m*. Besteigung des Sagranpasses im Neuschnee; geologische und andere Arbeiten.

19. September: Ficker mit Jussuf zum Kuhi-wanghut, 4950 *m*. Dieser Berg, eine sehr auffallende Gestalt in der rechten Chingob-Begrenzung, ist dem Seltau südlich vorgelagert; seine Ersteigung versprach wertvolle Aufschlüsse über die Topographie des mittleren Seltau. Von Arsing aus konnten Pferde bis 3600 *m* im Swedaktale benutzt werden. Über einen Nebengrat zum Südgrate des Kuhi-wanghut, oberhalb der von Rickmers erstiegenen Rückfallskuppe (Farna-kuh). Dann mühsam zum stark verwächteten Gipfel (sechs Stunden von Arsing). Nordwärts fällt er zum Skorbasgletscher ab. Der Einblick in diesen mächtigen Gletscher, der in das System des südlichen Sagrantales gehört, war der Hauptlohn der anstrengenden Ersteigung. Solch weite Eintagsturen sind nur mit Pferdebenutzung genußreich auszuführen.

19. und 20. September: Rickmers und Frau mit einigen Trägern zum Nowobadtale, dem obersten rechten Seitentale des Sagran unterhalb der Zunge des Finsterwaldergletschers. In der Nacht auf eine 4500 *m* hohe Gratkuppe.

21. und 22. September: Klebelsberg geht von Rogha über den Wereschgaipaß nach Kalai-lodjirk. Lager in 3260 *m* unter dem Gletscher; großartiger Blick auf die Masarkette (rechter Kamm des Obi-masar.) Bis hierher zu Pferde. Nächsten Morgen zu Fuß in drei Stunden zum Passe, 4100 *m*, hinab zum Ailak-Wereschgai, 3240 *m*, und nach Kalai-lodjirk (rund fünf Stunden vom Passe). Sehr hübsche, geologisch interessante Tur alpiner Art.

23. September: Rückzug und Versammlung aller in Kalai-lodjirk. Heimreise auf getrennten Wegen. Ficker und Klebelsberg zurück nach Duschambe und über den Alai. Ebenso Kaltenbachs, mit einigen Abkürzungen.

24. September: Kalai-lodjirk, 2260 *m*, nach Argankun, 2040 m.

25. September: Argankun nach Tabidara, 1730 *m*.

26. September: Tabidara—Paß Talbar, 2700 *m*, —Tigoun, 1790 *m*.

27. September: Tigoun—Saripul, 1530 *m*, —Chowaling, 1490 *m*.

28. September: Chowaling—Baldjuan, 970 *m*. Klebelsberg interessiert sich für das Schuraktal und reitet allein mit zwei Begleitern über Hasrat-sultan durch ein unbekanntes, zertaltes Bergland mit vielen Ortschaften, von denen die Karte nichts weiß. Besuch des hinteren Schurak bis Sulun. Geologie der Ausläufer der Kette Peters des Großen; Anschluß der geologischen Aufnahmen an Krafft. Durch die Dörfer, wo überall großartiger Empfang; die reine Wirtshausbummelei. Am 30. September in Baldjuan.

1. Oktober: Baljuan—Kängurt, 930 *m*.

2. Oktober: Kängurt—Tut-kaul, 730 *m*.

3. Oktober: Tut-kaul—Norak, 720 *m*, — Faisabad, 1230 *m*.

4. Oktober: Faisabad—Kafirnigan—Duschambe, 930 *m*.

7. Oktober: Klebelsberg untersucht von Hissar aus das untere Kafirnigantal bis Tschinari-sochta, ein ödes Nest in völlig trockener Gegend. Studium der „Zwischenketten des Amudarja" (Sueß).

9. Oktober: Duschambe nach Kala im Warsobtale, 1100 *m*.

10. Oktober: Kala nach Sigdi, 2010 *m*.

11. Oktober: Klebelsberg macht geologische Gänge um Sigdi. Ficker überschreitet den Paß Schutur-gardan, 3555 *m*, und wartet drüben auf seinen Begleiter. Der Schutur-gardan ist der bequemste, mit Pferden passierbare, von Einheimischen stark benutzte Übergang aus dem Gebiete von Hissar (Mittelbuchara) in das Sarafschantal, verbunden mit dem Übergang über den Nebenpaß Laudan nach Pandjikent und Samarkand. Bei gemütlichem Reitgange dauert der Übergang von Sigdi nach Takfan, 1820 *m*, im Jagnobtale acht Stunden. Von Takfan ist Warsiminor im Sarafschantale leicht in einem Tage zu erreichen. Wer

aber nach Samarkand will, der meidet die schlechten Karnieswege im Fantale und geht am besten über Pasrud und den Laudanpaß, 3675 *m*.

13. Oktober: Takfan—Pasrud, 1690 *m*.

14. Oktober: Pasrud—Laudanpaß—Madaura, 1900 *m*.

15. Oktober: Madaura—Kschtut, 1400 *m*, — Siuzhena.

16. Oktober: Siuzhena—Pandjikent.

17. Oktober: Pandjikent—Samarkand.

25. September: Deimler, Kuhlmann, Frau Rickmers und ich nach Ali-surchon. Da ich den besten Höhenmesser an Klebelsberg für seine geologischen Zwecke abgetreten habe, werden meine Höhenangaben selten und unsicher.

26. September: Von Ali-surchon nach Chairon in einem Seitentale des linken Chingobufers.

27. September: Auf und ab, über mehrere Pässe durch merkwürdige Hügellandschaft nach Safed-daron, wo man in die ostbucharischen Konglomerate eintritt. Blick auf die Sagunakigruppe, die nach Süd schneelos in rötlichen Farben leuchtet.

28. September nach Sagir-dascht, dem bekannten Knotenpunkte vieler Paßwege. Dieses Dorf liegt in einem Talschlusse welliger Riesenhügel, die eine alte Landfläche darstellen und, Hunderte von Quadratkilometern bedeckend, nach Osten hin allmählich in die zackigeren Teile der Darwaser Gebirge übergehen.

29. September: Auf den runden Kopf, 3500 *m*, in der Südostecke der Sagirdaschter Umrandung. Glänzende Aussicht gen Darwas, Sagunaki und auf die Berge am Pandj und Obi-niob.

30. September: Es regnet; Neuschnee bis 2700 *m* herab. Durch unangenehmes Schneegestöber reiten wir über den Sari-ob-Paß und über die pamirartigen Flächen des oberen Wosginaflusses, wo oft 5—7 *cm* Neuschnee liegen. Glücklicherweise ist der Weg sehr leicht. Die Besteigung des Hasrat-ischan müssen wir aber aufgeben. Wir steigen ins obere Rawnautal hinab, das hier als Grenze zwischen Konglomeraten und Kalken hinzieht. Acht Stunden brauchten wir bis zu dem schmutzigen Rawnau, 2300 *m*, wo wir einen Regentag verlebten.

2. Oktober: Klarer Morgen; Rauhreif. Auf den Rawnaupaß, 3000 *m*, den man durch eine enge Schlucht erreicht. Erst im letzten Augenblick eröffnet sich die wundervolle Aussicht durch die ganze Länge des Nordost—Südwest laufenden Tales des Obi-niob. Eine liebliche weite Mulde, sehr fruchtbar und mit zahlreichen Gartendörfern besiedelt. Übernachtung in Dii-baland, 2000 *m*. Hausbau und Ackerwirtschaft beginnen die Formen der Ebene anzunehmen. Das Tal ist nicht abgeschlossen, sondern durch leichte Hügelpässe mit den Steppen des Oxus verbunden. Die linke Talseite ist als Hochgebirgskette (Kalk) ausgebildet (Gipfel Siakuh, 4370 *m*, und Kuhi-furusch, 4570 *m*) im Gegensatze zum sanften rechten Kamme, 3000 *m*, in dem weiche Gesteine und Konglomerate vorherrschen. Deimler tilgt durch Winkelbestimmungen einen Irrtum der russischen Karte, der sich auf die Höhen von Siakuh und Kuhi-furusch bezieht. Neuschnee ertötet jeden Gedanken an Versuche auf einen der beiden schwierigen Gipfel.

3. Oktober: Mit meiner Frau reite ich auf den Puschti-hasrat-imam, 3000 *m*, rechts über Dii-baland.

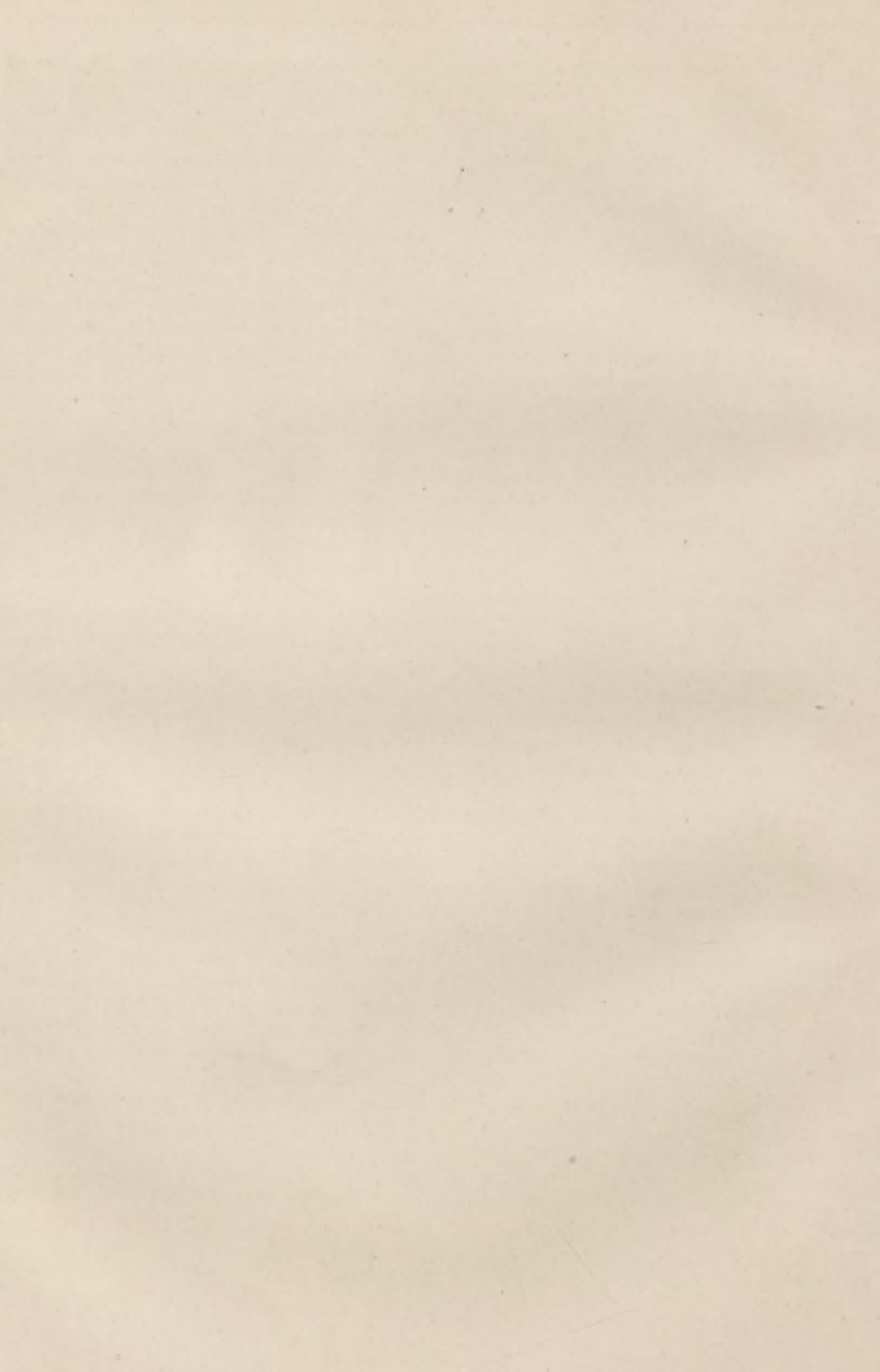
4. Oktober: Nach Liangar, 1300 *m*, wo der Paßweg nach Muminabad abzweigt.

5. Oktober: Durch bucharisches Mittelgebirge mit Platanen und Maulbeerbäumen; weiter oben Geißblatt und Ahorn, der sein goldiges Laub auf den Pfad zur Paßhöhe Kaschbandon, 2500 *m*, streut. Wir sagen dem Hochgebirge Lebewohl. Gegenüber, jenseits des flachen Beckens von Muminabad sind nur langgezogene Steppenhügel vom üblichen Gepräge. Auf dem Passe Tausende von Marienkäfern. An den Hängen schöne Walnußbäume. Im Abstiege ist der Pfad auf

Naturaufnahme von W. R. Rickmers

Mezzotinto Bruckmann

Die Hochgipfel der Masarischen Alpen vom Farna-kuh



eine lange Strecke drei bis vier Meter in den Löß eingesunken. Oben neigen sich die Büsche der Ränder zum Dache, so daß ein richtiger, gewundener, halbdunkler Tunnel entsteht. In Tschargi empfangen uns wieder die prunkvollen Gewänder und weißen Turbane der Ebene; der Tisch biegt sich unter der Last von Weintrauben, Melonen, Aepfeln, Nüssen, Granaten. Dann nach Muminabad, 1200 *m*.

6. Oktober: In scharfem Ritte nach Kuliab, 600 *m*, dessen Beg ein Jugendfreund des Mirsa-baschi ist. Dementsprechend besonders freundliche Bewirtung. Der höfliche und gebildete Dolmetscher des Begs ist ein Ossete namens Mamukow aus Wladikawkas.

10. bis 20. Oktober: Wanderungen in der Oxusebene und Jagdversuche in den überaus romantischen Park- und Schilfwildnissen. Ich schieße einen schweren Keiler, aber Hirsche und Tiger lassen sich nicht blicken, obgleich ihre frischen Spuren massenhaft zu finden sind. Dann quer über sämtliche rechten Nebenflüsse des Amu-darja, durch wasserlose Steppenhügel, die mit Pistazienbäumen getupft sind.

23. Oktober: Kurgan-tiube.

24. Oktober: Kabadian.

26. Oktober: Auf den Baba-tagh, wo wir in Jurten die Nacht auf der Paßhöhe dieses Wüstengebirges verbringen.

27. Oktober: Nach Jangi-basar am Surchan-Flusse.

28. Oktober: Umweg nach Karluk, um den Beg von Denau zu besuchen. Hier treffen wir Hussein, den wir mit dem Hauptgepäck von Kuliab aus vorausgeschickt hatten.

29. Oktober: Über Mirschadi (wo unter Aufsicht des freundlichen Herrn Lell eine Spritzwagenbatterie Schimkows, des „Heuschreckengenerals“ von Buchara, steht) nach Sarikamisch. Wir sind auf altbekannten Wegen.

30. Oktober: Baissun. Der dortige Dolmetscher, ein kluger Mullah, hat eigenhändig ein 12 *km* langes Telephon nach Derbent gebaut.

31. Oktober: Derbent, wo wir die Poststraße erreichen.

1. November: Bei tüchtigen Regengüssen nach Tengi-choram.

2. November: Durch traurige Steppe nach Gusar, wo der Beg noch traurigere Fremdenquartiere eingerichtet hat. Sie kosten ihn sicher ein Heidengeld und der gute Wille ist zu loben. Aber auf uns macht dieser europäische Talmiluxus einen niederschlagenden Eindruck. Lieber keine Betten, Tische, Stühle und damit keine Tapeten (schmutzig), Wachstuch (noch schmutziger), Fensterscheiben (verhülle dein Haupt), Fenstervorhänge (Nasentücher der Dienerschaft) usw. usw. Immerhin ist Gusar ein guter Platz, um unser Gepäck gründlich zu ordnen und in Karren nach Samarkand abzufertigen.

6. November: Karschi. Flache Steppe.

7. November: Chodja-mubarak, einsames Rasthaus mitten in der Wüste.

8. November: Karaul, mit großartigen zerfallenen Bauten, die in schöneren Zeiten als Unterkunft für Reisende dienten.

9. November: Ankunft in Alt-Buchara. Wir bleiben einige Tage zur Besichtigung der einzigartigen Stadt, und zu amtlichen Besuchen.

12. November: Nach Samarkand.

15. November: Deimler und Kuhlmann reisen heim. Ich bringe die Sammlungen, Platten usw. in Ordnung, die als Frachtgut nach München gehen, und verkaufe alles Überflüssige.

4. Dezember: Meine Frau und ich reisen von Samarkand ab und treffen über Buchara, Krasnowodsk, Baku und Wolotschisk am 13. Dezember in Wien ein.

BEMERKUNGEN ZUR KARTENSKIZZE

Die diesem Bande beiliegende Kartenskizze stellt das Hauptarbeitsgebiet der Expedition in rohen Umrissen dar. Als Grundlage der Kartenskizze diente die russische Zehnwerstkarte (1:420000), nach der die wichtigsten Wasserläufe gezeichnet wurden. Dieser Karte sind auch die Ortschaften und einige Höhenangaben entnommen. Der Verlauf der Gebirgskämme ist in der Zehnwerstkarte nur höchst schematisch wiedergegeben. Die Einzeichnung der Gebirgskämme in die Skizze erfolgte nach Handskizzen. Die Skizze des Garmotales wurde von Deimler, die Skizze des südlichen Sagrantales von Klebelsberg zur Verfügung gestellt. Photogrammetrisches Material ist bei Konstruktion der Skizze noch nicht verwendet, so daß der Grad der Ungenauigkeit ein sehr großer ist und nur die gröbsten Fehler und Lücken der Karte verbessert erscheinen. Die Höhenangaben sind nur angenähert richtig und basieren auf Aneroidablesungen, da die Berechnung der Höhen nach exakten Luftdruckmessungen noch nicht erfolgen konnte. Die Karte dient also nur zur flüchtigen Orientierung und zum besseren Verständnis der Ausführungen des Expeditionsleiters. Erst die Ausarbeitung des photogrammetrischen Materiales kann für größere Bezirke ein genaues Bild liefern, das von dieser Kartenskizze in sehr wesentlichen Punkten abweichen dürfte.

Der Name Romanowgebirge erscheint auf dieser Karte zum erstenmal in der Literatur und stellt einen Vorschlag dar, bestimmt, einer unangenehm empfundenen Unklarheit in der Nomenklatur des Gebietes zwischen Chingob und Surchob-Muksu abzuhelfen. Im folgenden sei diese Neubenennung begründet.

Der Name „Kette Peters des Großen“ wurde bisher nicht eindeutig verwendet; mitunter für das ganze Gebirge, das von der Mündung des Chingob in den Surchob ostwärts bis zum Sandal, 7000 *m*, sich erstreckt; mitunter aber auch nur für den westlichen Flügel dieses Gebirges, dessen Kulminationen Sagunaki 4900 und Sarikaudal 4900 sind. Oschanin hatte bei seiner Namengebung offenbar nur den Westflügel im Auge.

Tatsächlich besteht dieses mächtige Gebirge aus zwei Ketten, die zum Teile, durch die Talfurche des Schaklisu getrennt, einander parallell laufen. Wir haben eine Kette, die bei der Chingobmündung in den Surchob beginnt und undeutlich markiert, im Osten bei der Mündung des Arpaliktales in das Muksutal endet. Diese Kette ist die Kette Peters des Großen, ganz der Kreideformation zugehörig.

Die zweite, ungleich mächtigere und reich verzweigte Kette beginnt an der Einmündung des Schaklisu in den Chingob und erstreckt sich ostwärts bis zum Sandal, wo sie sich von der westlichen Randkette des eigentlichen Pamirgebietes loslöst. Ein Stück dieser Kette ist auf der Zehnwerstkarte als Selditau bezeichnet. Ein für die Praxis verwendbarer Name für diese Kette existierte bisher nicht, wenn man von der mißverständlichen, unbegründeten und unklaren Ausdehnung der Bezeichnung „Kette Peters des Großen“ auch auf diese Kette absieht.

Um die Unklarheit zu beheben, bleibt nichts übrig, als dem ganzen, aus den zwei genannten Ketten bestehenden Gebirge einen einheitlichen Namen zu geben, die Bezeichnung Kette Peters des Großen für die Westkette beizubehalten und der Ostkette ebenfalls einen Namen zu geben.

Wir statten nur eine Dankesschuld für die weitgehende Förderung unserer Expedition ab, wenn wir den Vorschlag machen, dem Gebirge zwischen Chingob einerseits, Surchob-Muksu anderseits, diesem mächtigsten und nunmehr am besten bekannten Gebirge der östlichen Buchara den Namen Romanowgebirge zu geben. Für den westlichen Flügel des Romanowgebirges wird der Name Kette

Peters des Großen beibehalten, während wir für den östlichen Flügel die Bezeichnung Kette Katharinas der Großen vorschlagen.

Übersichtlich gestaltet sich also unser Vorschlag folgendermaßen:

Romanowgebirge:

Kette Peters des Großen.

Grenzen: Mündung des Chingob in den Surchob bis zur Mündung des Arpaliktales in den Muksu. Höchster Gipfel: Sagunaki, 4900 *m*. Wichtigste Pässe: Kamtschirak, Lioli Charwi.

Kette Katharinas der Großen.

Grenzen: Mündung des Schaklisu in den Chingob bis zum Sandal, 7000 *m*. Höchster Gipfel: Sandal, 7000 *m*. Wichtigste Pässe: Gardani Kaftar, Akbai Sagran.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Nomenklatur in der geographischen Literatur Annahme findet.

Zur Benennung von Gletschern und Gipfeln auf der Kartenskizze ist zu bemerken, daß soweit als möglich die Benennungen der Eingeborenen verwendet wurden. Dies gilt insbesondere von den Gletschern auf der Nordseite des westlichen Teiles der Kette Katharinas der Großen. Auf der russischen Karte erscheint hier der Name Oschaningletscher, der mit dem Gletscher im Hintergrunde des Schagasitales identisch ist. Gletscher, für die eindeutige Bezeichnungen nicht festzustellen waren, nannten wir selbst nach Männern, die sich um die Erforschung des Gebietes oder um das Gelingen unserer Expedition verdient gemacht haben. Es ergibt sich vielleicht Gelegenheit, an anderer Stelle ausführlicher auf die Nomenklatur und Orographie des Romanowgebirges einzugehen. H. v. Ficker

DIE PAMIR-EXPEDITION DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS VOM GEOLOGISCHEN STANDPUNKT

VON Dr. R. v. KLEBELSBERG

Die Kenntnis der Alpen zu fördern, war immer der leitende Gedanke des D. u. Ö. Alpenvereins. Anfangs stand dabei das wissenschaftliche Interesse im Vordergrunde; es trat zurück mit dem Überwiegen praktischer Erschließungsarbeit, kehrte aber wieder, als diese sich der Vollendung zu nähern begann. Die Ziele sind inzwischen weiter geworden.

Es ist zweierlei: Die Alpen kennen lernen auf der einen Seite, die Kenntnis der Alpen als Ganzen auf der andern. Dem ersten Zwecke genügt die Betrachtung der Alpen selbst; der Horizont muß hingegen ein viel weiterer sein, wenn es gilt, die Alpen allgemein zu bewerten. Dann tritt die Frage nach den relativen Eigenschaften in den Vordergrund, das Erfassen gerade der charakteristischen Züge der Alpen gegenüber anderen Hochgebirgen der Erde. Schon vom rein alpinistischen Standpunkt ergibt sich dieses Bedürfnis; wie einseitig und unvollkommen wäre unsere Meinung, wenn wir nichts von den Hochgipfeln des Himalaja wüßten, wenn uns die Kenntnis des Hochgebirges gerade dort fehlte, wo es am gewaltigsten ist.

DAS ALPEN-SYSTEM

Viel wichtiger noch ist der weite Gesichtskreis für den wissenschaftlichen, insbesondere den geologischen Standpunkt. Da ist es kein bloßer Vergleich mehr; die universellen Beziehungen der Alpen, die Frage nach dem größeren Rahmen, in den die Alpen hinein gehören, stehen dann im Vordergrunde des Interesses. Denn die Alpen sind nichts Selbständiges; nur für den Namen gelten die bekannten Grenzen, nicht aber für die damit bezeichnete Naturerscheinung. Lediglich der Einschnitt der Donau trennt die Alpen und Karpathen, Kahlenberg und Bisamberg bei Wien, und dann wieder im Eisernen Tor die Transsylvanischen Alpen vom Balkangebirge. Das Schwarze Meer freilich setzt dem Gebirgszuge für die gewohnten Begriffe ein Ende. Doch unter dem Meere zieht das Gebirge fort und die Krim, wo es wieder hervortaucht, vermittelt mit dem Kaukasus. Scharf springt dieser mit dem Sporn von Baku in den Kaspisee vor, von der asiatischen Seite kommt ihm das Vorgebirge bei Krasnowodsk entgegen. Dann geht es wieder ununterbrochen in den Bergen am Nordrande Irans fort weit nach Osten, bis in die Ketten des alten Parapamisus. Dort werden wir gewahr, wie untrennbar das System der Alpen mit jenen Gebirgen Zentralasiens verbunden ist, die die höchsten der ganzen Erde sind. Aber wir können heute noch nicht sagen, wo im Genaueren die Fortsetzung des Hauptstammes der Alpen liegt. Der Himalaja, das höchste der Gebirge, biegt nach Westen hin in die Ketten am Südrande des iranischen Hochplateaus um und läßt sich, durch Kleinasien und die Balkanhalbinsel, eher mit den südlichen Teilen der Alpen verbinden, der Hindukusch hingegen, die Hauptkette des alten Parapamisus, liegt weiter nördlich und nähert sich dem Karakorum, dem Kuenlun und dem „Gebirge Peters des Großen“. Alle diese Gebirge treffen sich in dem Hochlande von Pamir; daran grenzt anderseits das nördlichste

der großen zentralasiatischen Hochgebirge, der Tianschan mit dem Alai. Wie die Gebirge im einzelnen zusammenhängen, ist noch ungeklärt; erst weit im Südosten kommt wieder Ordnung in das Bild, wo der Himalaja und die tibetanischen Gebirge zu den hinterindischen Inseln hinunterbiegen.

Durch den ganzen eurasiatischen Kontinent zieht das System der Alpen und nur ein kleiner Teil davon sind die Alpen selbst.

GESICHTSPUNKTE DER FORSCHUNG

Was wir rein äußerlich, orographisch, auf der Karte verfolgen, der Zusammenhang der Alpen mit den Gebirgen Zentralasiens, hat im geologischen Bau seine innere Begründung. Das System der Alpen erstreckt sich heute dort, wo ehemals, in früheren Perioden der Erdgeschichte, ein großes Mittelmeer, die „Thetys", nördliches Festland (Teile von Mittel- und Nordeuropa und das nördliche Asien) von südlichem (Afrika — Vorderindien) trennte. In diesem Meere wurden ebenso die Schichten der Alpen abgelagert, wie jene mittelasiatischer Gebirge; gleiche Meerestiere, wie wir sie in den Alpen versteinert finden, bewohnten dort das Meer, sie wurden uns z. B. bekannt aus dem Himalaja, ja noch von den malaiischen Inseln; ganz erstaunlich geradezu sind im Schichtenaufbau die Beziehungen der Alpen zu den Gebirgen des mittleren Asien. Die Zusammengehörigkeit tritt aber noch mehr hervor durch die Gemeinsamkeit des Bildungsaktes; beiderlei Gebirge entstanden der Hauptsache nach ungefähr gleichzeitig, durch ähnliche Prozesse der Pressung, Faltung und Verschiebung.

Über diese elementaren Punkte hinaus geht die Kenntnis aber noch wenig ins einzelne. Nur Teile des Himalaja und Tianschan sind bisher einigermaßen zusammenhängend bekannt geworden; im Nanschan, Kuenlun, Hindukusch und Karakorum beschränkt sich die Kenntnis auf wenige, zerstreute Reiserouten, große wichtige Gebiete hingegen sind geologisch noch fast unbekannt. Für das weitere Studium des Verhältnisses der Alpen zu den Gebirgen Zentralasiens ist daher vor allem notwendig, die zentralasiatischen Gebirge an sich selbst besser kennen zu lernen. Erst auf Grund zusammenhängender Kenntnis wird man weitere Schlüsse ziehen und den großen Fragen näher treten können, die die Alpen mit den Hochgebirgen Zentralasiens gemeinsam haben: Grenzen, Gliederung und Tiefenverhältnisse, Verbindungen, Strömungen, Tiergeographie des alten zentralen Mittelmeeres, der Wiege des Alpensystems, Alter, Ausdehnung und Vorgang der Gebirgsbildung selbst, ihre Beziehungen zu älteren Landmassen und Gebirgssystemen. Kurz, ein wichtiger Abschnitt vom gesamten Werden der Erde knüpft sich an unser Problem.

Zum Schichtenaufbau und zu der Gebirgsbildung kommt noch ein drittes Moment, die Oberflächengestaltung. Das Werk der Verwitterungs- und Erosionskräfte, Wasser, Eis und Wind, Frost und Hitze, hat naturgemäß in allen Gebirgen viel Gemeinsames: aber erst aus der Gesamtheit der Gebirge heraus läßt es sich vergleichend studieren, umfassend beurteilen. Es gewinnt an Interesse, je mehr wir seinen Entwicklungsgang in den einzelnen Gebirgen in die geologische Vergangenheit zurückverfolgen können; besonders die Wechselbeziehungen zwischen Gebirgshebung und Gebirgsabtragung sind mit in erster Linie maßgebend für das äußere Bild des Gebirges. Von den Naturerscheinungen an sich bleiben jedem Alpenwanderer die Gletscher am meisten in Erinnerung; in vielen anderen Hochgebirgen der Erde kehrt das Gletscherphänomen in ähnlicher Weise wieder; zur größten Entfaltung aber kommt der alpine Gletschertypus, wenn schon etwas eigenartig, in den Hochgebirgen Zentralasiens. Bekannt ist, daß in den Alpen die Gletscher zur Eiszeit ungleich größere Ausdehnung besaßen, als heute; zu untersuchen ist,

wie weit dies auch in anderen Gebirgen der Fall war, was sich dort für Erfahrungen gewinnen lassen über den Verlauf und die Folgen der Eiszeit, die in unseren Alpen eine so wichtige Rolle spielte. —

Es war in diesem Sinne ein Stück alpiner Forschung, was die Expedition des Alpenvereins geologisch zu leisten hatte. Die Ergebnisse freilich kann man nicht gleich heute schon vom alpinen Standpunkt fassen, es muß sich zunächst um einen Beitrag zur geologischen Erschließung Zentralasiens an sich handeln, einen Grundstein neben anderen, der künftig die Gesamtkenntnis vermitteln helfen soll.

GEOLOGISCH-OROGRAPHISCHE ÜBERSICHT DES ENGEREN FORSCHUNGSGEBIETES

Man kann der „Pamirexpedition“ des Alpenvereins vorwerfen, daß sie ihren Namen mit Unrecht führe; sie erreichte nicht die Gegend, die politisch „Pamir“ heißt. Doch ist ihr engeres Arbeitsgebiet in den ostbucharischen Bergen von wesentlicher Bedeutung für die Kenntnis des eigentlichen, zentralen (östlich angrenzenden) Pamir, indem es orographisch und geologisch untrennbar damit zusammenhängt. Die Ketten von Karategin und Darwas gehören mit zu den wichtigsten Gebirgszügen des Pamirischen Systems. Dieses umfaßt alle die Hochgebirge des zentralen Pamir, schließt nach Südwesten hin an den Hindukusch, nach Südosten an den Kuenlun an. Der zentrale Pamir selbst ist bekanntlich kein Plateau, sondern ein hochgelegenes Binnenland, durchzogen und begrenzt von mächtigen, über 7000 *m* ansteigenden Bergketten, nur erreicht schon die Sohle der Täler 4000 *m* und mehr. Die nördlichste der Pamirketten ist der Transalai (Pik Kaufmann 6900 *m*); diesen trennt das breite tiefe Alaital vom Alaigebirge, welches zum Tianschansystem gehört.

Aus dem Alaitale fließt der Kisilsu zum Amudarja; mit dem Kisilsu vereinigt sich, aus dem Pamirinnern kommend, der Muksu; an diesem liegt das Westende des Transalai-Gebirges und an der Südseite des Surchob, der aus der Vereinigung beider Flüsse hervorgeht, folgt nunmehr die Kette Peters des Großen; ein weiteres, mächtiges Gebirge liegt südlich des Muksu, der Sildi- oder Seltau. Auf das Verhältnis dieser drei Hochgebirge zueinander, Transalai, Kette Peters des Großen und Seltau, bezieht sich eines der wichtigsten Ergebnisse der Expedition.

Der Name „Kette Peters des Großen“ wurde Ende der 1870er Jahre von dem russischen Forschungsreisenden Oschanin eingeführt zu Ehren des großen Zaren, der die wissenschaftliche Erforschung Russisch-Asiens inauguriert hatte. Oschanin bezeichnete damit die Kette südlich des Surchob. Es trat aber bald die Vermutung hinzu, daß diese Kette orographisch und geologisch überginge in das Gebirge südlich des Muksu, und so kam es, daß man gemeinhin — auf allen Übersichtskarten kommt dies zum Ausdruck — das ganze Bergland zwischen Muksu und Chingou, dem nächsten großen Zufluß des Surchob, unter dem Namen Peters des Großen verstand. Für die geologische Kenntnis beider Gebirge hat erst die Alpenvereinsexpedition die Grundlage geschaffen. Und es stellte sich heraus, daß die Kette am Surchob ganz selbständig ist, daß sie nicht zusammengehört mit dem Gebirge südlich des Muksu; orographisch endigt sie dort, wo sich der Muksu mit dem Kisilsu zum Surchob vereinigt, geologisch setzt sie sich schräg über den Muksu hinüber in den Transalai fort. Durch das Hochtal von Tuptschek getrennt, zieht dieser eigentlichen Kette Peters des Großen im Südosten das ungleich mächtigere Hochgebirge des Seltau entlang, dessen Hauptkamm sich parallel zum Muksu stellt und weit östlich, an der politischen Pamirgrenze in dem 7050 *m* hohen Sandal gipfelt; die Schichten streichen aber auch im Seltau schräg über den Muksu hin-

über, an die Südseite des Transalai, der Muksu fließt auf der ganzen Strecke von Altinmasar (an der Pamirgrenze) bis Damburatschi (am Kisilsu) durch ein Quertal.

MUKSU UND KISILSU

Dieses Quertal, die Muksuschlucht, ist von großartiger Wildheit; Tausende von Metern tief schneidet es eng und steilwandig zwischen die Hochgebirge ein. Von Süden, aus dem Seltau, münden Gletscherbäche, die im Sommer den Schluchtweg unpassierbar machen. Gegen Westen hin öffnet sich die Schlucht allmählich zu kleinen Weitungen; riesige, bis 400 *m* mächtige Schuttkegel sind von der Seite her in diese Weitungen hineingebaut und die steilen Hänge werden von den Moränen eiszeitlicher Gletscher verkleidet. Überall brechen die Schuttmassen in wüsten, steinfallgefährlichen Blößen, oft senkrechten Wänden, ab und die Verbindungswege benachbarter Ortschaften des Talgrundes müssen oft mehr als 1000 *m* seitwärts in die Höhe steigen, um die unwegsamsten dieser Brüche zu umgehen.

In lebhaftem Gegensatz zur schaurig-wilden Enge der Muksu-Schlucht steht das Tal des Kisilsu und Surchob; es ist ein Längstal, breit und offen, nur ganz in der Tiefe mitunter schluchtartig eingeschnitten; es ist die gerade Fortsetzung des breiten Alaitales und hält wie dieses zwei große, verschiedene Gebirgssysteme auseinander, den Alai (Tianschan) im Norden von den pamirischen Hochgebirgen im Süden. Mit gewaltigen alten Granitmassiven, kristallinen Schiefern und Marmoren bricht der Alai steil zu dem großen Längstale ab; auf der anderen Seite senken sich vom Transalai und der Kette Peters des Großen weiche, vorwiegend rote, gipsführende Schichten der oberen Kreideformation, vielleicht auch noch des Tertiär (Eozän) allmählich und staffelförmig in die Tiefe herab. Gesteine völlig verschiedenen Alters, links junge, rechts alte, bauen also die beiden Seiten des Längstales auf; und sie lagern so, daß man nicht etwa in der Tiefe einen ungestörten Zusammenhang vermuten kann; die Verhältnisse sind vielmehr ähnlich denen im tirolischen Inntale, unterhalb von Innsbruck z. B.: das Tal folgt einem großen Bruche, an dem die viel jüngeren Gesteine der linken Seite in die Tiefe gesunken sind an den älteren der rechten oder umgekehrt die rechten sich gehoben haben gegenüber den linken.

DER WACHSCH-BRUCH

Dieser große „Wachschbruch“ — der Wachsch, aus der Vereinigung des Surchob mit dem Chingou hervorgehend, ist der eine der beiden Hauptquellströme des Amudarja — wurde von der Expedition erkannt und für weite Strecken verfolgt; er gehört, so viel man heute schon urteilen kann, einer der wichtigsten tektonischen Leitlinien im Baue ganz Zentralasiens an: er trennt auf der ganzen Strecke das Tianschan- (Alai-) System von dem Pamirsystem; er setzt sich nach Osten hin wahrscheinlich — dahin ist die Expedition nicht mehr gekommen — an den Rand des Tarimbeckens fort, den Südfuß des Tianschan bei Kaschgar, und begrenzt im Westen noch weithin die Hissarische Kette des Alaigebirges gegen die südwestlichen, schon stark erniedrigten Ausläufer der Kette Peters des Großen. Ihm folgt, ähnlich wie dem Alpenabbruche im Wiener Becken, eine Thermen- und Bebenlinie. Nach den wichtigsten Thermalquellen, die am Bruche aus der Tiefe empordringen, hat die Ortschaft Obigarm (ob = Wasser, garm = warm) ihren Namen; das warme Wasser (40°) steht weithin im Rufe großer Heilkraft. Kleine Beben sind im Surchobtale häufig, manchmal zehn im Jahre, erzählten uns die Eingeborenen; eines nahmen wir selbst wahr, am Abend des 1. Juli im Tschapdara-Biwak.

DAS HISSARISCHE TAL

Bei Obigarm biegt das Wachsch-(Surchob-)Tal gegen Südsüdwesten ab und der Bruch schneidet aus ihm, in seiner früheren Richtung Westsüdwest fortstreichend, über einen niederen, breiten Sattel ins Hissarische Tal hinüber. Das ist die wohl am meisten besiedelte und volkswirtschaftlich wichtigste Gegend der inneren Buchara; in geographischer Beziehung einer der auffälligsten und merkwürdigsten Züge im Relief des Landes. Mit einer Sohlenbreite von mehreren bis zu 15 *km*, 9—600 *m* über Meer, zieht das Hissarische Tal dem Südfuße des Alai (hier der Hissarischen Kette) entlang, ähnlich wie das Gebirge selbst aus Ost-West allmählich gegen Südwest biegend. Dieses große breite Tal wird heute nicht mehr von einem einheitlichen Flusse durchströmt, sondern die Bäche aus dem Alai queren es, indem sie ihm nur für eine kurze Strecke folgen, dann vereint durch die südlichen Vorberge (Ausläufer der Kette Peters des Großen) zum Oxus abfließen. Das alte, breite und wohlausgebildete Tal, das die Flüsse in jüngerer Zeit wieder verlassen haben, geht in seiner Anlage auf den Wachschbruch zurück. Und eben hier steht zu dem Bruche eines der größten Erdbeben neuerer Zeit in Beziehung: im Herbste des Jahres 1907, kurz nachdem Rickmers auf einer früheren Reise hier durchgekommen, wurde die Stadt Karatag durch Erdbeben größtenteils zerstört. Karatag war früher neben Hissar die Metropole der Gegend, der Beg von Hissar, einer der höchsten bucharischen Würdenträger, hatte hier seinen Sommersitz; seitdem ist die Rolle auf Diuschambe übergegangen, das eine Tagereise weiter östlich liegt.

Die Kenntnis des Wachsch-, Surchob-, Kisilsu- und des Muksutales ist grundlegend für die geologische Auffassung des Transalaigebirges und der Kette Peters des Großen. Bisher hat man angenommen, der Muksu setze das Längstal des Surchob in den Pamir hinein fort und das Transalaigebirge ginge aus dem Alaisystem hervor; die Beobachtungen ergaben, daß das Längstal dem Kisilsu folgt und der Transalai ebenso wie die Kette Peters des Großen zum Pamirsystem gehört.

KETTE PETERS DES GROSSEN UND SELTAU

War schon die allgemeine Stellung der Gebirge im Rahmen der Gebirgssysteme so wenig bekannt, so bot das engere Forschungsgebiet der Expedition, die Kette Peters des Großen und der Seltau, an sich geologisch ein noch fast unberührtes Arbeitsfeld. Wer je in den Alpen geologisch gearbeitet hat, für den war es eine Freude, hier loszulegen. Lediglich ein paar ganz ungenügende, zerstreute Notizen früherer Forschungsreisender, die hier durchgezogen, berichteten, dem Anschauen nach, über diese mächtigen Gebirge. Nur so von ungefähr wußte man, daß in der Kette Peters des Großen Sedimente der Kreideformation vorkämen; in welchem Umfang aber, war ebenso unbekannt, wie jeder zuverlässige paläontologische Nachweis und jede Kenntnis des tektonischen Baues fehlte. Die Alpenvereins-Expedition ergab, daß hier marine (sandige, mergelige und kalkige) Schichten der Oberkreide und vielleicht noch des Eozän in horizontalem wie vertikalem Sinne eine ganz ungeahnte Entfaltung besitzen. Im Hauptkamme steil aufgerichtet und zusammengepreßt, nach dem Surchobtale hin stufenweise absteigend, bauen sie fast die ganzen Oberflächenpartien des Gebirges auf. Noch am obersten Gipfelfels des stolzen Sagunaki, 4900 *m*, stecken im Kalk die versteinerten Reste der Meerestiere, die — wie jene im „Marmor" des Untersbergs — zur Zeit der oberen Kreideformation gelebt haben. Die älteren paläozoischen Gesteine hingegen, die man allgemein hier hätte vermuten mögen, fehlen. Die Achse des Gebirges hebt sich gegen Nordosten hin allmählich

heraus und hier kommt unter den jungen, vielfach roten und gipsführenden Schichten dann gleich der kristalline, granitene Kern des Gebirges hervor.

Auch noch im Seltau, an dessen Nordseite, spielen diese jungen Schichten eine beträchtliche Rolle; sie sind hier in großartiger Weise zu aufrechten, schiefstehenden oder liegenden, mitunter prachtvoll leierförmigen Falten zusammengestaucht und bilden noch Gipfel von 5700 *m*. In so gewaltige Höhe über dem Meeresspiegel sind hier durch die Gebirgsbildung Schichten emporgebracht worden, die in junger geologischer Vergangenheit am Meeresgrund zum Absatz kamen; es ist eines der höchstgelegenen Vorkommnisse ähnlich junger mariner Schichten, das man kennt. Den hoch emporgefalteten Kreide- (Eozän-) Sedimenten sind im Hauptkamme von Südosten her an einer großartigen, viele Kilometer lang hinziehenden Überschiebung, die weit im Südwesten aus einer Überkippung hervorgeht, ältere, kristalline Gebirgsmassen, großenteils vulkanischer Natur, aufgeschoben. Die ungeheuren Kräfte, welche dabei wirksam waren, drücken sich in der Zertrümmerung, Quetschung und Streckung der Gesteine lebhaft aus; ein Umstand, der auch turistisch von Bedeutung ist; außerordentliche Vorsicht ist beim Klettern im Fels hier geboten und ein kleiner Überhang in gänzlich zermürbtem Gipsmergelgestein war es, der zwei der Expeditionsmitglieder am messerscharfen Nordgrate des Pik Sewerzow in 5300 *m* Höhe zur Umkehr zwang. Die versteinerten Meerestiere hingegen sind bis auf die Spitze (5600 *m*) des Berges gelangt; aber es ist ihnen dabei übel ergangen, sie sind bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht und verzerrt worden. Die erwähnten vulkanischen Gesteine des Hauptkammes stammen zum Teil von untermeerischen Eruptionen, sie wechseln in ihrer Lagerung mit marinen paläozoischen Kalken ab — jenen Gesteinen der Karbon- bis Permformation, die wir in der Kette Peters des Großen vergeblich gesucht haben — und in den Laven und ihren Tuffen (Aschenbildungen) sind die Reste mariner Lebewesen eingeschlossen; also Verhältnisse, vergleichbar denen der Südtiroler Dolomiten, der Seiser Alpe zum Beispiel.

Aber auch im Seltau haben die genannten paläozoischen Kalke noch nicht ihre Hauptverbreitung; sie treten hier nur in einigen schmalen, zum Teil hoch aufragenden und weithin durchziehenden Streifen auf. Erst im Süden des Chingoutales, in dem weiten Hochgebirgsgebiet der Masarischen Alpen, zwischen Chingou und Wantsch, spielen sie, großenteils zu Marmor umgewandelt, ihre Hauptrolle; die 14 tägige Informationstur an die afghanische Grenze ergab diese wichtige Tatsache; während man bisher dieses ganze Gebiet dem Urgebirge zugerechnet hatte, konnte die Expedition hier ein mächtiges Hochgebirge, aus Kalk und Marmor bestehend, als solches geradezu entdecken.

FORMEN UND GLETSCHER

Das äußere Gebirgsbild wird vor allem durch die bedeutende relative Höhe bedingt. Die Talsohlen liegen, zum Unterschied vom zentralen Pamir, verhältnismäßig tief. Der Sagunaki z. B. ragt fast unmittelbar dreieinhalbtausend Meter über das Surchobtal auf und der Sandal, der 7050 *m* hohe Hauptgipfel des Seltau, erhebt sich mehr als 4000 *m* über den Muksu. Damit steht im Zusammenhange die ganz ungeheure Steilheit der Gehänge. Aus der großen absoluten Höhe folgt die auch heute noch sehr beträchtliche Vergletscherung. Die Gletscher sind wesentlich anderer Art als bei uns in den Alpen. Breit und flach ziehen die großen Gletscherströme im Grunde der steilwandigen Täler einwärts, um dann scharf und fast unvermittelt am Fuße der abschließenden Wände zu endigen; ein eigentliches Firnbecken, wie es für die Gletscher der Alpen charakteristisch ist, fehlt ihnen in der Mehrzahl der Fälle und die Nährung des Gletschers wird

besorgt von den Gehängefirnen und Hängegletschern, die in geradezu fabelhafter Steilheit, Wildheit und Zerklüftung selbst an den steilsten Hängen noch kleben. 1000 und 2000 *m* tief zieht sich an den Schattseiten der Berge oft fast lückenloser mächtiger Gehängefirn ins Tal herab, die Felsen der Sonnseite hingegen sind bis über 5000 *m* hinauf aper: so stark äußert sich hier der Einfluß der Besonnung. Nur in den randlichen Teilen der Gebirge, in den Ausläufern der Seiten- und auch Hauptketten, wo die absolute und besonders die relative Höhe geringer werden, da kommen auch Formen und Gletscher von ganz alpinem Typus zustande. Die Schneegrenze steigt heute von Südwesten nach Nordosten, das ist in der Richtung der niederschlagbringenden Winde, allmählich von 3800 bis über 4600 *m* an. Die größten Gletscherströme messen an 30 *km* Länge (Aletschgletscher 20 *km*); ihre unteren Enden sind weithin schuttbedeckt und in einzelnen Fällen hat sich dieses alte, verschüttete Eis von dem übrigen Gletscher völlig losgetrennt. Derlei „tote“ Gletscherreste reichen in der Kette Peters des Großen überraschend weit in die Täler hinab; sie sind neben den vom Eise verlassenen Moränenmassen die Zeugen größerer Ausdehnung der Gletscher in junger, historischer Vergangenheit; man kann daraus und aus anderen Merkmalen einen letzten Maximalstand der Gletscher wiedererkennen, der ähnlich weit zurückliegen dürfte, wie jener um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Alpen. Auch heute noch hält der Gletscherrückgang im großen ganzen an. Wenn trotzdem ein paar der Gletscher im Vorschreiten getroffen wurden, hat dies sehr wahrscheinlich nur darin seine Ursache, daß von den Wänden in ihrem Hintergrunde große Massen Gehängefirn heruntergebrochen sind, die der Gletscherzunge erhöhte Nahrung zuführten, im ganzen aber doch auch eine Abnahme der Vergletscherung bedeuten. Ungleich größer als in der Gegenwart waren im ganzen Gebiete die Gletscher zur Eiszeit; und zwar größer, als man nach dem Vergleiche mit anderen Teilen Zentralasiens erwarten konnte. Ein Riesengletscher bewegte sich das Muksutal herunter, verstopfte die Mündungen der südlichen Seitentäler mit seinen Schuttmassen und hinterließ in der weiten Ebene an der Vereinigung mit dem Kisilsu ein Moränen-Amphitheater von großer Schönheit. Vielleicht noch in historische Zeiten fällt ein einigermaßen vermittelnder, immerhin aber schon viel mehr den heutigen Verhältnissen genäherter Gletscherstand, der an der Nordseite des Seltau, im Hochtale von Tuptschek, allgemein an der Moränenentwicklung kenntlich ist. Eine Fülle interessanter Details stattet die glazialgeologischen Ergebnisse im einzelnen aus.

DIE PÄNDSCHSCHLUCHT Eine Besonderheit im Formenschatze der Landoberfläche liefert die in ganz Zentralasien sehr verbreitete Schluchtenbildung; Haupttalschluchten nämlich von einer Längen- und Tiefenerstreckung, wie wir sie in den Alpen nirgends auch nur annähernd finden. Diese Schluchten sind das derzeitige Ergebnis einer durch junge Hebung des gesamten Gebirges bewirkten neuerlichen Tieferlegung der Flüsse. Für die westliche Hälfte Zentralasiens gibt wohl das großartigste Beispiel die Pändschschlucht. Der Pändsch, neben dem Wachsch der Hauptquellstrom des Amudarja, sammelt sich im Tale Wachan, dem neutralen, afghanischen Grenzstreifen zwischen Britisch- und Russisch-Zentralasien, von den Nordhängen des Hindukusch und den südlichen Pamirgebirgen; in weitem Bogen nach Norden fließt er von hier der turanischen Niederung zu. Der ganze Weg dahin — zugleich die Grenze zwischen der Buchara und Afghanistan — liegt in der Tiefe einer mehrere hundert Kilometer langen, 1000 und 2000 *m* tiefen Schlucht, in der nur ab und zu an der Mündung seitlicher Täler kleine Weitungen die schaurige Felsenenge unter-

brechen. Im Grunde strudelt der gewaltige Strom, von den Felsen oft so eingeengt, daß die Uferlinie zur Zeit der Schneeschmelze um 10 *m* und mehr über dem noch immer sehr bedeutenden Wasserstand zu Anfang September liegt. Wer sich die Mühe nähme, an den steilen Schluchthängen in die Höhe zu klimmen, der würde oben fast plötzlich wie an einer Kante überrascht hinaustreten auf ein weites, sanftwelliges Hochland. Meilenweit dehnt sich die Fläche hoch über dem Chingoutal gegen Afghanistan hin, wenn man von den Bergen der Kette Peters des Großen nach Süden blickt, und die tiefen Schluchten verschwinden fast in der Übersicht, so eng und unvermittelt sind sie eingeschnitten. Das ist die alte Landoberfläche, die bereits ausgebildet war, als jene junge Hebung des Gebirges einsetzte und die Flüsse neuerlich tiefer zu schneiden begannen. —

Frühzeitig fiel der Herbst ein in den herrlichen Bergen von Darwas und Karategin und die Hochgipfel wappneten sich mit frischem Eise, nachdem sie den Sommer über selbst an ihren steilsten und sonnigsten Partien kaum ausgeapert waren. Da zog die Expedition in zwei Gruppen das Chingoutal abwärts ins niedrige Bergland des westlichen Darwas. Hier, in den weiten Konglomeratgebieten, wo die Eingeborenen seit urdenklichen Zeiten primitive Goldwäschereien betreiben — fast alle die westlichen Pamirabflüsse führen Gold — hat im Jahre 1898 Albrecht von Krafft, als er mit Rickmers die Buchara bereiste, den Anfang zu einer zeitgemäßen wissenschaftlichen Erforschung dieses Teiles Zentralasiens gemacht. In den abgelegenen Tälern nördlich der Stadt Baldschuan — viele der zahlreichen Ortschaften verzeichnet noch keine Karte — erübrigte hier noch ein Stück Land zur Untersuchung und zum Anschlusse der geologischen Aufnahmen des Alpenvereins an diejenigen Albrecht von Kraffts. Dann reiste die geologische Abteilung über die südwestlichen Ausläufer der Kette Peters des Großen zurück ins Hissarische Tal, um von dort aus auf dem Rückweg über Warsob-Pendschekent nach Samarkand ein zweites neues Profil durch die Hissarische Kette des Alaigebirges zu legen. Das erste wurde weiter im Westen auf der Hinreise durchgelegt, am Übergang von Scharschaus ins Hissarische Tal, nachdem zuvor im Kemkutan und Monüspaß die Ausläufer der Serawschan-Kette des Alaigebirges überschritten worden waren.

VOM ALAIGEBIRGE

Der Alai ist, wie schon gesagt, ein Gebirge von ganz anderem Charakter. Es herrschen hier weniger schmale, hochaufragende Kämme als breite, mächtige Massen, die mauerförmig nach den Tälern hin abfallen; unwegsamen Schluchten in der Tiefe stehen in gleichgroßer Anzahl verhältnismäßig leichte Paßregionen gegenüber. Im Felsaufbau wiegen Granit und Marmor weitaus vor über die jüngeren Gesteine der Oberkreide- und Tertiär-(Eozän-)Formation. Zwischen diese alten und jungen Gesteinskomplexe schalten sich in weiter Verbreitung pflanzenführende Schichten ein, welche anzeigen, daß das Gebiet zur Zeit der oberen Trias- (Rhät-) und der unteren Juraformation Festland war, ähnlich wie das ganze nördliche Asien (Sibirien), wo weithin solche Pflanzenschiefer verbreitet sind. Über dieses Festland, das dem Nordkontinente des alten Mittelmeeres angehörte, drang im südwestlichen Teile des heutigen Hissar-Gebirges in einem bestimmten Abschnitte der Juraformation, aus dem Gebiet des heutigen Persien herkommend, ein Arm jenes Meeres weit nach Nordosten vor. Die Beweise dafür fanden sich in den marinen Jurakalken, welche die Berge von Taschkurgan, den Chodscha aktscha burun und den Sugurluk aufbauen; bisher hat man diese für Urgebirge gehalten. In dieser Gegend sind die Schichten prachtvoll gefaltet und großartige nach Nordwest gerichtete Über-

schiebungen bringen die älteren Gesteinsarten über die jüngeren. Weiter im Osten hingegen, im Profile des Warsobtales, tritt die Faltung zurück und sind Brüche und Überschiebungen mit im allgemeinen flacherer Lagerung verbunden. Allenthalben aber hat die letzte große Epoche der Gebirgsbildung, die uns heute als die herrschende entgegentritt, junges Alter, die Schichten des Eozän (Alttertiär) sind noch mit betroffen worden. Nur in den Ausläufern der Serawschankette, am Kemkutan bei Samarkand, fehlen diese jungen, meist roten Schichten, das Gebirge besteht hier großenteils aus Granit, begleitet von marmornen Randzonen.

VERGLEICH MIT DEN ALPEN

Die geologischen Ergebnisse der zwei Alaiüberschreitungen sind im einzelnen nicht weniger wichtig als die der Forschungen im Gebirge Peters des Großen und im Seltau. Die letzteren haben jedoch für sich, daß sie ein großes Gebirgsgebiet im Zusammenhange behandeln. Diese zusammenhängende Kenntnis gibt die wissenschaftliche Grundlage für einen äußeren Vergleich mit den alpinen Verhältnissen. Die Erscheinungen der Gebirgsbildung sind im wesentlichen nicht verschieden von denen der Alpen, auch nicht dem Alter nach. Die gesamte Massenerhebung aber ist im horizontalen und vertikalen Sinne größer als in den Alpen. Das Flußnetz ist ähnlich reich verzweigt, die Täler aber schneiden tiefer in die allgemeine Gebirgsoberfläche ein. Deshalb ist die Hochgebirgsszenerie gewaltiger, wilder und großartiger als in unseren Alpen. An allgemeiner landschaftlicher Schönheit aber fällt der Vergleich doch zugunsten der Alpen aus. Denn etwas fehlt den großartigen Hochgebirgen am Pamirrande, das ist die Vegetation, insbesondere der Wald. Das Höchste an ästhetischer Schönheit der Landschaft wird nicht durch extreme Entwicklung in einer einzelnen Richtung erreicht, sondern durch das Zusammenstehen oder den Gegensatz der verschiedenen Naturerscheinungen.

DER EINFLUSS DER EISZEIT AUF DIE BESIEDELUNG DER ALPENTÄLER

VON WILHELM HAMMER

Über die Alpen ist eine Zeit hinweggegangen, in der die Täler im inneren Teile des Gebirges bis nahe an ihren oberen Rand von Firn und Eis erfüllt waren; über Hochflächen und Wasserscheiden hinweg verbanden flachgewölbte Eisschilde alle Talgletscher zu einem engmaschigen Eisstromnetz; durch die Randketten und Voralpen drängten sich riesenhafte Gletscherzungen bis weit ins flache Vorland hinaus — die Eiszeit. In früheren Bänden der „Zeitschrift" ist mehrfach schon davon die Rede gewesen.

Die Lebewelt der Alpentäler wurde hinausgetrieben aus ihrem Paradiese. Im Innern der Alpen wurde das Pflanzenkleid vernichtet, unter Eis und Schuttströmen begraben. In den randlichen Teilen kämpfen Vegetation und ihre zerstörenden Gegner um den Boden; an den eisfreien Kämmen und Hängen steigt Flora siegreich über den Gletscherzungen in die Höhe, im Tal entsenden die Eisriesen ihre schuttbeladenen Gletscherbäche und schleppen auf ihrem Rücken Wälle von Steinwerk heran. Es sind deutliche Zeichen erhalten geblieben, daß das Eis auch zeitweise bis in die hintersten Täler zurückwich, um dann abermals bis ins Vorland vorzustoßen. Doch schließlich weichen die lebenvernichtenden Mächte für dauernd in die obersten Winkel zurück, die kahlen schuttbedeckten Leiber der Berge werden von der Lebewelt zurückerobert, der Mensch dringt in die Alpentäler ein. Aber so wie große Ereignisse der Weltgeschichte noch auf viele Menschenalter darüber hinaus nachwirkend ihren Einfluß geltend machen, so sind die Spuren, welche die Eiszeit im Alpenland hinterlassen hat, richtunggebend geworden für die spätere Besiedelung durch den Menschen. Wo die Menschen ihre dauernden und ihre vorübergehenden Wohnstätten in den Bergen aufgeschlagen haben, wo sie den Wald gerodet und ihre Wiesen und Acker angelegt, wo sie ihre Verkehrswege gezogen und auch manche ihrer neuesten technischen Werke eingebaut haben, all dies steht in hohem Maße in Abhängigkeit von der eiszeitlichen Prägung der Alpentäler.

Zweifach sind die Spuren der Eiszeit: Sie hat die Bodenformen des Gebirges verändert und sie hat verschiedenartige, ausgedehnte und oft mächtige Ablagerungen in ihnen zurückgelassen.

Wenn wir Gebirgsgegenden, auf denen eine tiefreichende diluviale Vereisung gelegen hat, mit solchen vergleichen, die diesem Geschicke entgangen sind, also etwa die Ötztaler Alpen mit den oststeierischen Bergzügen, so beobachten wir in der Form der Täler und der Berggehänge Unterschiede. Im normalen Flußsystem ist das Gefälle des Hauptflusses und der Seitenbäche ununterbrochen und gleichförmig nach oben steiler werdend, gegen unten sich verringernd. Die Seitenbäche schließen ohne Gefällsunterbrechung gleichmäßig an den Hauptfluß an und in gleicher Weise zerfasert sich jeder Seitenbach bis in die kleinsten Seitenzweige, die dem Berggehänge eine kontinuierliche, durch keine Terrassen unterbrochene Abschrägung geben. Je steiler das Gefälle, um so tiefer eingeschnitten und schmäler sind die Täler, während im Unterlauf bei minimalem Gefälle der Fluß

mit seinen Windungen die seitlichen Hänge unterwäscht und sich eine breite Talsohle schafft.

Anders bei Tälern, die zur Eiszeit ganz vergletschert waren: Wir brauchen uns nur an irgend eine Talwanderung in den Ötztaler Alpen oder den Tauern zu erinnern, um den Unterschied auffallend zu bemerken; eine solche Talwanderung ist uns nicht als gleichmäßiger Anstieg, sondern als ein steter Wechsel steiler Anstiege und ebener Erholungsstrecken im Gedächtnis geblieben, von „Schindern" und langen Talbecken, und wenn wir eilig von einer Hütte talauswärts zur nächsten Bahn oder Poststelle, etwa vom Becherhaus nach Sterzing, oder von Kurzras nach Naturns liefen, so hat manchem das Mißvergnügen, beim Abstieg wieder aufwärtssteigen zu müssen, mit eindrucksvoller Deutlichkeit die Beobachtung aufgedrängt, daß das Gefälle des Tales kein ununterbrochen gleichförmiges war, sondern von Stellen rückläufigen Gefälles unterbrochen wurde.

Diese Täler sind treppenartig gebaut, es wechseln flache Talbecken mit steilen Staffeln, der obere Rand der Staffeln überragt als Talriegel das darüberfolgende Becken. Wenn der Riegel noch ganz oder großenteils unzerschnitten ist, bildet das Becken eine allseits geschlossene Seewanne, wie wir dies besonders in den obersten Talteilen so oft antreffen, wo die unzähligen Seeaugen den Bergwanderer erfreuen. In den tieferen, größeren Tälern hat der Bach meistens den Felsriegel schon so tief eingeschnitten, daß keine Wasserstauung mehr bestehen kann. Äcker und Grasfluren breiten sich dann wohl in dem Becken aus mit freundlichen Dörfern an den Seitenhängen, oder der grüne Talboden bildet den besten Teil einer Alm, oder er ist noch nicht so weit gediehen und öde, von Bachadern überrieselte Schuttflächen und Sumpfwiesen leiten die Trockenlegung erst ein. Im Becken und im geringeren Grade auch noch bei dem Riegel ist das Tal breit — nur der Bach allein ist an der Talstufe in eine enge Klamm eingezwängt — und wird beiderseits von hohen, steilen Talhängen eingeschlossen; oft sind es senkrechte Felswände und jähe Steilhänge — man denke nur an das Pitz- und Kaunertal, oder an das Lauterbrunnental. Das Tal erhält dadurch die Form eines steilwandigen Troges. Vom oberen Rand der steilen Talwände weicht das Gehänge dann mit flacher Neigung weit zurück, — der Talquerschnitt erweitert sich hier rasch nach oben — und die Hänge steigen teils zu den Seitenkämmen hinan, teils gehen sie mit flacher Neigung in den Boden der Kare über oder eines Seitentales, in dem dieselbe Form sich wiederholt. Der trogförmige Tallauf ist gerade gestreckt, ganz im Gegensatz zu den vielfach gewundenen Tälern im ehemals nicht vergletscherten Gebiete. Durchschreitet man ein größeres Tal, so sieht man die Seitentäler hoch über dem Talboden mit einer weiten U-förmigen Mündung in die Luft auslaufen und der Bach tost in einer tiefgeschnittenen Klamm herab, oder stürzt in Wasserfällen zur Tiefe, wie bei Krimml. Mancher Bach hat die Stufe auch schon gänzlich durchsägt, die Seitenhänge der Klamm abgeschrägt und nur eine schluchtartige Talstrecke mit lebhafterem Gefäll des Baches erinnert an die ehemalige Staffelung.

A. Penck hat jene Talform als „übertieft" bezeichnet, insofern in dem Talbecken der Bach jetzt tiefer fließt als er bei normaler Gefällsentwicklung an dieser Stelle liegen würde. Er hat diese Übertiefung als charakteristische Eigenschaft ehemals vergletscherter Gebiete erkannt und auf die erodierende Wirkung der Gletscher zurückgeführt.

Während das Wasser durch die stetige Tieferlegung des schmalen Striches seiner Gerinne erodierend wirkt, wirkt der Eisstrom, der ein Tal erfüllt, auf die ganze Fläche der Gehänge und schafft sich ein breites Bett. Wo durch besondere Ursachen, z. B. das Zuströmen großer Seitenarme, seine Kraft erhöht wird,

höhlt er den Boden wannenförmig aus. Penck vergleicht seine Wirkung mit der des Wassers innerhalb des Bachbettes: hier schafft auch das Wasser Wannen (Kolke), Riegel, Stufenmündungen und dergleichen, beim Gletscher ist das ganze Tal „Flußbett“ und erhält diese Formen im großen. So wird das vor der Eiszeit durch das Wasser geschaffene Talsystem umgeformt; die schmalen Seitentäler seitlich ausgeweitet, verbreitert, das gleichmäßige Gefälle in eine Stufenreihe zerteilt. An sehr vielen Stellen sind aber neben dem vom Eis geschaffenen Taltrog noch Teilstücke des flacher geböschten, ursprünglichen Talhangs als Felsterrassen erhalten geblieben.

Die charakteristischen Kleinformen, welche das Eis schafft, sind jedem, der heutige Gletschergebiete durchwandert hat, bekannt: die Rundhöcker, wie sie an den Felsschwellen vor den Gletcherzungen oft so gut zu sehen, aber in weniger auffälliger Form auch noch in allen tieferen Tälern dort und da erhalten geblieben sind, und die verschiedenen Leisten und Hohlkehlen an den felsigen Seitenhängen. Wo die Vegetation sie nicht bedeckt oder die Verwitterung zerstört hat, sind sie glatt gescheuert und mit feinen Schrammen bedeckt, eine Wirkung des Eises, die vielleicht am augenfälligsten manchen an die Eiszeit erinnert hat, wenn er im Gletschergarten von Luzern oder auf dem Küchelberg in Meran stand.

An größeren Flußläufen der östlichen Alpen und der Südalpen sind beide Talformen aneinander gereiht. Der Oberlauf ist glazial gestaltet, der Unterlauf entbehrt der eiszeitlichen Umformung; so ist das Tal des Chiese bis zum Idrosee ein typisches Glazialtal, während von dort abwärts (Val Sabbia) rein fluviatile Formen herrschen. Gleiches zeigt das Murtal, Ennstal und manche andere.

Ist es auch nicht zu bezweifeln, daß alle jene feineren Oberflächenformen, die für die Alpentäler charakteristisch sind, wie die Rundhöcker, Felsleisten und Schliffkehlen, Wannen und Rillen, vom fließenden Eise geschaffen wurden, so sind die Ursachen der Übertiefung noch nicht sicher erkannt. Während Penck und viele andere sie ganz der Eiserosion zuschreiben — trotzdem es sich dabei vielfach um eine Tieferlegung der Talsohle um mehrere hundert Meter handelt —, sehen andere diese Formen als von der Wassererosion wesentlich vorgebildet an und muten dem Eise nur die Steigerung früher vorhandener Gefällswechsel, die Verbreiterung und typische Ausformung der Tröge zu, wobei vertikale Bodenbewegungen während der Eiszeit, vielleicht auch schon vor ihr, jene Unstetigkeit des Gefälles erzeugten. Oder endlich können auch Wasser und Eis in der Weise zusammengearbeitet haben, daß eine Firnbedeckung der Kämme und höheren Talteile diese vor dem Einschneiden der Wasserläufe schützten, während gleichzeitig die Sohle des eisfreien Tales vom Wasser eingetieft wurde, ein Zustand, der bei jedem Vorstoß und jedem Rückgang der Vereisung eine Zeitlang bestanden haben muß und dessen Ergebnis dann noch von den großen Eisströmen verstärkt wurde.

Auf diese Fragen näher einzugehen, ist hier nicht der Platz, weil für den Gegenstand unserer Betrachtung nur die fertige Form, mit welcher die Täler aus der Eiszeit hervorgingen, in Frage kommt.

Am deutlichsten sind jene Formen in den Zentralalpen und in großen hochgebirgigen Eruptivmassen, wie der Adamello, erhalten geblieben, weil sie am längsten der Einwirkung großer Gletscherströme ausgesetzt waren und weil ihre Gesteine die Formen am besten bewahrten. In den Kalkalpen finden wir sie dort, wo große Gebirgsteile aus dem gleichen Gestein bestehen, wie z. B. die Kalkmassen des Wetterstein- und Karwendelgebirges, während sonst die Gesteinsunterschiede weit schärfer sich bemerkbar machen als in den krystallinen Gesteinen und die eiszeitlichen Formen übertönen. Dies verringert natürlich auch den Einfluß auf die Besiedelung.

Der erodierenden Tätigkeit der eiszeitlichen Gletscher entspricht auch der Umfang des dabei fortgeschafften Gesteinsmateriales. Ein sehr großer Teil dieses Materials liegt heute außerhalb der Alpen: in den gewaltigen Endmoränenwällen, die im Vorland der Alpen noch heute ein gutes Bild von Gestalt und Größe der alten Gletscherzungen bieten, so z. B. jene des Inngletschers in der Gegend um Rosenheim, des Etschgletschers am Gardasee usw. Außerdem kommen die weitgedehnten Schotterdecken der Vorländer als fluviatile Ablagerungen der Eiszeit hier besonders in Betracht.

Beschränken wir uns auf die inneralpinen Ablagerungen, so finden wir, daß die diluvialen Gletscher ihren Untergrund großenteils mit einer Decke von Grundmoräne überzogen haben von sehr wechselnder Mächtigkeit; an manchen Stellen ist sie ein paar Meter dünn oder fehlt überhaupt, an anderen schwillt sie bis zu hundert Metern an; an Stellen starker Bewegung des Eises vermochte keine liegen zu bleiben, während in stillen Buchten mit verringerter Bewegung des Eises große Mengen sich anstauen konnten; so sind manche kleine Seitentäler des Inntales vollgestopft mit Moräne, während im Haupttal daneben nur wenig davon sich anlegen konnte. An den Hängen findet sie sich bis nahe unter die obere Grenze der Eisbedeckung, so daß sie auch in den tiefen Tälern über die Region des Ackerbaus, meistens auch in die Alpenregion noch hinaufreicht.

Je weiter talabwärts, um so feiner ist das Gesteinsmaterial in der Moräne verrieben und zermahlen und damit für die Vegetation günstiger, während in den Hochtälern der Gletscherschutt noch grob und eckig ist. In den meisten der Haupttäler, wie im Inntal, Rheintal, Drautal usw., ist die Gesteinszusammensetzung des Einzugsgebietes des betreffenden Gletschers eine so verschiedenartige, daß die Moräne der tieferen Talstrecken eine sehr bunte Zusammensetzung, gewissermaßen ein Museum aller Gesteine des Gebietes ist, wodurch sie auch der Pflanzendecke ein mannigfaches, allen Bedürfnissen nachkommendes Nährmaterial bietet, während Moränen eines kleinen Bereiches, etwa eines Karwendeltales, oder eines Seitentales des Ötztales usw., meist nur Material einer Gesteinsgruppe (Kalkgesteine, Silikatgesteine usw.) enthalten und damit dem Pflanzenwuchs weniger Möglichkeiten bieten.

Beim Rückzug der Vereisung sind Stillstände und neuerliche Vorstöße eingetreten, wobei auch im Innern der Alpen Endmoränenwälle sich entwickeln konnten. Wir treffen solche mehrfach schon im Unterlauf der Seitentäler, z. B. den deutlichen Moränenwall zwischen Gschnitz und Trins im Gschnitztal (Stubai), weit deutlicher und häufiger sind sie aber in den Karen und obersten Talverzweigungen zu finden, wo sie von dem letzten Rückzugsstand herrühren und von der Erosion noch wenig zerstört worden sind; meistens sind mehrere dicht gescharte, bogenförmige Wälle hintereinander vorhanden, den zahlreichen kleinen Schwankungen des Eisstands entsprechend. Oder es sind Längswälle — Seitenmoränen —, die aus Talenden herunterleiten; im Urgebirge sind sie häufig als wuchtige Blockströme entfaltet, die in ihrer Form den alten Gletscher nachbilden, eine Ähnlichkeit, die noch dadurch gehoben wird, daß aus ihrem unteren Ende, wie aus einem Gletschertor, ein starker Bach hervorbricht. Diese Moränen der letzten Rückzugsphase sind wegen ihrer grobblockigen Beschaffenheit der Vegetation meist ebenso feind, wie dem Bergsteiger, der gezwungen ist, über so ein Blockfeld im Hüpfschritt wegzukommen.

Das Eis ist während der Eiszeit wenigstens einmal — ein Teil der Fachleute nimmt an, daß es mehrmals der Fall war — bis in die obersten Winkel des Gebirges zurückgewichen und dann von neuem bis an den Rand der Alpen vorgerückt. Die vom Eise freigegebenen Berghänge waren von Moräne überzogen,

W. Hammer phot.

Abb. 1. Felsbecken unter der Zunge des Moosferners (Ortlergruppe), in Zuschüttung begriffen; geschliffene Felsschwelle

W. Hammer phot.

Abb. 2. Zugeschüttetes und begrüntes glaciales Felsbecken der Saëntalm (Rabbital); abschließender Felsriegel mit Weg

W. Hammer phot.

Abb. 3. Moränenwall am Ausgang des Marteltales mit Schloßruine Montani; Durchbruch des Baches durch die Flanke

Aufnahme Kilophot, Wien XIX

Abb. 4. Stufenmündung des Radurscheltales. Höfe von Greit auf den seitlichen Talbodenresten. Dorf Pfunds auf nacheiszeitlichem Schuttkegel

das Gestein durch die Einwirkung des Eises gelockert und zermorscht, so daß mit dem Rückzug des Eises gewaltige Schuttmassen in Bewegung kamen und als Murkegel und Halden den Fuß und die Hänge der Berge umlagerten. Als ein Beispiel einer solchen — später mit Kalk verkitteten — Schuttmasse sei die interglaziale Höttingerbreccie bei Innsbruck genannt. Außer solchen Gehängverschüttungen erfüllen den Boden vieler großen Alpentäler, wie z. B. das Inntal, horizontal geschichtete Massen von Schottern, Sanden und Bänderton in einer Mächtigkeit bis zu mehreren hundert Metern. An verschiedenen Stellen findet man unter und über ihnen Lagen von Grundmoräne, woraus geschlossen werden muß, daß sie während einer der großen Schwankungen der Vereisung gebildet wurden. Über ihre Bildungsbedingung sind die Glazialgeologen noch nicht einig: während die einen annehmen, daß sie durch Stauung der Gewässer entstanden, dergestalt, daß ein Seitengletscher, also z. B. im Inntal der Zillertalgletscher, das Haupttal früher erreichte oder wieder verließ als der Hauptgletscher, und dadurch das Tal mit einem Eiswall absperrte, — haben neuerdings andere mit guten Gründen diese Deutung widerlegt (Ampferer im besonderen für das Inntal) und zur Erklärung teils Verschiedenheiten der Niederschlagsmengen, teils Senkungen des Alpenkörpers angenommen, welche durch die Verflachung des Gefälles zu einer derartigen Ansammlung der Schottermassen in den Alpentälern führen mußten. Durch den Wechsel in der Vergletscherung, Ablagerung von interglazialen Sedimenten, Erosion derselben, neuerliche Überdeckung und spätere nochmalige Erosion und Überschüttung mit nacheiszeitlichen Schuttbildungen sind in den größeren Alpentälern vielfach Schuttmassen verschiedener Art, in mannigfacher Form ineinandergreifend aufgestapelt worden, welche die wechselnden Geschicke des Tales während der Eiszeit abzulesen gestatten. Als ein Beispiel einer solchen Urkunde sei der Schuttdamm des Achensees erwähnt, den Ampferer im Jahrgang 1905 dieser Zeitschrift beschrieben hat.

Ebenso wie bei dem während der Eiszeit erfolgten Rückzug des Eises das von Schutt und einer frostzerfressenen Gesteinsrinde umlagerte Gebirge nach dem Schwinden des Eises mächtige Schuttmassen zu Tal sandte, so ist derselbe Vorgang besonders auch nach dem letzten Rückgang der Gletscher eingetreten. So wurde als unmittelbare Nachwirkung der Übereisung der Grundstock jener Schuttkegel gelegt, die in allen großen Alpentälern aus den Mündungen kurzer, steiler Seitentäler in mächtiger Entfaltung herausströmen, den Fluß an die gegenüberliegende Talwand drängend. Oft ist der Fluß auch zu einem später wieder zugeschütteten Seebecken aufgedämmt und dadurch eine andre häufige Art der Stufung des Tales erzeugt worden.

Überblicken wir die Schöpfungen der Eiszeit noch einmal: Breite Talböden sind entstanden als Böden der Taltröge, wannenförmige Talbecken folgen staffelweise übereinander; an den Seiten begleiten Felsterrassen das Tal, als deren oberste die Reste ehemaliger Talgehänge; dieses Felsgerüst wird vielfach von Grundmoräne bedeckt, die sich auf den Terrassen am besten vor der Abspülung durch das Wasser erhält; mannigfache Schotter sind in die Taltiefe eingebaut und formen mit der Moräne zusammen Terrassen aus lockerem Material oder es verbinden sich beide mit den Felsterrassen zu einer einheitlichen Terrassenbildung.

Die Eignung einer Gebirgsgegend für menschliche Besiedelung ist, soweit die Bodenbeschaffenheit in Frage kommt, abhängig von der Brauchbarkeit des Bodens für den Anbau und von der Neigung des Gehänges, die im verkehrten Verhältnis zur Nutzbarkeit steht. Der obige Überblick zeigt, daß die eiszeitliche

Umformung durch die Abstufung der Hänge und der Täler auf die Bildung flacher Tal- und Geländeflächen hinarbeitet, allerdings auf Kosten der dazwischen liegenden Strecken, die übersteilt werden — eine Richtung der Veränderung also, welche die Besiedelung begünstigt. Außerdem kommt sie aber auch dem anderen Erfordernis nach, der Bebaubarkeit des Bodens, durch die Anhäufung großer Schuttmassen und die Überdeckung des kahlen Felsbodens mit fein verriebenem Gesteinsmaterial.

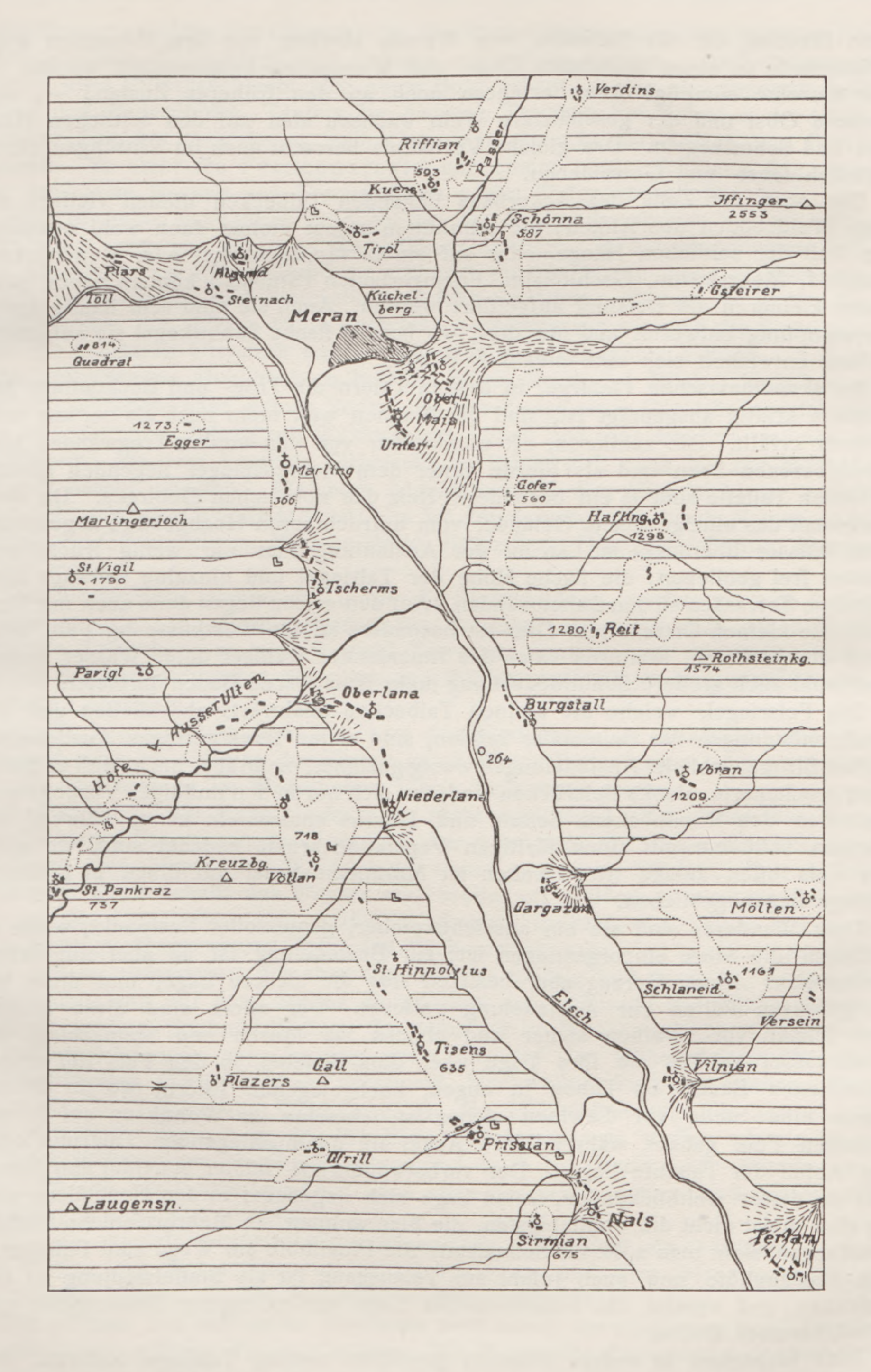
Zur Niederlassung am meisten einladend erscheint zunächst nach Bodenform und Schuttbedeckung der breite Talboden des Taltroges, der aufgeschütteten Talwannen. Die Zahl der Ansiedelungen, die auf dem eigentlichen Talboden selbst stehen, ist aber in den Alpentälern gering. Sofern der Talboden durch Zuschüttung von Seebecken entstanden ist, ist der Boden sehr oft noch nicht genügend entwässert oder von zu groben, mit zu wenig feinem Material vermischten Geschiebemassen gebildet. Die ersten Ansiedler trafen ihn zumeist als Au, die von zahlreichen, ihre Lage oft wechselnden Wasserarmen durchschlungen und oft zeitweisen Überflutungen ausgesetzt war, so daß der Boden für eine dauernde Ansiedelung zu unsicher und zu unfruchtbar war. Auch heute sind diese Flächen natürlich bei Hochwässern in erster Linie gefährdet. Ein weiterer ungünstiger Umstand kommt noch dadurch hinzu, daß sie die kältesten Stellen des Tales sind, da die seitlich ansteigenden Talflächen und Hänge mehr Besonnung empfangen und seltener in den Bereich der Bodennebel einbezogen werden.

Die gleichen Eigenschaften kommen auch der in den Haupttälern vorherrschenden Art von Talböden zu, die aus der Abdämmung des Tales durch seitlich hereinwachsende Schuttkegel hervorgehen. Die oben erwähnten nacheiszeitlichen großen Schuttkegel haben den Taltrog vieler Haupttäler in eine Reihe aufeinanderfolgender Staubecken und Schuttkegel umgewandelt und so eine andere Art von Stufung nacheiszeitlichen Alters geschaffen. Für die Besiedelung sind sie von gleicher Wertigkeit wie jene auf Stufung des Felsgrundes beruhenden.

Als ein typisches Beispiel kann das Etschtal angeführt werden. In dem breiten, fruchtbaren Tal von Bozen bis zur Malserheide sind von den 40 in der Taltiefe liegenden Ortschaften nur Glurns und Plaus auf dem ebenen Talboden erbaut — drei oder vier weitere Ortschaften liegen zum Teil noch auf seinem Rande, Meran breitet sich infolge seines starken Wachstums immer mehr in der Talebene aus, während die Altstadt noch größtenteils im Bereich des Naif-Passer-Schuttkegels liegt. Auf der nebenstehenden Kartenskizze wurde in schematischer Weise das Etschtal zwischen der Töll und Terlan dargestellt. Das Berggehänge ist wagrecht liniiert; der Talboden weiß gelassen, ebenso die punktiert umrandeten Terrassenflächen. Man sieht auch schon an diesem Teilstück, wie der Talboden frei von Ortschaften ist: sie halten sich alle an die eingebauten Schuttkegel. Auch in der Talstrecke von Bozen bis Trient herrscht die gleiche Verteilung. Dies gründet sich darauf, daß die ebenen Talflächen alle mehr oder weniger sumpfig sind oder noch vor nicht langer Zeit waren, und daher besonders in diesen südlichen Tälern als ungesund gelten; außerdem sind sie oft verheerenden Überschwemmungen ausgesetzt. Gleiche Umstände haben auch in anderen großen Alpentälern, wo der Talboden schon längst trocken gelegt ist, die Anlage der Orte geregelt.

Immerhin trifft man in allen größeren Tälern einzelne Ortschaften auf die ebene Talaufschüttungsfläche gestellt, wie Sterzing, Lienz, mehrere Ortschaften des vorarlbergischen Rheintales usw., während in kleinen Tälern der Prozentsatz solcher Orte sehr klein ist.

Aus den gleichen Gründen wie für den Bau der Wohnstätten sind die Böden auch für die Kulturen minder gut geeignet. Bei dem oben angeführten Beispiel,



Verdins
Riffian
Passer
593
Kuens
Jffinger
2553
Schönna
587
Tirol
Plars
Algund
Töll
Steinach
Küchelberg
Meran
Gsteirer
814
Quadrat
Ober-
Mais
Unter-
1273
Egger
Marling
366
Gofer
560
Hafling
1298
Marlingerjoch
St. Vigil
1790
Tscherms
1280
Reit
Rothsteinkg.
1574
Parigl
Ausser Ulten
Oberlana
Burgstall
Höfe
264
Vöran
1209
Niederlana
718
Kreuzbg.
Völlan
St. Pankraz
737
Gargazon
Mölten
St. Hippolytus
Schlaneid
1161
Elsch
Versein
Tisens
635
Vilpian
Gall
Plazers
Prissian
Ufrill
Laugensp.
Nals
Sirmian
675
Terlan

dem Etschtal, ist der Talboden von Meran abwärts von den Menschen wohl größtenteils in einen blühenden Obst- und Weingarten umgewandelt worden — nur einzelne sumpfige Auen erinnern noch an den früheren Zustand —, das bessere Obst und der geschätztere Wein wachsen aber auf den seitlichen Hängen und Schuttkegeln. Das gleiche Verhältnis herrscht auch im Vinschgau rücksichtlich Obst- und Getreidebau.

Die ober der Zone des Ackerbaus liegenden Talbecken dienen vielfach als gute Weideböden der Almen; die Almhütten selbst stehen dann wohl meistens am Fuß der seitlichen Hänge, oder auf einem Moränenhügel oder Rundhöcker. Naßfeld, Moserboden, Gschlößalm, Enzingerboden (Stubach) können neben zahllosen kleineren als Beispiel aufgeführt werden. Auch sie sind sehr häufig durch Versumpfung entwertet und nur dort, wo bereits flache Schuttkegel sie aufgehöht haben, entwickelt sich eine nutzbare Weide.

Im skandinavischen Gebirge, in dessen Tälern die Trog- und Beckenform besonders kräftig ausgeprägt ist, sind die Wannen weit mehr noch als bei uns vom Wasser erfüllt. Die zahllosen, oft unmittelbar von den steilen Trogwänden eingeschlossenen Seen und als Fjorde unter dem Meeresspiegel liegenden gleichgebauten Talteile sind ja ein besonderer Reiz des nordischen Gebirges. Da aber dergestalt das einzige flache Gelände, vom unfruchtbaren Hochgebirge abgesehen, vom Wasser überdeckt ist, so ist der Ansiedlung hier nur wenig fruchtbarer Boden frei geblieben: die flache Höhe der Talriegel und einzelne schwach ausgeprägte Terrassen an den Seitenwänden. Auf den ersten liegen denn auch mit Vorliebe die kleinen Ortschaften. Dies ist besonders an der Westküste der Fall, während die größeren, breiteren Täler des Innenlandes weniger unter Wasser stehen und wohl auch größere Schuttbedeckung mehr fruchtbaren Boden darbietet.

Die Felsriegel, welche die alpinen Talbecken talabwärts abschließen und die Stufenmündungen der Seitentäler krönen, sind schon ihrer geringen Ausdehnung halber für menschliche Ansiedelungen wenig geeignet, mehr aber noch, weil es meist glatt gescheuerte, blanke Felsrücken sind, wo sich nur in den muldigen Vertiefungen zwischen den Rundhöckern Schutt und Humus ansammeln kann, während die übrigen Teile nur mit einer dürftigen Vegetationskruste bedeckt sind, wo nicht der Fels offen zutage tritt. Selten ist Moränenmaterial auf ihnen in größerer Menge liegen geblieben.

Dem Wanderer sind sie ein aussichtsreicher, genußvoller Rastpunkt, wenn er mühsam die Stufe emporgestiegen ist; zur Besiedelung ist es aber nur selten gekommen. Einen Vorzug aber besitzen sie: die sichere Lage, und diese hat in gewissen Fällen zur Ansiedelung verlockt. Vor allem sind diese Stellen fast immer vor Lawinen sicher und ebenso vor Muren und Steinschlag; vor Hochwasser schützt sie ihre Lage über dem daneben in den Fels tief eingeschnittenen Bach. So haben in engen, hochgelegenen Tälern, wo im Winter kaum eine Stelle vor Lawinen sicher ist, einzelne ihr Wohnhaus auf diesen sicheren Fels gebaut, während ihre Äcker im dahinterliegenden Talgrund oder am Abfall der Talstufe liegen. Der vorbeiwandernde Städter beneidet den Mann, der an dieser weitblickenden, freien Lage sich angebaut; in den Hochtälern sind es aber meist nicht die wohllebigsten, die hier wohnen. — Mehrere solche Staffelsiedlungen sieht man z. B. im Schnalstal: die Finailhöfe am Wege zum Finailjoch, die Mastaunhöfe und auch Jufahl am Talausgang ist als Staffelsiedlung zu bezeichnen und vereint die Schönheit der Lage mit geringerer Meereshöhe und fruchtbarerem Boden.

Eine Sicherheit in andrer Hinsicht gewähren manche Talriegel dadurch, daß durch den Tiefschnitt des Baches und durch die Rundhöcker und oft tiefen

Schliffkehlen, welche der Gletscher in den Riegel eingegraben hat, einzelne Felsköpfe isoliert (Riegelberg) und schwer zugänglich werden. Auf solchen hat manch altes Rittergeschlecht sich seine Burg erbaut, so das ebengenannte Jufahl (Burg und Bauernhöfe), Taufers im Ahrntal, Trautson bei Matrei u. a. Auch in neuerer Zeit hat man davon noch Gebrauch gemacht zur Anlage von Befestigungen. So steht die Franzensfeste auf einem ausgezeichneten Riegelberg, der das kleine Becken von Franzensfeste gegen Süden abschließt.

Sehr oft haben schließlich Talriegel bei der Anlage der alpinen Schutzhütten eine wenn auch nur zeitweise Besiedelung erfahren. In diesen höchsten Teilen der Alpentäler, wo die Schutzhütten errichtet werden, bieten diese vielfach allein einen vor Lawinen und Steinschlag gesicherten Platz. Zudem ist ja für diese Baulichkeiten die schöne weite Fernsicht — gleichzeitig oft auch die Sichtbarkeit von der nächsten Ortschaft aus — ein eigens aufgesuchter Vorzug. Auf den sonndurchwärmten Rundhöckern bei der Hütte liegen im Blick talaufwärts ein flacher, schuttiger oder grüner Boden mit der Zunge eines Gletschers, talabwärts der langgestreckte Taltrog mit Wäldern und Almen und weit draußen vielleicht ein Kirchturm; ein paar knorrige Zirbelstämme haben sich noch bis zur Höhe des Riegels herauf erhalten. Welchem Alpenfahrer ist dies Bild nicht so gewohnt und lieb, wie eine zweite Heimat! Es ist kaum notwendig, noch Namen aufzuzählen wie Gepatschhaus, Bremer Hütte, Franz-Senn-Hütte, Zufallhütte, Hanauer Hütte usw.

Die Wasserläufe suchen das durch die Stufenbildung gestörte normale Gefälle wieder zu erlangen, durchschneiden den Talriegel und dann auch das dahinterliegende Talbecken; es wird in zwei Terrassen zerteilt und durch die Tieferlegung des Baches werden die oben angeführten nachteiligen Eigenschaften dem Talboden entzogen.

Die Terrassenbildung, die Stufung der Gehänge, ist diejenige unter den während oder im Gefolge der Eiszeit geschaffenen Bodenformen, die am meisten für die Besiedelung im förderlichen Sinne Bedeutung gewinnt.

In Gegenden, die jener Umformung nicht unterlegen sind, fallen die Hänge der kleinen Täler ununterbrochen steil zur schmalen, tief eingeschnittenen Talsohle ab und bieten der Besiedelung wenig geeignete Flächen. Erst in den größeren Tälern schafft das Wasser eine breite, oft vielfach gewundene Talsohle, in der die Ortschaften sich entfalten können. In kleineren Tälern ziehen sie sich wohl als langgezogene Zeile den Bach entlang, oder sind in einzelnen Höfen ihm entlang aufgereiht. Wo aber das Gebirge niedrig und flach ist, breitet sich die Besiedelung auf dem breiten Bergrücken aus, während die Bäche daneben in tiefer waldiger Schlucht fließen. So sehen wir im Wechselgebirge einerseits die Talsohlensiedelungen von Aspang, anderseits auf den Höhenrücken über den Waldschluchten Mönichkirchen, Wiesmath, Hochwolkersdorf und ähnliche Orte. Im niederösterreichischen Waldviertel ist die Höhensiedelung die herrschende und den vielen Besuchern der Wachau bekannt; ebenso treffen wir sie häufig in der Flyschzone am nördlichen Alpenrand, z. B. im Wienerwald. Für die erstgenannte Tal- und Siedelungsform kann etwa das mittlere Mur- und das Mürztal als Beispiel angeführt werden.

In den ehemals vergletscherten Alpentälern aber liegt ein wesentlicher Teil der Wohn- und Ackerstätten an den Talhängen und dies wird durch deren Stufung im Verein mit der Schuttbedeckung ermöglicht.

Die größten und schönsten Terrassen sind durch die Eintiefung des Taltroges in das voreiszeitliche Tal entstanden. Die Reste des flachgeneigten alten Talgehänges oder des alten Talbodens begleiten nun als Terrassen in fast allen grö-

ßeren Alpentälern und in sehr vielen der kleineren das neue, tiefere Talbett. Andere Terrassen sind, wie gerade angedeutet, durch die nacheiszeitliche Zerschneidung der Talstufen entstanden. Kleinere Terrassen und Felsleisten in oft wechselnder Höhe sind durch die seitliche Erosionswirkung der Gletscher ausgeschliffen worden. Dazu kommen dann die Schutterrassen aus eiszeitlichem Material, aus Moränen und Terrassenschottern und die Verbindung beider Terrassenarten.

Allen gemeinsam ist der große Wert der besseren Besonnung gegenüber der Talsohle und der Sicherheit vor Überschwemmungen und Vermurung. Der klimatische Vorzug findet in der kalten Jahreszeit seinen Ausdruck in der bekannten Temperaturumkehrung, der höheren Mitteltemperatur der Wintermonate auf den Terrassen gegenüber jener der Talsohle. Während die Talsohlenbewohner im Nebel sitzen und frieren, freuen sich jene sonniger Wärme.

Für die Besiedelung sind vor allem die aus den alten Talflächen herausgeschnittenen Terrassen von Bedeutung, die als sogenanntes Mittelgebirge den Tallauf begleiten. Den Windungen des eingetieften Tales entsprechend, folgen die Terrassenstücke oft abwechselnd rechts und links vom Fluß einander, selten sind sie gleichzeitig auf beiden Seiten entwickelt. Es können reine Felsterrassen sein, vie häufiger aber sind Schuttablagerungen an ihrem Aufbau beteiligt, indem die Wannen und Unebenheiten der das Grundgerüste bildenden Felsterrasse und in diese eingetiefte alte Talzüge von Moränen und Terrassenschottern aufgefüllt werden und so einen fruchtbareren Boden liefern als die von Gletschern glattgeschliffenen Felsflächen. Eine einheitliche flache, nur von jüngeren Bachläufen stellenweise durchschnittene Erosionsfläche vereinigt dann Fels und Schutt zu einer gleichmäßig hohen Terrasse. So ist das Inntal von Ims tabwärts durch eine derartig gebaute Terrassenreihe ausgezeichnet, die eine große Zahl von Ortschaften und blühenden Kulturen trägt. Das allen Besuchern von Innsbruck wohlbekannte, reich belebte Innsbrucker „Mittelgebirge“, der Gnadenwald und die ebenfalls stark besiedelte und gut bebaute Hochfläche von Mieming sind deren vorzüglichste Teile. Weiter talaufwärts ist am Nordufer des Inns, zwischen Prutz und Tösens, ein Stück alten Talgeländes stehen geblieben — hier als rundhöckerige Felsterrasse —, das mehreren Dörfern Boden gewährt (Ladis, Fiß, Serfaus). Mehrere kleine Terrassenreste, deren jeder von einer Höfegruppe ausgenützt wird, begleiten sie auf der Südseite des Tales. Oberhalb der Talenge von Finstermünz folgen dann die prächtigen, auch meist rein felsigen Talterrassen des Unterengadins, die in ihren volkreichen Dörfern Schleins, Sent, Fetan, Tarasp usw. den größeren Teil der Bevölkerung beherbergen, während in der engen Talsohle außer dem wegen der Heilquellen groß entwickelten Schuls nur kleinere Ortschaften sich angesiedelt haben.

Ein anderes Beispiel sind die köstlichen, von zahlreichen Dörfen, Einzelhöfen, Edelsitzen und Burgen übersäten Terrassen im Etschtal, von Meran abwärts. Die Kartenskizze auf Seite 69 gibt für einen Teil davon einen Überblick. Die mit Punkten umrahmten weißen Flächen entsprechen den größeren Terrassenstücken; viele kleinere, ebenfalls besiedelte Gehängeleisten wurden der Übersichtlichkeit halber übergangen. Man sieht, daß außer den oben besprochenen Schuttkegelsiedelungen alle andern Ortschaften auf den Terrassen liegen, nur bei Pavigl ist dies nicht der Fall. Die Kirche und Häuser von St. Vigil am Marlingerjoch stehen auf der rundhökerig abgeschliffenen Jochhöhe. Die Terrassen sind Felsterrassen, die größtenteils mit Moränen bedeckt sind (besonders jene im Passeiertal) und zum Teil den Fels in großen Rundhökern zutage treten lassen. Auf letzteren liegen manche der schönen Burgruinen (z. B. Mayenburg bei Völlan). Die Terrassen begleiten das Etschtal in mehreren verschiedenen Höhenlagen und stehen im Zusammenhang mit den alten Talböden der Seitentäler, wie im Ulten- und Passeier-

tal. Nur Platzers liegt auf einer reinen (glazialen) Schutterrasse, ebenso etliche Höfe westlich des Platzerjöchls.

Die Fortsetzung im Süden bildet das weinberühmte Mittelgebirge Überetsch, eine im östlichen Teil vom Eis abgeschliffene Felsterrasse, während deren für den Weinbau bestgeeignete Teile aus Schottern, Sanden und Moränen bestehen, die ein abgestorbenes altes Stück des Etschtales erfüllen.

Von Meran aufwärts im Vinschgau begleitet — von vielen kleineren verbindenden Terrassenresten abgesehen — eine felsige, von Moränen bedeckte Terrasse von Schlanders bis Mals an der Sonnenseite das Etschtal, die als ein Zeichen für den Wert solcher Lagen bessere Getreideernten abwirft als die eingetiefte Talsohle. Auf der Schattenseite wird jeder derartige Terrassenrest von einem Gehöfte (oder einer Gruppe solcher) besetzt, die als helle Wiesflächen im geschlossenen Waldgehänge die Terrassenstücke auf weithin kenntlich herausheben.

Kaum in einem der größeren Alpentäler fehlen solche Terrassen; sie sind stets reich besiedelt; so das obere Rheintal (Brigels, Meyerhof usw.), das Salzachtal (Goldegg, Embach), das Eisacktal (Velthurns), Pustertal, das Ennstal (Ramsau). Für das obere Ennstal gibt Krebs[1]) eine anschauliche kartographische Darstellung der Siedlungsarten, aus welcher der hohe Hundertsatz der Siedlungen auf Talterrassen und Gehängeleisten hervortritt. Im Talboden liegen nur zwei Siedlungen, alle andern verteilen sich auf Schuttkegel und die genannten Gehängelagen.

In den höher gelegenen Tälern setzen diese Terrassen erst oberhalb der Zone des Ackerbaues ein und bieten die Stätte für den sommerlichen Weidetrieb und die Almsiedelungen, denen sie guten Weideboden von geringer Neigung gewähren, oberhalb der steil abfallenden und meist bewaldeten Taltroghänge. Die Hütten stehen meist am unteren Rand der Terrassenfläche, oft auch noch im Gehänge darunter, um besseren Schutz vor Wind und Wetter und vor Lawinen und Steinschlag zu finden. Die Weideregion für die Rinder reicht bis zum oberen Terrassenrand (Schliffgrenze) und in die angegliederten Kare hinein; die Schafe gehen ihrer Nahrung darüber hinauf nach. So nehmen im Pitztal, Kaunertal, Radurscheltal und besonders typisch im Langtauferertal oberhalb der Trogschulter weite gute Almweiden die Reste der alten Talgehänge ein, während die Hütten mehrfach etwas tiefer, auf kleineren Leisten in den Trogwänden oder am untern Rand der Terrassenfläche liegen.

Durch das Hinaufrücken in die Hochregion, wo steilere Talhänge schon überall den nackten Fels zutage treten lassen, kommt bei den Almen öfter als bei den ständig bewohnten Siedelungen auch Bodenlage vor, besonders am Talschluß, dem oberen Ende des Taltroges, so bei dem obigen Beispiel im Langtaufers die Kaproneralm, im Kaunertal die Gepatschalm, doch herrschen immer die Hanglagen vor. Wallner[2]), der die Almen des Lungaus einem eingehenden Studium unterzogen hat, gibt an, daß im Lungau 30,5% Boden- und Schuttkegellage haben, 54,6% Hangalmen und 14,9% Karalmen sind (im engeren Murgebiete 24,7% Bodenalmen, 57,4% Hangalmen und 17,9% Karalmen).

In den Seitentälern bilden sich durch die Zerschneidung der Talstufen und der darüber folgenden Talbecken der Besiedelung günstige Flächenstücke. Für viele der Alpentäler ist die Verteilung der Ortschaften auf zwei durch eine tiefe Schlucht getrennte Talterrassen charakteristisch und der so gestaltete Teil des Tales ist der zur Besiedelung bevorzugte. Grundmoränen oder Schotter bedecken meist den größeren Teil solcher Talterrassen und bieten den Äckern und Wiesen Boden, während die Ortschaften, um den Ackerboden zu sparen, nicht selten

[1]) Länderkunde der österr. Alpen 1913

[2]) H. Wallner, Die jährliche Verschiebung der Bevölkerung und der Siedlungsgrenze durch die Almwirtschaft im Lungau. Mitteilungen der k. k. Geograph. Gesellschaft, Wien 1911, S. 358.

auf die weniger fruchtbaren felsigen Stellen der Terrasse gestellt sind, z. B. in Stilfs (Trafoiertal), wo der Ort an den steilen Felshang hingeklebt ist, während die ebene Schutterrassenfläche mit Ackern und Wiesen bedeckt ist. Ein paar typische Beispiele aus der großen Zahl solcher Täler sind: das Stubaital, wo alle Ortschaften des vorderen Tales, die Straße und die Bahn ausschließlich auf den Terrassen beiderseits der Ruetzschlucht sich halten, das obere Gailtal in Kärnten, das Zimmertal (Avisio) in Südtirol, das Lungnetz in Graubünden, das obere Rhonetal u. a. Der derartig terrassierte Teil des Tales ist der fruchtbarste und am stärksten bevölkerte, die andern Teile sind schwächer oder überhaupt nicht dauernd besiedelt. Dies ist z. B. im Pitztal sehr deutlich ausgeprägt, wo auf den vorderen terrassierten Teil 79 vom Hundert der Bevölkerung treffen, auf den viel längeren oberen nur 21 vom Hundert. Ebenso sind im Kaunertal zwei Drittel der Bevölkerung in dem am Ausgang des Tales gelegenen Terrassen in Kauns und Kaunerberg angesiedelt. Im Radurschltal ist nur die über der tiefen Bachschlucht erhalten gebliebene Terrasse von Greit dauernd bewohnt, weiter talein sind trotz flachen Talgehänges nur Wiesen im Talgrund und Almen auf den Hochterrassen.

Durch das Rückwärtseinschneiden des Baches werden ehemalige Seebecken angeschnitten, die ganz zugeschottert waren. Die Beckenfüllung bildet dann die Terrasse zu beiden Seiten des Baches, z. B. in Matsch und im Trafoiertal (Gomagoi-Stilfs). Dabei hat der heutige Bach bei der Vertiefung seines Bettes nicht immer genau die Sohle des ehemaligen zugeschütteten Tallaufes wieder gefunden, sondern gräbt sich daneben in den Fels ein, wodurch zwischen der neuen Bachschlucht und der alten, vom Schutt erfüllten, steile Felsköpfe herausgeschnitten werden, die durch kleinere Gerinne dann auf der Seite der alten Talsohle freigelegt werden und nun, als Felshügel mitten im Tallauf aufragend, oft Gelegenheit zur Anlage von Burgen gegeben haben, z. B. der Sonnenburghügel südlich von Innsbruck, Schloß Trautson bei Matrei, Burg Matsch und viele andere.

Die zahlreichen kleinen, an den Gehängen ausgeschliffenen Terrassen gewähren nur Einzelhöfen Raum. Wo solche an sonnseitigen Hängen sich finden, sind diese in allen den Alpenteilen, in denen die deutsche Einzel-Siedelungsweise herrscht, dicht besät mit Gehöften. So verteilen sich die zahlreichen Höfe von Kaunerberg auf drei oder vier solcher Glazialterrassen, ebenso sind die Höfe der „Sonnenberge“ von Schlanders und Naturns gestellt und bei Schlanders ist auch die Schattseite, der Nörderberg, durch eine Anzahl stark mit Moränen bedeckter kleinerer Terrassen gestuft und mit vielen Höfen besiedelt. Ahnliche Hangsiedelungen sind besonders auch im Unterinntal, Zillertal, Eisacktal und oberem Drautal häufig.

Nur ein ganz kleiner Teil der an den Berghängen sich ausbreitenden Höfe und Siedelungen liegt an dem ungebrochenen Gefällshang, die meisten unter ihnen haben ihre Bestandsmöglichkeit durch die Bearbeitung erhalten, die der Hang durch den vorbeigleitenden Eisstrom bekommen hat. In den großen, an oder in den Zentralalpen liegenden Tälern, sind die in der Taltiefe liegenden Dörfer begleitet von einer nach ihnen benannten Gemeinde von Höfen an vielstufigen Hängen, so Ötz und Ötzerberg, Kauns und Kaunerberg, Wattens und Wattenerberg, die Schlanderer, Naturnser usw. Sonnenberge u. a. m.

In den tief eingeschnittenen Hochtälern der Zentralalpen und auch in manchen Teilen der nördlichen und südlichen Kalkalpenzone würden die seitlichen Hänge unbesiedelbar sein, wenn nicht das Gefälle dergestalt gebrochen wäre, während es so gerade der Lust zur Einzelsiedelung einen vorzüglichen Anhalt gewährt.

Regierungsrat G. Geyer phot.

Abb. 5. Talterrasse im Lessachtal; links Dorf Kornat

Leo Bährendt phot.

Abb. 6. Weiler Platt und Moos im Passeiertal auf Felsterrassen und Rundhöckern zu beiden Seiten der Talschlucht

R. Gruner phot.

Abb. 7. Terrassiertes Gehänge bei Sölden im Ötztal
Untere Terrasse: Weiler Wald. Oben an der Waldgrenze: Gaislochalpe

Aufnahme Kilophot, Wien XIX

Abb. 8. Dorf Kauns und die Höfe von Kaunerberg auf moränenbedeckten Felsterrassen

In den Kalkalpen beeinflußt die Gesteinsart in hohem Grade die Siedelungsverteilung. Die Siedelungen folgen den Zügen der leichter verwitterbaren, wasserreicheren Mergel-, Sandstein- und Tonschieferzonen und steigen wenig hoch empor, da das wasser- und humusarme Hochgebirge der Kalkketten der Besiedelung wenig Anlockung bietet. So kommt es, daß im Inntal und Ennstal an der Schattenseite die Besiedelungen — entgegen dem sonstigen Verhältnis von Sonn- und Schattenseite — höher hinaufsteigen als an den Sonnhängen, weil erstere dem Urgebirge, letztere dem Kalkgebirge angehören. Im Kalkhochgebirge sind die fruchtbaren Striche an die Verbreitung der Raibler-, Kössener Schichten und ähnlicher Schieferhorizonte gebunden und ihnen folgt die Verteilung der Almen in erster Linie. Nichtsdestoweniger ist auch hier der eiszeitliche Formenschatz deutlich genug ausgeprägt, um besonders in lithologisch weniger wechselnden Bereichen die oben dargelegte Einwirkung auf die Besiedelung deutlich zum Ausdruck zu bringen, wie ja auch an mehreren Beispielen gezeigt wurde.

Daß auch für die Lage der Schutzhütten die gleichen Momente in Betracht kommen, braucht kaum eigens gesagt zu werden. Gerade im Hochgebirge sind die von den alten Gletschern geschaffenen Felsformen, die Rundhöcker, Schliffkehlen und Felsleisten am klarsten ausgeprägt und wegen der Lawinen- und Steinschlaggefahr besonders wichtig. Es mag an das schöne Schliffbord erinnert sein, auf dem die Nürnberger Hütte steht, oder an die Lage des Glocknerhauses, des Rifugio Cevedale, der Bovalhütte, der Mandronhütte u. a. m.

Für einen Großteil der Gletscherhütten haben Seitenwallmoränen eines früheren, oft noch in historischer Zeit erfolgten Hochstandes einen guten Platz geboten, z. B. die Jamtalhütte, Weißkugelhütte, Tschiervahütte.

In der Tiefe der größeren Täler sind End- oder Seitenmoränenwälle wegen ihrer Seltenheit als Besiedelungsstütze von geringer Bedeutung. Im Ausgang des Martelltales stehen die Ruinen vom Schloß Montani und ein Bauerngehöft auf der Endmoräne, die das frühere Bett der Plima abriegelt. Der Bach hat sich seitlich davon einen Durchgang durch die Felsflanke geschaffen, auf deren abgetrenntem Teil ein altes Kirchlein steht. Einer der talobersten Weingärten des Vinschgaues ist an dem geschützten sonnigen Hang des Walles angelegt, in dem sonst rauhen, schluchtigen Tal.

Die Grundmoränendecke, die oben als befruchtender Faktor der Terrassen schon angeführt wurde, ist auch dem ungestuften Gehänge vielerorts erhalten geblieben und hat dadurch dessen Bebaubarkeit ermöglicht. Wo außerhalb der Terrassen Hangsiedelungen auftreten, sind sie vielfach durch solche Moränenreste in ihrem Bestand begründet. An schuttfreien Hängen mit Felsboden sind Ansiedelungen wohl nur dort entstanden, wo weichere Gesteinszüge durch ihre leichte Verwitterbarkeit die Bildung einer Humusdecke gefördert haben. Gerade diese Zonen sind aber gerne durch die Eiserosion als Abstufungen herausgearbeitet worden.

Wir haben nun die im Zeichen der Eiszeit entstandenen Bodenformen und Ablagerungen überblickt, welche für die Besiedelung richtunggebend geworden sind, und müssen zur Ergänzung des Bildes noch die früher erwähnten *nacheiszeitlichen* Schuttbildungen ins Auge fassen, welche den eiszeitlichen Bodenbildungen an Bedeutung gleichkommen.

Auf ihren nahen Zusammenhang mit dem Rückgang des Eises wurde früher schon hingewiesen. Die meisten sind heutigentages im Greisenalter ihrer Entwicklung oder ihr Leben ist vielfach schon erloschen. Die im unmittelbaren Gefolge der Eiszeit lebhafte und massenhafte Murtätigkeit ist im Laufe der Zeit immer geringer geworden; der Schuttkegel wurde in stetigem Anwachsen nicht nur im Haupttal ausgebreitet, sondern ist bis in die Talrinne des Seitentales hinein-

gewachsen und erfüllt dessen untern Teil. Das Gefälle ist teils verringert, teils ausgereifter. Die Pflanzendecke überzieht immer mehr die seitlichen Einhänge und der Mensch tut sein möglichstes, dies zu begünstigen und das Tieferschneiden des Baches zu verhindern. Nicht selten findet nicht nur keine Erhöhung des Schuttkegels mehr statt, sondern der Bach schneidet sich in seine alten Aufschüttungen ein.

Diese alten Schuttkegel sind es vor allem, die menschliche Besiedelungen in den Tälern an sich gezogen haben. Jugendliche, noch in lebhafter Fortbildung begriffene Schuttkegel, oder solche, deren Leben vielleicht neu erwacht ist, zwingen den darauf siedelnden Menschen zu einem ewigen verzweifelten Kampfe und werden mehr aus zäher Liebe zur angestammten Scholle oder aus Mangel anderen Wohnbodens verteidigt und behauptet.

Die Siedelungen auf den großen Talschuttkegeln vereinen die Vorteile der Lage im Tal, der breiten offenen Verkehrsader, mit den Vorzügen der Hangsiedelung: Schutz vor Überschwemmung und besonders die klimatische Begünstigung der ansteigenden, über dem kalten Talboden erhobenen Lage. Die flache Kegelform und der an deren oberem Ende aus dem Gebirge austretende Bach ermöglichen eine leichte und ausreichende Berieselung der Felder. Der Bach steht als Kraftquelle und für alle bei menschlichen Wohnstätten des Wassers bedürftigen Einrichtungen hilfreich zur Hand — allerdings nur zu oft ein launischer Helfer, der mit der einen Hand zerstört, was er mit der anderen gespendet hat!

Die Bedeutung der alten Schuttkegel für die menschliche Besiedelung kann daraus ersehen werden, daß z. B. im Etschtal von der Malser Heide bis Trient von den rund 60 Ortschaften der Taltiefe mindestens 52 Schuttkegelsiedelungen sind — ein paar liegen auf dem unteren Rande von Schuttkegeln und nur Glurns und zwei bis drei ganz kleine Ortschaften auf dem ebenen Talboden. Am großartigsten sind die Schuttkegel im Vinschgau entfaltet, dessen Talbereich aus einer Kette solcher Kegel und dazwischenliegender zugeschwemmter Staubecken besteht. Auf dem großen Schuttkegel, der aus dem kleinen Gadriatal kommt, liegen drei Ortschaften und einige Einzelsiedelungen; der Schuttkegel aus dem Plawenertal sperrt das Etschtal auf 9 *km* Länge und steigt vom untersten Rand bis zum oberen, weit in das Plawenertal hinaufgreifenden Ende 1000 *m* an, und beherbergt fünf Dörfer ganz oder zum Teil. Im Langtaufererertal, einem der Quelltäler der Etsch, liegen sämtliche Wohnstätten bis auf eine Häusergruppe auf Schuttkegeln. Von den sieben Dörfern des Münstertales liegen sechs auf großen Schuttkegeln.

Ein weiteres typisches Beispiel ist auch der Pinzgau. Nach Schyerning (Forschungen z. d. Lkd., X. Bd. Heft 3, 1897) sind 60 vom Hundert der Ortschaften Schuttkegelsiedelungen, 17 vom Hundert Terrassensiedelungen und 23 vom Hundert Becken- und Bodensiedelungen, von denen einzelne aber auch schon am Rande von Schuttkegeln liegen. Im Salzachtal liegen von Bruck aufwärts nahezu sämtliche Dörfer auf Schuttkegeln im Haupttal — an den sanften, terrassierten Hängen der Sonnseite liegen nur zahlreiche Einzelhöfe und Gruppen solcher. Wo im Unterpinzgau die Talsohle schluchtig wird, rücken die Ortschaften auf die schönen Glazialterrassen beiderseits der Salzach (Taxenbach, Eschenau, Embach).

Ein ähnliches Vorwalten der Schuttkegelsiedelungen herrscht — bei oft weniger auffälliger Ausprägung als Schuttkegeltal wie dem Vinschgau — in den meisten Haupttälern und auch in vielen kleineren.

In engen Hochtälern oder Talschluchten, welche sonst keine Besiedelungsmöglichkeit darbieten, sind auch kleine jüngere Schuttkegel und Halden, wenn sie eine notdürftige Humusdecke tragen, noch besiedelt worden, als Siedelungen, deren Boden keine nähere Beziehung zur Eiszeit besitzt. Ihre Zahl und die ihrer

Bewohner ist sehr gering im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung der betreffenden Täler.

Ferdinand Löwl hat in seiner Untersuchung über die „Siedlungsarten in den Hochalpen“ (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, II. Bd., 6. Heft 1888) die Verteilung der Bewohnerschaft auf die verschiedenen Siedelungsarten für die Täler zwischen dem Krimmler Tauern und dem Reschenscheideck genau festgestellt. Von den von ihm unterschiedenen Siedelungsarten sind Terrassen-, Leisten-, Staffel- und Rundhöckersiedelungen solche, die auf rein eiszeitlichen Bodenformen oder Ablagerungen liegen. 23,5 vom Hundert der Gesamtbevölkerung der angeführten Täler wohnen auf solchen Plätzen. Die Hangsiedelungen sind zum weitaus größten Teile solche auf Boden eiszeitlicher Prägung — Löwl gibt selbst an, daß im Ötztal und Schnalstal 90 bis 95 vom Hundert aller Hangsiedelungen auf Rundhöckern liegen. Unter den Becken- und Bodensiedelungen sind auch jene zugeschütteten Seebecken und Talstrecken einbegriffen, die durch die großen Schuttkegel aufgedämmt wurden, wie z. B. die Talböden im Vinschgau. Deren Bewohnerzahl ist aber sehr gering. Auf die Becken-, Boden- und Hangsiedelungen entfallen, nach Löwls Zählung, 33,4 vom Hundert. Es haben sich also 56,9 vom Hundert, d. h. die Mehrheit der Bevölkerung in diesen Tälern, auf Plätzen angesiedelt, die mit wenigen Ausnahmen ihre Eignung zur Besiedelung der Einwirkung der Eiszeit verdanken. In naher Beziehung dazu stehen aber auch noch die meisten von den 38,7 vom Hundert, die auf den Schuttkegeln leben. 4,4 vom Hundert sind nach Löwl Haldensiedelungen, also auf jungen Schuttbildungen. Löwl hat entsprechend dem Ergebnis seiner Zählungen auch bereits auf die hohe Bedeutung der Eiszeit für die Bewohnbarkeit der Alpentäler hingewiesen.

Die statistischen Erhebungen, die O. Lehmann[1]) in der Adamellogruppe in dieser Richtung angestellt hat, bekräftigen gleichfalls die Bedeutung der eiszeitlichen Geländeformen und Ablagerungen, sowie der Schuttkegel für die Alpensiedelungen. Von den Siedelungen dieser Gebirgsgruppe liegen: auf End- und Seitenmoränen des Talbodens 6 ständige Siedelungen, auf älteren Schotterterrassen 6, auf den Gehängen 25, — die meisten auf Schultern und Leisten, alten Talbodenresten und zerschnittenen eiszeitlichen Taltrögen — auf felsigem Talboden, zum Teil mit dünner Schutt- und Grundmoränendecke 15, auf den seitlichen Schuttkegeln 12, — kein größerer Schuttkegel ist unbewohnt! — und nur 2 ständige Siedelungen auf Talboden mit jüngsten Flußaufschüttungen.

Die von Löwl und Lehmann herangezogenen Täler sind typische alte Gletschertäler. In den Haupttälern würde das Verhältnis in der Zahl der Siedelungen — Schuttkegel- und Terrassensiedelungen — das gleiche sein; der Einwohnerzahl nach aber die rasch heranwachsenden Städte und Eisenbahnknotenpunkte den Ausschlag geben, für deren Bevölkerung die für die bäuerlichen Besiedler wichtigen Gesichtspunkte betreffs Siedelungslage größtenteils in Wegfall kommen.

Die ersten Ansiedler drangen durch die Haupttäler aus dem Vorland in die Alpen ein und fanden deren Talboden als wüste, durch die Unstetigkeit des Flußlaufes bedrohte Auen und Sümpfe. Sie wählten zunächst wohl die großen Schuttkegel zur Ansiedlung, wovon auch alte Topfscherben und Kohlenreste in diesen Aufschüttungen Zeugnis geben. Sehr früh wurden aber auch schon die Mittelgebirgsterrassen der Haupttäler aufgesucht. Nach den Angaben von Menghin[2]) liegen von den Fundstätten aus der jüngeren Steinzeit im Inntale die

[1]) O. Lehmann, Beitrag zur Anthropogeographie der Alpen. Die ständigen Siedelungen in der Adamellogruppe und die Bodenformen. Mitt. des Vereins der Geogr. a. d. Univ. Leipzig 1911.

[2]) O. Menghin: Archäologie der jüngeren Steinzeit Tirols. Jahrbuch für Altertumskunde, VI. Band. 1912.

meisten auf den Terrassen (Unterangerberg, Ampaß, Hötting, Kronburg bei Landeck, Grins). Ebenso liegen im Etschtal auf den oben besprochenen Terrassen von Meran abwärts mehrere Fundstätten, so besonders die von St. Hyppolit bei Tisens, ferner Eppan, Montigl; verschiedene Funde stammen aus dem Nonsberg, von Terlago, Civezzano; von den Fundstätten in der Taltiefe sind ein großer Teil Hügelstationen. Auch zwei der großen Gletschertöpfe von Südtirol führt Menghin als steinzeitliche Stationen auf. Auch die Fundstätten aus der Bronze- und Eisenzeit: Sistrans, Hötting, Sonnenburg bei Innsbruck u. a. würden auch auf diese Siedelungsstätten hindeuten. — Es wäre jedenfalls noch Gegenstand eines besonderen Studiums, in welcher Weise und in welchem Ausmaße die Bodenformen Einfluß auf die ersten Besiedelungen in den Alpenländern genommen haben. Bei der schließlich vollständigen und intensiven Besiedelung der Alpentäler, wo jeder nutzbare Fleck Bodens bebaut und dadurch hervorgehoben wird, kommt jener Einfluß stärker zum Ausdruck als bei einer noch geringen Bevölkerung, wo zunächst nur die besten, am leichtesten zugänglichen und der Einwanderungspforte zunächst gelegenen Flächen benützt werden. Ein darauf hingehendes Studium wird allerdings durch die Zufälligkeit der Funde und die Unvollständigkeit in der Kenntnis der Ansiedlungen stark beeinträchtigt, um so mehr als Funde mehr dort gemacht werden, wo viel gegraben wird, also bei den Städten, Eisenbahnen, Straßen, als in den verkehrsärmeren Gegenden, ohne daß dies der wirklichen Verteilung der alten Kulturstätten zu entsprechen braucht.

Das Einsetzen eines stärkeren Handelsverkehrs begünstigte jedenfalls die in der Taltiefe, an Talverzweigungen liegenden Ortschaften, deren Anfänge schon bis in alte Zeit zurückreichen (Funde aus der Bronze- und Eisenzeit in Moritzing bei Bozen, Lienz, Sterzing, Wörgl usw.)

Ohne Rücksicht auf die Bodenformen entstanden die durch die ältesten Bergbaue veranlaßten Siedelungen wie jene vom Mitterberg in Salzburg und jene des Kitzbüheler Revieres, Hallstatt usw. Nur innerhalb des engeren Erzbereiches sind die dazu gehörigen Wohnstätten wieder dem Boden in ihrer Lage angepaßt. Mit dem Emporblühen des Bergbaues entwickeln sich dann auch die entsprechenden Talstationen zu großen, wichtigen Verkehrsplätzen, und entziehen sich mehr dem Einfluß der Bodenform, ebenso wie später die an den Eisenbahnen und Straßenzügen liegenden Städte.

Die alten Verkehrswege benützen mit Vorliebe die Terrassenflächen, auch wieder wegen größerer Sicherheit gegen Wassergefahr und leichterer Herstellbarkeit auf dem flacheren offenen Gelände. So führt die alte Salzstraße von Hall in Tirol zum Brenner über die Mittelgebirgsterrasse von Innsbruck und ihre Fortsetzung im Silltal. Die Römerstraße nach Bozen benützte zur Vermeidung des langen Engtales zwischen Brixen und Bozen die Terrassen des Ritten und in ähnlicher Weise benützten alte Straßenzüge vielfach zur Umgehung schluchtiger Talengen über jenen liegende Terrassen und Gehängeleisten, z. B. Radstädter Tauern, Paß Lueg, Via mala, und werden auch heute noch verwendet (z. B. Karreserterrasse unterhalb Imst). Die Brennerstraße südlich Innsbruck umgeht die nacheiszeitlich gebildete Sillschlucht, indem sie dem ehemaligen, von Glazialschottern erfüllten Tallauf folgt. Erst die neuere Kunst des Straßen- und Bahnbaues hat den Menschen unabhängiger gemacht von der Bodenform. Ein genaueres Studium alter und neuer Alpenstraßen und schließlich der Bahnbauten würde eine allmählich immer mehr steigende Befreiung der Straßenführung von den Bodenformen zeigen, bis zu den kühnsten neueren Eisenbahnbauten, die mit dem Mittel der unterirdischen Führung sich den Hindernissen der Oberfläche entziehen.

In neuester Zeit hat der Stufenbau der Alpentäler große Bedeutung gewonnen für die industrielle Ausnutzung der Wasserkräfte und dadurch zu einer neuen, dem Alpinisten allerdings weniger willkommenen Art von Ansiedelungen. Das Streben des Technikers bei der Kraftgewinnung aus Wasserläufen geht darauf aus, das Gefälle einer großen Strecke auf eine möglichst hohe Stufe zu konzentrieren: die Alpentäler besitzen dieses Verhältnis schon vermöge ihres Baues. Das Becken zur Aufstauung des Wassers ist schon da und meist durch einen soliden Felswall als Sperrmauer begrenzt, so daß nur der schmale Einschnitt des Baches verschlossen zu werden braucht, vielfach ist ja auch schon das Wasserbecken als See vorhanden, und eine wenig lange Lehnen- oder Stollenleitung genügt, um das Wasser dann Hunderte von Metern in steilstem Gefälle durch die Rohrleitung zum Maschinenhaus hinunterstürzen zu lassen. Nicht selten wiederholt sich auch die Gelegenheit mehrmals übereinander, mit nach unten abnehmender Höhe der Stufe und steigender Wassermenge.

Ein großartiges Beispiel dafür ist die Kraftanlage am Lago d'Arno in der Adamellogruppe, wo das Wasser dieses natürlichen Staubeckens nach ganz kurzer Horizontal-Leitung in 900 *m* hohem Fall zu den Turbinen hinabstürzt, dann wieder flach talaus geleitet wird bis zum Ausgang des Savioretales, um hier wieder über die Stufenmündung dieses Tales mit der aus dem Talbach verstärkten Wasserfülle hinabgeleitet zu werden zu einer nochmaligen Kraftgewinnung. Eine ähnliche Anlage ist jene vom Schnalstal und der Töll bei Meran (Etschwerke), wie überhaupt die Südseite der Alpen durch die tiefe Lage der Talsohlen der Haupttäler und die gegen Süden vorgerückte Stellung hoher Gebirgsmassive wie die Walliser Alpen, die Adamellogruppe usw., besonders günstige Gefällsverhältnisse darbietet. Im übrigen sind die Zentralalpen durch ihren besonders stark ausgebildeten Stufenbau und die Wasserfülle ihrer Bäche reicher an guten Ansatzpunkten für solche Unternehmungen als die Kalkalpen. Zahlreiche Wasserkraftanlagen sind in allen Teilen der Alpen schon in Betrieb, noch mehr sind geplant und leiten eine neue Phase der Besiedelung der Alpen ein.

Dem einzelnen kurzlebigen Menschen erscheint das gigantische Einherschreiten der Naturgewalten, dessen Zeuge er wird, erschreckend und feindlich; vulkanische Feuerströme und Massen fließenden Eises breiten sich lebenvernichtend über weite Flächen aus. Im freieren Umblick über große Zeiträume erkennen wir aber auch ihre der Menschheit förderlichen Wirkungen. Der durch hundertfache Übereinanderschichtung von Lavaströmen und Aschenfällen aufgebaute Boden vulkanischer Gegenden wird späterhin zum fruchtbarsten und bevölkertsten Kulturland und trotz der ungewissen Dauer kehrt der Mensch auch auf den eben verheerten Boden wieder zurück, eingedenk seiner besonderen Nutzbarkeit. In den Alpen hat die Eiszeit den Boden geebnet, die nackten Felsen mit feinzermahlenem Gesteinsschutt bekleidet; auch hier hat die in ihrem Auftreten lebenvernichtende Naturgewalt für ein späteres Geschlecht günstige Lebensbedingungen geschaffen.

Die Gletscher sind nicht ganz aus den Alpen gewichen, ihre Bedeutung für die Menscheit noch nicht erloschen: haben ihre Vorfahren den Boden vorbereitet für die Besiedelung, so sind jene uns sichere Speicher und unerschöpfliche Spender des Lebenselementes Wasser. Was sie aber uns Bergsteigern ganz im besonderen gewähren, ist in den Büchern des Alpenvereins unermüdlich in begeisterten Bekenntnissen niedergelegt worden.

ZUR STATISTIK DER SIEDLUNG UND DER BEVÖLKERUNGSBEWEGUNG IN DEN ALPENLÄNDERN. VON PROF. DR. OTTO ZWIEDINECK VON SÜDENHORST

STATISTIK UND WAS SIE SOLL

Ein flüchtiger erster Blick auf die folgenden mit Ziffern durchsetzten Blätter droht wahrscheinlich manchen Leser dieser Zeitschrift von der Lektüre dieses Aufsatzes abzuschrecken, droht ihn abzuhalten, auch nur den begleitenden Worten sein Interesse zuzuwenden.

Turistik und Statistik! Wie soll sich das innerlich reimen? Was sollen die miteinander zu tun haben? Dort die wunderreiche Größe der Natur mit ihrer geheimnisvollen, auch manchen Widerstrebenden überwältigenden Macht, die in den Himmel greifenden Bergriesen, in denen wir für unsere symbolfreudige Phantasie das Aufstreben unseres Wollens von der Erde, etwas von unserem metaphysischen Bedürfnisse verkörpert sehen — und hier die Masse nüchterner Zahlen, die uns mit dem, was sie erfassen, immer nur erst recht daran erinnern können, wie fest wir an die Erde und an die durch sie allein gegebenen Möglichkeiten vor allem gefesselt sind!

Verbindet uns die Bergwelt ganz besonders dem Individuellen, treten uns in ihren Gestaltungen — mag unser Empfinden vom Standpunkte der Geogenese darin recht haben oder nicht — sozusagen Individualitäten gegenüber, zu denen wir auch in ein eigenartiges, persönliches Verhältnis kommen, stärkt uns die Bergwelt in ihrem Formenreichtum und durch das Eigenartige jeder einzelnen Form eines Bergstocks den Glauben an Persönlichkeitswert und Persönlichkeitsmacht: die Absicht und auch die Wirkung der Statistik scheint auf völlig Entgegengesetztes gerichtet, sie will uns und alles Seiende, alles Geschehende und Werdende nur als Massenerscheinung zeigen, ihr ist das Individuelle, das, was uns das Persönliche scheint, höchstens die im ganzen doch untersinkende Besonderheit und Abweichung von dem im Grunde sich immer durchsetzenden Generaltypischen; nur die Erfassung von Mittelwerten und ihrer Bewegungen und Verhältnisse untereinander ist ihr Ziel.

Sofern sich der Turist für ökonomische Dinge überhaupt interessiert, wird dieses Interesse sich wohl in Erhebungen über die Wirtschaftslage seines ihm lieb gewordenen Wirtes, etwa in dem entzückenden Terenten oder in Piccolein, oder über das Gedeihen der drei jüngsten von den vierzehn Kindern seines Lieblingsführers Auer-Feuerschwender betätigen, aber nicht viel mehr; mit anderen Worten, das soziologische Interesse wird sich kaum über das mehr oder minder Individualistische zu erheben vermögen. Und auf den Gedanken, daß Massengesetzmäßigkeiten sich auch bei den Bergbewohnern beobachten lassen, wird er überhaupt kaum verfallen, wenn aber, dann wird er sich nicht allzugern damit beschäftigen. Empört sich doch geradezu unser Gefühl, mit dem wir an die Alpenwelt und ihre Menschen denken, dagegen, daß auch da Gesetzmäßigkeiten walten sollen. Ist doch für den Laien gegenüber den soziologischen Gesetzmäßigkeiten zwischen diesen und dem Freiheitsgedanken eine unüberwindbare Kluft und dünkt uns doch der Bergbewohner, der weit mehr als wir Stadtmenschen und wie überhaupt die Menschen der Ebene mit den Naturgewalten in stetem Kampf liegt, ein Repräsentant der Freiheit zu sein.

Nein, dort oben, wo die viel heißeren Farben aller der Bergblumen eine erhöhte Glut der Naturseele ahnen lassen, wo die Steinriesen seit Jahrtausenden sturmumtost in ungebrochener Größe zum Himmel ragen, wo die von den Grausamkeiten der tosenden Elemente, Wetter, Sturm, Sonne und Lawine, oft bis ans Mark zerrissenen, dennoch in ihrer Einsamkeit riesenhaft ragenden Kiefern und Lärchen Zeugnis zu geben scheinen von dem wilden Trotz, der dort in den Höhen wohnt, Zeugnis von der freiheit-geborenen Wildheit, mit der Natur wider Natur kämpft und kraft der jedes einzelne Wesen nur der gigantischen Wucht einer größeren Gewalt weicht: dort oben kann es doch keine menschenbindenden Gesetzmäßigkeiten geben!

Nun ist ja aber die Statistik gar nicht so grausam, daß sie nur Gesetzmäßigkeiten nachweist, in die die Menschen angeblich gefesselt seien. Sie ist ja ebenso sehr bestimmt, das Fehlen solcher Gesetzmäßigkeiten zu beweisen.

Wenn wir es im folgenden unternehmen, gewissen Massenerscheinungen in der Bevölkerung der Alpenländer nachzuspüren, um dadurch das Volk als Ganzes etwas genauer kennen zu lernen, so glauben wir damit manchem Freund der Berge, der auch für das Volk, das dort lebt, Interesse und Verständnis hat, entgegenzukommen. Wir wollen nichts mehr, als mit Hilfe der Zahlen uns über gewisse Lebensverhältnisse der Alpenbewohner orientieren, um, soweit es angängig ist, nach gewissen Richtungen typische Vorgänge festzustellen, die in den Haupt-Lebenserscheinungen eines Volkes beobachtet werden können. Wie das Volk lebt, wie es geboren wird, sich bewegt und abstirbt in seinen Individuen, als Ganzes immer wieder sich erneuernd, ist hier zunächst in kurzen Umrissen statistisch zu kennzeichnen versucht worden. Nach allzu vielen Einzelheiten Fragen zu stellen, ist der Kenner eines Landes, der Täler und der Höhen, nur allzusehr geneigt. Der Statistiker muß die Antwort oft versagen, da die Statistik nur für die Massen, die dem Gesetz der großen Zahl folgen, sich interessiert. Der Ethnograph, Geograph, Soziologe, Völkerpsychologe muß herangezogen werden, um die Leistungen der Statistik zu ergänzen. In den Veröffentlichungen des D. u. Ö. Alpenvereins sind bisher die Genannten schon mehr zu Wort gekommen als der Statistiker. Vielleicht darf auch dieser einmal auf ein gewisses Gehör und Interesse rechnen.

DICHTE DER BEVOLKERUNGS-SIEDLUNG.

1. ALLGEMEINE TATSACHE GERINGER DICHTE

Sehr selbstverständlich mag es für den Laien aufs erste scheinen, daß die Dichte der Bevölkerung, das ist das Verhältnis der Bevölkerung zur Gebietsgröße (regelmäßig auf 1 km^2 bezogen) schlechthin durch die orographische Struktur eines Landes in dem Sinne bedingt sei, daß ein Land, je gebirgiger es ist, um so weniger dicht, je ebener also um so dichter besiedelt sein müsse. Diese Annahme trifft durchaus nicht zu. Wenn wir hier vorausschicken, daß das ganze Land Tirol eine Dichte der Siedlung von 35 aufweist, d. h. daß auf einen Quadratkilometer im Durchschnitt 35 Individuen als wohnhaft gezählt worden sind, so ist es nicht ohne Interesse, daß beispielsweise der preußische Regierungsbezirk Köslin, der freilich nur ein Drittel der Gebietsgröße Tirols umfaßt, im Durchschnitt auch nur eine Dichte von 41,9 und der noch etwas kleinere Regierungsbezirk Lüneburg nur von 41²/₃ aufweisen, daß wir aber, wenn wir die Dichteverhältnisse der kleineren Verwaltungsbezirke in Betracht ziehen, eine ganz erhebliche Zahl von Kreisen feststellen können, die eine der Tiroler Siedlungsdichte sehr nahekommende Dichte haben, ja einzelne Kreise, so Johannisburg mit 1700, Schlochau mit 2100, Deutschkrone mit 2158 km^2, ferner Bublitz, Rummelsburg, Dramburg u. a. bleiben nennenswert, teilweise mit Dichtziffern unter 30 hinter der Tiroler Siedlungsziffer zurück.

Dennoch bedarf es natürlich keiner näheren Darlegung für alle diejenigen, die in den Bergen einmal gewandert sind, um sie davon zu überzeugen, daß die Bevölkerung der Alpenländer, durch gewisse natürliche Verhältnisse bedingt, im großen und ganzen weniger dicht angesiedelt lebt, als dies dem aus dem Tiefland Zuwandernden geläufig ist. Immerhin räumen wir ein, daß der Eindruck von einer geringen Dichte sich keineswegs immer aufdrängen muß. Gar mancher, der mit Einsamkeits-Sehnsucht in die Berge zieht und der gerade deshalb auch für diese Dinge die Augen offen hält, mag es wohl oft schon nicht ganz ohne Ungeduld empfunden haben, wie lange es dort in manchen Tälern währt, bis man, talaufwärts gehend, oder einen Talhang erklimmend, über das Bereich der menschlichen Siedlung endlich hinausgelangt; immer wieder und wieder stößt man auf eine menschliche Wohnung an steilen Hängen, auf einen Hof in Höhen, in denen man ihn nicht mehr vermutet, in denen man sich schon im Banne der wie eine reine Quinte klingenden, lebenvertiefenden Einsamkeit glaubt.

---

2. URSACHEN. IM ALLGEMEINEN

Doch wie gesagt, das Natürliche und Tatsächliche ist trotzdem die geringe Siedlungsdichte. Die durch die Höhenlage und sonstige Bodengestaltung, namentlich Steilheit, Schattenlage an Nordhängen u. dgl. m. bedingten klimatischen Verhältnisse sind ja vor allem dort wirksam. Es ist schon die Härte der Daseinsführung an sich ein die Siedlung abwehrendes Element, die Rauheit des Klimas setzt mindestens der Siedlungsvermehrung insofern Schranken, als der aus milderem Klima zuziehende Siedler geraume Zeit hindurch erst einen Anpassungsprozeß durchzumachen hat, bis er sich den sehr verschiedenen Möglichkeiten körperlicher Gefährdung gegenüber für gefeit halten kann, die die klimatische Eigenart der Gebirgssiedlung in sich schließt.

Es ist eben doch etwas wesentlich anderes, wenn uns Sportfreude auf Tage oder auch auf Wochen in die Herrlichkeiten der winterlichen Gebirgslandschaft führt und unsere Seele in Sehnsucht nach diesen winterlichen Sonnenhängen schlägt. Oder ob man von Erwerbspflicht und -Not geleitet im winterlich abgeschlossenen Hochtal harter Arbeit nachgehen muß und nicht nur der Nebel wegen, sondern infolge der Tallage etwa Mitte Oktober von der Sonne Abschied nehmen muß, um sich vielleicht Ende Februar erst wieder der wärmeren Kraft ihrer Strahlen erfreuen zu dürfen. Eine solche mehrmonatliche Trennung von den Sonnenstrahlen müssen beispielsweise die in der Talsohle angesiedelten Bewohner der west-östlich sich hinziehenden, tief eingeschnittenen Täler (z. B. des Defereggertales) über sich ergehen lassen.

Mehr noch als diese physiologische Ungunst der Daseinsbedingungen ist aber natürlich die Schwierigkeit der Erwerbsverhältnisse das Entscheidende — wenigstens in früheren Zeiten gewesen. Denn in dieser Hinsicht hat man es ja keineswegs mit einem absoluten und gleichmäßig wirkenden Faktor zu tun. Solange die Erwerbsverhältnisse der Bevölkerung eines ganzen Landes sich in einem Rahmen bewegen, der vor allem gekennzeichnet ist durch eine gewisse Abgeschlossenheit jeder einzelnen Haushaltung nach außen, soweit die Deckung des wirtschaftlichen Bedarfes der Haushaltsangehörigen in Frage kommt, gekennzeichnet wenigstens durch eine verhältnismäßige Geringfügigkeit des Güteraustausches, der Güterbeschaffung durch Einkauf, also durch einen Mangel an wirtschaftlichem Verkehr überhaupt, solange also das ökonomische Dasein der Bewohner ganzer Verwaltungsgebiete in einer weitgehenden Selbstgenügsamkeit sich abrollt, Natur und Menschenkraft, wie sie eben in dem Gebiete vorhanden sind, für die Bedürfnisbefriedigung also genügen: solange sind eben auch die Erwerbs-

möglichkeiten für die im Lande Bleibenden rein lokal bedingt, sie sind begrenzt durch die in dem Gebiete selbst vorhandenen Produktivkräfte und -Stoffe.

Solange also eine Bevölkerung in der Hauptsache in den Fesseln der Naturalwirtschaft, oder wie man auch sagen kann, auf der Stufe einer verkehrsarmen, wenn auch nicht mehr ganz geschlossenen Hauswirtschaft steht, ist auch die Möglichkeit für die Verdichtung der Siedlung unter der Voraussetzung, daß das Land eben an Naturkräften und insbesondere an Stoffen arm ist, eine außerordentlich beschränkte. Nicht nur fehlt die Anziehungskraft für andere Volkselemente, weil keine Erwerbsgelegenheit vorhanden ist, sondern es ist das vorhandene Menschenkraftquantum zumeist sogar zu groß. Der auf natürlichem Wege, aus dem Geburtenüberschuß, sich ergebende Zuwachs an Menschen und Volkskraft kann gar nicht im Lande selbst Verwertung finden. Der Mangel an Betätigungs- und damit an Erwerbsmöglichkeit drängt die tatkräftigeren oder die weniger durch Besitz gebundenen aus ihrer Heimat fort, fort aus dem Lande.

Allzu bekannt sind ja solche Verhältnisse in den Alpenländern. Wer wüßte nicht, welche große Rolle die Schweizer in der Geschichte des Söldnerwesens fremder Fürsten jahrhundertelange gespielt haben! Hat doch Zwingli eine großzügige Reform der wirtschaftlichen Verhältnisse seines Heimatskantons in die Wege geleitet, um die Voraussetzungen für eine Bekämpfung dieser unpatriotischen und kulturwidrigen Betätigung der Abgewanderten — die freilich dann später nicht immer die Not verdrängte — zu schaffen. Aber auch in den Ostalpen ist die Abwanderung aus bestimmten Gebieten eine selbstverständliche Erscheinung. Nur beispielsweise sei da außer an die im großen und ganzen bekannte Wander-Erwerbstätigkeit der männlichen Einwohner der deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain, an die Abwanderung der jungen Defereggeraus ihrem heimatlichen Hochtal erinnert. Sie ziehen in jungen Jahren schon seit vielen Dezennien — in früheren Zeiten mehr noch als heute — weit in die Welt hinaus. Bald bevorzugten sie dieses, bald jenes Wanderziel, bald als gelernte Handwerker — eine Zeitlang zogen sie z. B. als Zuckerbäcker aus, ganz ähnlich wie die Bewohner einzelner Unterengadiner Dörfer —, bald als Händler hausierend, bald als Agenten Beziehungen zwischen heimatlichen Unternehmungen und einem Auslandsplatze herstellend. So war geraume Zeit hindurch der sogenannte Saitling[1])-Handel in Ägypten in Händen von Defereggern. Bekannter ist wohl ihre Betätigung auf dem Gebiete der Strohhut-Erzeugung. Die großen Strohhutgeschäfte der Steinberger, Mellitzer und vor allem der Ladstätter in einer Reihe österreichischer Städte sind Gründungen ausgewanderter Deferegger, die übrigens, wie bis vor kurzem wenigstens zu beobachten war, nachdem sie sich fern von der Heimat genügend erworben hatten, die Treue und Liebe zur alten dürftigen und kargen Heimat durch die Rückkehr in diese bewährten. Und so wie es mit den Defereggern steht, liegen die Dinge ähnlich auch bei vielen anderen Bewohnern von Alpengebieten, nur daß die Wanderverhältnisse nicht so typisch ausgeprägt waren.

Mit den Fortschritten der beruflichen Differenzierung, der Arbeitsteilung und damit der Bereicherung des gewerblichen Lebens änderten sich die Voraussetzungen für das Daheimbleiben. Es belebt sich der Verkehr innerhalb der einzelnen Täler sowie von Tal zu Tal und die einmal eingeleitete Produktion für den Markt wird der Ausgangspunkt für die Entwicklung besonderer Lokalindustrien, wie sie, um auch wieder nur ein paar typische Beispiele herauszugreifen, die Kleineisenindustrie des Stubaitales, die Holzschnitzerei des Grödnertales u. a. m. geworden sind. Wo sich solche Entwicklungen bewährt haben, da ist auch An-

[1]) Saitlinge sind Schafdärme, die für ganz feine Wurstwaren in Verwendung kommen.

ziehungskraft genug, um neue Siedlungen, Familienteilungen, Bevölkerungsvermehrung und Dichtezunahme zu erklären.

---

3. BILDUNG UND ANALPHABETISMUS

Freilich, was immer noch auch schon auf dieser fortgeschritteneren Stufe verkehrswirtschaftlicher Verknüpfung der Landesteile untereinander und mit anderen Ländern die Abwanderung zu einer regelmäßigen Erscheinung macht, oder wie man vielleicht richtiger sagen muß, als Normalerscheinung fortbestehen läßt, könnte die Schwierigkeit einer höheren Ausbildung sein.

Ja, auch die Erwerbung der elementaren Schulbildung ist wahrlich schon mit so bedeutenden Opfern an Zeit und Kraft verknüpft, daß es begreiflich wäre, wenn damit eine hohe Analphabetenquote verbunden wäre, und daß es recht unangebracht ist, wenn die an städtische Bequemlichkeit gewöhnten Volksgenossen anderer Länder sich über den Analphabetismus der Alpenbewohnerschaft lustig machen. Tatsächlich ist ja allerdings ein hoher Analphabetismus im österreichischen Gesamtstaate zu konstatieren. Des Lesens und Schreibens waren von je 100 über zehn Jahre alten Personen in Österreich unkundig im Jahre 1890: 28,47 und 1900: 22,75. Allein die Verteilung auf die einzelnen Länder stellt diese „Kulturziffer“ für die Alpenländer erst richtig dar. Dann zeigt sich, nicht nur daß und in welchem Ausmaße in einzelnen Ländern Fortschritte in der Überwindung der Schwäche zu verzeichnen sind, sondern auch, wie unberechtigt es ist, zu verallgemeinern, weil innerhalb eines und desselben Landes tiefgreifende Verschiedenheiten obwalten.

Von je 100 über zehn Jahre alten Personen waren des Lesens und Schreibens unkundig:

Länder	1890	1910
in Vorarlberg	1,05	0,87
„ Oberösterreich	4,66	1,72
„ Tirol	5,73	2,38
„ Niederösterreich	5,26	2,43
„ Salzburg	7,50	2,86
„ Steiermark	18,66	7,92
„ Kärnten	30,41	12,29
„ den Alpenländern zusammen	9,42	3,87
„ den Karstländern (einschließlich Krain) zusammen	54,61	33,16

Hier zeigt sich nun, daß der Analphabetismus trotz der Gefahren, die aus dem Schulbesuch im Gebirge im Winter namentlich für die Schulpflichtigen erwachsen, heute durchaus nicht mehr in erster Linie durch den Gebirgscharakter des Landes am stärksten bedingt erscheint.

Es spielt bei dieser Verschiedenheit des Bildungsmaßes bekanntlich eine Reihe von Umständen mit. In den österreichischen Alpenländern wie auch anderwärts tritt z. B. im großen und ganzen der Analphabetismus, wenigstens die Unkenntnis des Schreibens, bei Frauen stärker auf als bei der männlichen Bevölkerung, weil Mangel an Übung im Schreiben bei der Frau leichter zum „Verlernen“ des Schreibens führt. In Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg ist aber der Unterschied nicht nur schon mehr abgeschwächt wie in anderen Ländern, sondern jene Länder weisen unter der männlichen Bevölkerung sogar eine höhere Zahl Analphabeten auf als unter der weiblichen.

Die Ursachen im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Wir wollen nur feststellen, daß doch auch nicht auf die Nationalität allein, worauf die Landes-

ziffern hinzuweisen scheinen, die Differenz zurückgeführt werden kann[1]). Allerdings ist ja der Analphabetismus bei der slavischen Bevölkerung viel höher als bei der deutschen, auch die italienischen Bezirke Tirols zeigen schlechtere Ziffern als die deutschen. Aber die Bezirksverhältnisse für Steiermark und Kärnten zeigen, daß außer der Nationalitätsverschiedenheit noch andere Ursachen mitspielen. Auch auf den beruflichen Charakter, z. B. die agrarische Berufsbetätigung, kann man sie nicht zurückführen, vielmehr scheint es, daß ganz territoriale Voraussetzungen wirksam werden. Zum Beweis des Gesagten folgende Ziffern Steiermarks:

Verwaltungs-Bezirk	Dichte auf 1 km²	Nationalität	Vorwiegender berufl. Charakter der Bev.	Analphabeten in % männl.	weibl.	zus.
Radkersburg[2])	87	gem.[3])	agrarisch	4,44	5,75	5,10
Weiz[2])	62	d.	agrarisch	5,00	5,50	5,24
Gröbming	17	d.	agrarisch	5,53	5,62	5,57
Leoben	59	d.	industr.	6,32	9,43	7,72
Bruck	34	d.	industr.	6,99	9,09	7,96
Deutschlandsberg[2])	65	d.	gem.	8,00	8,33	8,16
Cilli (Land)	71	sl.	gem.	10,87	11,07	10,98
Gonobitz[2])	63	sl.	agrarisch	13,80	13,09	13,43
Judenburg	40	d.	industr.	11,82	14,69	13,16
Murau	20	d.	agrarisch	14,88	15,73	15,29
Windischgratz[2])	52	gem.[4])	agrarisch	19,47	20,52	20,00

Das Absterben der älteren Altersjahrgänge bringt, ebenso wie die zunehmende Intensivierung in der Durchführung des Schulzwanges, eine allgemeine Besserung. Allein Ziffern wie die von Murau werden noch geraume Zeit hoch bleiben. In Murau wie in Judenburg und angrenzenden Gebieten Kärntens scheinen ungünstige hereditäre Verhältnisse vorzuliegen, denn diese Gebiete fallen auch durch hohe Idioten- und Unehelichkeitsziffern auf. Irgend ein Parallelismus mit den Dichteziffern ist nicht zu erkennen.

Zur Erklärung niedriger Dichteziffern vermag demnach der Analphabetismus auch in dem Sinne, daß das Verlangen nach Elementarschulbildung zur Abwanderung nötigt, nicht herangezogen zu werden. Aber ebensowenig kann heute die umgekehrte Verkettung von Dichte und Analphabetismus vermutet werden: die geringe Dichte kann nicht als unmittelbare Ursache mangelhafter Elementarbildung gelten, wie groß auch die Schwierigkeiten sind, unter denen der Schulbesuch in Gegenden mit hofweiser Siedlung, die ja überwiegend im Hochgebirge zu finden ist, zu leiden hat. Steigerungen des Analphabetismus im deutschen Alpengebiet sind dem Gesagten zufolge primär mit endemischen Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen, für die erst mittelbar die Siedlungsverhältnisse und durch diese die orographischen Verhältnisse mit verantwortlich gemacht werden können. Die Abgelegenheit einzelner Täler, namentlich gerade in Steiermark der „Graben" (spr. Graaben mit hohem a trotz des Plurals) ist geeignet, Inzuchtsverhältnisse zu fördern und damit Voraussetzungen für den Kretinismus zu schaffen. Mag dann hier auch noch eine milde Beurteilung unehelicher Geburten durch eine traditionell sich forterbende eigenartige Moral üblich sein, so ist darin allerdings noch

[1]) Vgl. Adalb. Rom, Der Bildungsgrad der Bevölkerung in den österreichischen Alpen- und Karstländern nach den Ergebnissen der letzten vier Volkszählungen 1880—1910. Statist. Monatschrift XVIII, Jg. 1913. Pfaundler, Analphabeten und Schulbesuchsentziehung in Steiermark, ebenda, XIV, Jg. 1914.

[2]) Überwiegend Mittelgebirgslandschaft, alle übrigen Bezirke ganz gebirgig.

[3]) Gemischtsprachig: deutsch mit 6—11% Slowenen.

[4]) Überwiegend slowenisch mit 9—31% Deutschen.

ein weiteres Moment gegeben, das in der Richtung der gehäuften Vernachlässigung der Kinder wirksam ist; daß ein Zusammenhang mit der Dichte der Siedlung auch hierin besteht, läßt sich jedenfalls nicht ohne weiteres behaupten. Sehr wahrscheinlich ist aber allerdings, daß das Verlangen nach höherer Schulbildung die Abwanderung herbeiführt und daß insoweit gerade die kulturell regsamere Bevölkerung, und damit also jene Gegenden, die schon traditionell das Menschenmaterial für städtische, namentlich auch akademische Berufe liefern, auch geringere Dichte aufweisen.

---

4. DICHTE IN DEN GROSSEN VERWALTUNGSEINHEITEN

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zur Betrachtung der Tatsachen der Siedlungsdichte zurück. Das Bild, das die Durchschnittsziffern der größeren Verwaltungseinheiten (der Kronländer des österreichischen Staatsgebietes und des Regierungsbezirkes Oberbayern des bayerischen Staatsgebietes) bieten, ist schon recht wenig einheitlich. Auf einen Quadratkilometer kamen Bewohner

	1890	*1910*
in Oberösterreich	66	71
Salzburg	24	30
Steiermark	57	64
Kärnten	35	38
Krain	50	53
Tirol	30	35
Vorarlberg	45	56
Oberbayern	66	85
„ ohne München		55

Was alle diese Mittelwerte für immerhin in sich selbst noch ungleichartige Gebiete gemeinsam haben, ist allenfalls der Unterschied gegenüber den Ziffern des Staatsgebietes, zu dem sie gehören. Die Dichte für alle österreichischen Länder stellte sich 1910 auf 95, jene von ganz Bayern auf 90,8, von Bayern rechts des Rheins auf 85,1.

Die naheliegendste Erklärung für die Unterschiede dieser Ziffern der Länder untereinander wäre in der Beeinflussung des Landesdurchschnittes durch das Vorhandensein von Städten, also von stärkeren lokalen Bevölkerungsanhäufungen zu suchen. Es läßt sich aber eine merkliche Verschiedenheit der genannten Länder in dieser Beziehung nicht behaupten, sobald man München aus der Betrachtung ausschaltet[1]). Die städtischen Bevölkerungsziffern sind wohl, da wir von Niederösterreich und Oberbayern nur Einzelheiten berühren, in allen hier in Betracht gezogenen Ländern annähernd eine gleich große Quote der Gesamtbevölkerung des Landes. Nur Kärnten und Krain bleiben in dem Anteil der Ortschaften mit mehr als 10000 Einwohnern etwas zurück gegenüber den anderen Ländern.

---

5. BODEN-PRODUKTIVKRAFT

Weit wichtiger ist es, die natürliche Produktivität der Länder ins Auge zu fassen, das heißt, die Verwendbarkeit des Bodens für Kulturen, die eine dichte Siedlung ermöglichen. Eine Statistik, die diese Möglichkeitsverhältnisse direkt erkennen ließe, besitzen

[1]) Statistisch ist übrigens diese Feststellung dadurch erschwert, daß die Grenze für den Begriff der „städtischen“ Agglomeration nicht durch den verwaltungsgesetzlichen Charakter einer Stadt, sondern im Sinne der Untersuchung nur durch die Größe der Menschenanhäufung in einer Siedlung zu erblicken wäre und daß man dann eben kein bestimmtes Kriterium hätte. Zieht man die Aufteilung der Landesbewohner auf Ortschaftsgrößen-Kategorien heran, um die Dichte eines Landes zu erklären, so ist das übrigens ein logischer Fehler, da man damit das zu beweisende Thema als Argument verwendet.

wir nicht. Nur über die tatsächliche Nutzungsweise erhalten wir Aufschluß und auch das nur derart, daß wir beiläufig über die Intensität der Bodenkultur einen Eindruck gewinnen. Begreifen wir unter dem auf Äckern, Weingärten und Gärten verwendeten Boden den intensiver genutzten (I), unter dem als Wiesen, Hutweiden und Alpenweiden, sowie als Wald festgestellten Areal den extensiver genutzten (II) Boden, dem dann der steuerfreie, weil unproduktive Boden (III) als letzte Kategorie gegenüber steht, so ergibt sich etwa folgende Rangordnung der österreichischen Länder hinsichtlich der Bodennutzungs-Intensität (die Ziffern bedeuten Prozente der gesamten Bodenfläche):

	Steiermark	Krain	Kärnten	Vorarlberg	Salzburg	Tirol
Boden I	19,5	16,9	13,8	2,8	9,8	6,3
„ II	74,0	78,5	77,3	85,8	73,5	74,5
davon: Wiesen, Weiden, Alpe	26,0	34,3	34,6	39,6	41,6	35,7
Wald	48,0	44,2	42,7	26,2	32,4	38,8
Boden III	6,5	4,6	8,9	12,3	16,7	19,2

Diese Rangordnung stimmt nun auch keineswegs vollständig zu der Reihenfolge der Länder nach der Dichte der Besiedlung. Krain mit einer an drittunterster Stelle stehenden Dichteziffer ist das Land mit der niedrigsten Quote unproduktiven Bodens und der zweithöchsten Ziffer für intensiver genutzten Boden. (Von Oberösterreich mit 55,2 % Boden I wird wegen des geringeren Anteiles am Hochgebirge abgesehen.) Auch steht Kärnten mit der noch sehr niedrigen Dichte von 38 nach der Bodennutzung nicht erheblich hinter Steiermark (Dichte 64) zurück. Allerdings kommt bei Boden der Nutzungs-Kategorie II noch eine nicht unwesentliche Gradabstufung zur Geltung. Von der Hutweide mit intensiver Viehzucht bis zu den Hochgebirgswäldern in einer Lage, die eine rationelle Forstwirtschaft ausschließt, führt eine lange Skala von Bodennutzungsmöglichkeiten mit Dichteziffern, die denen intensiveren Brotfruchtbaues entsprechen, bis zu denen der Urwaldsgebiete Nordamerikas. Deshalb sind auch diese Bodennutzungsziffern nur in beschränktem Maße zur Erklärung der Dichteverschiedenheit geeignet; so werden vor allem die niedrigen Dichteziffern Tirols und Salzburgs durch die hohen Quoten an Boden III verständlich.

Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß die tatsächliche Bodennutzung oft in einem krassen Mißverhältnisse zur möglichen steht und daß für dieses Mißverhältnis gerade auch die geringe Besiedlungsdichte verantwortlich zu machen ist. Wir müssen dann also, wenn wir Gegenden mit geringer Siedlungsdichte in einer Nutzung mit geringerer Intensität finden, andere Ursachen zu ermitteln suchen. Das können ebensowohl Unkenntnis der Bewohner über die Möglichkeit intensiverer Kultur sein als auch Rechtsverhältnisse, wobei wir insbesondere an die Arrondierungsbestrebungen der Großgrundbesitzer zu denken haben, an die aus dem Interesse an der Hochwildjagd sich ergebenden „Bauernlegungen" (Aufkauf von Bauernhöfen) und die Umwandlung von Acker- und Wiesenland in Waldgebiete.

Oft mag wohl auch die sinkende Rentabilität von Gebirgs-Bauernwirtschaften die Ursache des Übergangs zu weniger intensiver Bodennutzung oder des Verharrens auf einer solchen sein: Boden und Klima würden intensivere Nutzung rechtfertigen, aber die niedrigen Marktpreise oder die hohen Transportkosten bis auf den nächsten Markt lassen sie unwirtschaftlich erscheinen. Auch das ist in Erwägung zu ziehen, daß an manchem Berghang Tirols, wenn auch mit Schwierigkeiten, Getreide gebaut werden könnte, aber nicht gebaut werden darf, weil die Neigung des Bodens den Fortbestand des Waldes fordert, sollen nicht Wasser- oder Lawinenschäden den Hängen und dem Tal verderblich werden.

Sind schon solcher Gründe, die die Intensivierung der Bodenkultur hemmen, genügend, so ist es um so verhängnisvoller für die Volksdichte der Alpenländer, wenn dort, wo die Bauernstelle zwar nicht ein glänzendes, aber doch ein immerhin noch auskömmliches Dasein ermöglicht, ihr Bestand dadurch bedroht ist, daß reiche Großgrundbesitzer für ihre Jagdfreuden Kapitalien zu opfern bereit sind, die dem einzelnen Bauern freilich einen größeren Geldertrag abwerfen können, als sein bisheriger Grundbesitz und die ihn zu dessen Aufgeben zu bestimmen vermögen.

Mag aber immerhin das privatwirtschaftliche Interesse des abgedrängten, vielleicht in eine Stadt abwandernden Bauern voll gewahrt bleiben — im einzelnen Falle wird das gar nicht immer festzustellen sein, weil eine solche Rentabilitätsvergleichung sehr schwierig ist! —, so bleibt immer zu bedenken, daß dadurch nicht allein die produktive Kraft des Bodens weniger voll ausgenützt, also teilweise brachgelegt wird, sondern daß damit auch Bevölkerungselemente — eben diese „ausgekauften“ Gebirgsbauern — so und so oft von einer produktiven, der Gütererzeugung gewidmeten, Erwerbstätigkeit ab- und in eine unproduktive Erwerbsstellung (Vieh- oder eine andere Händlertätigkeit) hineingedrängt werden.

Von dem nationalwirtschaftlichen Interesse an der Erhaltung einer möglichst reich springenden Bevölkerungsquelle, die in unmittelbarer Fühlung mit der Natur steht, soll dabei gar nichts gesagt werden. Wir wollen auch davon schweigen, wie sehr wir Freunde der Berge es beklagen müssen, wenn die Menschen immer weniger werden, die unter dem Einflusse dieser freien, gewaltigen Natur aufwachsen, wenn wir nicht mehr den verwitterten alten Köpfen mit ihrer ganz eigenartigen Denkweise und Art, die Welt zu sehen und zu beurteilen, begegnen, die uns mit einem treffenden Wort im Gespräch am Wege darüber belehren, wie aufgeblasen hohl doch oft der Glaube an die städtischen Kulturwerte ist, mit dem wir „Stadtfräck“ uns in einen Kulturdünkel und in ein Gescheiter-sein-wollen gegenseitig hineinsuggerieren. Mag man immerhin durch Massenbeobachtungen der Rekrutierungs- (Militäraushebungs-) Ergebnisse zu Zweifeln über die körperliche Überlegenheit der Bergbevölkerung über die städtische gelangen, hier handelt es sich gar nicht um physische Massenwerte, sondern um Interessen des Seelenlebens des ganzen Volkes und wir möchten von diesem Ideal aus das Wort umprägen: „Weh dem Volke, das sich seine Berge vereinsamen läßt!“

---

6. DICHTEVERHÄLTNISSE IN DEN BEZIRKEN

Mehr noch als diese Spannung zwischen dem Staats-Mittelwert und denen der Länder tritt die Verschiedenheit der Siedlungsdichte innerhalb der einzelnen österreichischen Kronländer und ebenso innerhalb Oberbayerns hervor, das wir hier auch heranziehen wollen.

Um dies zu veranschaulichen, greifen wir auf die Dichteziffern der kleineren Verwaltungsgebiete: der Bezirkshauptmannschaften (politische Bezirke) in den österreichischen Ländern, der Bezirksämter in Bayern. Die Ziffern sind die von 1910.

Tirol, Landesdurchschnitt 35.
Politische Bezirke:

a) unter dem Landesdurchschnitt

Imst	13	Bruneck	20
Landeck	13	Kitzbühel	23
Reutte	15	Brixen	25
Lienz	15	Primiero	27
Schlanders	16	Tione	30
Schwaz	18	Innsbruck	31
Ampezzo	18	Cavalese	32

b) über dem Landesdurchschnitt

Trient	101	Meran	54
Riva	87	Bozen	43
Mezzolombardo	81	Cles	41
Rovereto	80	Kufstein	38
Borgo	62		

Die niedrigen Ziffern für Imst, Landeck, Reutte, Lienz, Schwaz, Schlanders, auch Innsbruck, überraschen natürlich den Kenner der Bezirke nicht. Es sind jene Landesverwaltungsgebiete, denen die größten Teile völlig unproduktiven Bodens zugewiesen sind. Ja, es würden sich noch erheblich niedrigere Ziffern gewinnen lassen, sofern man noch weitere örtliche Scheidungen vornehmen könnte, da ja z. B. Imst neben dem verhältnismäßig dicht besiedelten Inntal die sterilen Gebiete des Ötz- und Pitztales umfaßt.

Bewirken nicht aber vielleicht die Nationalitätsverhältnisse eine Verschiedenheit der Siedlungsdichte? Spricht nicht die Reihenfolge der Bezirke nach dem Dichtegrad in diesem Sinne?

Nur mit großer Zurückhaltung und Vorsicht wird man die Möglichkeit eines solchen Einflusses in die Reihe der zu erwägenden Ursachen aufnehmen dürfen. Aber immerhin ist sie zu erwägen. Wenn nämlich einerseits der italienische Bezirk Cles (mit 96,7 % italienischer Bevölkerung), der mit seinem Gebiet noch tief in das Ortlermassiv eingreift und nur eigentlich im Nonstal ein intensiverer Kultur zugängliches Areal aufweist, von Verkehrsstraßen aber weit abliegt, mit einer Dichte von 41 über dem Landesmittel steht, wenn anderseits das ganz deutsche Gebiet von Kufstein, von dem breiten Inntal, also von einer natürlichen Verkehrsstraße durchzogen, und deshalb schon in allen Teilen leichter zugänglich ist, trotz der im ganzen günstigeren Ansiedlungsfläche eine geringere Dichte von 38 aufweist, so möchte man geneigt sein, einen solchen Einfluß des nationalen Elementes anzunehmen. Die südliche Lage läßt aber eben doch schon eine viel intensivere Bodenausnutzung und demzufolge ein weitergehendes Sich-bescheiden-können mit einem kleinen Stück Land zu, und auf die intensivere Bodennutzung zu schließen, hat man auch in der Ortschaftsgröße eine gewisse Veranlassung, wenn Cles bei einer nur um 19,7 vom Hundert größeren Bevölkerung eine um 40 vom Hundert größere Zahl von Ortschaften aufweist als der Bezirk Kufstein. Noch auffallender als bei Cles ist die Dichte des Bezirkes Tione mit dem großen Anteile des Gebietes am Adamello- und Presanellastock. Seine italienische Bevölkerung (nur 1,3 vom Hundert anders sprechend) sitzt im Chiesetal aber so dicht, daß dieses fast vollständige Wegfallen des größten Teiles seines Gebietes für Siedlungszwecke fast ganz bis nahe an die Durchschnittsdichte des Landes ausgeglichen wird, so daß Amtsbezirke mit beiläufig ähnlicher orographischer Bodengestaltung, wie Landeck und Schwaz, trotz günstigerer Verkehrsmöglichkeiten, aber auch Bezirke mit ähnlicher Aufteilung des Areals auf produktives und unproduktives Land, wie z. B. Kitzbühel und Lienz, an Dichte von Tione übertroffen werden.

ORTSCHAFTSGROSSE Die Vermutung, daß dichtere Bevölkerung auch in einem gewissen Zusammenhang mit der Zahl der Ortschaften steht, hat zur Voraussetzung, daß die intensivere Bodennutzung auch mit einer stärkeren Zerstreuung der Bevölkerung Hand in Hand geht. Vielfach wird dieser Zusammenhang bestehen, aber zwingend ist seine Kausalität nicht. Und gewiß kann man nicht behaupten, daß die Zahl der Ortschaften in den italienischen Amtsbezirken nennenswert größer wäre als in den deutschen, daß also die italie-

nische Bevölkerung in stärkerer Streuung (Dispersion) gesiedelt wohne. Die Ziffern, aus denen die Verteilung der Bevölkerung auf die Ortsgrößen zu erkennen ist, sprechen durchaus nicht in diesem Sinne.

Es wohnen von 1000 der Bevölkerung in den politischen Bezirken

	in Ortschaften mit . . . Einwohnern			
	bis 500	500—2000	2000—5000	5000 u. darüber
mit deutscher Bevölkerung	425	405	91	79
„ italienischer „	399	462	122	17

Aus den Ziffern läßt sich eher ableiten, daß die italienische Bevölkerung zum größeren Teil oder mit Vorliebe in größeren Ortschaften zusammen wohnt. Dazu muß allerdings bemerkt werden, daß irgendeine Gesetzmäßigkeit bezüglich der Siedlungsweise nach Ortschaften sich kaum vertreten ließe, auch wenn die Ziffern darauf hinweisen würden, weil darin zu viele historische Zufälligkeiten mitspielen, wie die Ortschaften und insbesondere wie Ortschaftsnamen für Siedlungen zustande gekommen sind. Daher findet man auch die schärfsten Kontraste von stärkster Zerstreuung einerseits, großer Agglomeration anderseits. Wenn wir, um dies zu beweisen, über die Tiroler Verhältnisse hinausgehen wollen, wäre da beispielsweise auf folgende Bezirke zu verweisen:

einerseits:

Gerichtsbezirk Gurk (Kärnten) zählt 10 155 Einw. in 143 Ortschaften (6 Gemeinden)
„ Treffen (Krain) „ 10 145 „ „ 149 „ (4 „)

mithin durchschnittlich 69 Einw. auf 1 Ortschaft

anderseits:

Gerichtsbezirk Aussee (Steiermark) zählt 10 283 Einw. auf 32 Ortschaften (7 Gem.)
„ Liezen („) „ 7941 „ „ 14 „ (3 „)

mithin in Aussee 322 „ „ 1 Ortschaft
„ Liezen 565 „ „ 1 „

Noch schroffer stellt sich die durchschnittliche Ortsbevölkerungsziffer in Eisenerz, gleichfalls einem Bezirke ohne größere städtische Siedelung, aber immerhin mit industriellem Charakter, in 9 Ortschaften 10 135 Bewohner, also durchschnittlich 1124 in einer Ortschaft. Ähnlich gedrängte Ortschaftssiedlungen aufweisende Bezirke sind in Tirol die Gerichtsbezirke

Hopfgarten mit 8 544 Bewohnern in 6 Ortschaften (1420 Einw. auf 1 Ortschaft)
Kitzbühel „ 17 328 „ „ 16 „ (1080 „ „ 1 „)

So auffallende Verschiedenheiten in der Dichte wie in Tirol finden wir nirgends sonst, namentlich nicht, wenn man die Beobachtung auf die wirklichen Gebirgsgebiete beschränkt, also Oberösterreich hinsichtlich seines Tieflandgebietes (das noch weniger als Niederösterreich mit dem Alpengebiet und seinem Charakter etwas gemein hat) ausschließt.

In Niederösterreich kommt die Dichte in dem dem Alpengebiet noch zuzurechnenden Bezirk Neunkirchen bis auf 102; es ist dort der Sitz einer Reihe gutgehender hochmoderner Industrieunternehmungen, die zum Teil wenigstens durch die Wasserkraft an diesem Standort interessiert sind. Die wichtige Verkehrsstraße nach dem Süden (Semmering) überwindet die die Siedlungsverdichtung hemmende orographische Bodengestaltung. Scheibbs und Lilienfeld mit 33 und 34 haben die geringsten Dichten, ähnlich der oberösterreichische Bezirk Kirchdorf mit 30, trotz einer beachtenswerten Kleineisenindustrie. Gmunden mit 47

und Steyr (Land) mit 51 stehen zwar erheblich unter dem Landesdurchschnitt, aber unter dem Einflusse der Fremdenindustrie und industriellen Niederlassungen doch so hoch, daß nur die südtirolischen ihre Dichte übertreffen.

Sehr ausgeglichen ist die Siedlungsdichte in Kärnten mit dem Minimum von 18 im Spitaler Bezirk, der das ganze Mölltal umfassend ins Glocknergebiet eingreift, und dem Maximum von 53 im Bezirk Villach dank dieser Stadt selbst. Auffallend ist, daß der Bezirk Völkermarkt mit überwiegend slowenischer Bevölkerung (77,3 %) trotz ausgedehnter Gebiete, die für intensive Bodennutzung geeignet sind, mit 39 nur eben den Mittelwert des Landes (38) erreicht.

Die Salzburger Bezirke Tamsweg, der noch an die Hohen Tauern grenzt, und Zell am See, dem fast die ganze nördliche Hälfte dieses Gebirgsstockes angehört, erreichen mit einer Dichte von 14 nahezu den Tiefstand der Siedlungsdichte von Imst und Landeck. Wenn das klimatisch schon günstigere Tamsweger Gebiet die Ziffer von Zell am See nicht übersteigt, so wird man dies der ganz besonders starken Abgelegenheit von bedeutenderen Verkehrsstraßen zuzuschreiben haben — die Radstätter Tauernstraße und der Verkehrsweg über den Katschberg nach dem Drautal, denen in früherer, voreisenbahnlicher Zeit eine erhebliche Bedeutung zukam, sprechen heute so gut wie gar nicht mit. Zudem sind aber für diese Gegenden — Tamswegs Gebiet greift hauptsächlich in die Niedern Tauern ein — auch schon jene wirtschaftlich bedenklichen Einflüsse zu beobachten, die wir oben erwähnt haben: die Jagdinteressen und die Waldbesitz-Arrondierungen des Großgrundbesitzes.

Dasselbe Schicksal teilen einige Bezirke Steiermarks.

In diesem Lande stehen ebensoviele Bezirke unter wie über dem Mittelwert des Landes mit 64.

Unter dem Mittel:		etwa im Mittel:		über dem Mittel:	
Obersteiermark		Mittelland		Untersteiermark	
Gröbming	17	Deutschlandsberg	65 ind.	Cilli	71
Liezen	19	Voitsberg	61 „	Marburg	80
Murau	20	Weiz	62	Rann	82
Bruck	34 ind.[1])	Gonobitz	63 „	Pettau	83
Judenberg	40 „			Luttenberg	87
Mürzzuschlag	51 „			Mittelland	
Leoben	59 „			Feldbach	87
Untersteiermark				Radkersburg	87
Windischgratz	52			Graz	90
Mittelland				Leibnitz	89
Hartberg	56				

Wir haben die steiermärkischen Bezirke noch besonders angeführt, weil sich in ihren Ziffern eine ziemlich klare Gruppierung nach Landesgebieten, die auch durch andere Momente zu Einheiten zusammenfaßbar sind, ergibt. Unter Mittel stehen die sämtlichen obersteierischen, wohl als hochgebirglich zu bezeichnenden Bezirke von dem ganz unindustriealisierten, wenigst dichten Gröbming (Dachsteinabfall, Niedere Tauern-Nordkämme und das stark vermoorte Ennstal umfassend) bis zu dem stärkst industriealisierten Leoben mit gerade dreifacher Dichte (51) trotz des durchaus hochgebirgigen Charakters des Gebietes. Eine andere geschlossene Gebietsmasse ist im slowenischen Süden mit Dichteziffern von 71: Cilli mit dem unwirtlichen hochgebirgigen oberen Sanntal und seiner Umfassung bis 87: das

[1]) Es ist mit der kurzen Charakterisierung „ind." (industrialisiert) nur eine ganz beiläufige Kennzeichnung der Berufsstruktur der Bevölkerung beabsichtigt. Eine bestimmtere Formulierung des Grades der Industrialisierung würde eine besondere Untersuchung erfordern.

winzerreiche Luttenberg. Nur noch die letzten Alpenausläufer nach Osten gestalten das Land hier im Süden wie in den vorwiegend agrarischen oststeirischen Bezirken Feldbach, Radkersburg orographisch zu jenem stimmungsvollen Hügelgelände, das in beträchtlicher Fruchtbarkeit überwiegend ein Bauernland mit mittleren und kleinen Besitzgrößen ist und, soweit es in Händen des fideikommissarischen Großgrundbesitzes steht, Herren als Eigentümer trägt, denen die Ausdehnungsbestrebungen der großgrundbesitzlichen Jagd- und Waldherren Obersteiermarks fehlen. Auch die Mittellandsbezirke Graz und Leibnitz sind Hügellandgebiet mit teilweise starker Industrielalisierung, dagegen sind die mitteldichten Bezirke wieder mit größeren Teilen gebirgig oder besonders waldreich, was auch Hartbergs Dichte beeinflussen dürfte. Und der Kohlenreichtum Voitsbergs und Deutschlandsbergs vermag infolge ungünstiger Verkehrslage die Industrielalisierung nur beschränkt zu fördern, so daß der Einfluß des Hochgebirges auf die Dichteziffer dort doch mittelbar zur Geltung kommt.

Alles in allem steht im Vordergrund der die Dichte beeinflussenden Faktoren die natürliche Ausstattung des Landes. Aber nicht allein die für die agrarische Bodennutzung maßgebenden Naturverhältnisse sind ausschlaggebend. Differenzierend wirken auch die Verkehrslage, die geognostische Bodenbeschaffenheit (Erz- und Kohlenvorräte) und — das kann allerdings hier nur angedeutet werden — die zunehmende Wasserkraft-Verwertung. Wir werden bei der Betrachtung der Bevölkerungswanderbewegung vielleicht einmal darauf zurückkommen.

Wenn wir noch die im Königreich Bayern liegenden Gebiete der Ostalpen in Betracht ziehen, so haben wir es hier auch mit Verschiedenheiten zu tun, die jedenfalls nicht restlos durch die Gebirgigkeit erklärt werden können. Die Gebiete des Regierungsbezirkes Oberbayern, die vor allem in Frage kommen, erreichen im Bezirksamt Garmisch die geringste Dichte von 17,5, dann folgen Tölz mit 23,3, Wolfratshausen und Berchtesgaden mit 35,2, Schongau mit 37,3, Traunstein 42,0, Starnberg 43,0, Miesbach 43,6 und Weilheim 47,9. Vom Regierungsbezirk Schwaben zeigen die in Betracht kommenden Amtsgerichts-Bezirke Sonthofen mit 32,4, Immenstadt mit 41,2 die dünnste Siedlung, ihnen zunächst steht der Bezirk Füssen mit 41,3. Die Gerichtsbezirke Markt Oberdorf und Kaufbeuern mit 46,3 und 47,6 sind dann noch die einzigen Gebiete mit einer Dichte von unter 50. Wenn sich hier überhaupt eine allgemeine Formel finden läßt, um die Verschiedenheiten zu erklären, so wird die Forschung wohl außer den Boden- und Klimaverhältnissen die historischen und völkerpsychologischen Bedingtheiten berücksichtigen müssen. Überrascht die hohe Ziffer Berchtesgadens mit seinem ausgesprochen hochalpinen Charakter (z. B. verglichen mit dem ungleich ebeneren Wolfratshausen, das der Großstadt so nahe liegt), so ist nicht nur an die Salzbergwerks-Wirkung zu denken, sondern auch an die politische und staatsrechtliche Stellung, die die Gebiete seinerzeit einnahmen, also an historische Momente. Und wenn wir sehen, wie sehr die oberbayerischen Bezirke hinter den schwäbischen von gleichartiger oder ähnlicher Bodenstruktur zurückbleiben — der stark gebirgige Kemptner Bezirk z. B. erreicht mit 62,5 eine Dichte, die in Oberbayern nicht einmal Laufen (61,5), Mühldorf (61,7), Ingolstadt (57) und ähnliche vergleichsweise fast ebene Bezirke erreichen —, so wird man vielleicht doch auch an den Einfluß völkerpsychologischer Verschiedenheiten der Volksstämme zu denken haben.

DIE NATÜRLICHE BEVÖLKERUNGSBEWEGUNG

Es gibt kaum ein bevölkerungsstatistisches Problem, das von jeher so große Aktualität gehabt hätte, wie die Bewegung der Geburtenziffer. Und gerade in neuester Zeit wieder hat sich das Interesse der Gebildeten aller Völker geradezu

mit Wucht dieser Frage zugewendet, zumal da man sich dem Zusammenhang zwischen dem politischen Schicksal eines Volkes und seiner Massengestaltung nicht mehr verschließen kann. Wohl versucht man es, die allenthalben oder mindestens meist überwiegende Abnahme der Geburtenziffer, die man für die Masse der statistisch kontrollierten Völker der Erde feststellen kann, als allenthalben auftretendes und deshalb angeblich möglicherweise als kosmisches Phänomen zu deuten. Allein es dürfte kaum ein Volk geben, das darin einen Trost finden wird, daß man sich sagen kann, die Bevölkerungszunahme werde überhaupt gar bald ganz aufhören. Das nationale Interesse wird mindestens immer noch darauf gerichtet bleiben, welche Rangordnung das eigene Volk noch während dieser Periode des Absterbens einnehmen werde.

Zunächst sind wir ja freilich noch nicht entfernt soweit, zumal wir keine statistische Kontrolle dafür haben, ob nicht schon vor unseren Tagen die Menschheit solche Unterbrechungen ihres Wachstums erlebt hat, wie diejenige, in die eben zurzeit die Bevölkerungsbewegung hineinzusteuern scheint. Und uns interessiert dann auch noch ganz wesentlich, wie es mit der Bevölkerung der Bergwelt bestellt ist, namentlich ob wir auch da die Zeichen des volkbedrohenden Geburtenrückganges und Ursachen für diese Erscheinung zu erfassen haben.

Greifen wir den Zeitraum 1900—1910 heraus, so ist zunächst für die großen Ländergebiete, die an den Alpen Anteil haben, festzustellen, daß die sogenannte natürliche Bewegung der Bevölkerung, das ist die Differenz aus Lebendgeburten und Sterbefällen, durchwegs als Geburtenüberschuß zutage tritt.

---

1. GEBURTENÜBERSCHUSS

Es stellte sich die natürliche Bewegung der Bevölkerung als Geburtenüberschuß von 1900 bis 1910 in den nachstehend genannten Gebieten wie folgt:

		absolut	in % des Bevölkerungsstandes 1900
Niederösterreich:	Gesamtziffer	272 449	8,79
	Gebirgsbezirke [1]) . . .	21 038	8,71
Oberösterreich:	Gesamtziffer	60 428	7,46
	Gebirgsbezirke [2]) .	11 681	7,82
Salzburg:	Gesamtziffer	17 384	9,01
	Land ohne Stadt Salzburg	17 346	**10,42**
Steiermark:	Gesamtziffer	103 747	7,64
	Land ohne Städte . . .	97 735	8,25
	Obersteirische Bezirke [3])	29 890	**10,40**
	7 Slowenische „ [4])	46 352	11,20
	8 Mittellands- „ [5])	22 493	**4,62**
Kärnten:	Gesamtziffer	30 857	8,40
	Land ohne Klagenfurt .	31 889	9,05
Krain:	3 Alpenbezirke [6]) . . .	12 977	**10,46**
Tirol:	Gesamtziffer	74 388	8,72
	Land ohne Städte . . .	64 963	8,58
	13 deutsche Landbezirke	32 557	7,71
	10 italienische „	32 406	9,45
Vorarlberg:		12 980	10,04

[1]) Amstetten, Lilienfeld, Melk, Neunkirchen, Scheibbs.
[2]) Gmunden, Kirchdorf, Steyr (Land).
[3]) Bruck, Gröbming, Judenburg, Leoben, Liezen, Mürzzuschlag, Murau.
[4]) Cilli (Land), Gonobitz, Luttenberg, Marburg (Land), Pettau (Land), Rann, Windischgraz.
[5]) Deutschlandsberg, Feldbach, Graz (Land), Hartberg, Leibnitz, Voitsberg, Weiz.
[6]) Radmannsdorf 14,26, Krainburg 9,09 und Stein 9,87.

Die vorstehenden Ziffern sind außerordentlich instruktiv. Sie zeichnen sich durch einen seltsamen Mangel an Gleichartigkeit aus. Auffallende Verschiedenheiten treten gerade in solchen Richtungen zutage, wo man sie am wenigsten vermuten möchte.

Zunächst wollen wir noch bemerken: es zeigen schon die Städte in den Alpenländern die Merkwürdigkeit, daß einerseits die große Mehrheit einen verschwindenden Geburtenüberschuß hat, oder einen Überschuß an Sterbefällen, während anderseits unter den wenigen Städten mit Geburtenüberschuß Innsbruck mit dem ausnehmend hohen Überschuß von 19,22 vom Hundert hervorragt.

Städte mit negativer natürlicher Bevölkerungsbewegung		Städte mit positiver natürlicher Bevölkerungsbewegung	
Waidhofen a. d. Ybbs	— 2,41	Wiener Neustadt	+ 1,05
Steyr	— 1,69	Linz	+ 0,53
Cilli	—16,95	Salzburg	+ 0,11
Pettau	—21,53	Graz	+ 5,79
Klagenfurt	— 4,25	Marburg	+ 0,28
Laibach	— 3,86	Innsbruck	+19,22
Rovereto	— 3,45	Bozen	+ 5,46
		Trient	+ 3,10

Mag die Innsbrucker Ziffer durch die geburtshilfliche Klinik besonders gesteigert sein, so bleibt immer noch der Gegensatz zwischen den Ziffern der italienischen Städte einerseits, der beiden deutschen in Tirol anderseits besonders überraschend, weil die Nationalitätenverschiedenheit gerade das Entgegengesetzte vermuten ließe. Wir kommen darauf zurück.

An den Ziffern der Landbezirke aber fällt uns auf, daß die Ziffern der Tiroler deutschen Bezirke erheblich hinter den Ziffern für Salzburg, Obersteiermark, Vorarlberg, die Krainer Alpenbezirke und auch für die Landbezirke Kärntens zurückbleiben. Dieser Eindruck muß allerdings insofern korrigiert werden, als die Tiroler deutschen Landbezirke keineswegs gleichartige Ziffern aufweisen. Besonders niedrigen Geburtenüberschuß haben:

Innsbruck (Land)	5,26 %
Imst	5,43 %
Landeck	6,55 %
Meran	6,23 %
Lienz	6,57 %
Brixen	6,69 %
Reutte	7,04 %

Dagegen weist die Statistik für die östlichen Bezirke wesentlich höhere Ziffern aus, so für Kitzbühel 11,37, Kufstein 12,22, und auch Brixen mit 8,88 und Bozen (Land) mit 9,97 nähern sich den Höchstziffern italienischer Bezirke: Trient (Land) 11,90, Mezzolombardo 12,85, Primiero 15,16. Schlanders 7,24 und Schwaz 7,27 stehen ziemlich nahe dem Durchschnittswerte der deutschen Bezirke.

Es ist also in Tirol kein einheitlicher Zug in der natürlichen Bevölkerungsbewegung zu erkennen, etwa in dem Sinne, daß die Hochgebirgsbewohner über einen günstigeren Geburtenüberschuß verfügen würden. Einigermaßen verschieden davon steht es in den anderen Ländern. Die obersteirischen Bezirke stellen mit Salzburg und den angrenzenden östlichsten Tiroler Bezirken Kitzbühel, Kufstein sowie im Süden mit einem Teil der Kärntner Bezirke ein ziemlich geschlossenes Gebiet mit hohem Geburtenüberschuß. Der oberösterreichische Bezirk Gmunden 9,98, sowie die niederösterreichischen Scheibbs 9,59, Lilienfeld 13,29 und Neunkirchen 11,92, sind dem geschlossenen Gebiete zuzurechnen und zwar um so mehr, als

sie mit ihren Ziffern gegenüber dem anderen Teil ihrer Länder erheblich abstechen. Im Süden schließen an die hochzifferigen Kärntner Bezirke Spital 11,24, Villach 11,05, Klagenfurt (Land) 9,63 und Hermagor 10,86, die drei krainischen Bezirke Radmannsdorf, Krainburg und Stein an. Aber schon die im Westen angrenzenden Gebiete Tirols (Lienz, Bruneck), dann Wolfsberg und Völkermarkt in Kärnten und namentlich im Osten die mittelsteirischen, zeigen schon erheblich tiefere Ziffern. Ganz im Westen stellt Vorarlberg mit Feldkirch wieder ein Gebiet höheren Geburtenüberschusses.

Finden wir also im großen und ganzen einerseits, daß der Geburtenüberschuß um so größer zu sein scheint in den Gebirgsländern, je weniger dicht die Bevölkerung gesiedelt lebt, was ja am allerauffallendsten an dem deutschsprachigen Steiermark zu verfolgen ist, so kann gerade für Tirol und Vorarlberg dieser Gegensatz zwischen Dichte und Geburtenüberschuß nicht festgestellt werden.

Mithin ein Mangel an Gesetzmäßigkeit, der wohl auf Ursachen psychologischer Natur verweist.

Lösen wir die Ziffer des Geburtenüberschusses und damit das Ergebnis der natürlichen Bevölkerungsbewegung in ihre Komponenten auf: in die Geburtenziffer einerseits und die Sterblichkeit anderseits, so gewinnen wir damit wohl manches Interessante an Tatsachen, aber im ganzen nur eine äußere, keine innere Erläuterung der Erscheinung, denn auch hier finden wir nicht das zu erwartende Maß von Gleichmäßigkeit der Erscheinungen.

---

2. GEBURTENHÄUFIGKEIT

Gegenüber einer Geburtenziffer (Zahl der in einem Jahr Geborenen auf 1000 Bewohner) von 35,6 für das ganze österreichische Staatsgebiet im Durchschnitt der Jahre 1901—1910 stellt sich diese Ziffer für die uns interessierenden Kronländer wie folgt:

Niederösterreich . . .	28,0	Kärnten . . .	31,8
Oberösterreich . .	30,2	Krain . . .	34,4
Salzburg	31,1	Tirol	30,7
Steiermark	29,7	Vorarlberg . .	28,5

Schon diese Ziffern lassen den Einfluß nationaler Verschiedenheit als eine Ursache der Differenzen ahnen. Eine eingehende Untersuchung des Geburtenrückganges in ganz Österreich[1]) stellt diese Verschiedenheit statistisch fest, ihr entnehmen wir die Höhe der Geburtlichkeitsunterschiede nach Bevölkerungsteilen mit nachstehenden Umgangssprachen[2]):

	Höhe der Geburtlichkeit	Auf- bezw. Abstieg der Geburtlichkeit
Slowenisch	34,5	— 0,4 %
italienisch	33,3	+ 0,6 %
böhmisch	31,6	— 1,0 %
deutsch	29,6	— 1,1 %

Wird die deutsche Ziffer 29,6 zerlegt, so gelangen wir aber doch immerhin auch für das uns interessierende Ländergebiet zu recht beträchtlichen Unterschieden der kleinen Verwaltungsbezirke untereinander. Im großen und ganzen stimmen diese Unterschiede wohl wieder mit jenen des Geburtenüberschusses überein[3]). Aber wenn wir die Bezirke mit niedrigem Geburtenüberschuß auf gleicher oder fast gleicher, teilweise sogar höherer Geburtlichkeitsstufe finden als die Bezirke mit hohem Geburtenüberschuß (z. B. Schlanders 32,7, Bruneck 32,8, Hart-

[1]) Galasso, Der Geburtenrückgang in Österreich. Statist. Monatschrift XVIII. Jahrgang.

[2]) Für andere Völker Österreichs sind folgende Geburtenziffern festgestellt: ruthenisch 44,1, rumänisch 41,9, polnisch 38,9 (alle drei noch mit aufsteigender Geburtlichkeit), serbokroatisch 36,4 (fallend).

[3]) Die niedrigsten Landbezirksziffern hatten 1910: Graz 25,0, Innsbruck 25,3, Feldbach 26,0.

berg 30,5), so weist das natürlich schon ebenso auf eine gewisse Verschiedenheit in den Sterblichkeitsverhältnissen hin wie die umgekehrte Erscheinung, daß Bezirke trotz verhältnismäßig niedriger Geburtenziffern im Geburtenüberschuß auf einer höheren Stufe stehen.

Freilich gilt es bei der Beurteilung der Ziffern kleinerer Verwaltungsbezirke schon sehr vorsichtig zu sein, weil sich da das Gesetz der großen Zahlen durch Zufälligkeits-Abweichungen häufiger gestört zeigt, so daß also schon längere Jahresreihen, z. B. für die Geburtenziffer, herangezogen werden müssen, um zu richtigen, verläßlichen Schlüssen zu kommen.

Ganz unbezweifelbar tritt die Überlegenheit der italienischen sowie der slowenischen Volkselemente in der Geburtenziffer gegenüber der deutschen Bevölkerung zutage. Die Geburtenziffern von Mezzolombardo 40,1, Trient (Land) 36,6, Rovereto (Land) 36,6, Tione 34,6, Radmannsdorf 37,4, werden in keinem deutschen Bezirk (abgesehen von Innsbruck Stadt) erreicht. Um so auffallender ist die niedere Geburtenziffer der Städte Trient (24,1) und Rovereto (18,7)[1].

FRUCHTBARKEIT Gehen wir noch auf die Voraussetzungen für die Geburtenhäufigkeit kurz ein, so tritt zunächst die Frage nach der Fruchtbarkeit in den Vordergrund. Man pflegt diese statistisch einmal allgemein durch das Verhältnis der Geburtenzahl zur Zahl der im gebährfähigen Alter stehenden Frauen überhaupt oder als eheliche Fruchtbarkeit durch das Verhältnis der ehelichen Geburten zur Zahl der gebärfähigen Verheirateten auszudrücken.

Auch hier zeigen die Länder wieder die uns schon nicht mehr überraschenden Verschiedenheiten[2].

	Gebärfähigkeit Von 100 Frauen standen im gebärfähigen Alter: 1900	Eheliche Fruchtbarkeit. Auf 1000 gebärfähige Verheiratete entfallen ehelich Lebendgeborene:		Uneheliche Fruchtbarkeit. Auf 1000 gebärfähige Ledige, Verwitwete, Geschiedene oder Getrennte entfielen Lebendgeborene: 1900	Allgemeine Fruchtbarkeit. Auf 1000 Gebärfähige entfallen Lebendgeborene:	
		1880	1900		1880	1900
Niederösterreich	51,2	262	221	49	150	123
Oberösterreich	44,5	283	286	43	138	144
Salzburg	48,7	304	257	53	165	136
Steiermark	46,8	273	251	49,6	135	135
Kärnten	44,4	261	250	83	135	142
Krain	43,3	340	333	17	156	156
Tirol	47,4	339	318	14	123	128
Vorarlberg	49,0	366	296	10	127	115

Aber die Verschiedenheiten sind diesmal nicht mehr so ausgesprochen nach der nationalen Seite orientiert. Das zeigt sich freilich erst beim Eindringen in die Einzelheiten der kleineren Verwaltungsbezirke, und zwar insbesondere wieder bei jenen Tirols. Wohl zeigen auch die deutschen Gebirgsbezirke Steiermarks überwiegend schon eine höhere allgemeine Fruchtbarkeit als die slowenischen Bezirke: Bruck 156, Judenburg 159, Leoben 159 gegen Cilli 147, Luttenberg 140, Windischgraz 147; aber der Unterschied greift nicht durch: da Rann mit 162 doch den Höhepunkt der Fruchtbarkeit für die slowenischen Bezirke sichert, während den Tiefstand das deutsche Deutschlandsberg mit 111 vertritt.

---

[1]) Die niedrigsten Landbezirksziffern hatten 1910: Graz 25,0, Innsbruck 25,3, Feldbach 26,0.

[2]) Nach Presl, Die weibliche Bevölkerung in Österreich und deren Fruchtbarkeitsziffer. Statist. Monatsschrift. N. F. X. Jahrg., 1905.

ILLEGITIMITAT DER GEBURTEN Die ehelichen Fruchtbarkeitsziffern sind schon erheblich anders, was eben damit zusammenhängt, daß in den deutschen Bezirken und zwar vornehmlich in den obersteirischen die Quote der Illegitimität sehr hoch steigt, in Murau beispielsweise bis auf 49 vom Hundert, eine Ziffer, die in dem angrenzenden Bezirke St. Veit in Kärnten mit 54,7 für 1910 noch übertroffen wird.

Wir möchten es nicht unterlassen, an dieser Stelle hervorzuheben, daß diese hohe Illegitimität bereits seit geraumer Zeit unablässig fällt. Spann[1]) hat nachzuweisen unternommen, daß nicht nur von Nation zu Nation die Illegitimität sehr verschieden stark auftritt, sondern daß auch die deutschen Stämme untereinander darin ganz verschieden geartet sind. Die Bajuvaren zeigen die größte Belastung mit unehelichen Geburten und unter ihnen wieder vornehmlich die im Hochgebirge Wohnenden. Auffallend nieder ist die Illegitimität unter den schwäbischen Alpenbewohnern mit 5,8 vom Hundert für den Durchschnitt der Jahre 1897—1905.

Man hat lange gemeint, daß wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, besonders das landwirtschaftliche Dienstbotenverhältnis mit seiner Eheerschwerung, als ausschlaggebende Ursache der hohen Illegitimität zu erfassen seien. Es spricht aber manches dafür, daß völkerpsychologische Bedingtheiten und hier besonders der Stammescharakter als primäre Illegitimitätsursachen wirksam sind.

Wir wollen nur noch kurz auf die Fruchtbarkeitsziffern in Tirol eingehen, — wir beschränken uns auf die ehelichen, da die unehelichen Geburten nur 7,5 vom Hundert ausmachen, sie übersteigen allerdings in Kitzbühel z. B. 22 %, Kufstein 15 %, erreichen aber, von den italienischen Gebieten ganz zu schweigen, in verschiedenen deutschen Bezirken nicht 5 %. Diese eheliche Fruchtbarkeit der deutschen Tiroler Bezirke ist, von Kitzbühel als einziger Ausnahme abgesehen, über 30 vom Hundert und erreicht mit 39,4 in Bruneck wohl ihren Höhepunkt, der auch von keinem italienischen Bezirk erreicht wird. Wenn wir da feststellen müssen, daß auch Imst und Landeck, die wenigst dichten Bezirke, die hohe eheliche Fruchtbarkeit von 37,4 und 35,8 vom Hundert zeigen, so wird die Erklärung der Niedrigkeit der Geburtenziffer und damit des Geburtenüberschusses für diese Bezirke und damit im ganzen für Deutsch-Tirol im allgemeinen wohl auch in einer verhältnismäßig starken Quote unverheiratet bleibender Frauen zu vermuten sein.

Von 100 gebärfähigen Frauen waren verheiratet

	1880	1900		1880	1900
Niederösterreich	40,5	41,5	Kärnten	26,9	32,6
Oberösterreich	39,0	42,1	Krain	41,2	43,0
Salzburg	31,8	38,0	Tirol	34,1	36,7
Steiermark	35,8	39,0	Vorarlberg	32,9	35,8

Die noch niedrigere Ziffer Kärntens kommt für die Geburtenziffer und den Geburtenüberschuß nicht in Betracht, da die Illegitimität in Kärnten nahe an 37 vom Hundert heransteigt. Wohl aber ist die Verheiratungsziffer in Deutsch-Tirol ausschlaggebend, wo wir die Zölibatsverhältnisse stärker als in anderen Ländern neben einem etwas späten Heiratsalter wirksam sehen. Das höhere Heiratsalter (vor allem Überwiegen der 24—30jährigen gegenüber den 20—24jährigen Bräuten) hängt wahrscheinlich in der Hauptsache mit langsamerem Reifen der Frau unter dem Einflusse des Klimas zusammen.

Zum Schlusse noch einen Blick auf die zeitliche Veränderung der Geburtlichkeit. Auf Grund der Volkszählungsergebnisse von 1880 konnte ein ernster For-

[1]) Die Unehelichkeit in Österreich nach Volksstämmen. Statist. Monatschrift. N. F. XIV, Jahrg. 1909.

scher über die österreichischen Bevölkerungsverhältnisse, Hainisch, unter Hinweis auf die Geschlossenheit des bäuerlichen Grundbesitzes der Alpenländer ernste Bedenken über das Zurückweichen der deutschen Bevölkerung in den Alpenländern aussprechen, dessen Ursachen er außer in der Verzögerung des Heiratsalters auch in einer tatsächlichen Hinderung der Ehe für die ländlichen Arbeitermassen glaubte erblicken zu müssen. Die neuere Entwicklung kann Hainisch nicht als Beweis für seine Auffassung der Dinge geltend machen. Das Heiratsalter der Bräute hat sich in den Alpenländern merklich verjüngt. Von 100 Bräuten entfielen auf die drei Alterstufen in den nachstehenden Jahrfünften folgende Quoten:

Heiratsalter der Bräute	1881—85	1891—95	1901—05	1906—10
unter 24	30	31	33	34
24—30	36	36	39	38,5
über 30	34	33	28	27,7

Und Hand in Hand damit geht ein Ansteigen des Geburtenüberschusses in den Alpenländern, das nur im Jahrfünft 1906—1910 wie überwiegend in Europa teilweise einem Abfallen gewichen ist, aber in Obersteiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol und Vorarlberg, also gerade in den gebirgigsten Kronländern sich fortgesetzt hat. Von Niederösterreich abgesehen stellte sich der Geburtenüberschuß in den vorwiegend deutschen Alpenländern auf je 1000 Einwohner wie folgt:

1881—1885	3,92	1896—1900	6,35
1886—1890	4,37	1901—1905	7,68
1891—1895	4,96	1906—1910	7,95

Wir bringen diese Ziffern[1]), obwohl wir die Behandlung von Tirol, Kärnten und Steiermark als homogene Gebiete hier nicht für ganz unbedenklich halten und das Ansteigen der Ziffer, insbesondere im Hinblicke auf die einer Stagnation ähnliche Bevölkerungsbewegung z. B. Mittelsteiermarks als durch die italienischen und slowenischen Massen mitverursacht, jedenfalls gestützt ansehen. Die Geburtenziffern in dem vorhin erwähnten gebirgigen Kerngebiet der deutschen Alpenländer gibt uns das Recht, an eine physisch und psychisch ausgiebige Fortpflanzungsenergie des deutschen Bergvolkes zu glauben.

---

3. STERBLICHKEIT

In den Sterblichkeitsverhältnissen findet man allerdings in den Zahlen nicht eben die gewünschte Stütze für diesen Glauben. Es treten bestimmte Gesetzmäßigkeiten in dem Sinne, daß die Sterblichkeitsverhältnisse der deutschen Alpenbezirke besonders günstig wären, nicht zutage.

Was zunächst die so wichtige Säuglingssterblichkeit (Zahl der im ersten Lebensjahre sterbenden Kinder) anlangt, tritt ihre Abnahme wie ja allenthalben überwiegend auch in den Hochgebirgsbezirken zutage (eine Zunahme weisen Cles und Lienz in Tirol auf). Wir können auffallend günstige Verhältnisse in den Hochgebirgsbezirken Kufstein 15,6, Reutte 16,4 in Tirol, Tamsweg in Salzburg 17,1 und Gröbming, Murau, Liezen in Steiermark mit 17,1 und 16,9[2]) konstatieren. Aber ihnen stehen noch günstigere Säuglingssterblichkeitsziffern in den slawischen Bezirken Rann, Hermagor, Windischgraz, Pettau, Cilli 14,2—16,5, im italienischen Ampezzo gar nur 11,4 gegenüber. Wir konnten weiter eine starke Abnahme der Säuglingssterblichkeit gerade für Bezirke mit ursprünglich hoher Ziffer feststellen,

[1]) Nach Zecke, Volksvermehrung, Binnenwanderung und Umgangssprache in den österreichischen Alpen- und Südländern. Stat. Monatsschr. XVIII, Jahrg. 1913.

[2]) Durchaus ist eheliche Säuglingssterblichkeit gemeint; die uneheliche erhöht den Durchschnitt teilweise beträchtlich, z. B. Murau von 17,1 auf 19,5.

z. B. Bludenz, Zell am See, Bruck a. M., Leoben; aber namentlich in Tirol ist ein großes Gebiet, in dem die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Beobachtungszeitraum von 1890 bis 1902 so gut wie gar nicht vorwärts kam. Landeck, Imst, Schwaz, Brixen, Meran sind hier zu nennen.

In der Tatsache, daß diese Säuglingssterblichkeit in den Gebirgsbezirken zumeist mit einer besonders hohen Quote auf die Einmonat-Kinder entfällt — meist zwischen 41 und 48, nicht selten aber auch über 50 % der im ersten Lebensjahr gestorbenen (Murau z. B. 1900—1902: 56,7) —, möchte man einen Anhaltspunkt dafür finden, daß sich unter dem Einflusse kultureller, aber vielleicht doch auch klimatischer Bedingungen des Säuglingsdaseins sowohl als auch der Fruchtentwicklung rascher eine natürliche Auslese vollzieht als anderwärts.

Wenn wir die allgemeinen Sterblichkeitsziffern in den Gebirgsgegenden nicht eben günstig finden, da sie sich so ziemlich im Bereich des Staatsdurchschnittes (1910: 21,3) halten (Tamsweg 15,3, Gröbming 17,0 bilden wieder ein abnorm günstiges Gebiet), so muß als Ergänzung zu dieser Feststellung allerdings bemerkt werden, daß die Voraussetzungen für eine niedrige Sterblichkeitsziffer in den Gebirgsgebieten überwiegend ungünstige sind. Diese Sterbeziffer ist nämlich dadurch notwendig verschlechtert, daß die Altersjahrgänge der Bevölkerung mit günstiger Sterblichkeit infolge der Abwanderung stark vermindert zu sein pflegen. Die gerade um die im jugendlichen Alter Abgewanderten verminderte Wohnbevölkerung der Gebirgsbezirke ist also durch die Säuglingssterblichkeit und die höhere Sterblichkeit der höheren Altersklassen (die Abgewanderten kehren ja im Alter oft in die Heimat zurück) unverhältnismäßig belastet. Und es darf, wo solche Abwanderung stark üblich ist, die Sterblichkeit mit der statistischen Ziffer als zu hoch erfaßt angesehen werden, was nach dem Gesagten auf eine nach dem natürlichen Lauf mindestens unter dem Mittel stehende Sterblichkeit schließen läßt [1]).

Damit sind wir aber eben bei der Frage nach einem vor allem wirtschaftlich bedingten Phänomen der Bevölkerungsbewegung angelangt, bei der Wanderung, die einer besonderen Untersuchung bedarf, auf die wir vielleicht später zurückkommen.

[1]) Nur dürfte in der weniger dichten Siedlung insofern ein die Sterblichkeit ungünstig beeinflussender Faktor zu vermuten sein, als, je dünner die Siedlung, es um so schwieriger ist, rechtzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen und zu erreichen.

VOLKSKUNDLICHE STUDIEN AUS DEM NIEDERÖSTERREICHISCHEN WECHSELGEBIETE

VON ERNST HAMZA

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift durfte ich den Lesern manches über die Sprache, die Lieder und die Tracht der Bewohner des niederösterreichischen Wechselgebiets erzählen. Diesmal möchte ich über den Tanz dieses eigenartigen Völkchens sprechen und damit einige neue Bausteine zur Volkskunde bringen.

IV. TANZ.

„Volkstänze wurden in Niederösterreich ganz überraschend viel gefunden ...., darunter ganz herrliche Stücke, die es begreiflich erscheinen lassen, daß hier die Heimat Schuberts, Strauß' und Lanners sein mußte."

Oberbergrat Karl Kronfuß.

WAS GETANZT WIRD

Der altheimische Tanz der Wechselbewohner ist der Ländler. Der Name „Ländler" ist kein scharf kennzeichnender, kein fixierender. In Oberösterreich und im oberösterreichisch-niederösterreichischen Grenzgebiete versteht man (im Landvolke) unter einem „Ländler" etwas anderes wie unter einem „Steirer", in Wien und im größten Teile Niederösterreichs unter „Ländler" das, was man dort als „Steirer" anspricht. In einem Teile der Oststeiermark stellen sich die Leute unter einem „Ländler" einen „schnelleren Steirer" vor, etwa dasselbe, was in Salzburg als „Walzer" angesprochen wird, nämlich ein 16 taktiger, schneller gespielter Ländler („Schuhplattler"-Bau). Im südlichen Niederösterreich sagt man häufiger „Steirer" als „Ländler" zu ein und demselben Tanz und die zahllosen Noten der Dorfmusikanten, die ich fand, tragen einmal die Aufschrift „Ländler", einmal „Steirer" und darunter stehen oft dieselben Tänze und gespielt wird beides vollkommen gleich.

Ich möchte daher den Vorschlag machen, den Namen „Ländler", da dieser nun einmal besonders in den Städten üblich, für die ganzen mehr oder minder homogenen, in Rhythmus und Spielweise sofort als „Brüder" erkenntlichen Formen der einzelnen Landstriche und Kronländer (samt Bayern) dieses bajuvarischen Landvolktanzes anzunehmen [1]).

Dieser Tanz würde dann zerfallen in: den 16 taktigen Schuhplattler (Bayern — Salzburg), den im $^2/_4$ Takte gespielten Ländler aus Oberösterreich, den stets im $^3/_4$ Takte geschriebenen und gespielten 8 taktigen Niederösterreichischen, Steierischen usw. [2]).

[1]) Um einmal einen „internationalen Namen" zu haben und niemand zu verletzen. Geradeso wie, weil in den Städten üblich, die Worte: Jodler, jodeln, allgemein anerkannt und angenommen und dadurch allgemein verständlich sind für eine Volksgesangsart, die das Volk selbst **nicht** so benennt, sondern zum Beispiel in Teilen Niederösterreichs: Dudla, dudln, Steiermarks: Wullaz, wuliazn, Oberösterreichs: Almu, almen. Die fragliche und verwirrende Spielerei mit Worten: Ländler — Landl, Oberlandl, Oberösterreich; Steirer, Steirischer — Steiermark, usw. (für die gespielte Melodie, nicht für die Tanzart der danach tanzenden Tänzer) würde dann aufhören, ohne daß die Frage selbst deshalb ausgeschaltet wäre.

[2]) Wenn ich in Feistritz a. Wechsel einen oberösterreichischen Ländler ($^3/_4$ Takt) oder einen Schuhplattler spielte, sagten die Bauern sofort: „Deis is a Landla" (Das ist ein Ländler).

Ich bin meines Wissens der Erste, der versucht, speziell den Ländler eines Gebietes genau in Spielweise, Einteilung und Form festzulegen, und deshalb standen mir keine Vorarbeiten zur Verfügung. Ich bin auch kein Musikgelehrter und kann und will nur eine Zusammenstellung versuchen, die jedermann zugänglich ist.

Den Ländler des niederösterreichischen Wechselgebietes (und den Wiener) kenne ich genau und habe darauf gestützt auch den Mut, weiter auszugreifen; daß dabei vieles subjektiv werden muß, ist nicht zu umgehen. Der Laie wird doch in die Probleme eingeführt werden, der Kundige andrer Gebiete möge die Arbeit als Diskussionsbasis aufnehmen.

Was bisher über den Ländler geschrieben wurde, ist mit wenigen Ausnahmen ungenügend und teilweise falsch, von Meyers Konversationslexikon angefangen, bis zu Arbeiten sonst hervorragender Forscher von Namen. Verzeihlicher, wenn man so sagen darf, ist dies bei Werken reichsdeutscher Forscher [1]), aber auch österreichische nähern sich diesen in Mißgriffen [2]).

Man nennt den Ländler auch den „Vater des Walzers“ und den Walzer den Nationaltanz der Deutschen. Heute ist dieser international geworden. Wo, woraus und wie ist nun der Walzer entstanden? Aus dem „Deutschen“? Aus dem Ländler? Aus welcher Form des Ländlers? Der 16 taktige Ländler ist ja schon mehr oder weniger ein Walzer (Salzburg). Er ist aber weit davon entfernt, ein Wiener Walzer zu sein. Ist dieser aus dem 8 taktigen niederösterreichischen Ländler hervorgegangen? Man vergleiche Walzer von Lanner und Strauß Vater. Geht auch der Salzburger 16 taktige auf 8 taktige Formen zurück?

Diese Fragen werden sich wohl lösen lassen, bis das riesige Sammelmaterial der Arbeitsausschüsse für das Volkslied der einzelnen Kronländer darauf kritisch untersucht sein wird.

Jedenfalls kann man sagen, daß der Heimatsboden des Walzers in Süddeutschland-Österreich liegt; daß der Walzer, nach dem die ganze Welt tanzt, immer aus Wien gekommen ist. Wien ist die Zentrale für den internationalen Walzerexport gewesen und geblieben. Die Wirkung des „Wiener Walzers“ liegt in der Einfachheit, im breiten Effekt, vor allem im Gefühle; er wirkt auf das Gemüt sowie auf die Füße, das heißt, er inspiriert zum Tanze, reißt dazu fort, so daß man sich nicht damit begnügen kann, bloß zu wissen, daß sich nach ihm tanzen läßt. Dieselben Eigenschaften finden wir beim Ländler. Den modernen Wiener Operettenwalzer kann man da nicht heranziehen, er ist schwül und sinnlich geworden und oft über-sentimental. Aber seinen Vorläufer, den harmlosen, herzlichen „Wiener“-Walzer, den Strauß und Lanner in die Welt hinausgegeigt haben [3]). Der „Wiener Walzer“ verrät seine Heimat an dem gewissen, bodenständig wienerischen, im weiteren Sinne österreichisch-bayerischen Tonfall und Rhythmus, denn der einheimische Kenner wird aus Rhythmus und Tonfall des alten Wiener Walzers und des Ländlers die Verwandtschaft heraushören. Die Bewegungen der Tänzer, das Maß, sind beim alten Sechsschrittwalzer die gleichen wie beim Ländler, nur daß

[1]) In diesen Büchern gibt es Ländler im 3/8 Takte! Es heißt unter anderem: „Von mäßig geschwinder Bewegung und heiterem Charakter.“ Selbst Böhme bringt in seinem großen Werke „Geschichte des Tanzes“ Beispiele — die keine reinen Ländler sind, und stellt als Charakteristikon des Ländlers den zumindest „höchst merkwürdigen“ Satz auf: Charakteristisch ist beim Ländler das Jodeln, was nur eine süddeutsche Kehle fertig bringt. (!). S. Kap. II. Lied. Der Jodler ist aber doch eine Art Lied, etwas was nur gesungen wird, der Ländler eine reine Tanzmelodie, die nur getanzt oder „aufgespielt“ wird.

[2]) So ist in der „Österreichisch-ungarischen Monarchie“, Band Niederösterreich, unter Volksmusik unter anderem Niederösterreich ungerechtfertigt Zurücksetzenden auch folgendes zu lesen: „. . . . . neben dem kühnen Alpencharakter der Tirolerweisen mit ihren weithinschallenden Rufen und Jodlern erscheint Niederösterreich auch hier musikalisch wie ebenes Land“. —?!

Das Unglaublichste aber leistete sich ein Herr Binder mit der Herausgabe von oberösterreichischen Ländlern bei der österreichischen „Universal Edition“ in Wien in neuester Zeit, worauf ich noch zurückkomme.

[3]) Es ist eben das Hervorbringen reiner, nur für den Tanz bestimmter Walzer fast erloschen (Tanzwalzer) und die jetzt auf Bällen und dergleichen gespielten Walzer sind zuerst für den Gesang bestimmt (Operettenwalzer) und aneinandergereihte „Gesangswalzer“.

hier das schnellere Tempo ein schnelleres Herumdrehen der Tänzer bewirkt [1]); es ist ein ruhiges, gleitendes, sich wie eine Walze Fortdrehen, oft mit gravitätisch gemessenen, biedermeierischen Bewegungen. Wer das eine gut tanzt, kann das andere gut tanzen, wenigstens wie beides in Niederösterreich getanzt wird. Wenn man die Lanner- und Johann-Strauß-Walzer untersucht, findet man darin ländlerartige und- ähnliche Motive. Ebenso habe ich unter meinen Ländlern einige, die ebenso gut als alte Sechsschrittwalzer angesprochen werden könnten.

Als der „ausgesprochenere“ Nationaltanz der Deutschen, der freilich nur Eigentum der südlichen Stämme ist, wird der Ländler zu betrachten sein, der sich in seinen Tanzarten als „Schuhplattler“ und „Figurentanz“ so scharf eigenartig deutsch (bajuvarisch) kennzeichnet, wie etwa der Csardás für die Magyaren, der Kolo für die Südslaven, die Tarantella für die Spanier.

Der niederösterreichische Arbeitsausschuß für das Volkslied besitzt bei 7500 verschiedene Volkstänze, die aus allen Teilen Niederösterreichs gesammelt wurden [2]). Diese Zahl kann aber nach Belieben erheblich erhöht werden. Ich selbst besitze noch bei 1000! Ein so riesiger Musikschatz ist im niederösterreichischen Volke [3])! Auch der Ländler hat sich fremden Boden erobert: Tyrolienne und Styrienne sind französisierte und italienisierte Ländler.

Er ist in den süddeutschen Städten durch Quadrillen (franz.), Polkas (slav.), „Schottisch“, Mazurkas (slav.), Polka françaises (slav.-franz.) und Walzer ganz verdrängt worden. Jetzt taucht er in den Tanzordnungen Wiens (besonders seit die Turistik so zur Blüte gekommen) langsam wieder auf. Er stellt das schönste Heilmittel gegen die wahnsinnigen, schnellen, modernen Tänze und die moderne Tanzart dar. Nur muß die „Intelligenz“ auch wieder schön ruhig ohne Gehopse und Gefliege [4]) tanzen lernen, um ihn zu treffen; das Wiener „Volk“ trifft ihn wohl.

Außer niederösterreichischen Ländlern (Wien inbegriffen) kenne ich auch steierische und oberösterreichische. Ich habe sie gehört, im Bauernoriginale gesehen und gespielt und überall die 8taktige Form als weitaus überwiegende Hauptform gefunden. Der Bau und Ton ist äußerst gleichartig und es ist im allgemeinen unmöglich, einen 8taktigen Ländler im $^{3}/_{4}$ Takte zu hören und mit Bestimmtheit zu behaupten: der ist niederösterreichisch, oberösterreichisch oder steierisch. Ländler anderer Länder sind mir leider wenig (aus Salzburg nur vom Tännengau) oder gar nicht bekannt. So würde eine Aufzeichnung und genaue Behandlung bayerischer Ländler allen Forschern sehr zustatten kommen. Ich besitze zwar einige „Schuhplattler“, nach denen einige alpine Vereine in Wien „plattln“. Diese bestehen aus zwei Teilen (a und b) zu 16 Takten und die Spielweise ist $2a + b + a$. Dieselben Stücke hört man in Salzburg als „Walzer“ gespielt mit der Spielweise $2a + 2b$. Sind sie aber die einzigen Ländlerformen Bayerns, gibt es nicht auch 8taktige Formen? Wie ist's in Tirol, wo auch noch der Plattler heimisch ist [5])? Denn an die Aufführungen und die dazu gehörige Musik von alpinen Trachten-Tanzvereinen kann man sich nicht halten, für die Bodenständigkeit oder Heimat des Betreffenden ist da keine Bürgschaft geboten. Da herrschen „Bayerismen“, so wie in der Tracht Bayer- und Steierismen alles zu erdrücken scheinen. Unter meinen Ländlern kommen auf hundert 8taktige beiläufig zwei 16taktige. Die 16taktigen Formen ähneln entweder Schuhplattlern oder Walzern. Deshalb glaube

[1]) „Schiabarisch auf Sechse“, wie es in Wien „vorstadtmäßig“ heißt.

[2]) Mit dieser Zahl steht Niederösterreich wahrscheinlich an erster Stelle aller Kronländer.

[3]) Rechnet man nun noch die Weisen der weit über tausend gefundenen Lieder und Jodler hinzu, so entrollt sich ein nie geglaubter Reichtum.

[4]) Diese Eigenschaften machen ihn auch für den feinsten Salon „fähig“, was man von andern Nationaltänzen nicht behaupten kann. (Natürlich „walzend“ [wie ein Walzer] getanzt; „scheiben“ oder gar schuhplatteln kann man im Salon auch nicht. S. 120—123.)

[5]) Herr E. Lucerna bringt in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, 11. Jahrgang, 2. Heft, einen „Schuhplattler“ mit zwei achttaktigen Teilen(!) aus Kastelruth in Tirol vom blinden Musiker Anton Mulser. Spielweise $(a + a) + (b + b) + (a + a) + (b + b)$.

ich, daß sich alle Fragen auf diesem Gebiete lösen lassen werden, sobald die Sammlung in den einzelnen Kronländern abgeschlossen ist. In Wirklichkeit wird dies aber eigentlich nie der Fall sein können, da der Schatz unseres Volkes ein unerschöpflicher ist, der noch immer lebt und sich erneuert, so wie beim Liede.

Das Tempo des Ländlers ist nicht überall gleich; es hält sich aber in Niederösterreich und Steiermark immer unter dem Walzertempo. Am langsamsten spielt man ihn in Steiermark, schneller in Niederösterreich, am schnellsten wohl in Tirol, Bayern, Salzburg [1]). Überall wird er im $^{3}/_{4}$ Takte gespielt und in wiegendem Sechsschritt getanzt. Eine Ausnahme hiervon bildet der geradtaktige oberösterreichische „Landla“, neben dem das Volk auch den $^{3}/_{4}$ taktigen „Steirer“ kennt. Diese geradtaktige Form ist leider der breiten Öffentlichkeit noch gar nicht zugänglich gemacht [2]).

DER LÄNDLER IM NIEDERÖSTERREICHISCHEN WECHSELGEBIETE.

Die älteste Aufzeichnung von Tänzen fand ich am Hollabrunnerriegl beim Bauer Peter Steinbauer. Es sind dies zwei guterhaltene Heftchen aus dem Jahre 1813. Das eine Heftchen zeigt genau diese Jahreszahl und dabei steht: „Aus den Musikalien des Philipp Säkel.“ (Die darin enthaltenen Tänze sind also noch älter.) Die Heftchen enthalten 60 Tänze, zum Teile mit der Aufschrift „Landlerische“ und „Landlerisch“, also Ländler, 1 „Minoett“ (Menuett) und 25 „Deutsche“ [3]). Die Ländler sind natürlich im $^{3}/_{4}$ Takte, die „Deutschen“ aber im $^{2}/_{4}$, $^{3}/_{4}$, $^{4}/_{4}$, $^{3}/_{8}$ und $^{6}/_{8}$ Takte. Die Ländler sind aber auch nicht gleich. Die Hälfte davon, gewiß die älteren Formen, haben so wie manche „Deutsche“ ein Trio. Das gibt es heute wohl nirgends mehr. Ebenso zeigen sie gegenüber den heute gespielten Ländlern eine so einfache Bauart, daß sie jetzt dem Bedürfnisse nicht entsprächen. Die höheren Formen sind ohne Trio, und manche davon sind mit den heutigen auf eine Stufe zu stellen.

Von den $^{3}/_{4}$ taktigen „Deutschen“ zeigen manche eine auffallende Ähnlichkeit im Aufbau wie in der Melodie mit den nebenstehenden alten Ländlern, so daß man sie, wäre die Aufschrift nicht, als solche betrachten würde. Niemand konnte mir auf diesbezügliche Fragen auch nur die Andeutung einer Auskunft darüber geben, ob das Spieltempo ein anderes war, wie dazu getanzt wurde, usw. Auch die ältesten Leute und der hervorragende Musikus Steinbauer nicht, der auch schon 60 Jahre zählt. Die „Deutschen“ sind wahrscheinlich längst ausgestorben.

[1]) Der 16taktige Salzburger Ländler („Walzer“) ist genau derselbe wie im benachbarten Bayern. Während er dort aber langsamer, „geschliffener“ gespielt und dezent getanzt wird (Oberbayern), ist die bäuerliche Musik und der Tanz im Salzburger Tannen- und Flachgau total degeneriert und verroht. Gespielt wird in einem Tempo, das dasjenige des Wiener Walzers weit überholt, daher ist der Tanz ein Schieben, Springen, Stoßen, Drängen, Brüllen, Stampfen. . . . . Die Leute arbeiten wie die Stiere und baden sich in drei Minuten in Schweiß. Wie herzinnig ist da so ein Tanz auf einer steierischen Alm!
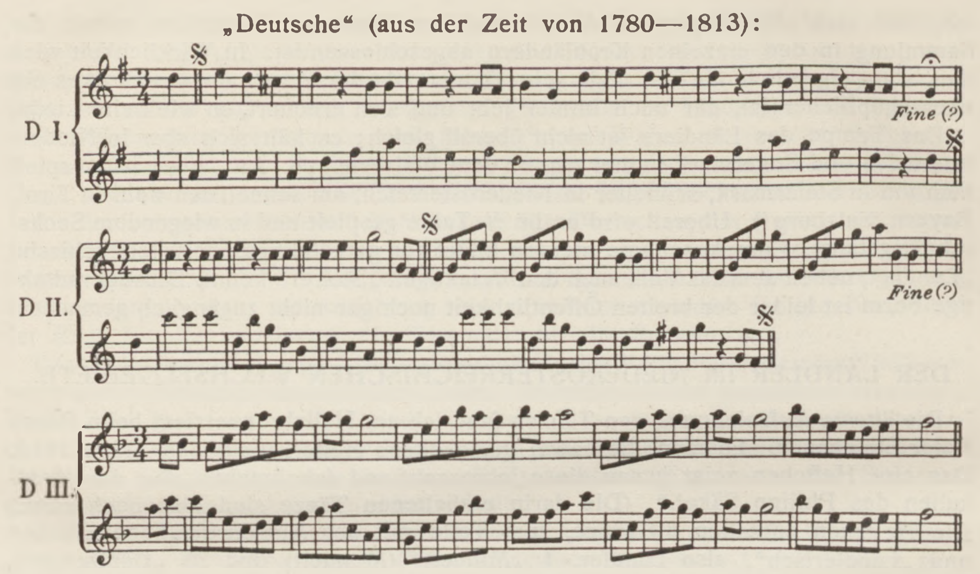
Die an und für sich sehr guten, unter den Namen „Innviertler“, „Original bayerische Bauernmusik“ und dergleichen „Gastspiele“ (Produktionen) gebenden oder städtischen Kapellen spielen diese „Walzer“ langsamer, schöner, dezenter. Leider aber artet das Ganze sehr oft ins geradezu Abstoßende aus; Pistolenschießerei während des Spieles, um die Krawallstimmung zu erhöhen und die Zuhörer zu schrecken und allerhand Schnickschnack bürgert sich ein. Und nicht zu ihrer Ehre sei's gesagt, daß sogar manche Alpenreisende an diesen totalunechten Trotteleien Gefallen finden.

[2]) So wurde von Herrn Raimund Zoder, Mitglied des niederösterreichischen Arbeitsausschusses für das Volkslied, festgestellt, daß Leute in Laufen bei Ischl, Oberösterreich, nach vor ihnen liegenden, im $^{3}/_{4}$ Takt geschriebenen Ländlernoten diese Ländler im $^{2}/_{4}$ Takte spielten!

Hierauf führte Herr Konrad Mautner aus (Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, 12. Jahrgang, 3. Heft), daß es einen „Steirischen“ gibt, einen Figurentanz im $^{3}/_{4}$ Takt und einen „Landler“, einen Schreit- und Trettanz im $^{2}/_{4}$ Takte. Seine Ausführungen können aber nur für die von ihm besprochenen Gebiete gelten und bleiben im weiteren vollständig subjektiv. Sie widersprechen unseren niederösterreichischen Verhältnissen vollkommen. Es hat hier jederzeit Ländler gegeben ($^{3}/_{4}$ Takt), wie dies tausende Aufschreibungen aus der ältesten bis in die neueste Zeit an ihren Aufschriften zeigen: Landla, Ländla, Landlarische, Leundler, Landler, Ländler usw. Und die reizenden langsamen Walzer von Lanner und Strauß-Vater führen offenbar deshalb die Bezeichnung „Ländler“, weil ihnen jedenfalls, wenn überhaupt welche, niederösterreichische Volksweisen zugrunde liegen, Tänze wie man sie im niederösterreichischen Lande tanzt, wo es einen Unterschied zwischen „Landla“ (Ländler) und „Steirer“ nicht gibt. (Es ist eben ein und derselbe $^{3}/_{4}$ taktige Tanz.)

[3]) Die bekanntesten „Deutschen“ klassischer Musiker sind die von Schubert.

„Deutsche“ (aus der Zeit von 1780—1813):



D. II. und III. haben ausgesprochenen Ländlercharakter. Zum Vergleiche führe ich nur ³/₄ taktige Formen an, da die anderstaktigen hierzu von vornherein untauglich sind.[1])

Ländler (aus der Zeit von 1780—1813):

L. I.

1. 2.

(Fine??)

1. 2.

Zum ersten Teile bis Fine?
oder zum Trio?

Trio.

L. II.

1. 2.

(Fine?)

1. 2.

D.C. al Fine?)

L. III.

1. 2.

(Fine?)

1. 2.

D.C. al Fine?)

L. II. u. III. sind Formen, wie sie auch heute gespielt werden.

[1]) Einen zweiteiligen (zu acht Takten) ³/₄ taktigen „Teutschen“, Spielweise 2a+2b+a+b aus Kastelruth in Tirol veröffentlichte Herr E. Lucerna in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, 8. Jahrgang, 8. Heft. Dieser Tanz hat ebenfalls ausgesprochenen Ländlercharakter.

Ländler II. ist also *ein* Ländler, ebenso III. Die Aufforderung an die Musikanten: „Spielt einen Ländler“ heißt aber nicht, sie mögen *einen*, sondern *eine Reihe* (Serie) von Ländlern spielen. Deren Zahl bleibt dem freien Ermessen des Kapellmeisters anheimgestellt. Gewöhnlich werden 3—6 Ländler (in gleicher Tonart gespielt) zu „einem“ Ländler zusammengehängt. In den Aufschreibungen der hiesigen Bauernmusikanten fand ich oft aneinandergereihte 100 in C, 80 in F, usw. geschrieben. Die hier vorherrschenden Tonarten, in denen die Ländler geschrieben sind, sind C-, G- und F-Dur, woran sich noch B-Dur schließt. Andere Tonarten sind äußerst selten. Ein einziges „Phänomen“ fand ich aber, dessen erster Teil sogar in Moll geht. Etwas Ähnliches gibt es nur bei Wiener Ländlern. Ich sage ausdrücklich geschrieben, denn gespielt werden sie natürlich in anderer Tonart, da die Prim immer durch eine Es-Klarinette gespielt wird. Dann ist C = Es, F = As, usw.

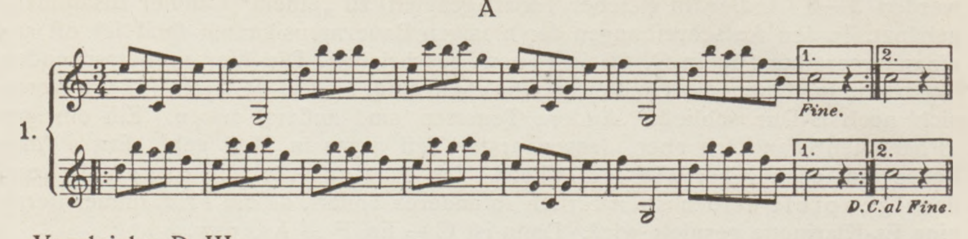
Eine „Einleitung“, „Vorspiel“, „Vortakt“ besitzt der Ländler im Feistritztal zum Unterschiede von steierischen Ländlern und Schuhplattlern nie, auch der zuerst gespielte nicht. Ebenso ist beim Wiener Ländler keine Einleitung vorhanden. Die Musikanten greifen nur manchmal, um das Publikum zum Aufhorchen zu veranlassen, vor dem ersten Ländler der ganzen Reihe einen volltönenden Akkord, der aber mit dem Ländler nichts zu tun hat. Er wird in „weanarischer“ Eigenart auf den Geigen hervorgebracht, „gschēad“ (gekratzt) und „gwinsld“, („tremolo“, vibriert), steigt erst stark an, um dann leise zu verschwimmen. Im Feistritztal beginnt die erste Klarinette sofort mit dem eigentlichen Ländler.

Das Volk besitzt ebenso wie beim Liede für alle Eigenheiten eigene volkstümliche Kunstausdrücke. Zum Teile decken sich diese mit denen des Liedes; die Harmonisierung der Ländler ist ja auch die gleiche, nur viel verzweigter und ausgebildeter. Hier möchte ich aber der leichteren Übersicht halber die Einteilung nach Einfachheit und Alter vornehmen. Zugleich führe ich auch die Spielweise, die Wiederholungen an und das ist sehr wichtig! Sie scheinen nämlich an verschiedenen Orten bei demselben Ländler verschieden zu sein! Es kann sie daher nur derjenige angeben, der „sein“ Gebiet genau kennt. Werden Ländler aber ohne Angabe der Wiederholungen geschrieben, so wird sie jeder Laie immer unrichtig spielen. Der Bauernmusikant schreibt die Tänze für sich und verliert natürlich keine Zeit mit Tausenden von Wiederholungszeichen, „Da capo al fine“ u. a. m. Er hat ja keine Ahnung gehabt, daß sich über sein Gekritzel einmal „Gstudierte“ den Kopf zerbrechen werden. Ein „zwei Striche machen“ nach den 8 Takten, so wie ich es bei den „Deutschen“ machen muß und in Zeitschriften Ländler gedruckt fand, ermöglicht wohl eine tote musikalische Betrachtung, aber richtig zu spielen weiß das niemand. Der Laie spielt jeden Teil einmal durch. Solche Ländler gibt's aber nicht. Und das muß genau gewußt werden, denn in den Originalen vorhandene individuelle Federstriche, Schnörkel, eigenartige Zeichen, fehlende Takte usw., dürfen den Forschenden nicht sofort ins Schwanken bringen. Z. B.: bei keiner der folgenden Nummern außer Nr. 9 war die Spielweise auch nur angedeutet, sie waren im Originale gleich. Und auf dreifach verschiedene Art werden sie beispielsweise im Feistritztale gespielt! Meine Ausführungen können eben auch nicht für andere Gegenden als unbedingte Muster genommen werden. Etwa drei Viertel der 3000 Ländler aus dem niederösterreichischen Wechselgebiete, die ich besitze, sind einstimmig, das heißt: es ist nur die Stimme der Primklarinette geschrieben. Außer dieser und höchstens noch der Secundklarinette sind nämlich nie Noten geschrieben worden, da die übrigen Stimmen einfach nach dem Gehör dazu gespielt werden!

Bei den Einstimmigen spielt auch die zweite Klarinette auswendig zur Prim!

(„Zuwiblå^{u}sn“ = nach dem Gehöre hinzu-, dazublasen.) Zu einigen der Beispiele werde ich zweistimmig aufgefundene Ländler wählen, um die Harmonisierung zu zeigen. (Siehe „Lied“ Punkte 1—4.)

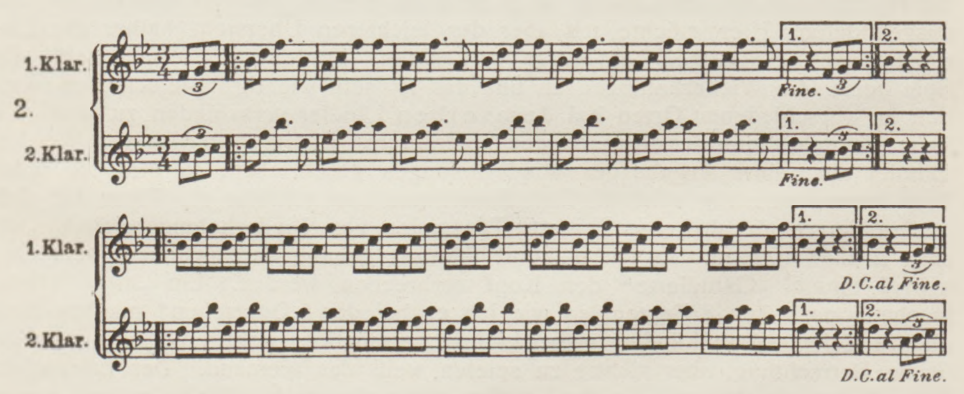
(Alle folgenden Beispiele werden heute noch gespielt!)



Vergleiche D. III.

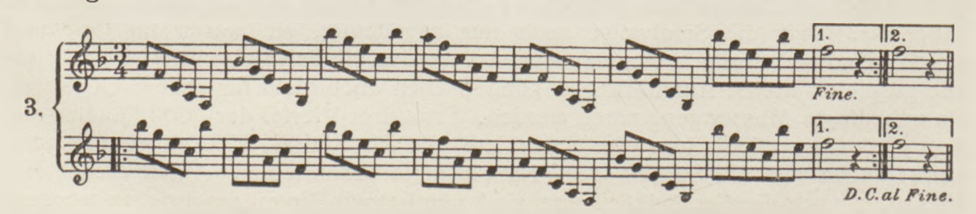
Der erste Teil (Hauptteil) läßt sich in zwei Teile zu 4 Takten zerlegen. Die ersten 4 Takte des zweiten Teiles sind dem ersten 4 Takteteil des ersten Teiles entnommen; die zweiten 4 Takte sind jene des ersten Teiles. Dies bezeichnet das Volk sehr anschaulich: „In zwaitn Ta^{ul} drād‿ar‿um“ (im zweiten Teile dreht er um), „da zwaiti Ta^{u}l‿is‿umdrad, umghead“ (der zweite Teil ist umgedreht, umgekehrt). In den Bauernoriginalen ist daher fast ausschließlich nur der erste Teil ausgeschrieben! Denn der zweite Teil ist ja gegeben: Takte 3, 4, 3, 4, 5, 6, 7, 8 des ersten. Die großen Sprünge bezeugen hohes Alter. Sie finden sich auch in den niederösterreichischen Volksliedern, herausgegeben im Jahre 1818 von Tschischka und Schottky.

Ländler dieser Art sind die einfachsten.

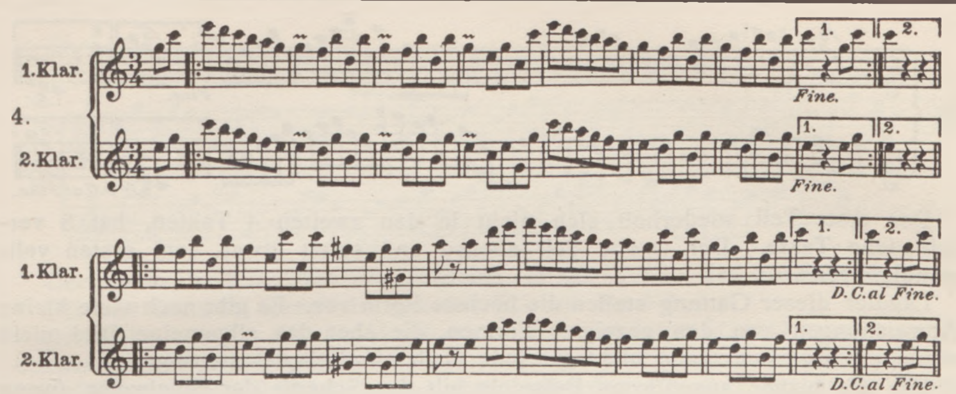


„Da zwaiti Ta^{u}l‿is‿ausgfüld — Der zweite Teil ist ausgefüllt. Die Sekundstimme „hat den Überschlag“.

Vergleiche L. II. und III.

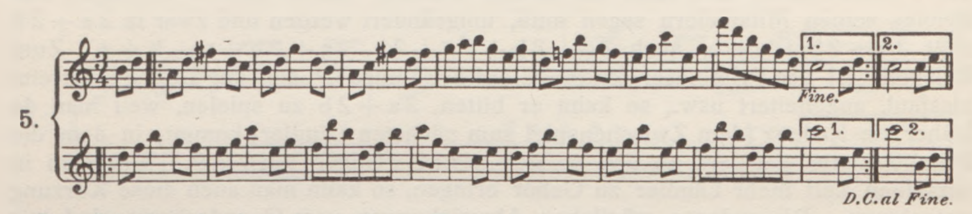


2 Takte Grundmotiv. Durch Verschieben in höhere und tiefere Lagen entsteht der ganze Ländler.



Der zweite Teil hat das Motiv des ersten, „mâchd‿åwar‿an‿Iwafål“ = weicht aber in eine andere Tonart ab, um wieder zur Grundtonart zurückzukehren.

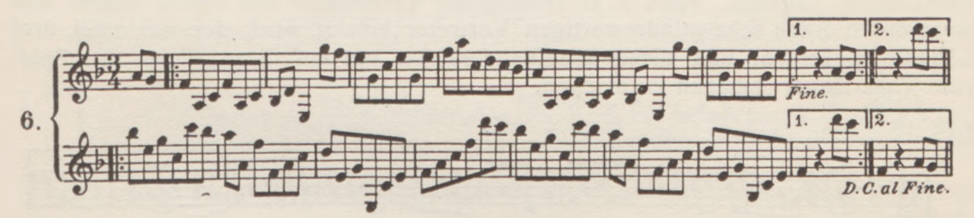
„Der Sekund geht tulf.“



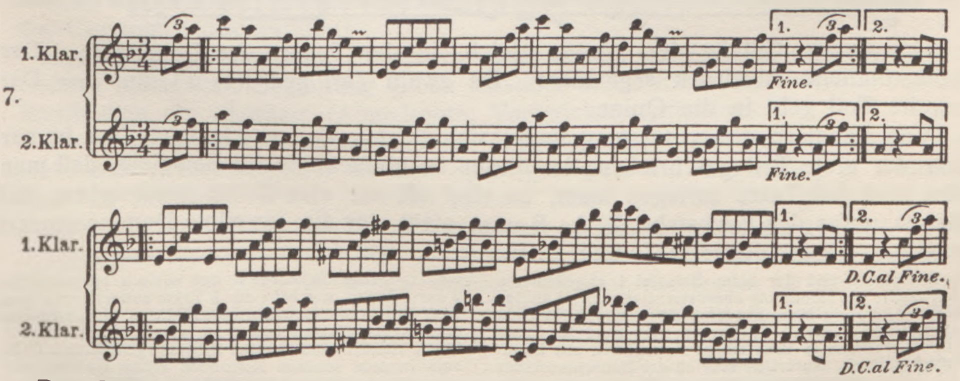
Der Ländler beginnt in anderer Tonart.

„Da Landla hëb‿mid‿an‿Iwafål‿âun.“

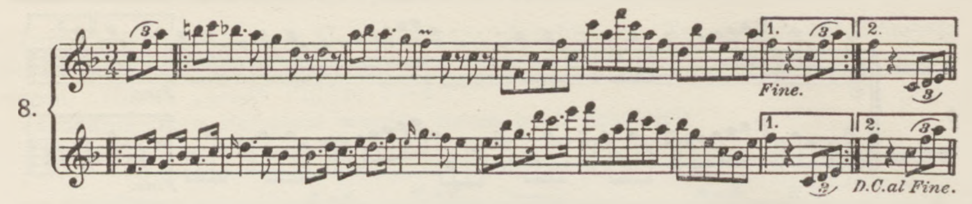
(Der Ländler hebt (= fängt) mit einem „Überfall“ an.)



Der zweite Teil ist vom ersten vollständig unabhängig, spielt ein anderes Motiv. Vergleiche den ersten Teil mit dem zweiten von L. II.



„Der Sekund“ bildet mit der Hauptstimme einen „Durcheinand“.



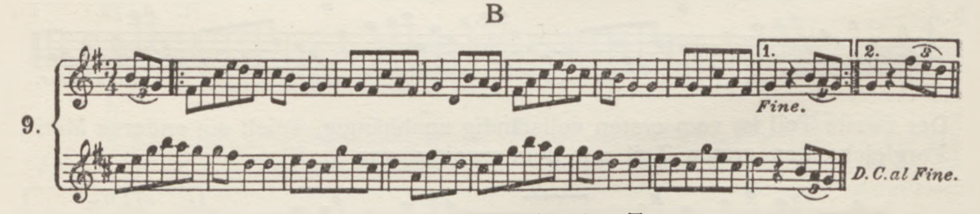
Der erste Teil wiederholt sich nicht in den zweiten 4 Takten, hat 8 verschiedene Takte. Der zweite Teil ebenso und spielt etwas vom ersten vollständig Freies.

Ländler dieser Gattung stellen die höchste Form vor. Es gibt noch viele kleine Abweichungen von den gezeigten Formen, die aber das allgemeine Bild nicht verändern und man kann nicht für jede auch ein Beispiel anbringen.

Für alle bisher angeführten Beispiele gilt das Schema der Spielweise (wenn der erste Teil mit a und der zweite mit b bezeichnet wird): 2 a + 2 b + a.

Es untersteht aber dem Willen, den Eigenheiten des Spielführers (dem Bläser der Primklarinette) und kann auf dessen Wunsch, was er immer vor Beginn des Spieles seinen Mitspielern sagen muß, umgeändert werden und zwar in 2 a + 2 b oder 2 a + 2 b + a + b, auch 2 a + 2 b + 2 a + 2 b, 2 a + 2 b + a + b + a. Zum Beispiel: Ist der Primbläser „schwach auf der Lunge“, „aus der Übung“, bereits blasfaul, angeheitert usw., so kann er bitten, 2 a + 2 b zu spielen, weil man da früher zur Kadenz (dem Zwischenspiel zum nächsten Ländler) kommt, in dem die Primklarinette pausiert, so daß er sich etwas weniger anstrengt. Will man in derselben Zeit mehr Ländler zu Gehör bringen, so kann man auch diese Kürzung vornehmen. Die anderen möglichen Abweichungen vom Grundschema sind mir nur gesagt worden, ich selbst bekam sie nie zu hören; sie sind wohl als fast nie vorkommend gar nicht in Betracht zu ziehen. Ich stelle mir vor, daß sie vorkommen könnten, wenn z. B. zufällig der Primbläser aus irgend einem Anlasse durch einen sehr minderwertigen Vertreter ersetzt wird, der nur zwei, drei Ländler beherrscht und diese auseinanderzieht, um auf diese Weise das Spiel zum Tanz länger dauernd zu machen.

B

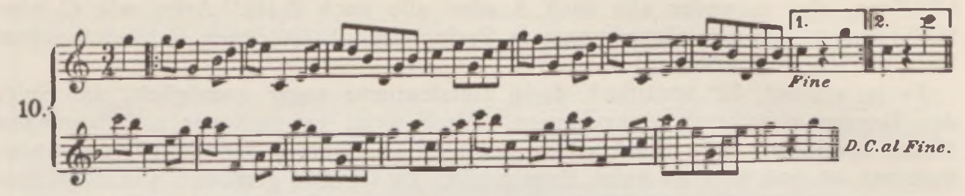


Der zweite Teil ist dem ersten gleich, in der Tonart der Dominante. Der volkstümliche Ausdruck sagt hier: „Da zwaiti Ta^{u}l ged‿i(n) d’Quint“ — Der zweite Teil geht in die Quint.

Von Ländlern dieser Gattung findet sich in den Bauernoriginalen fast immer nur der erste Teil geschrieben; ist dieser so einfach wie im Beispiele, daß man ihn in 4 + 4 Takte zerlegen kann, so sind oft nur vier Takte geschrieben, bei denen meist der Buchstabe G, A, B usw. steht, der die jeweilige Dominanttonart angibt [1]). Vergleiche: D. I. und D. II.

[1]) Auf dieser und der beim Beispiel 1 angedeuteten Art dürfte die Sammlung oberösterreichischer Ländler beruhen, die ein Herr Binder bei der österreichischen „Universal Edition“ herausgab. Er fand im Francisco-Carolinum in Linz einige Notenfetzen mit Ländlern bekritzelt. Natürlich schrieb der Bauernmusikant die Tänze nicht für den Herrn Binder, sondern machte sich bei den meisten nur Skizzen, da er sie ja auswendig wußte. So würde er sich wie u. a. beim Beispiel 9 nur 4 Takte, wie bei 1 nur 8 Takte notiert haben usw. Herr Binder und die „Universal Edition“ druckten aber diese Anfangstakte genau so ab, wie sie auf dem Papierfetzen standen, und statt der 2×8 taktigen Formen finde man in dem schönen Notenbuch (ohne Kadenz oder sonst was) aneinandergereihte „Ländler“ von 4—8, ja sogar 2 und 3 (!) Takten!!

Ebenso:

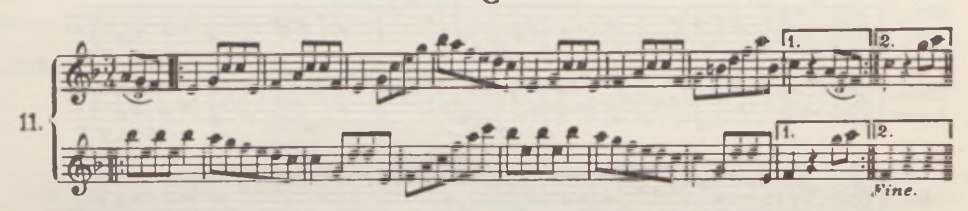


Der zweite Teil ist dem ersten gleich, in der Tonart der Subdominante.

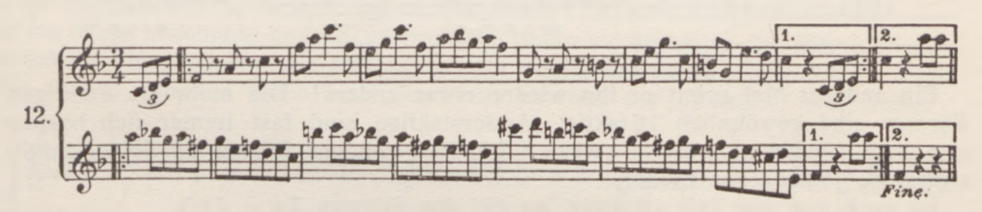
Für alle Ländler dieser Art gilt das Schema 2a + b + a.

(Ich habe Ländler der Art B nie nach einem anderen Schema spielen gehört, obzwar man auch hier willkürlich, z.B. in 2a + b + a + b + a, verlängern könnte. Verkürzung nicht möglich! Immer aber muß a den Schluß bilden, da die Kadenz unrüttelbar in der Grundtonart bleibt. In Wien hörte ich Ländler dieser Art bis jetzt nur nach 2a + 2b + a spielen!)

C



Der erste Teil „head‿in‿Iwafål‿auf" (hört im Überfall auf), schließt in einer anderen Tonart.



Für diese Gattung gilt das Schema 2a + 2b. (Siehe Bemerkung unter 10. Ich habe sie nie anders gehört. Möglich wäre 2a + 2b + a + b. Immer muß b den Schluß bilden.)

Man beachte das Wiederholen des ersten Teiles in der Dominanttonart und die Chromatik des zweiten!

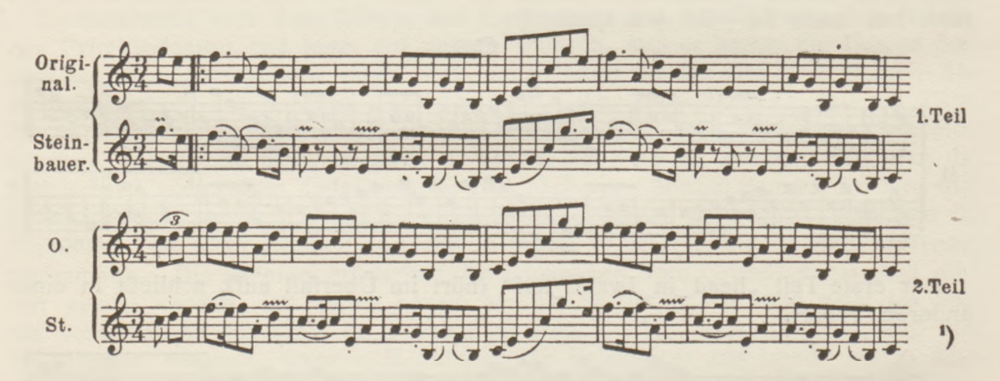
Ländler dieser Art sind an und für sich schwer zu spielen. Der nach dem Gehöre spielenden Begleitung geben sie aber wahre Rätsel auf und sind von den Musikanten als „Ådrādi" (Abgedrehte, Verzwickte) gefürchtet.

Mit derartigen Ländlern hat sich der ausgezeichnete Bauernkapellmeister Peter Steinbauer (Primklarinette) oft den Spaß geleistet, die Begleitung in höchsten Zorn zu bringen. Wurde er von „seiner Musi" geneckt und gehänselt, oder machte sie ihm etwas zufleiß, so vergalt er es ihr, indem er als zweiten, dritten Ländler der Serie einen solchen „Ådrādn" auf seiner Klarinette herunterzutrillern begann, wobei er auch bekannte, einfache Ländler momentan zu derartig komplizierten „umkomponierte"! Auch eine Entstehungsart neuer Ländler! Die Begleitung „irrte" sich natürlich. Die Ohren der bäuerlichen Tänzer waren aber ebensogut entwickelt, und dann kam die Reihe, gehänselt zu werden, an die „Musi".

Am häufigsten sind hier diejenigen Formen, wo der 2. Teil (b) in der Tonart

des 1. Teiles bleibt. Gespielt wird immer nur eine Serie von gleich gebauten Ländlern, also entweder alle nach A oder alle nach B (1). Arten wie C oder B (2.) finden sich nur eingesprengt in Serien nach A (in denen sich auch selten Beispiele nach B 1 finden).

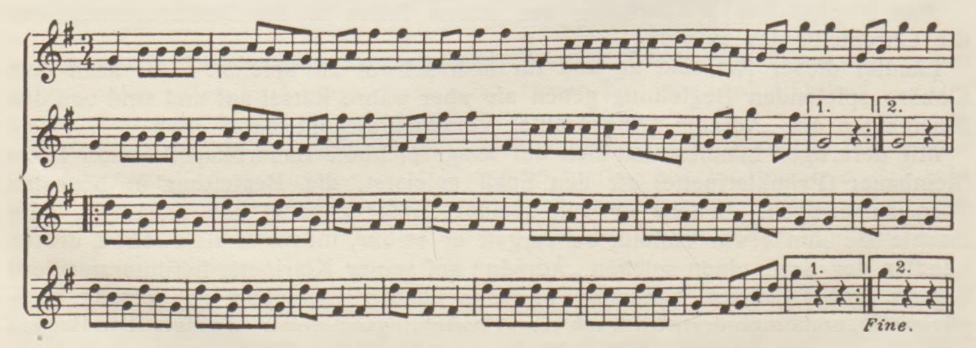
Es ist schwer, für spezifisch darin Untalentierte sogar unmöglich, das Spiel des Bauern täuschend nachzuahmen. Auch wenn er nach vor sich liegenden Noten spielt, hat sein Spiel einen gewissen „nationalen Einschlag", der undefinierbar ist und sich an keine Regeln hält. Es ist dies geradeso, wie ein Nichtmagyar und auch der „gebildete" Magyar nie einen Csardás so treffen soll, wie der wandernde Zigeuner der Puszta, ein Nichtwiener einen „Weanatånz" usw. Es ist dies das Hineinbringen des nationalen Empfindens in die Nationalmusik. Ein Musikstudium hilft da nicht, ja entfernt eher; nur ein Studium der Volksseele (!) kann näher bringen. Ich will an einem Beispiel zeigen, wie Peter Steinbauer einen Ländler spielte, der in Noten gesetzt vor ihm lag:



Ein anderes Mal spielt er ihn wieder etwas anders! Die mehr als 8taktigen Formen sind gewöhnlich 16taktig. Anderstaktige sind fast immer (ich besitze nur zwei Ausnahmen) keine r e i n e n Ländler, sondern in den Spielplan aufgenommene Jodler oder Lieder.

Ist auch nur ein Teil 16taktig, so gilt das Schema 2a + 2b[2]).

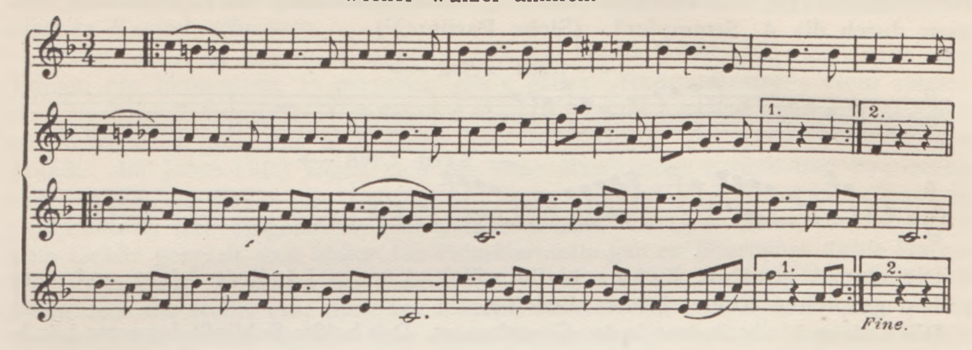
Schuhplattler, Salzburger „Walzer" ähnlich.



[1]) Triolen als Auftakt werden nie als Triolen gespielt.

[2]) Ein Aus-der-Grundtonart-fallen am Schlusse von b, oder wenn der ganze zweite Teil „in der Quint" ginge (was ich aber bis jetzt noch nie fand), würde auch hier eine Änderung in 2a+b+a hervorrufen.

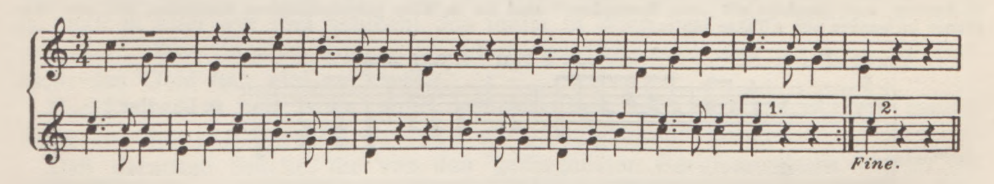
Wiener Walzer ähnlich.



„Unechte“ Ländler sind also zu Ländlern veränderte Lieder oder Jodler. Sie mögen vielleicht durch den früher häufigen Gebrauch des „Ansingens“, „Tanz kaufen“ in den Spielplan gekommen sein: — Die Musik ruht. Ein Bursche faßt seine Dirn und fordert die Musikanten mit einem „Gsang“ auf zu spielen. Z. B.:

Musikantn spülds mar‿oan‿auf,
Waⁿl‿i's koan Göld ni(d)‿brauch.
Schneewaissi Hullablia
Håun i‿s bă mia.[1])

Die Primklarinette nimmt nun die Melodie des Gesungenen auf und spielt sie als Ländler. Von manchen solchen „Ländlern“ kenne ich auch das Lied, aus denen sie hervorgegangen sind. Einmal kam ich dazu, als vier Burschen den Musikanten acht Liter Bier „auffahren“ ließen. Sie stellten sich im Kreise auf und sangen einen mir schon längst bekannten und weitverbreiteten Jodler vierstimmig. Die Primklarinette nahm die Hauptstimme des Jodlers auf, die zweite Klarinette „überschlug“ diese, die andern Stimmen fielen nach der Reihe ein und der „Ländler“ war fertig.



Dann folgte die Kadenz und nach dieser drei reine Ländler. Manchmal wird auch ein zweiter Teil im Augenblick dazu erfunden, der aber immer 8 taktig ausfällt und in der Tonart des 1. gehalten ist.

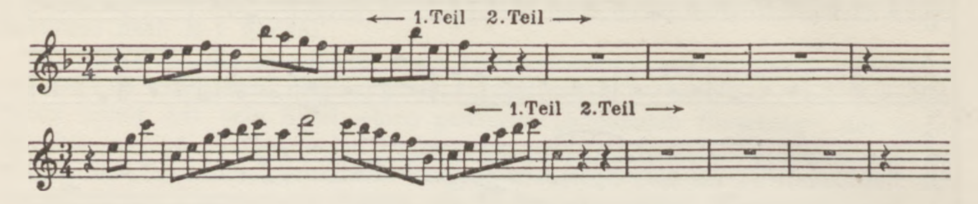
Alle diese Sachen hängen einzig und allein von der persönlichen Kunstfertigkeit des Primklarinettbläsers ab.

DIE KADENZ

Die Kadenz ist das Zwischenspiel, die Verbindung, Hinüberleitung von einem Ländler zum andern. Die Kadenz zerfällt hier in zwei Teile, einen veränderlichen und einen feststehenden. Der feststehende, das „Nåchiblåᵘsn“ (Nachblasen), gehört den Begleitstimmen an; es pausieren dabei Prim und Sekund. Der veränderliche Teil hat 3, 4 oder 5 Takte, so daß die Kadenz im ganzen 7 bis 9 Takte lang ist. Der interessante ist der 2.,

[1]) Musikanten spielet mir einen auf (einen Ländler, einen Tanz), weil ich (es) kein Geld (nicht) brauche. Schneeweiße Hollunderblüten (= Silbergulden; Versprechung eines folgenden Trinkgeldes) habe ich bei mir.

feststehende Teil, der charakteristisch niederösterreichisch zu sein scheint und zwar durch die 4 „Strampfer“. (Siehe Partitur.)[1])



Die einmal gewählte Kadenz bleibt während eines Ländlers (einer und derselben gespielten Reihe) immer dieselbe.

Die Kadenz bleibt immer in der Grundtonart. Das heißt: Schließt der erste Ländler der Serie z. B. in c, so folgt die Kadenz in c und bleibt hierauf unverrückbar in c, weshalb auch alle folgenden Ländler in c sein oder in c schließen müssen.

Die Kadenz wird in vollkommen gleichem Tempo mit dem Ländler gespielt[2]).
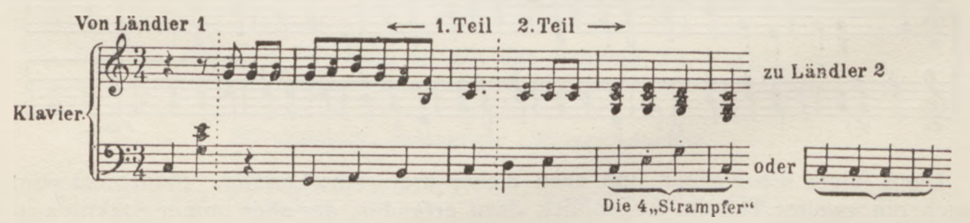
Der letzte Ton des letzten Ländlers der gespielten Serie ist zugleich Schluß. Einen eigenen Schluß kennt man hier ebensowenig wie eine Einleitung. Die Kadenz ist nur Verbindungsstück und steht nicht auch nach dem letzten Ländler[3]).

Volkstümliche Ausdrücke für die Kadenz sind: Ausgang, abschneiden, Schluß.
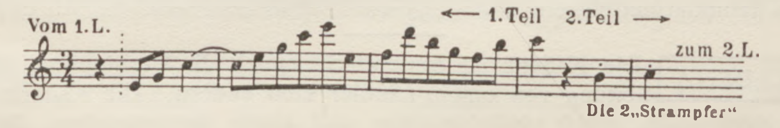
Von andersartigen Tänzen hat die Bevölkerung nichts hervorgebracht. Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben die Musikanten nichts anderes gekannt als „auswendiges“ Ländlerspiel. Dann kam die Polka auf. Proben von solchen auf alten Manuskripten sind ausgesprochen böhmisch. An Walzern scheint auch nichts hervorgebracht worden zu sein.

Außer dem Ländler wären noch vier eigene Tänze anzuführen, wovon die ersten drei nicht mehr getanzt werden und der letzte nur noch selten. Der „Siebenschritt“ (3/4 Takt, sehr alt), der „Håns Ådåm“ (3/4 Takt, sehr alt), die „Judenpolka“ (2/4 Takt. Aus neuerer Zeit. Slavisches Motiv: „Šla naninka do

[1]) Ähnlich, weil ebenfalls mit „vier Strampfern“ sind die in Wien gebräuchlichsten Kadenzen, die aber fast immer im ganzen nur 4 Takte zählen.



Hier nie gespielte Kadenzen sind solche mit „zwei Strampfern“, die in Manuskripten aus vielen Teilen Niederösterreichs gefunden wurden, und wie es scheint, besonders in Steiermark beliebt sind.



[2]) Dr. J. Pommer läßt die Kadenz schneller gespielt sein als den Ländler (?). So zum Beispiel bei einem „Steirischen“ aus dem Mürztale „Das Deutsche Volkslied“, 2. Jahrgang, 4. Heft. Auch in Wien bleibt die Kadenz im Tempo des Ländlers. Nun wäre es ja möglich, da sich immer dasselbe wiederholt, die Kadenz beim Vorspielen, Konzert geben, schneller zu spielen. Der richtige Bauernmusikant spielt aber doch wohl nur auf dem Tanzboden, für den Tanz, und da wäre ein schnelleres Spielen der Kadenz bei uns wenigstens unmöglich; es würde bei den improvisierten Figuren des „Figurenländlers“, „Steirertanz“. hier „scheiben“ genannt, stören und beim „walzen“ (wie einen Walzer tanzen) ist es direkt unmöglich, da die Tänzer über die Kadenz hinüber aus dem Takt kommen müßten.

[3]) In Wien hörte ich die zu einem „Schluß“ veränderte Kadenz dem letzten Ländler folgen.

zeli") und der uralte „Strohschneider" (2/4 Takt). Ihre Besprechung würde ein eigenes Kapitel erfordern.

Unser Bauer ist sehr musikalisch. In jedem Hause beherrscht mindestens eine Person ein Instrument, in manchen gibt's ganze „Hausorchester"; viele spielen drei bis vier Instrumente. Ich erlebte den „Wechsel" der Musikanten in Feistritz am Wechsel gerade mit und damit den Niedergang der alten, autochthonen Musik. Im Jahre 1902 zogen sich die alten Musikanten zurück und überließen den jungen das Feld. Sie spielten auf dem Tanzboden selten was andres als den Ländler, nur eingestreut Polka, Marsch und Walzer. Es wurde nur nach dem Gehör gespielt und außer für Primklarinette gab es überhaupt keine Noten. Der Primbläser begann einen Ländler, die andern Stimmen „erhorchten" und fielen nach der Reihe ein; nach der Kadenz dasselbe Bild. Gespielt wurde dabei, was der Prim gerade einfiel. Die Alten hatten ein großartiges Gehör. Wurde etwas vorgesungen, so wurde es von der Kapelle auch sofort in derselben Tonart nachgespielt. Und wie sie den Ländler spielten! Man hört und spürt es noch heute in den Füßen, wenn einer von ihnen ein ausschlaggebendes Instrument bei den Jungen mitbläst! Sofort hat dann die Sache ein ganz anderes Leben. Die alte (auch heute noch fast ausschließliche) Besetzung war folgende:

2 Klarinetten, 1 Flügelhorn, 1 Baßflügelhorn (dieses dürfte erst später dazugekommen sein; dessen selbständige Stimmführung hatte früher das Flügelhorn), 2 Trompeten, 1 Bombardon oder Helikon.

Die heutigen „Jungen" sind keine Bauern mehr; sie sind außer dem jungen Steinbauer durchweg Handwerker. Sie haben das Gehör der Alten nicht mehr.

Die „4 Strampfer" der Kadenz (das „Nåchiblåusn") werden heute weggelassen; sie sind den Jungen zu bauernmäßig, zu altmodisch. Ein „Auswendigspielen" gibt's nicht, ohne Noten kommt man nicht weiter, daher ist ein „Nachspielen nach dem Ansingen" ausgeschlossen. Da Ländler nie in Druck, am allerwenigsten in Partitur erschienen sind, kann man sie nicht spielen!! Man hängt davon ab, ob und wieviel der musikalische, alte Steinbauer in Partitur setzt! Man muß Noten kaufen. Daß dabei die Geldfrage eine Rolle spielt, liegt nahe, auch ist man ja über gut und schlecht des meist in Wien bestellten Materiales nicht orientiert. Was da alles kommt ist oft jämmerlich, muß aber genügen, da man nicht das Geld hat, viel zu kaufen.

Natürlich darf man auch nicht zurückbleiben und, wenn auch Jahre später, Teile aus der „Lustigen Witwe" usw. als „Neuigkeiten" bringen.

Daß derartige Stücke, die von den gediegensten Berufsmusikern bereits bis zum Überdruß abgedroschen sind, dann hier zu Gehör gebracht, auf das Ohr des Städters eine merkwürdige Wirkung haben, ist sicher; dem Ohre und Tanzbein des Bauern sind sie aber auch nicht angepaßt. Das Geld ist auch rarer, und so meiden die Bauern die Veranstaltungen heute mehr und mehr, ein „Kiada" (Kirchtag), eine „Musi" (Tanzmusik) ist heute längst nicht mehr das Alte.

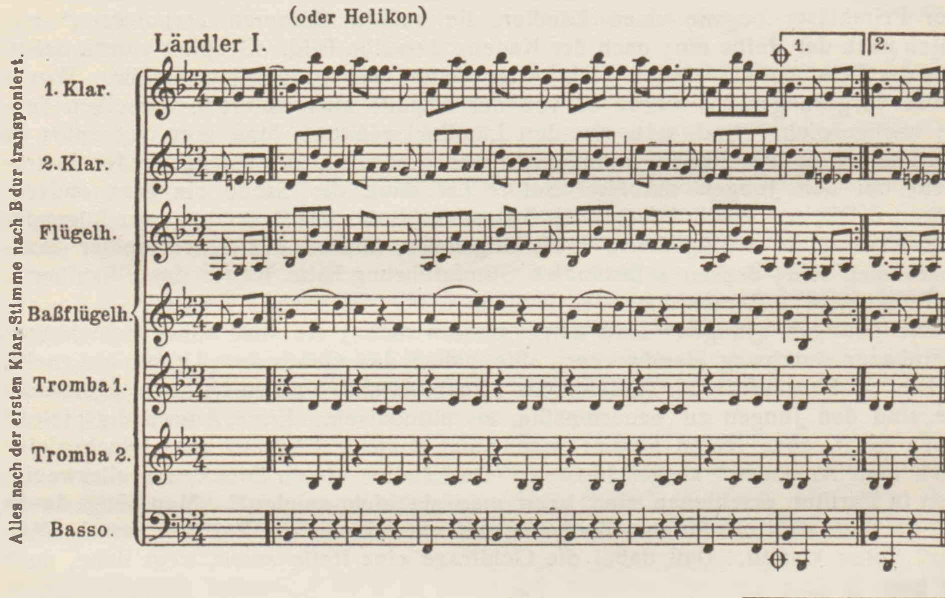
Dadurch verliert die Jugend ihre Lehrmeister und faßt alle Unarten ausgedienter Feldwebel, Friseurgehilfen und Kommis begierig auf und verroht und degeneriert in Musik und Tanz. So wie es keine hervorragenden Musiker mehr unter den „Jungen" gibt, so fehlen ihnen auch glänzende Tänzer. Hält nun gar eine Quadrille ihren Einzug, wobei statt der koketten Verbeugungen ein Durcheinand mit furchtbarem Getrampel und Gejohle entsteht, — so kann ein Tanz in Innerafrika auch nicht viel anders aussehen.

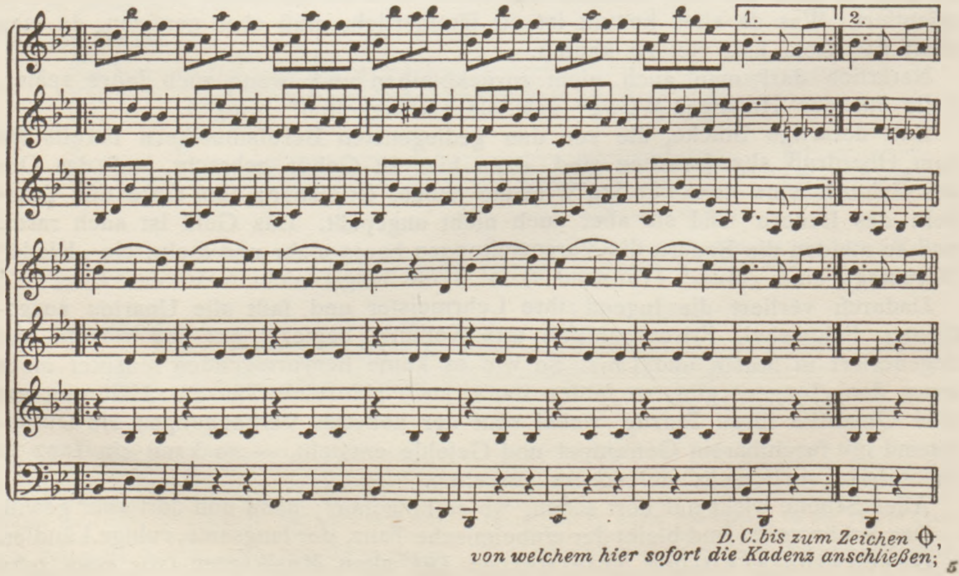
Alles Schöne wirkt nur dort schön, wo es hingehört; dann und dort aber gewiß. Das Schönste ist und bleibt der einheimische Tanz, der langsame, ruhige Ländler.

Geschwindigkeit der Spielweise: Die alten Musikanten (vor etwa zehn

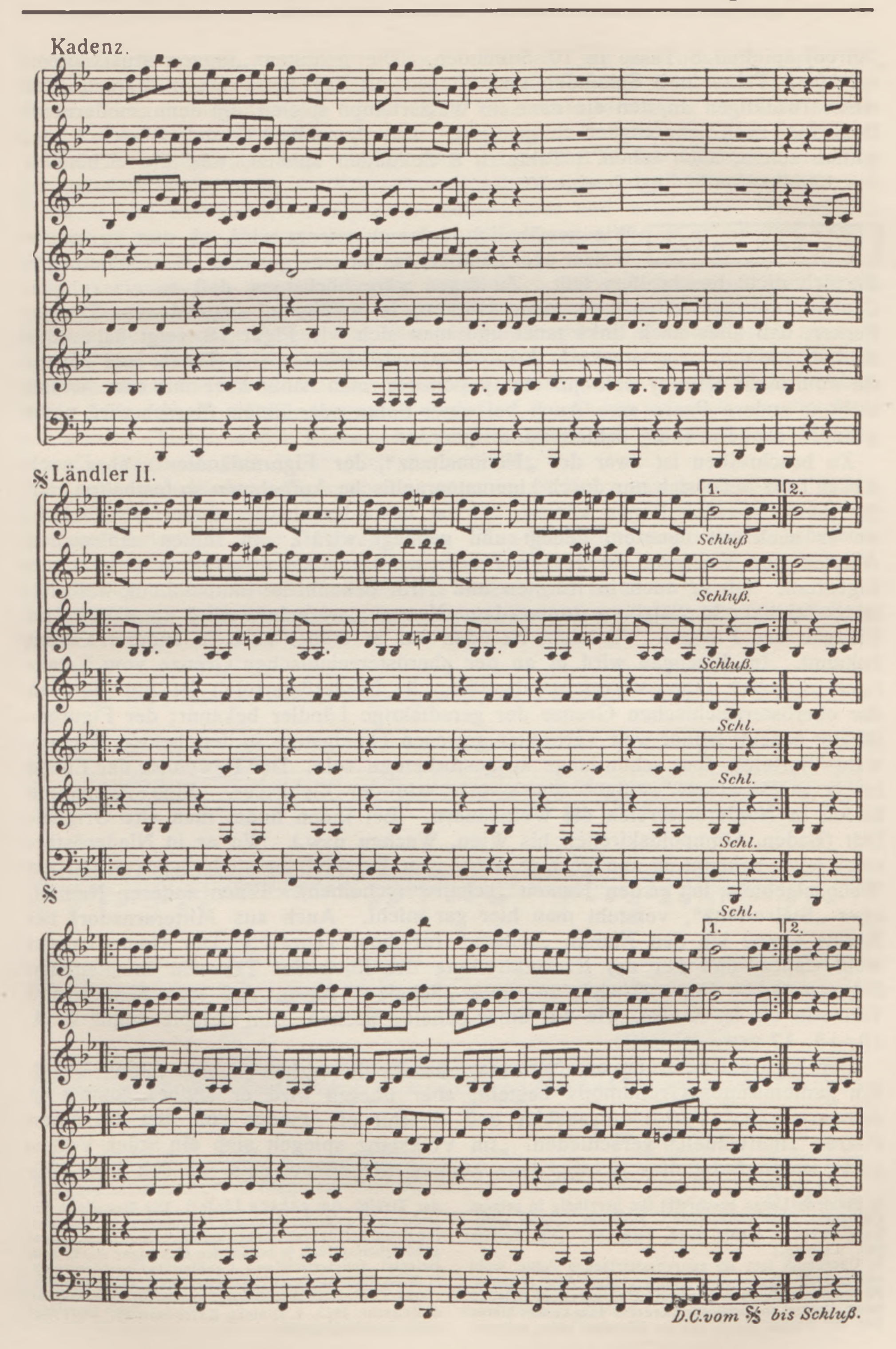
Originalstimmung:

1. Klarinette	Es
2. Klarinette	meist B. seltener Es
Flügelhorn	B
Baßflügelhorn	B
Tromba 1	Es
Tromba 2	Es
Bombardon (oder Helikon)	F





D. C. bis zum Zeichen ⊕,
von welchem hier sofort die Kadenz anschließen;


Kadenz.
Ländler II.
1.
2.
Schluß
Schluß.
Schluß.
Schl.
Schl.
Schl.
Schl.
1.
2.
D.C.vom 𝄋 bis Schluß.

Jahren) spielten 8 Takte in 10 Sekunden. Die heutigen „jungen Musikanten“ spielen 8 Takte in 9 Sekunden und hängen oft der Serie einen Marsch oder einen 16taktigen an, den sie dann im Walzertempo spielen, um dem „modernen“ Bedürfnis nach Schnelligkeit zu genügen. Aus demselben Grunde hörte ich sie, gottlob selten, auch schon 8 Takte in 8 Sekunden spielen, was die Schönheit des Ländlers unbedingt beeinträchtigt.

WIE MAN TANZT Wie gewöhnlich walzend getanzt wird, ob nun zu einem Walzer oder Ländler, das ist eine gewisse „Bauernhaltung“, die sich nicht beschreiben läßt. Zu sagen wäre höchstens, daß es ein ruhiges Gleiten, ein „Schleifen“ ist, ohne Hüpfen, in mäßigem, angenehmem Tempo. Ferner, daß alles nach links tanzt und man sich wie Figur 18 zeigt hält, oder ähnlich, nie mit ausgestrecktem Arm. Dadurch berühren sich Tänzer und Tänzerin wohl mehr (Honny soit qui mal y pense!), man stößt aber mit den Armen nicht an andere Paare an. Auch bei einer Polka oder einem Marsch wird nicht gehüpft, sondern ruhig schleifend fortgedreht.

Zu beschreiben ist zwar der „Nationaltanz“, der Figurenländler[1]), aber auch dieser Tanz ließe sich nur durch kinematographische Aufnahmen so festhalten, daß ihn jemand danach lernen könnte. Er ist besonders in der Steiermark üblich, wo er auch mit neuerem gehegt und gepflegt wird[2]). In seinen zahlreichen Abarten und Varianten ist der Tanz aber weitaus nicht etwa allein steierisches Eigentum. Ob er auch in Kärnten und Tirol bekannt ist (autochthon), weiß ich leider nicht. In Salzburg (unter dem Namen „wickeln“) wird er getanzt im Pinzgau und Pongau. Vielleicht ist oder war er früher auch in anderen Gauen bekannt. Im Flachgau wird er an der oberösterreichischen Grenze vom $^2/_4$taktigen „Landla“ Oberösterreichs abgelöst. In Niederösterreich ist nur hart an der oberösterreichischen Grenze der geradtaktige Ländler bekannt; der Figurenländler scheint früher weit verbreitet gewesen (wenigstens in den beiden Wienerwald-Vierteln), aber schon lange ausgestorben zu sein. Der Bewohner der Ebene ist ja meist etwas weniger konservativ wie der Gebirgler. Eine Ausnahme bilden in Niederösterreich die Weinbauern. Bei ihnen findet man alte Originalität (Baden, Gumpoldskirchen bis Wien, Wachau usw.). Wo er in Niederösterreich noch bekannt ist und getanzt wird, zum Beispiel im niederösterreichischen Wechselgebiete, hat er den Namen „schaim“ (scheiben). Einen anderen Namen, etwa „Steirertanz“, versteht man hier gar nicht. Auch aus Mitterarnsdorf bei Krems kenne ich den Namen „schaim“ für diese Tanzart[3]). Der Name kommt wohl daher, daß bei der Kreiseldrehung der Rock der Tänzerin in manchen Figuren (siehe Figur 1) sich zu einer „Scheibe“ formt, daß sich Tänzer und Tänzerin oft im Kreise, wie auf einer Scheibe drehen, zum Beispiel Figur 2, 3, 10, 13, 17 usw.

Der Figurenländler ist ein Naturtanz, das heißt, er hält sich an keine Regel. Ein gemeinsames Grundmotiv besteht, aber überall wird er anders getanzt in seinem weiten Verbreitungsgebiet und überall oft wieder von den einzelnen Paaren „individuell“ verschieden. „Im Volkstanz spiegelt sich ein Stück Volksseele wieder.“ Ist dies richtig, dann können wir erfreut sein, da den Tanz eine

[1]) Nikolaus Lenau beschreibt ihn herzinnig in seinem Gedichte: „Der Steirertanz“. Nikolaus Lenaus sämtliche Werke in einem Band, Seite 156. (Ph. Reclam jun., Leipzig.)

[2]) Überhaupt lebt im ganzen steirischen Volke, wohl unterstützt durch seine Dichter, eine Art „Separat-Nationalbewußtsein“. Der Steirer verherrlicht sich und seine Heimat in zahllosen Liedern. Ihm kommt hierin nur der Wiener gleich und der Kärntner nahe, seltener der Tiroler (im echten Liede!). Die Bewohner der anderen Kronländer besingen (deutsch) sich selbst und ihr Kronland nicht und haben kein Kronlandszusammengehörigkeitsgefühl, ja bekämpfen sich sogar stark, zum Beispiel „Innviertler“ und „Landler“ in Oberösterreich.

[3]) Ausgenommen auch das dem Dialekte nach steierische Gebiet um Schwarzau im Gebirge usw. Siehe d. Zeitschr. 1913, I. Dialekt, Karte Seite 86. Dort sagt man: Steirisch tanzn.!

seltene Herzinnigkeit auszeichnet. Das ist Heimat! Wir haben keine schöneren Tänze, wie die bajuvarischen (bayerisch-österreichischen). Und wer einmal mit seinem Herzen eingedrungen ist in diese Volksseele, der tanzt im Leben nichts mehr lieber wie den Ländler, gleichviel ob „walzend“ oder „scheibend“.
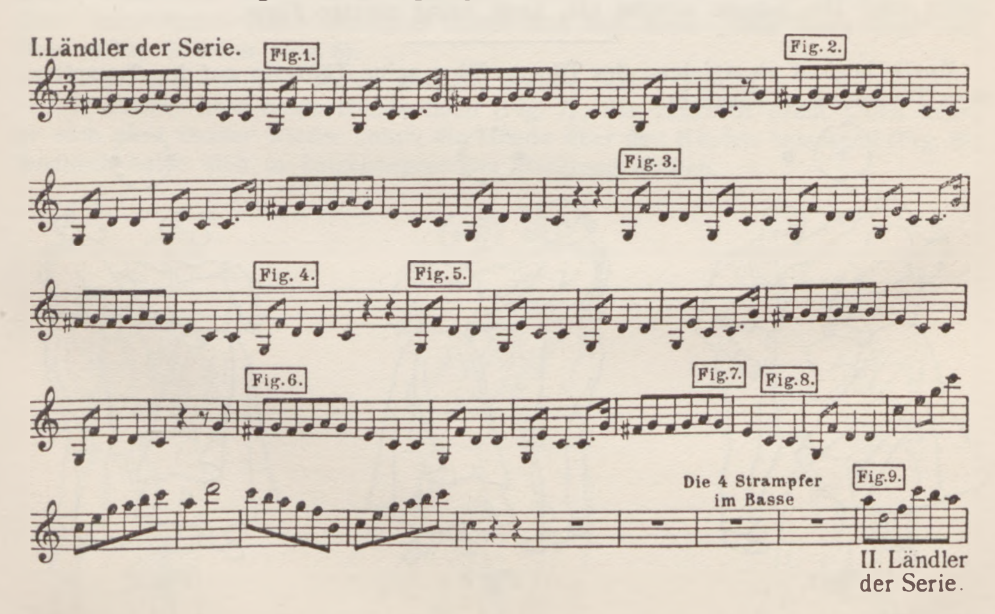
Wozu alle möglichen und unmöglichen exotischen Tänze? Erfordert der Figurenländler nicht mehr an Körperbewegung, Temperament, Geschmeidigkeit? Ermüdet und erhitzt der Schuhplattler nicht früher und schneller? Die wahre, seelische Liebe zur Heimat, der natürliche Heimatssinn, wie ist er mit dem Ländler verbunden!

Da die Spielweise des Ländlers an und für sich in Niederösterreich eine etwas schnellere ist wie in Steiermark, sind hier nur „gewundene“ Figuren möglich, Figuren, bei welchen Tänzer und Tänzerin gerade gehen, höchstens sich bücken müssen und die kein „Stehenbleiben“ erfordern. Figuren, wie ein Niederknien und ähnliches, aus denen man sich nicht leicht wieder in die nächste Figur winden kann, fehlen hier[1]). Dafür kann man aber das „Scheiben“ jederzeit unterbrechen um seinem Herzen durch Klatschen und Strampfen Luft zu machen, bei dem man die Tänzerin „scheiben“ (sich drehen) läßt.

Es gibt verschiedene Figuren, die zu einer Reihe zusammengehören; d. h., wird mit der ersten begonnen, so ist mit der letzten eine Art Abschluß da, wo man nun fortsetzen oder aufhören kann. Man kann nun neue Figuren scheiben oder aussetzen und walzend weiter tanzen oder klatschen, um dann erst wieder zu scheiben usw. Andere Gesetze oder Regeln gibt es nicht.[2])

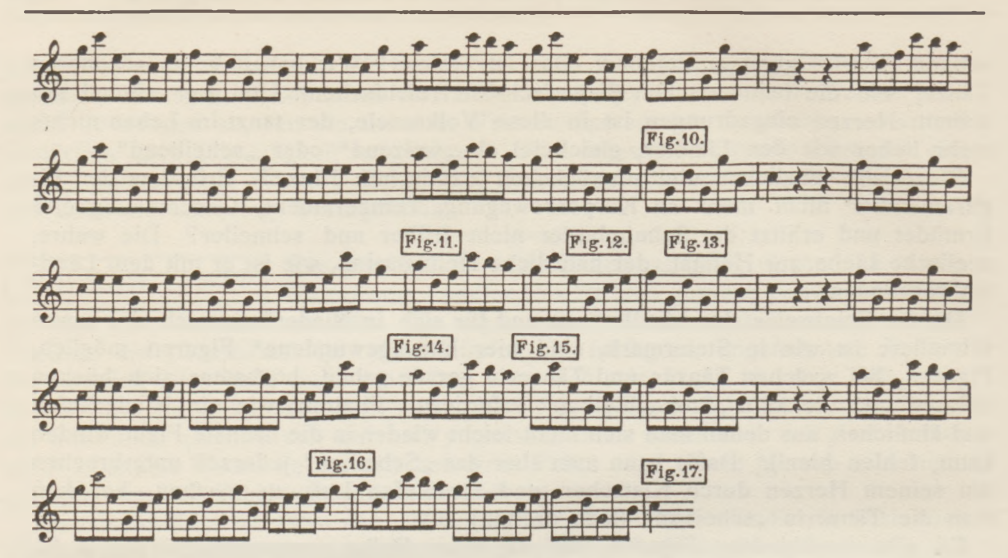
Ich will nun an Zeichnungen zeigen, wie ein Paar einmal einen Ländler scheiben könnte:

Es wird solange dieselbe Figur getanzt, bis die nächste angezeigt wird.



[1]) Wenn sie überhaupt „echt“ sind, d. h. keine späteren Erfindungen durch Figurentanzmeister auf „Steirerbällen“ vorstellen!?

[2]) Es ist ein Naturtanz. Jeder macht was ihm beliebt, wann es ihm beliebt. Daß etwa einige Paare auf Kommando die gleiche Bewegung ausführen, ist nicht mehr „Natur“, sondern „Tanzverein“.



Leider ist, da sich in Niederösterreich niemand der Sache annimmt, auch im niederösterreichischen Wechselgebiete das „Scheiben" vor dem gänzlichen Aussterben nicht zu retten. Auf „Tänzen", bei denen die Bauern unter sich sind (sonst auch nicht) „scheiben" in Feistritz-Hollabrunn heute noch häufig aus freiem Antriebe der Heimer Matthias, der Böheim Johann und der Kranawette Peter. Aus den alten Bauern wären gewiß noch Figuren herauszubekommen, denn „ēndaʳ‿amul håm‿ma jå g'schim wia d'Nåan" (früher einmal haben wir ja „g'schoben" wie die Narren) sagt der Steinbauer. Was ich erlernen konnte, lernte ich. Die Jugend scheibt nie, kann keine einzige Figur.

Musik beginnt zu spielen; der Tänzer führt seine Tänzerin auf den Tanzplatz. ● = Tänzer, + = Tänzerin.



Fig. 1 *Fig. 2* *Fig. 3*

Der Tänzer hebt seine rechte Hand mit der linken der Tänzerin und diese beginnt sich um sich selbst zu drehen und um seine Hand. Er stampft dabei den Boden auf das erste und dritte Viertel jedes Taktes (Fig. 1).



Fig. 4 *Fig. 5* *Fig. 6*

Er faßt auch ihre rechte Hand mit seiner linken (Fig. 4), läßt seine rechte sinken, dreht die Tänzerin mit seiner erhobenen linken Hand um und setzt sich ihre rechte Hand „ins Genick" (Fig. 2).

Er hebt seine linke Hand, dreht die Tänzerin „wieder zurück um" (Fig. 4), läßt die linke sinken, hebt die rechte mit der linken der Tänzerin und setzt sich diese die Tänzerin „umdrehend" ins Genick (Fig. 3).

Der Tänzer hebt wieder seine rechte Hand mit der linken der Tänzerin über seinen Kopf, dann über ihren, so die Tänzerin wieder „zurückdrehend" (Fig. 4), hebt dann seine rechte Hand mit ihrer linken und legt diese „über ihren Kopf" auf ihre rechte Schulter (Fig. 5).

Tänzer und Tänzerin treten auf „die andere Seite" (Fig. 6).

Der Tänzer hebt beide Hände hoch (Fig. 7); die Tänzerin dreht „sich aus", er sich aber immer wieder „ein", die Hände über den Köpfen belassend (Fig. 8), wodurch beide sich in entgegengesetzter Richtung drehen.



Fig. 7



Fig. 8



Fig. 9

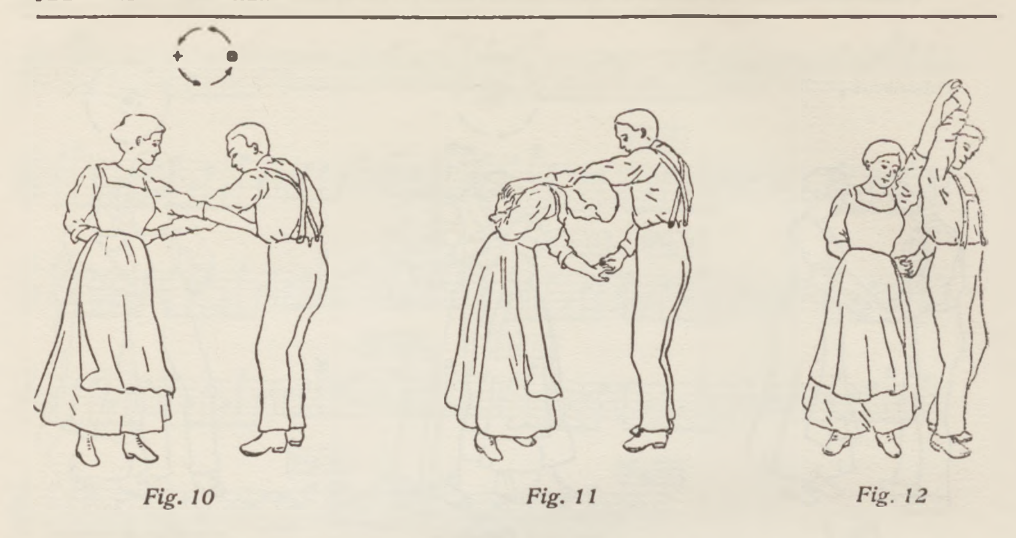


Fig. 10 *Fig. 11* *Fig. 12*

Es entsteht also immer wieder Fig. 7 und Fig. 8. Sobald es dem Tänzer beliebt, läßt er nach einem Entstehen von Fig. 7 die Hände sinken (Fig. 4), zieht die Tänzerin an sich und beginnt mit ihr „walzend“ zu tanzen (wie man einen Walzer tanzt; immer nach links. Fig. 9). Manchmal legt auch der Tänzer bei Entstehen von Fig. 4 die Hände auf die Hüften der Tänzerin und treibt sie vor sich her, das erste und dritte Viertel jedes Taktes stampfend; folgt gerade die Kadenz, so die „vier Strampfer“ stampfend.

Der Tänzer geht zurück zu Fig. 4, läßt die rechte Hand der Tänzerin aus, gibt seine linke über ihre linke und faßt ihre rechte Hand im Rücken der Tänzerin (Fig. 10).

Er zieht mit seiner rechten die Tänzerin etwas bei ihrer linken, sie bückt sich und „schlieft“ unter seinem linken Arm durch (Fig. 11). Er läßt seine linke mit ihrer rechten auf ihrer rechten Hüfte ruhen, erhebt seine rechte Hand, dreht die Tänzerin um, wie vor Fig. 3, hebt seine rechte hoch (Fig. 12) und schreitet im Rücken der Tänzerin, Rücken an Rücken, die rechte allmählich sinken lassend, „auf die andere Seite“ (Fig. 13).



Fig. 13 *Fig. 14* *Fig. 15*

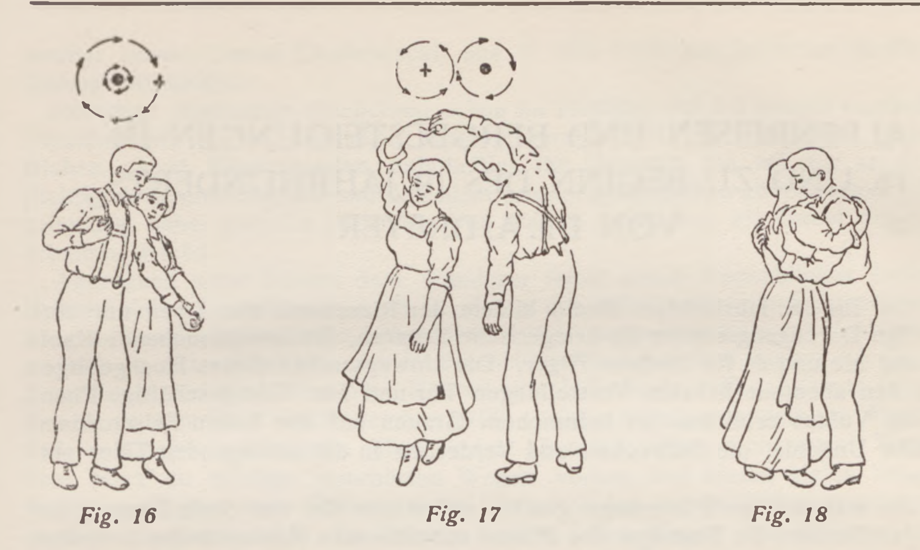


Fig. 16 *Fig. 17* *Fig. 18*

Der Tänzer „schlieft“ nun unter ihrem rechten Arm durch (Fig. 14), hebt seinen linken Arm mit ihrem rechten und dreht die Tänzerin, die Hände über ihren Kopf führend, um; es entsteht Fig. 4. Nun läßt er ihre Hände aus, faßt mit der rechten ihre rechte und mit der linken ihre linke Hand, nimmt ihre linke unter seine linke Achsel, so daß die Tänzer fast hintereinander stehen (Fig. 15).

Der Tänzer tritt „auf die andere Seite“, ihre rechte Hand unter seine rechte Achsel nehmend (Fig. 16).

Er bückt sich unter ihrem rechten Arm durch (ähnlich Fig. 14), läßt ihre linke Hand los, dreht die Tänzerin nach links um (Fig. 17), dreht sich selbst nach rechts um, dreht sie wieder nach links, immer Hände hoch, wie Fig. 17 und so fort, „solang ’s ’n g’freut“.

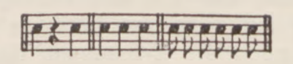
Fig. 18 zeigt die gewöhnliche Haltung beim Tanzen (walzermäßig). „De Ke^{i}pfa^{r}l ween sche^{i}n zåmmgloand und wån a åll n zwoan da Schwiz åarinnd.“ (Die Köpfchen werden schön zusammengelehnt [und] wenn auch allen zweien der Schweiß herabrinnt.)

Das Können der einzelnen bäuerlichen Tänzer an Figurenreichtum ist sehr verschieden. Meist kann einer nur „eine Reihe“ von Figuren und tanzt die fort, immer wieder bei seiner ersten Figur beginnend. Sehr beliebt ist Fig. 1. Bei dieser stampft der Tänzer den Boden aufs erste und letzte Viertel aller gespielten Takte, während welcher er die Figur beibehält. Bei allen anderen hier angeführten Figuren ist es bei Tänzer und Tänzerin ein trippelndes Gehen.

Während des Tanzens zu einem Ländler läßt manchmal ein Tänzer seine Tänzerin aus (willkürlich!) und klatscht („påscht“) im Takte der Musik in die Hände. Daraufhin reagieren andere Tänzer, beginnen ebenfalls zu klatschen und alle zusammen stellen sich im Kreise auf, die Gesichter gegeneinander. Die Tänzerinnen gehen um den Kreis herum (Fig. 19). Das wird so lange gemacht, als es „die Buam gfreut“. Dann nimmt jeder seine Tänzerin und tanzt wieder wie vorher weiter. Einer „påscht„ dabei auf das erste und letzte Viertel, einer auf alle Viertel, seltener auch einer auf alle Achtel.



Fig. 19



ALPENREISEN UND BERGBESTEIGUNGEN IM 18. UND ZU BEGINN DES 19. JAHRHUNDERTS

□ VON DR. A. DREYER □

Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein bildete der Riesenwall der Alpen nur eine zeitweilige Durchgangsstation für kriegerische Scharen, für erwerbsuchende Kaufleute und hie und da für fromme Pilger. Die Unwegsamkeit dieses Hochgebirges öffnete den abenteuerlichsten Vorstellungen Tür und Tor. Die geschäftige Phantasie des Volkes erblickte mit heimlichem Grauen auf den hohen Felsenzinnen teuflische Unholde, die Schrecken und Verderben in die umliegenden Täler entsandten.

An die wahnwitzige Pilatussage glaubte selbst der Rat der Stadt Luzern, der im 14. Jahrhundert die Besteiger des Pilatus mit schweren Kerkerstrafen bedrohte. Doch gerade dieses Verbot ließ die begreifliche Neugier manches furchtlosen Gesellen, den unweit der Bründlenalpe hausenden Geist des römischen Landpflegers zu schauen, zur kühnen „Tat“ reifen. Allein diese Pilatuswanderungen blieben — wie frühere Bergbezwingungen — von der Erklimmung des Rilo Dagh im Rhodopegebirge durch Philipp III. von Mazedonien, 181 v. Chr., bis zu den Bergfahrten Dantes und Petrarcas in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts — doch nur vereinzelte Vorstöße in die Hochlandswelt.

Etwas nachdrücklicher tritt der Alpinismus in der Schweiz mit Konrad Gesner und Josias Simler im 16. Jahrhundert auf, denen zu Beginn des 18. „der Begründer der Alpenphysik“ Johann Jakob Scheuchzer folgte. In der Schweiz stand die Wiege des Alpinismus, und Haller und Rousseau lenkten durch ihre Dichtungen „Die Alpen“ und „Die neue Heloïse“, just als das Reisen in Mode gekommen war, einen alljährlich stets wachsenden Strom von Besuchern in ihr bergumgürtetes Heimatland. In den Ostalpen setzte die alpine Bewegung erst später ein. Einer ihrer begeistertsten Apostel im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war Belsazar Hacquet, zugleich einer der ersten Erschließer der Karpaten.

Die Bezwingung des Mont Blanc und die dadurch veranlaßte Bewältigung des Großglockners sind die bedeutsamen Ausgangspunkte der alpinen Hochturistik, die durch die planmäßige „Eroberung“ der Alpen seit der Gründung alpiner Vereine ihren glänzenden Abschluß fand. Die hochturistischen Großtaten lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit mehr noch als bisher auf das jahrhundertelang stiefmütterlich vernachlässigte Alpengebiet und trugen wesentlich zu einer Besserung der bis dahin oft unleidlichen Verkehrs- und Unterkunftsverhältnisse daselbst bei.

STRASSEN UND WEGE

In der guten alten Zeit betrachtete man das Reisen als eine gar wichtige und ernsthafte Sache. Einerseits bangte man für das Seelenheil des angehenden Wanderers, der „im Umbgang mit vielen Religions-Verwandten leichtlich in einen Seelen-verderblichen Irrthumb gerathen“ könne; anderseits wachte wohlmeinende Sorge für sein leibliches Wohl. Schon 1577 hatte der Physikus Georg Pistorius in Ensisheim ein „Reiß-Buechlin“ herausgegeben, das mit der vielsagenden Anweisung anhebt: „Wie man sich auff den weg mit purgieren bereiten soll.“ Ängstliche Gemüter empfingen vor ihrer Abreise noch die Tröstungen der Religion, so der Kupfer-

stecher Johann Daniel Chodowiecki, ehe er sich 1773 zur Fahrt von Berlin nach Danzig anschickte.

Derartige Maßregeln erscheinen schon im Hinblick auf die damals unglaubliche Unsicherheit in den deutschen Landen verständlich. In einzelnen Gegenden trieben ganze Räuberbanden unbehelligt ihr Unwesen (es sei nur an den berüchtigten Schinderhannes und den nicht minder gefährlichen „bayerischen Hiesel“ erinnert); daher war die Mitnahme von Waffen auf Reisen ein Gebot des Selbsterhaltungstriebs.

Aber auch sonst konnte dem Wanderer leicht etwas Menschliches begegnen. Selbst belebte Straßen waren oft in einem erbarmungswürdigen Zustand und die Klagen über die „grundlosen, scheußlichen, heillosen, schrecklichen“ Verkehrswege ertönen in allen Berichten der Reiseschriftsteller jener Zeit immer wieder. Der Frankfurter Ratsherr Zacharias Konrad von Uffenbach trifft auf seiner Fahrt von Goslar in den Harz im November 1709 „solche tiefe, auch steinigte Wege“ an, daß er „keine schlimmere hätte finden können. Wenn nicht unser Wagen in dem Harz zu solchen unerhörten Wegen vornen und hinten gleich hohe, gewaltige und ganz neue Räder gehabt hätte, würden wir unmöglich fortgekommen seyn, da bey dem allen die Achsen in den tiefen Wegen und Klippen so fest aufgesessen, daß das Feuer aus den Steinen (hätte) springen mögen.“

Der Ästhetiker Johann Georg Sulzer kann sich (auf einer Fahrt von Erfurt nach Fulda) nicht genug wundern über die „aus den nassen Jahreszeiten übriggebliebenen tiefen Gleise“ (in den Straßen). Der niederländische Gesandtschaftssekretär am spanischen Hofe von Blainville traf (zu Beginn des 19. Jahrhunderts) den Weg von Basel nach Olten „nicht allein schlecht, sondern unaussprechlich fürchterlich“ an.

Doch sorgte die Schweiz schon frühzeitig für eine zeitgemäße Verbesserung der Verkehrswege, und der Kanton Bern ging hier mit gutem Beispiel voran. Dankbar erkennt dies unter anderen auch Ch. C. L. Hirschfeld an: „Vor nicht langen Jahren waren die Wege in der Schweiz fast alle noch so schlecht, als sie jetzt noch in den meisten Provinzen von Deutschland sind. Bern machte den Anfang zu deren Verbesserung, und zwar mit vielen Kosten.“

Noch früher erklang das Lob der guten Straßen in Österreich. Einen Teil dieser Anerkennung darf Kaiser Karl VI. beanspruchen, der 1728 eine Fahrstraße über den Semmering baute. Der bekannte Reisende Johann Georg Keyßler hat (1729) für die „üblen Wege“ in Oberdeutschland nur Worte scharfen Tadels; doch stellt er mit Vergnügen fest, daß die Landstraßen durch Krain und Steiermark „ohngeachtet der gebirgichten Gegenden“ in den besten Stand gesetzt seien. Karl Julius Weber, der Verfasser des „Demokrit“, hebt im 2. Bande seines Reisehandbuches „Deutschland“ (1827) ausdrücklich hervor: „Alle Kunst- und Hauptstraßen im Österreichischen sind vortrefflich und heißen mit Recht Kaiserstraßen.“

Freilich darf dabei die geringe Anspruchslosigkeit der Reisenden jener Tage nicht übersehen werden. Die einst vielbewunderte alte Semmeringstraße, die erst 1840 zeitgemäß umgestaltet wurde, war — wie die meisten im 18. Jahrhundert erbauten Alpenstraßen — schmal und sehr steil. Von der Straße über den Loiblpaß sagt Franz Hermann Benedikt („Reisen durch Österreich, Steyermark, Kärnten ... im Jahre 1780“): „So schön und kostbar auch diese Straße gemacht ist und ungeachtet sie in einem Zickzack fortläuft ..., so steil ist sie an vielen Orten.“

Die Gotthardstraße nennt Schillers Tell eine „Schreckenstraße“, und auf der Paßhöhe stand eine Totenkapelle mit den Gebeinen der hier verunglückten Wanderer. Namentlich flößte der Weg über die Teufelsbrücke und durch die Schöllenenschlucht den Reisenden Grauen ein. Klagte doch Andreae (1763): „Hier

ist die Reise am allergefährlichsten, wie denn auch diesen Sommer etliche bepackte Maultiere und Pferde zu der Reuß hinabgestürzt sind."

Spitteler erzählt, daß 1775 die erste Postkutsche über den Gotthard „wackelte", worin der englische Mineraloge Greville saß, der jedoch „78 Kerle mit sich schleppte". Denn an mehreren unfahrbaren Stellen mußte die Kutsche auseinandergenommen und ein gut Stück Weges getragen werden. Der Schweizer Johann Georg Sulzer gedenkt seiner Gotthardfahrt (ein Jahr darauf) mit den Worten: „Am 3. Junius 1776 tat ich die beschwerlichste und gefährlichste von den vielen Tagereisen, die ich bisher gemacht hatte, und ich werde lang daran denken." Erst 1830 wurde die neue, für den Wagenverkehr eingerichtete Gotthardstraße eröffnet.

Die Brennerstraße, auf der die römischen Kohorten die Alpen überschritten und auf der mehrere deutsche Kaiser des Mittelalters nach Italien drangen, erfuhr 1772 eine bedeutende Erweiterung und Verbesserung und in der Zeit zwischen 1780—1790 wurde auch eine Straße über den Arlberg angelegt.

Doch erst im 19. Jahrhundert gab Napoleons Beispiel (der Bau der kühnen Simplonstraße) den Anstoß zur Umwandlung der belebteren alten Alpenstraßen in moderne Verkehrswege.

Seit dem Bau der Simplonstraße verödete der ehedem vielbegangene Moropaß völlig. Dagegen wurde der mühsame Weg über den Korntauern von Böckstein nach Mallnitz bis zur Eröffnung der Tauernbahn noch häufig benützt.

Die vom Hauptverkehr abseits liegenden Straßen blieben noch lange in ihrer ursprünglichen Einfachheit bestehen. So berichtet Peter Philipp Wolf in seiner „Kurzgefaßten Geschichte, Statistik und Topographie von Tirol" (1807), daß auf der Mendelstraße selbst die Fußgänger und Saumrosse mit beschwerlicher Mühe fortkommen.

Nach heftigen Regengüssen bildeten sich auf den nicht beschotterten Straßen oft kleine Tümpel, welche die Pferde durchschwimmen mußten, wobei das aufspritzende Wasser das Gepäck und die Kleider der Reisenden nicht selten völlig durchnäßte. Manchmal war der Postwagen gezwungen, die gänzlich überschwemmte Straße zu verlassen und „höhere Wege" einzuschlagen. So erging es dem Dichter Gutzkow bei einer nicht gerade erfreulichen Nachtfahrt von Wasserburg nach Salzburg (im Sommer 1835). „Man rief dem Postillon zu, nicht zu schlafen; man lehnte sich zum Wagen hinaus, um einen schmalen Weg zu messen oder die Tiefe einer Furt zu messen, durch welche wir fahren mußten."

Aus seinen Kindheitserinnerungen teilt der Dichter Karl Stieler ein heiteres Stückchen mit: „Die ganze Straße von Tegernsee lief damals hart am Wasser hin und war bekränzt mit Vergißmeinnicht, und wenn es dem See einmal gefiel, sie für acht Tage zu überspülen, so hatte die Behörde nichts Weiteres einzuwenden."

Infolge der schlechten Verkehrswege waren die Alpenreisen der Säumer und Handelsleute in der unwirtlichen Jahreszeit viel seltener als im Sommer. Bei starkem Schneefall stellte man auf den Alpenstraßen, und namentlich auf den Alpenpässen, in gewissen Entfernungen Stangen auf, damit die Wanderer von der Straße nicht abirren konnten. Diese Schutzzeichen auf dem Mont Genèvre erwähnt schon der im 4. Jahrhundert v. Chr. lebende römische Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus. Martin Zeiller überliefert, daß auf dem Weg über den Mont Cenis „viel ihr Leben enden müssen, obschon derselbe mit auffgerichten Stangen gezeichnet ist, welche aber bißweilen ein starker Wind vmbwirfft, also daß die Wandersleut, wenn gaehling ein Schnee fällt, den Weg vnd das Leben zugleich verlieren." Scheuchzer erzählt uns von dem gleichen Brauch auf dem

Splügen. Das Wirtshaus auf der Paßhöhe des Splügens war mit einer Glocke versehen, deren Klang im Winter verirrten Wanderern den Weg zur gastlichen Unterkunftsstätte wies.

VERKEHRSMITTEL

Auf den belebteren Alpenstraßen bildete das Hauptverkehrsmittel der Wagen: die langweilige „Ordinaripost“, die flottere Extrapost und eigenes Fuhrwerk. Auf unwegsameren Pfaden traten an deren Stelle Roß und Maultier. Reisen zu Pferde waren im Mittelalter und in der neueren Zeit gang und gäbe. In den „Hochlandsliedern“ erzählt Karl Stieler von Walter von der Vogelweide:

„Ein Spielmann zog gen Tegrinsee,
Den sah ich vom Rosse steigen.“

Goethe unternahm mehrere Reisen zu Pferde, so auch die Fahrt mit dem Herzog Karl August von Weimar von Chamonix über den Col de Balme nach Martigny.

Für die Reisen über manche Alpenpässe, namentlich über den Mont Cenis, bediente man sich der sogenannten „Sedien“, zweiräderiger, für zwei Personen Platz bietender Wagen.

Auch die Sänfte wurde auf Bergreisen häufig benützt. Einer der bekanntesten Reiseschriftsteller des 18. Jahrhunderts (Keyßler) erzählt, er habe in Chambéry einen Franziskanerpater aus Turin getroffen, der nur deswegen über den Mont Cenis zu Fuße gegangen war, weil er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, sich von Menschen tragen zu lassen.

Den schlimmen Wegverhältnissen von anno dazumal entsprach die alte, vorsintflutliche Postkutsche, nach dem Zeugnisse von Reisenden in ihrer unförmlichen Gestalt „eine Arche Noah“, in ihrer Wirkung ein wahrer „Zerbrechlichkeitsmesser“, eine „Stampf- und Walkmühle“. Ihr plumper Kasten hing anfänglich in eisernen Ketten und hatte lange Zeit keine Türen, so daß man nur mittelst einer Leiter mühselig in das Innere des Wagens gelangen konnte. Erst vom 18. Jahrhundert an besaß er ein Dach, und zwar zunächst ein solches aus Wachsleinwand. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts spottet der geistvolle Humorist Georg Christoph Lichtenberg über die sächsischen Postwagen, daß sie mit Wachslinnen bedeckt seien, „nicht um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen, sondern aus derselben Ursache, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht, damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schneiden“.

„Die deutsche Postschnecke“, wie der witzige Börne sie nennt, war auch von einer beinahe sprichwörtlich gewordenen Langsamkeit. Wie gemächlich sie dahinkroch, erhellt am besten daraus, daß sie eine deutsche Meile gewöhnlich in 1½—2 Stunden zurücklegte. Wenn sie je einmal ein flinkeres Tempo einschlug, gerieten die Passagiere vor Entzücken darüber aus dem Häuschen oder — sie waren höchst ungehalten. Auf seiner italienischen Reise 1787 klagt Goethe „über die entsetzliche Schnelle“, mit der es den Brenner abwärts ging. „Die Postillons fuhren, daß einem Hören und Sehen verging.“

Dazu kam noch, daß die Ankunft des Postwagens an keine bestimmte Stunde gebunden war. Ein „Postbuch durch das ganze hl. römische Reich“ von F. M. Diez (1790) gibt nur die Tageszeit, nicht aber die Stunde für das Eintreffen der Postwagen an.

Auch an die regelmäßig zu späte Abfahrt des Postwagens von seinem Ausgangspunkt aus hatte man sich gewöhnt; darum erreichte beispielsweise der „Dichter

Nordfrank“ mit seinen drei Begleiterinnen (in Baggesens „Parthenais“) die von Bern nach Thun abgehende Post nicht mehr.

„Nimmer erhört war
Seit Ur-Berner Gedenken ein Fall der pünktlichen Abfahrt.“

Die Schuld an diesen unerquicklichen Zuständen trug doch zumeist die Saumseligkeit des Postkutschers, des „Schwagers“, den einzelne Dichter der Romantik, vor allem Lenau, in ganz unverdienter Weise verherrlichen. Der Lustspieldichter Kotzebue zeichnet den Postillon der Biedermeierzeit mit ganz andern Strichen als der der Wirklichkeit fern gerückte, weltschmerzliche Lenau: „Im Wirtshaus tut er sich nach Belieben gütlich, ohne sich um die Reisenden zu kümmern, und wer ein Wort dagegen sagt, bekommt Impertinenzen zu hören.“ Manchmal riß die Lammsgeduld der Reisenden, und man griff zur Selbsthilfe. Eine von Kaiser Joseph I. 1706 erlassene „Postordnung“ gebot ausdrücklich, daß die Passagiere „sich aller Drohung und Thätlichkeiten, als Schlägen und Verwunden, gegen den Postbeförderern gäntzlich enthalten“ sollten. Es wirft ein merkwürdiges Licht auf die damaligen Verkehrsverhältnisse, daß ein solches Verbot überhaupt nötig war.

Die Verlässigkeit der „Postbeförderer“ kennzeichnen auch einige „Reiseregeln“ aus jener Zeit. So empfiehlt Joh. Peter Willebrandt: „Tretet nicht in den Wagen, ohne vorhero überzeuget zu seyn, daß die Räder bevestigt sind und die Axe mit Wagenschmier wohl versehen ist.“ Ein anderer Reiseschriftsteller erteilt den Rat: „Wo gefährliche Örter sind, als Berge, Fähren, böse Brücken usw., steig lieber herunter und geh zu Fuß, als daß du dich in Leibs- und Lebensgefahr begeben solltest.“

Manchmal brach mitten auf der Straße ein Rad, und es dauerte geraume Weile, bis der Schaden behoben war. Leichtere Unfälle scheinen damals auch auf den Alpenstraßen auf der Tagesordnung gewesen zu sein. Wenn wir dem schalkhaften Karl Stieler Glauben schenken dürfen, hatte zu jener Zeit in den bayerischen Voralpen der Post- und Stellwagen sein bestimmtes Plätzchen, wo er seine Insassen mehr oder weniger sanft zur Erde beförderte.

FLUSS- UND SEEFAHRTEN

Die großen Beschwerlichkeiten einer Landreise mit der Ordinaripost veranlaßten manchen, da, wo es anging, die Flußschiffahrt als das kleinere von zwei Übeln zu wählen. Insbesondere hatten die Warenschiffe von Ulm (die „Ulmer Schachteln“) oder von Regensburg nach Wien starken Zuspruch. Entsprechend dem Postwagenverkehr gab es auch hier Ordinari- und Extraschiffe. Eine ausführliche Beschreibung der letztern Gattung verdanken wir u. a. dem Freunde Lessings, dem Berliner Buchhändler Nicolai. In der Mitte dieses Fahrzeuges, einer sogenannten „Plätte“, befand sich ein zwölf Fuß langes Verdeck, „Zimmer“ genannt, darin ein kleiner Tisch und auf jeder Seite ein zwei Fuß langes und zwei Fuß hohes Brett, das als Bettlade diente. Wer kein eigenes Bett mit sich führte, kaufte in Regensburg einen Strohsack, den er mit aufs Schiff nahm. Auch Leuchter, Kaffeekannen, Tassen, Teller, Löffel, Messer, Gabeln usw. gehörten zur Ausrüstung der Schiffsreisenden, daneben ausgiebiger Proviant; denn auf den Schiffen selbst gab es keinerlei Verpflegung.

Der Dichter Arndt entwirft von einem Ordinari-Donauboot folgende anschauliche Schilderung: „Unser Schiff ist ein flaches Ding, etwa 35—40 Ellen lang, zu beiden spitzen Enden offen und mit Fässern und Körben gefüllt, unten etwa 3—5 Ellen hoch bedeckt und ebenfalls mit Gütern, Bagage und Menschen vollgepfropft... Da sitzt und liegt und steht alles über und unter einander, wie es der Zufall und die Laune eines jeden gebietet.“ Johann Kaspar Riesbeck gibt

folgende wenig anheimelnde Beschreibung des ordinären Wochenschiffes von Regensburg nach Wien: „Unser Schiff war nach dem Risse (Grundrisse) der Arche Noah gebaut (der Vergleich dieser Schiffe und der gewöhnlichen Postwagen mit dem biblischen Fahrzeuge ist bei den Reiseschriftstellern des 18. Jahrhunderts keineswegs vereinzelt), durchaus verdecket und Menschen, Waren, Tiere und Ungeziefer ohne Unterschied durcheinander eingepackt. Was eine Art von Kajüte vorstellen sollte, war der Vordertheil. Ein hohe Lage von Zuckerkisten bildete die hintere Wand, und auf einer Seite war eine kleine Öffnung angebracht, die man ein Fenster nannte, wodurch man aber kaum sehen konnte, daß es Tag war...“ Auf mehreren Alpenflüssen herrschte bis zur Einführung der Eisenbahnen ein reger Floßverkehr. Schon 1581 fuhr der französische Essayist Michel de Montaigne auf einem solchen Fahrzeug von Füssen lechabwärts bis Augsburg. Wie die Stromschiffe, waren auch die Flöße mit Gütern stark befrachtet, die Beförderung von Personen ging nur nebenher.

Auf der Isar verkehrten damals zahlreiche Flöße von Tölz nach München und von da flußabwärts. Noch zu Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts fuhren die bürgerlichen Floßmeister alle Montage von der bayerischen Hauptstadt nach Wien, bis wohin die Person für einen Platz außerhalb der Hütte 3, in der Hütte 6 (bayerische) Gulden bezahlte. Von einer Floßfahrt auf der Etsch, von Branzoll unterhalb Bozen bis Verona, im September 1822, erzählt der Naturforscher Gotthilf Heinrich von Schubert. Ein Dach schützte ihn und die übrigen Mitreisenden notdürftig vor den Unbilden der Witterung, und als Sitze dienten ihnen — Kisten. Dennoch war er von dieser Fahrt außerordentlich befriedigt. Man sieht, die Reisenden jener Epoche waren ungemein anspruchslos.

Auch die größeren Alpenseen waren damals nur von höchst einfachen Fahrzeugen, von Segelschiffen und Booten, belebt. Seit Klopstock den Züricher See in einer seiner besten Oden überschwenglich verherrlicht hatte, bildete dieser See einen Hauptanziehungspunkt für die Wanderlustigen, namentlich aber für die literarischen Schwarmgeister des Sturms und Drangs, die im gastlichen Hause des „Patriarchen“ Bodmer in Zürich einzukehren pflegten. Daneben fanden auch der Bodensee, der Vierwaldstätter- und Genfer See und teilweise noch die oberitalienischen Seen lebhaften Zuspruch. Karl Julius Weber kann sein Befremden darüber nicht verhehlen, daß er (noch 1826) auf dem ganzen Bodensee kein Schiff mit Dach antrifft. „Nicht einmal sogenannte Blauen (Blahen) führen die kleinen Extra-Nachen, und so stieg ich in der Mittagshitze einige Male halbgebraten ans Land wie eine Felche.“ Auf seiner italienischen Reise fuhr Goethe am 13. September 1786 schon früh 3 Uhr mit zwei Ruderern in einer Barke von Torbole (am Gardasee) weg; doch infolge eines heftigen Gegenwindes kam er an diesem Tage nicht weiter als bis Malcesine, wo er übernachten mußte.

ALLERLEI KLEINES REISEUNGEMACH

Neben diesen Mühseligkeiten auf den Alpenfahrten gab es noch allerlei kleines Reiseungemach, lästigen Mückenstichen vergleichbar, und es bedurfte einer besonders dicken Haut, um all dies gleichmütig zu ertragen. Das verhältnismäßig gelindeste Übel war die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, mit der man im „Ordinaripostwagen“ oder auf den Schiffen zusammengepfercht wurde. Den Typus eines Reisegefährten, dem „Europens übertünchte Höflichkeit“ völlig fremd war, zeichnet Karl Stieler in unübertrefflicher Weise in seinem Gedichte „Der Floßknecht“. In Holzkirchen drängt sich (an einem heißen Sommertage) kurz vor der Abfahrt ein derbknochiger Flößer in den vollbesetzten Stellwagen, wirft seine Hacke in eine Wagenecke, wetzt die schmutzigen Stiefel an seinen Nachbar hin und bläst allen Leuten

den Qualm seiner Pfeife ins Gesicht. Auf den Ordinari-Donauschiffen fand sich (nach den Berichten damaliger Reisender) mitunter „der Auswurf der Menschheit; alles, was zur Anlage einer Kolonie gehört“, ein. Ungemein lästig für den Reisenden waren die vielen Wegmauten, die in Österreich ebensogut bestanden, wie im übrigen Deutschland. Wenn man nur wenigstens die Nachtruhe durch das leidige Weggeld nicht gestört hätte! Auf der Fahrt von Wien nach München wurde Nicolai vor jedem Chausseehäuschen geweckt, um dem Einnehmer den ihm gebührenden Tribut zu entrichten. Mit Recht fragt er, warum das Chausseegeld nicht gleich mit dem Postgelde eingehoben werde. Allein daran scheint man damals nicht gedacht zu haben.

Weit unangenehmer noch empfanden die Reisenden die „Paß- und Visitierplackerei“. Die Schweizer übten sie allerdings nicht so strenge wie die Behörden in den ostalpinen Ländern, und dieser Umstand mag manchen Wanderer dazu bestimmt haben, seine Schritte in „das freie Helvetien“ zu lenken. Hinsichtlich der Zollvisitation genoß Österreich damals einen üblen Ruf. Mit einiger Übertreibung spottet Pilari: „Wenn man Ihnen .... selbst die Uhrtasche befühlt, stundenlang in Ihrer Wäsche wühlt, dann wissen Sie, daß Sie in Österreich sind.“ Zwei Patres aus dem Stift Osterhofen mußten sich in der Mautstation Engelhartszell bis auf die Unterkleider entblößen, weil man bei ihnen sonderbarerweise unerlaubte Bücher, die damals in Österreich allerverbotenste Ware, vermutete. Der Dichter Ernst Moritz Arndt dagegen berichtet: „Die Maut in Engelhartszell widerlegte das Gerücht von ihrer Strenge. ... Unsere Pässe nahm man uns ab. Sie wurden versiegelt, und man bekömmt sie in Linz gegen eine Gebühr wieder.“

Auch die Paßpolizei tat zu jener Zeit das Menschenmöglichste, um den Leuten das Hinausstreben in die Fremde gründlichst zu verleiden. Ohne Paß konnte man überhaupt kein fremdes Land betreten. Der Arzt Karl Patin wollte (1670) von Salzburg nach Tirol gehen; doch da er keinen kaiserlichen Paß besaß, wurde ihm der Eintritt in dies Land verwehrt. Der unerläßliche Paß reichte jedoch nicht für alle Fälle aus. Um Postpferde nach München zu bekommen, brauchte Nicolai einen eigenen „Paß“ aus der Staatskanzlei des Fürsten Kaunitz und zur Weiterreise von München aus wieder einen Erlaubnisschein vom bayerischen Obersthofmeisteramte.

Dazu kam, daß die Hüter der öffentlichen Ordnung gegen die armen Wanderer einen mehr als barschen Ton anschlagen zu müssen glaubten. Der Kunsthistoriker Friedrich Pecht hat die bayerische Hauptstadt bei seinem ersten Besuche (1833) nicht gerade in freundlichster Erinnerung: „Der unleidlichste Polizeidruck lastete auf der Stadt, wo der Fremde gleich nach seiner Ankunft sich persönlich auf der Polizei zu melden und um Aufenthaltsbewilligung zu flehen hatte. Die Grobheit, mit der man da angeschnauzt wurde, war jedenfalls noch viel klassischer als die Architektur Klenzes.“

UNTERKUNFTSWESEN Weil die Postwagenreisen mit soviel Trübsal verbunden waren, so wäre es doch recht gut — meinte der lose Spottvogel Lichtenberg —, daß die Gasthäuser noch schlechter seien, um den Postwagen wieder angenehm zu machen. Erasmus von Rotterdam entwarf 1520 ein düsteres, etwas übertriebenes Bild von den deutschen „Gastspelunken“, und 60 Jahre später ist Michel de Montaigne nichts weniger als entzückt von dem Gasthofwesen der Schweiz, besonders von den unreinlichen „Schlafkammern“ in Basel, die je vier Personen beherbergen mußten. Wärmen konnte man sich (hier und in anderen Städten) nur im Speisesaal; die Wirtsleute verübelten es

dem Gast sehr, wenn er zu diesem Zwecke in die Küche ging. Blainville kam auf einer Reise über den Brenner im Februar 1707 beim ärgsten Schneegestöber in Sterzing an und fand dort zu seinem großen Verdrusse im ganzen Wirtshaus keine einzige Stube mit einem Ofen.

In der Schweiz bewirkte der stets steigende Fremdenverkehr von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an eine entschiedene Besserung der Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse, und der Philosoph Johann Friedrich Herbart bezeugt 1798, daß man in der Schweiz „weit besser und kostbarer bewirtet" ist als im übrigen Deutschland. Dennoch verstummten die Klagen über die unzulänglichen Gasthäuser auch hier noch lange nicht. J. H. Orell erhielt 1791 in dem Wirtshaus zu Rigi-Klösterli „ein hartes Lager, ein eben nicht gar reinliches Bettzeug und eine Bettstatt voll Ungeziefer". Noch im Juli 1795 fand die Dichterin Friederike Brun, die Freundin Matthissons, bei dem Wirte in Wallenstadt keine genießbare Nahrung, nicht einmal trinkbares Wasser, und Wein wie „schlechten Weinessig" und mußte dafür eine erschrecklich hohe Zeche bezahlen.

Viel ärger noch war um diese Zeit das Gasthofwesen in Savoyen und auch in einem großen Teile der Ostalpen bestellt. Karl Freiherr Menu von Minutoli hatte bereits viel von der Unreinlichkeit der savoyischen Gasthöfe gehört; allein was er dort sah, übertraf noch seine Erwartungen. Joseph Kyselak mußte 1825 in Velden am Wörthersee „für ein unreinliches, schlechtes Essen und ungenießbaren Trank" mehr entrichten als für das beste Mahl in Klagenfurt. In Mayerhofen im Zillertal wird ihm zur Nachtruhe „eine stallähnliche Kammer" angewiesen, wo er von allerlei Ungeziefer „zergeißelt" wurde. Dr. Franz Sartori trifft 1807 in Mödling bei Wien Betten an, die ihn „in mehr als einer Hinsicht an Veronikas Schweißtuch" erinnerten. Noch 1809 erhält der Landrichter von Gastein den gemessenen Befehl, „strenge Aufsicht zu pflegen, daß nach und nach alle Betten, Bettstätten, Sessel, Kästen, Tafeln und Wände von den dort eingenisteten Wanzen befreit, daß alles ausgelüftet und ausgeräuchert werde, ferner daß alle Mäuse vertilgt und alle Zimmer, soviel tunlich ist, repariert werden".

Dabei mochten die früheren Alpenreisenden den Prunk in Gasthöfen nicht leiden und liebten auch am Herbergsvater Einfachheit. Deshalb fühlt sich der schon genannte G. H. von Schubert im Glocknergebiet (1822) so wohl: „Weder in Döllach noch in Heiligenblut kommt einem, wie in Lauterbrunnen, ein Wirt in schwarzem Frack, mit seidenen Strümpfen entgegen, der französisch gegen einen schwatzt wie Wasser und sich teuer bezahlen läßt."

Auf mehreren Alpenpässen entstanden schon früh (im Mittelalter) von Mönchen geleitete Hospize, die den Gebirgsreisenden Schutz, Unterkunft und Verpflegung gewährten. Das älteste davon erhob sich auf dem Mont Cenis, dessen Gründung Ludwig dem Frommen zugeschrieben wird. Gegen unbemittelte Pilger übten diese Hospize weitgehende Gastfreundschaft. Später erhob sich da und dort neben dem Hospiz eine gewöhnliche Herberge, so auf dem Gotthard, das die Säumer und die zahlreichen Bettler aufnahm.

Von den Hospizen ging jeden Abend ein Pater mit Knechten eine Strecke weit, um verirrte oder erschöpfte Wanderer zu retten. Über diese Hospize, namentlich über das berühmte auf dem St. Bernhard, herrschte bei den meisten Reisenden eine Stimme des Lobes und nur wenig andere Urteile werden laut. Der Genfer Domsänger Marc Theodor Bourrit, der sich etwas gar selbstbewußt als „Historiograph der Alpen" bezeichnet, nennt das Grimselhospiz „die abschreckendste Einkehr, die in den Gebirgen zu finden ist". Das Hospiz auf dem St. Gotthard erscheint ihm noch schlimmer als jenes. Seinem Vorwurf begegnen die dortigen Kapuziner mit den Worten, daß ihr Konvent ein „Seelenhospitium" sei.

Außer diesen Hospizen, von denen die Mehrzahl allmählich durch Gasthäuser verdrängt wurde, standen dem Bergwanderer nur noch Alphütten zur dürftigen Verpflegung und Unterkunft offen. Da es hier oft an dem Nötigsten fehlte, war die Mitnahme von Proviant dringendst geboten. Sartori, der im August 1807 den Ötscher bestieg, übernachtete in der kleinen uud niedrigen Hütte des Ochsenhalters, 2½ Stunden unterhalb des Gipfels, „dem einzigen und letzten Asyl der Bergsteiger, wenn sie hier gählings ein Regen oder Schnee überfallen sollte". Fr. Huber schreibt von einer Säntisbesteigung im gleichen Jahre: „Wer bei den schmutzigen Sennen ißt und trinkt, darf keineswegs zum Ekel geneigt sein."

Die bedeutenderen Pioniere des Alpinismus, namentlich Konrad Gesner und Joh. Jak. Scheuchzer, empfanden jedoch derlei Unbequemlichkeiten nicht schlimm. Jener erlustigt sich auf seinen Alpenfahrten über den weichlichen und verzärtelten Städter, der zur Nachtruhe ein Bett, Kissen, Polster und Daunen für unentbehrlich hält; dieser begnügt sich in der Alpe Altenohren (Kanton Glarus) mit einem „mageren Mittagessen von Wasser und Brot" und in der „spaltvollen Sennhütte" Bärenboden mit einem einfachen Heulager. „Die Betten, Federn, Küssen und Decken — scherzt er — waren einerley Materie, nemlich Heu: in diesen wolriechenden Heubettern ruheten wir so wol, oder besser die Nacht über aus als mancher großer Herr in seinen kostbar ausgezierten Federbettern."

AUSRÜSTUNG Die Alpenreisenden von anno dazumal schleppten — wie heutzutage — nicht selten unförmliche Koffer mit sich. Nur wenige verstanden die Kunst des Reisens auch nach dieser Richtung hin in so hohem Grade wie Goethe, der auf seiner Fahrt nach Italien im Herbst 1786 nur „einen Mantelsack und einen Dachsranzen aufpackte". Die Kleidung der damaligen Alpenwanderer war so unpraktisch als möglich. Goethe und seine Freunde (die Brüder Stolberg und Haugwitz) traten ihre Schweizerreise im Mai 1775 in der Werthertracht an (im blauen Frack, in gelber Weste und gelben Beinkleidern). Peter Thurwieser, der Bergsteiger im geistlichen Gewande, trug auf seinen Alpenfahrten einen Frack mit Schößen, kurze Beinkleider und Schnürschuhe. Saussure war auf seiner Mont-Blanc-Tur mit einem „langschößigen, bis auf die Knöchel reichenden Rock" bekleidet.

Zumeist waren damals lange Beinkleider im Gebrauch, ebenso hohe Hüte. Die seltsame Ausrüstung von vier Münchener Künstlern auf einer Studienreise in die Berchtesgadener Alpen schildert Adam Klein in einer köstlichen Radierung (siehe Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1907, S. 48). Der unbekannte Verfasser des Buches „Meine Reise über den Gotthard . . ." erzählt von der Ausrüstung eines seiner Gefährten: „Der jüngere Z. trug eine kurze Jacke, lange Beinkleider und Schnürstiefel, ein mageres Ränzchen auf dem Rücken, zwei Terzerolen in einer Gurte um den Leib, einen Säbel in der Hand und eine grüne Brille auf der Nase." Ein Luzerner hat auf einer „Reise durch einen Theil des Bernerschen Oberlandes" 1783 nichts „im Schnappsack als ein Hemd, ein Paar Strümpfe und etwelche Taschentücher". Hacquet rät zur Kopfbedeckung eine „russische Haube" an (eine mit Glanzleder gefütterte Kappe). A. J. Groß empfiehlt in seinem „Handbuch für Reisende durch Österreich" (1831) als „angemessenste Kleidung" für den Fußwanderer einen kurzen Tuchrock, lange Beinkleider, die unten eng zulaufen und mit Leder besetzt sind, gut genagelte Juchtenstiefel, ferner einen Mantel und eine Schlafmütze, „um sich nach heftigem Schweiße nicht ungeschützt der rauhen Bergluft auszusetzen".

Die Kleidung mancher Hochturisten von ehedem erscheint uns heute befremdlich. Noch 1857 trug der Engländer H. M. Atkins bei seiner Montblanc-Be-

steigung „ein Paar schafwollene Strümpfe, ein Paar Gamaschen, zwei Paar Tuchhosen, zwei Westen, einen Rock, darüber einen blauwollenen Kittel, drei Tücher um den Hals, zwei Paar Handschuhe, einen Strohhut mit grüner Kapuze, eine Brille und einen Gazeschleier zum Schutze der Augen“.

Die damaligen Bergwanderer mußten sich reichlich mit Mundvorrat versehen, und gerade auch da zeigten sie sich sehr genügsam. Friedrich Kohlrausch, der spätere Leiter des Schulwesens in Hannover, berichtet über seine Schweizerreise 1807 u. a.: „Ein tüchtiges Stück Schweizerkäse und Weißbrot im Ränzel, die Korbflasche, die ein jeder von uns an einem Riemen über der Schulter trug, mit Wein oder Kirschwasser gefüllt, stiegen wir die steilen Alpenpfade hinan.“ P. Placidus a Spescha mußte einen hohen Herrn auf den Piz Urlaun führen. Der edle Herr hatte sich „mit Weinfläschchen reichlich versehen“, während Placidus in einer Sennhütte zwei mitgenommene Fläschchen mit Milch füllte. Hacquet hatte auf seinen Fahrten eine große mit Wasser gefüllte blecherne Flasche bei sich. Brot mit Milch oder etwas Käse genügte ihm völlig zur Nahrung. Ein anheimelndes Bild von der Ausrüstung der damaligen Alpenwanderer entwirft der dänische Dichter Baggesen in seinem lieblichen Epos „Parthenais“:

„Ausgerüstet zum Zug im knapp anliegenden Jäckchen,
Mit beschlagenen Schuh'n, in der Hand umschwingend den Alpstock . . .,
Auch nicht vorratsleer, in der Tasche das rundliche Fläschchen,
Kirschgeistvoll, und dabei papiergewickelt ein Käschen
Nebst zween Brötchen . . .“

Die damalige Unsicherheit der Wege, die sich auch in den Alpenländern fühlbar machte, veranlaßte die Reisenden häufig zur Mitnahme von Waffen. Selbst ein so unerschrockener Alpenpionier wie Hacquet, mahnt: „Man muß niemals in einem zerrütteten Dorfe einkehren; denn hier ist man nie sicher, ausgeraubt oder erschlagen zu werden.“ Der Dichter Arndt trug bei seiner Tur durch die österreichischen Alpen 1799 einen Säbel bei sich. Die Engländer Windham und Pococke waren bei ihrem Vorstoß von Genf nach Chamonix 1741 bis auf die Zähne bewaffnet, als gälte es einen „Kriegszug gegen wilde Horden“.

Auch Fernrohr und Barometer hielt man für unerläßlich zur alpinen Ausrüstung. Diese beschreibt zuerst Josias Simler 1574 in „De Alpibus Commentarius“ aufs eingehendste. Wie er berichtet, kannten die Hirten und Jäger den Gebrauch der mit einem Eisenstachel versehenen „Alpenstöcke“ schon lange. Als Schutzmittel gegen Schneeblindheit rät er, die Augen „mit etwas Dunklem oder sogenannten Brillen“ zu bedecken. Die Schneeschuhe und Steigeisen wurden schon damals benützt, und zur Überquerung der Gletscherspalten dienten mitgenommene Holzlatten. Selbst die Gepflogenheit des Anseilens war unter den Führern verbreitet, die den Reisenden bei Überschreitung der Alpen dienten. „Diese Führer umgürteten sich mit einem Seil, an welches sich auch einige der folgenden Personen anbinden. Der voranschreitende Führer sucht mit einem langen Stock nach den Spalten im Schnee. Fällt er unversehens in eine derselben, so halten ihn die angeseilten Gefährten zurück und ziehen ihn heraus.“

Der Kaplan des Herzogs von Marlborough, W. Coxe, verwahrte sich auf seiner Schweizerreise 1776 gegen das Ausgleiten durch einen langen, mit Eisen zugespitzten Pfahl, sowie durch Steigeisen. Schultes empfiehlt 1804 jedem, der den Glockner glücklich besteigen will, „sich von dem Vorrate der Führer eine gute, leichte, mit scharfer eiserner Spitze beschlagene Stange und ein paar Fußeisen auszuwählen“. Auf seiner Fahrt nach dem Glacier de Buet im September 1770 benützte de Luc den eisenbeschlagenen Schaft eines Barometers als Stock. Zu

dieser Tur hatte er nicht einmal richtige Bergschuhe, geschweige denn einen Eispickel. Sein Führer, ein Gemsjäger aus Sixt, schlug mit seinen genagelten Schuhen Vertiefungen in das Eis und ermöglichte es dadurch, daß sie über den Gletscher kamen.

Trotz der uns heute unbegreiflichen mangelhaften Ausrüstung glückten den damaligen Bergbesteigern doch die schwierigsten Hochturen. Mitte Juli 1789 unternahm Placidus a Spescha mit drei „Medizindoktoren" (aus Bern, Mainz und Hannover) die Erstersteigung des Rheinwaldhorns. Keiner von ihnen hatte Fußeisen, den Doktoren fehlte es sogar an geeigneten Stöcken und Schuhen.

Murith, der Prior des St. Bernhardhospizes, schlug bei seiner Bezwingung des Mont Velan 1779 die Stufen in das Eis mit seinem mineralogischen Hammer. Statt des Eispickels genügte den Führern selbst noch im 19. Jahrhundert eine gewöhnliche Hacke. Güßfeldt erinnert sich, daß bei seiner Besteigung des Piz Zupò die Stufen mit einem Küchenbeil geschlagen wurden. Das Anseilen blieb noch zu Saussures Zeiten auf die Führer beschränkt. Der berühmte Bezwinger des Mont Blanc berichtet hierüber: „Glücklicherweise hatten sie (die Führer) die Vorsicht gehabt, sich mit Stricken aneinander zu binden." Wie aus den Bildern Chr. Mechels von Saussures Mont Blanc-Besteigung deutlich ersichtlich ist (siehe Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1907, S. 43 und 56), hatte man zur Sicherung des Hochturisten von damals ein anderes Mittel ersonnen. Zwei Führer hielten nämlich eine lange Stange an den Enden, die der inmitten einherschreitende Bergfahrer als eine Art von Geländer benützte.

Noch zu Scheuchzers Zeiten nahmen die Führer zur Erkundung von Gletscherspalten Stangen mit; später führte man zu diesem Zweck Leitern mit. Saussure hatte bei seiner Mont Blanc-Besteigung ebenfalls Leitern bei sich, aber auch physikalische Instrumente, ferner ein Zelt, „um auf dem Schnee zu kampieren", sowie ein Bett von einer sehr sinnreichen Erfindung. Die Mitnahme von Zelten oder Zelttüchern war bei den Pionieren der Westalpen nicht selten. Woodley, der fünfte Mont Blanc-Besteiger, hatte zwei Zelte mit. Spescha erzählt, daß der schon erwähnte hohe Herr bei der Tur auf den Piz Urlaun wegen der „milden Witterung" zwar auf ein Zelt, dagegen nicht auf Pelze verzichtete. Ein Bergknappe mußte ihm überdies ein Bett nachtragen. Hieronymus Meyer nahm sowohl bei seiner Erkletterung der Jungfrau (1811) als auch bei seinem Ersteigungsversuch des Finsteraarhorns (Juli 1812) ein Zelttuch mit.

Wie aus den Schilderungen und bildlichen Darstellungen der damaligen Bergfahrten hervorgeht, hatte sich der Rucksack zu jener Zeit noch nicht eingebürgert und den Ranzen und „Turnister" noch nicht verdrängt. Bei einer Tur auf den Piz Serengia (Piz del Ufiern) trägt Spescha einen Ranzen. Über den Taculgletscher schritt Bourrit von Chamonix nach Aosta. Am 29. August 1787 kam er in Courmayeur an. „Der Anzug der Führer, ihre langen, mit Eisen beschlagenen Stöcke, ihre Hacke (leur piolet) auf den Schultern und ihre Turnister (leur sacs de peaux) machten, daß sie in die Augen fielen."

FÜHRERWESEN Zu Beginn der alpinen Bewegung war es um das Führerwesen noch schlecht bestellt. Ein wohlgeschulter, völlig zuverlässiger Führerstand trat erst nach der Gründung der alpinen Vereinigungen ins Leben. Wie schon Simler erzählt, dingten die Reisenden bei Überschreitung der Alpen wegkundige Leute als Führer. Freilich boten oft Ortseinwohner ihre Dienste als Wegweiser an, welche die Gegenden nicht kannten, durch die sie die Fremden geleiten sollten. So wollte G. K. Storr 1781 einen Führer von Lauterbrunnen nach Steinbergalp mieten. Da die Ortseinwohner auf dem Felde waren,

nahm er das Anerbieten eines Fuhrmannes an, ihn zu geleiten. Doch dieser verirrte sich und rief einen Hirten herbei, der die Führung übernahm.

Doch selbst einheimische Jäger und Hirten wußten nicht immer genau die Wege, namentlich in Hochregionen, und vereitelten dadurch manches alpine Unternehmen. So scheiterten die beiden ersten Fahrten de Lucs auf den Mont Buet lediglich an der Unkenntnis der Führer. Fr. Huber hatte bei seiner Säntisbesteigung als Wegweiser einen ehemaligen Kälbertreiber aus Appenzell, der zuletzt den Weg nicht mehr fand und einen langen Gletscher herabstürzte, wobei er sich schwere, jedoch nicht lebensgefährliche Verwundungen zuzog. Besser ging es auf jenen Turen, wo der Alpinist gut Bescheid wußte und der Führer nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Der Pfarrer Sererhard von Seewies hatte bei seiner Bezwingung der Scesaplana 1749 einen 83jährigen Bergjäger bei sich. Kyselak stieg 1825 mit einem Hirten den Hundstod hinan. Valentin Stanig versuchte 1802 die Ersteigung des Hohen Göll mit einem Gemsjäger, der diesen Gipfel schon früher einmal erreicht hatte. Oft überfiel einen solchen Führer nahe am Ziel des kühnen Unternehmens die Angst. So hatte der Pyrenäensieger Ramond 1797 große Mühe, seine Führer zum Übergang über einen Gletscher zu bewegen, von dem aus der Mont Perdu allein ersteiglich schien. Noch 1864 bricht Mojsisovics, angesichts der damals noch recht ungünstigen Führerverhältnisse in den Ostalpen, in die bittere Klage aus: „Es sind harte Proben, die an einen österreichischen Bergfahrer herantreten, von denen sich die schweizerischen und englischen Kollegen mit ihren geschulten Schweizer und savoyischen Führern nichts träumen lassen.“ Doch fehlte es auch hier nicht an unerschrockenen, opferfreudigen Führern; es sei hier nur an die beiden Brüder Klotz, die kühnen Glocknerhelden, und an Josele Pichler, den Ortlerbezwinger, erinnert. Bemerkenswert ist Hacquets Urteil: „Wilddiebe sind die besten Geleiter; denn sie wissen sich in der größten Gefahr herauszuhelfen, sie sind unermüdet, abgehärtet, können eine große Last tragen, wissen alle Schlupfwinkel des Gebirges, und man ist sicher, daß man bei ihnen nicht verhungert.“

Vielfach dienten die Führer in der früheren Zeit zugleich als Träger. Hans Rudolf Schinz erzählt von seinen Schweizerreisen (1763-1787): „Oft reisete ich ganz allein, nur in Begleit eines Mannes, der einiges unentbehrliches Gerät nachtrug und mir zur Hilfe war.“ Den Führern von Chamonix singt Bourrit schon 1786 ein hohes Loblied: „Hier findet man mutige und getreue Wegweiser eher als anderswo. Die einen haben sich durch Kristallsuchen und Gemsjagd selbst gebildet, die andern verdanken ihre Kenntnis Herrn von Saussure und (fügt er selbstgefällig hinzu) mir.“ Ein andermal bemerkt er, daß die Entlohnung derselben durch die Regierung festgesetzt sei. Im Hinblick auf die heutigen Führertarife mag noch erwähnt werden, daß die Führer von Hieronymus und Johann Rudolph Meyer bei der Erstersteigung der Jungfrau, zwei Gemsjäger aus dem Lötschental, pro Tag 25 Batzen erhielten.

Die Geschichte der führerlosen Bergturen bildet ein eigenes, bemerkenswertes Kapitel in dem Werdegang des Alpinismus, deren Anfänge vielleicht weiter zurückreichen, als es den Anschein hat. Bis jetzt gebührt dem König Peter III. von Aragonien, der im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts ohne Begleitung den 2787 *m* hohen Canigou in den Pyrenäen erklomm, der Ruhm eines der ersten Alleingehers in den Bergen. Ihm reihen sich die Besteigung des Pinto al Saglio in den Apenninen durch Dante (1311) und des Monboso im Monte-Rosa-Stock durch Leonardo da Vinci (1511) würdig an. Die auf jegliche Führung verzichtende Hochturistik der Neuzeit setzt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (mit Hermann von Barth) kräftig ein. Allein über den dazwischen lie-

genden Zeitraum (von mehr als 500 Jahren) fehlen uns nähere Aufschlüsse, und der alpine Historiker findet gerade hier ein Feld dankbarer Betätigung. Wenig bekannt ist z. B. die führerlose Besteigung des 2325 *m* hohen Tour de Mayen, eines der lohnendsten Aussichtsberge im Kanton Waadt, durch den Dichter Matthisson im Juni 1790. Von einer Sennhütte am Fuße dieses Felsengipfels brach der Dichter morgens 6 Uhr auf und erreichte auch glücklich das Ziel seiner gefahrlosen Wanderung. Zum Abstieg wählte er jedoch einen anderen Weg (auf der Ostseite des Berges) und kam nach mühseliger, abenteuerreicher Wanderung erst abends 8 Uhr an eine Sennhütte, zwei Stunden von seinem Ausgangspunkt, zurück.

BERGBESTEIGUNGEN UND BERGGEFÜHL

Fußwanderungen waren damals wegen der schlimmen und unsichern Wege und Straßen und der unzulänglichen Unterkunft nicht allzu häufig; auch stand ihnen das allgemeine Vorurteil entgegen. Die Fahrt auf Schusters Rappen galt als das Privilegium unbemittelter Leute, und wer mit dem Knotenstock in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken in einer Herberge vorsprach, der wurde von den Wirtsleuten als armer Schlucker über die Achsel angesehen. Der bayerische Gelehrte Franz von Paula Schrank, der im Auftrag der bayerischen Akademie der Wissenschaften im September 1788 eine „Reise nach den südlichen Gebirgen von Baiern“ unternahm, beklagt es, daß der reisende Beobachter zu Fuße vielfach ein ungünstiges Vorurteil wider sich errege und entweder kein oder ein schlechtes Quartier erhalte. Er bot jedoch diesem törichten Vorurteile Trotz, besiegte auch die Scheu vor körperlicher Ermüdung und schreckte sogar vor kleinen Bergbesteigungen nicht zurück. So wollte er von Kochel aus die Benediktenwand erklimmen, die schon frühzeitig von Klosterherren aus dem nahen Benediktbeuern besucht worden war. Über den 1568 *m* hohen Jochberg ging er zur Hausstattalm; doch eine eiternde Wunde an den Zehen hinderte ihn an der Ausführung seines Vorhabens. Dagegen glückte ihm bald darauf die Besteigung des schon früher öfter bezwungenen Wendelsteins, nach seinem Geständnis allerdings mit unendlich großer Mühe. Überhaupt betrachtete man damals Reisen auf Berge von 1500—2000 *m* Höhe als hervorragende turistische Leistungen, selbst wenn man sie hoch zu Rosse ausführte, wie die Dichterin Friederike Brun, welche die Besteigung des Rigi „die letzte Weihe“ ihrer Alpenfahrten nennt. Der Gotthard galt bis zur Bezwingung des Mont Blanc als „der Gipfel der Alpenwagnisse“. Seit der Besteigung des höchsten europäischen Berges jedoch begann (hüben und drüben) in den Ost- und Westalpen der Krieg gegen die eisumpanzerten Riesenfestungen der Alpen.

Die alpine Winterturistik ist ein Kind der Gegenwart; doch gab es auch in früherer Zeit schon beherzte Männer, die einen Besuch der Alpen in der rauhen Jahreszeit nicht scheuten. Wohl zog der Dichter Arndt im Sommer 1798 über den Semmering durch Steiermark, Krain und Istrien nach Triest; allein denselben Weg legte der unerschrockene Syrakuswanderer, der Dichter Johann Gottlieb Seume, im Januar 1802 zurück, und von Triest aus wanderte er „über die Gebirge“ nach Venedig, trotzdem ihm Schwarzseher prophezeiten, er würde hier „ein bißhen totgeschlagen“ werden. Was Goethe, der Altmeister unserer deutschen Dichtung, für die Winterturistik bedeutet, wurde bisher noch viel zu wenig hervorgehoben. Durch tiefen Schnee stapfte er am 10. Dezember 1777 mit einem Förster, der ihm als Wegweiser diente, auf den Gipfel des Brockens. Für jene Zeit war diese winterliche Bergfahrt keine Kleinigkeit, und Goethe rühmte sich ihrer wiederholt, so zunächst in einem Briefe an Frau von Stein am Abend des gleichen Tages: „Da liegt der Brocken ... vor mir, und ich war oben heut' und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank ge-

opfert.“ Nach mehr als 50 Jahren noch schrieb er: „Ich stand wirklich am 10. Dezember 1777 in der Mittagsstunde, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens ...“ Auf seiner zweiten Schweizerreise 1779 faßte er in Genf den kühnen Plan, die gletscherumwallten Bergriesen Savoyens mit dem Herzog Karl August, seinem Begleiter, in unmittelbarer Nähe zu schauen. Wohlmeinenden Abmahnungen gegenüber hatte er die stolzen Worte: „Wenn es möglich ist, im Dezember auf den Brocken zu kommen, so müssen auch anfangs November diese Pforten der Schrecknisse uns durchlassen.“ Die Reise ging jedoch weiter, wie ursprünglich beabsichtigt wurde, nämlich von Chamonix über den Col de Balme nach Martigny, dann ständig rhoneaufwärts und (im tiefen Schnee) auf die Furka und den St. Gotthard.

In Oberwald hatte Goethe zwei starke Burschen als Führer (bis Realp) gedungen, welche „die seltene Geschicklichkeit“ der beiden Reisenden im Gehen rückhaltlos anerkannten. Triumphierend berichtet der Dichter gleich nach seiner Ankunft in Realp an Frau von Stein: „Es ist überstanden, und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzweigeschnitten.“

Nicht allzu viele Bergfahrten sind aus dem Mittelalter und der neueren Zeit überliefert; dennoch war die Zahl der Bergbesucher nicht so gering, als man gemeiniglich annimmt; dies beweisen unter anderem verschiedene Inschriften (Namen von Bergsteigern usw.) an einzelnen damals bekannten Bergen, so am Niesen, Kirchstein usw.

Es bedurfte geraumer Zeit, bis den Menschen des 18. Jahrhunderts das Verständnis für die Schönheit der Berge aufging, bis sie dieselben mit warmem Empfinden umfaßten. In den 1737 von Lindner herausgegebenen Gipfelbüchern der Schneekoppe, die bis 1696 zurückreichen, geben die meisten Reisenden als Ursache ihrer Besteigung „curiosité“ an. Viele Reisehandbücher des 18. Jahrhunderts setzen einen förmlichen Stolz darein, alle Werke der Menschenhand an einem Orte gewissenhaft aufzuzählen; an den Wundern der Natur dagegen gehen sie gleichsam mit verbundenen Augen vorüber. Ihr ganzer Eindruck einer reizvollen Landschaft spiegelt sich nur in gewöhnlichen Phrasen, wie: „Ist eine schöne Gegend.“ Für die Höhen der Alpen haben sie, gleich vielen zeitgenössischen Reiseberichten, die Bezeichnungen: „erschröklich, entsetzlich, fürchterlich, grausam hoch“ und andere. Schriftsteller, wie J. R. Gruner, die (1730) in den Alpen „ein rechtes Wunder der Natur“ sehen, haben sich von der allgemeinen Anschauung ihrer Zeit emanzipiert. Noch Baron Pöllnitz sagt in seinen Reisen (1735): „3/4 Meilen von Innspruck kommet man in sehr unangenehme und verdrießliche Gebirge, davon das höchste der Brenner genandt wird.“ Blainville bemerkt auf seiner Fahrt von Lausanne nach Genf: „Auf der Savoyischen Seite wurde unsere Aussicht von Bergen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, eingeschränkt.“ Noch Winckelmann ließ sich 1768 auf seiner Reise durch Tirol seinem Freunde, dem römischen Bildhauer Cavaceppi, gegenüber zu dem Ausdruck hinreißen: „Welcher entsetzliche Anblick, welche ungeheure Höhe der Berge ... !“ Selbst Arndt bevorzugt den Anblick der Ebene gegenüber den Bergen (auf seiner Donaufahrt 1798): „Es ist ein unbeschreiblich süßes Gefühl, wenn man stundenlang zwischen engen Bergen eingeklemmt gewesen ist, mit einem Male in die stille und sanfte Natur entrückt zu sein.“

Als den Menschen das Gebirge nicht mehr unheimlich und grauenvoll erschien, als sie anfingen, es mit denselben Augen zu betrachten, wie die Ebene und das Meer, da brauchten sie noch lange Zeit, bis sie die erhabene Schönheit der Bergwelt ganz erfaßten. Lange ringen Malerei und Dichtung nach entsprechenden Ausdrucksformen hierfür, und die frühesten Bilder beider Schwesterkünste von

der Bergwelt entlocken uns oft ein verwundertes Lächeln. Mit der zunehmenden Kenntnis der Alpen schwand auch schrittweise die ursprüngliche Scheu vor ihnen und wich allmählich einem ästhetischen Empfinden für das einst so verachtete und gefürchtete Hochland. Wie dieser Wandel in der Dichtkunst unmittelbar vor und nach Haller langsam sich vollzog, schildert Friedrich Kammerer in seinem vortrefflichen Buche „Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert“ (1909). Leider reichen seine Ausführungen nur bis zur Sturm- und Drangperiode unserer deutschen Literatur, und erst von diesem Zeitpunkt an ist ein allgemeineres und lebhafteres Empfinden für die Berge zu verzeichnen.

Den rechten Ton trifft auch hier Goethe. Zwar übte die Schweiz nach seinen eigenen Worten anfänglich (1775) einen so großen Eindruck auf ihn aus, daß er sich dadurch „verwirrt und beunruhigt“ fühlte, und mißmutig gab er die Versuche auf, einzelne Alpenlandschaften in Zeichnungen festzuhalten. Allein auf seinen späteren Bergfahrten offenbart sich ihm der Zauber des Hochlandes in leuchtendem Glanze. Auf seiner Reise nach Italien geht ihm schon beim Anblick der bayerischen Berge „eine neue Welt“ auf, und seine Eindrücke der Brennerfahrt spiegeln die markigen Worte: „Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben.“ An seltener Gefühlsinnigkeit übertrifft ihn wohl Hölderlin, der am 23. Februar 1801 an seine Schwester (von Hauptwyl bei St. Gallen) schreibt: „Wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf dieser Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur dasteh'n wie ein Kind und staunen und stille mich freuen . . .“

Von der schwärmerisch-empfindsamen Art der Naturbetrachtung des Hochgebirges zeugen zahlreiche Gedichte aus jener Periode, die auf einen elegischen Ton gestimmt sind. Aber auch manche Reiseschilderungen von damals sind von einem sanften Hauch der Wehmut umflossen. Auf dem Wege vom Gotthard nach Hospental und Realp verließ (1776) der englische Geistliche William Coxe öfter seine Reisegesellschaft, indem er voranging oder zurückblieb, „um ungestört und in einer Art süßer Melancholie die großen Bilder der Natur in ihren schauerlichsten und abenteuerlichsten Gestalten genießen zu können“.

Ein gesundes Naturempfinden wohnte dem Erzherzog Johann von Österreich inne. Auf dem Hochplateau des Toten Gebirges (20. August 1810) schreibt er in sein Tagebuch: „Ich hatte Gelegenheit, mehrmalen auf Alpspitzen zu sein, und ich gestehe es, stets ungern trennte ich mich von ihnen. Jeder Gedanke an die große Welt, jeder Kummer schwindet hier. Frei ist der Atem, und man denkt sich auch frei, da man so hoch über die übrigen erhoben ist.“

Nach der Ersteigung des Tomilihorns 1807 meint Spescha in seiner schlichten Art: „Lieber würde ich eine liebliche Musik oder ein reizendes Schauspiel als diesen Berg verlassen haben.“

Die Hochturisten jener Zeit beseelt mitunter eine wahrhaft kindliche Freude über die umfassende und prächtige Fernsicht von den hohen Aussichtswarten; daneben aber wirkt die Herrlichkeit der Hochgebirgswelt fast beängstigend und beklemmend auf sie. Der englische Dichter Addison fühlt eine „angenehme Art von Schauder“, Bourrit prägt hierfür den Ausdruck „horribles beautées“, und Saussure hat „ein Gefühl aus Schrecken und Bewunderung gemischt“. Religiös veranlagte Naturen, wie Thurwieser, erkennen hier „desto inniger den großen Werkmeister der Welt“; andere Alpinisten dagegen, wie Ruthner, verzichten auf eine detaillierte Beschreibung ihrer Empfindungen, da diese „durch Worte und Schilderungen nur entweiht würden“. In späteren Jahrzehnten lodert das Selbstbewußtsein, das stolze Gefühl der Kraft, die Freude über den errungenen Sieg in einzelnen Persönlichkeiten mächtig empor. So ruft Hermann von Barth sieges-

trunken aus: „Ich habe meine Throne aufgeschlagen zwischen Himmel und Erde und habe geschwelgt im Vollgenusse des Schauens einer weiten, wilden Welt.“ —

Wir Epigonen können uns ja kaum mehr recht vorstellen, mit welchen ungeheueren Schwierigkeiten die ersten Alpenpioniere, die idealen Bannerträger des alpinen Gedankens, zu kämpfen hatten, bis sie das Ziel ihrer Fahrten erreichten. Damals verbrauchte der Hochturist schon einen guten Teil seiner Kraft, bis er nur an den Fuß des zu besteigenden Gipfels gelangte; heute führt ihn die Eisenbahn in kürzester Zeit dahin oder doch in dessen unmittelbare Nähe; denn ein weitmaschiges Schienennetz erstreckt sich auch über das Alpengebiet, und selbst „das fernste, tiefste Tal“ ist an den großen Weltverkehr angeschlossen. Er muß jetzt nicht mehr oder nur selten in armseligen Sennhütten übernachten und auf ungebahnten Steigen sich bis zur Gletscherregion oder bis zum Bergeshaupt emporarbeiten. Weg- und Unterkunfts- und Führerverhältnisse schrecken heute auch den alpinen Neuling vor schwierigen Turen nicht zurück.

Die Vorliebe für Alpenreisen und Bergbesteigungen ist in die weitesten Kreise gedrungen. Doch die wenigsten von all denen, die nun in die Bergwelt pilgern, denken daran, wie es dort vor hundert und mehr Jahren bestellt war. Und doch wäre eine solche Rückerinnerung recht heilsam, um einerseits die Hochturisten der Gegenwart vor einer allzu hohen Einschätzung ihrer alpinen Taten zu bewahren, anderseits aber um ihnen die hohen Errungenschaften der Neuzeit lebhaft vor Augen zu führen, die sie in erster Linie dem selbstlosen Wirken der alpinen Vereine, insbesondere (im Gebiet der Ostalpen) dem D. u. Ö. Alpenvereine, zu verdanken haben.

BENÜTZTE LITERATUR:

Addison J., Remarks on several parts of Italy etc. 2. ed. London 1718.

Andreae J. G. R., Briefe aus der Schweiz. Zürich 1775.

Arndt E. M., Reisen in Deutschland etc. 1798 und 99. 2. Aufl. Leipzig 1804.

Arve St. d', Les fastes du Mont Blanc. Genève 1876.

Baggesen J., Parthenais oder Die Alpenreise. Amsterdam 1807.

Barth H. v., Aus den Nördlichen Kalkalpen. Gera 1874.

Bavier L., Die Straßen der Schweiz. Zürich 1878.

Bernoulli J., Sammlung kurzer Reisebeschreibungen. Bd. 9. Berlin 1793.

Blainville v., Reisebeschreibung durch Holland, Oberitalien und in die Schweiz. Lemgo 1764—66.

Börne L., Ges. Werke. Leipzig 1877.

Bourrit M. Th., Beschreibung der Penninischen und Rhätischen Alpen. Zürich 1782.

— Beschreibung der Savoyischen Eisgebürge. Zürich 1786.

— Schreiben an die Miss Craven über zwo Reisen auf den Gipfel des Mont Blanc. Dresden 1787.

Bredt E. W., Die Alpen und ihre Maler. Leipzig 1910.

Brun F., Tagebuch einer Reise durch ... die Schweiz. Kopenhagen 1800.

Claß G., Über die modernen Alpenreisen. Heidelberg 1880.

Conway W. M., Mountaineering. London 1875.

Coolidge W. A. B., Josias Simler et les origines de l'alpinisme. Grenoble 1904.

Coxe W., Briefe über den ... Zustand der Schweitz. Zürich 1781.

Cunningham C. D., The pioneers of the Alps. London 1887.

Dent C. D., Hochtouren. Leipzig 1893.

Diez F. M., Postbuch durch das ganze hl. Römische Reich. Frankfurt a. M. 1790.

Dreyer A., Der Alpinismus und der D. und Ö. Alpenverein. Berlin 1909.

Dreyer A., Schweizerreisen deutscher Dichter in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Bern 1913. (Jahrbuch des S. A. C. Bd. 48.)

— Wandern und Reisen zu Großvaters Zeiten. Braunschweig 1910. (Westermanns Monatshefte Bd. 108.)

Dübi H., Bergreisen und Bergsteigen in der Schweiz vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Bern 1901. (Jahrbuch des S. A. C. Bd. 36.)

Dufour P., William Windham et Pierre Martel. Genève 1879.

Durier Ch., Histoire du Mont Blanc. Paris 1873.

Gesner K., Leben und Schriften. Leipzig 1711.

Goethe J. W. v., Italienische Reise. Leipzig 1911.

— Sämtliche Werke, Bd. 15. Stuttgart 1881.

Grand-Carteret J., La montagne à travers les âges. Grenoble 1903.

Gribble F., The early mountaineers. London 1899.

Gröger G. und J. Rabl, Die Entwicklung der Hochtouristik in den österreichischen Alpen. 2. Aufl. Wien 1890.

Groß A. J., Handbuch für Reisende durch das Erzherzogthum Österreich ... München 1831.

Günther S., Wissenschaftliche Bergbesteigungen in älterer Zeit. München 1896. (Jahresbericht der Geogr. Ges. München.)

Güßfeldt P., In den Hochalpen. 3. Aufl. Berlin 1892.

Gutzkow K., Sommerreise durch Österreich. Frankfurt a. M. 1835.

Hacquet B., Mineralogisch-botanische Lustreise von dem Berge Terglou in Krain zu dem Berge Glokner ... Wien 1784.

— Reise durch die norischen Alpen. Nürnberg 1791.

Hartmann H., Berner Oberland. Großes Landbuch. Teil 1. Bümpliz-Bern 1913.

Herbart J. F.. Bericht über eine Reise in den Alpen. Zürich 1884. (Schweizer Alpenzeitung Bd. 2.)

Hermann B. F., Reisen durch Österreich, Steyermark ... Wien 1781.

Heyse G., Zur Geschichte der Brockenreisen. Aschersleben 1875.
Hirschfeld Ch. C. L. Briefe die Schweiz betreffend. Leipzig 1776.
— Neue Briefe über die Schweiz. Kiel 1785.
Hölty H., Gedichte nebst Briefen des Dichters, herausg. von Karl Halm. Leipzig 1869.
Huber F., Die neuesten Briefe aus der Schweiz . . . München 1807.
Huber J., Die Anfänge der alpinen Forschung in den Ostalpen . . . Würzburg 1907.
Jacobi G. A., Briefe aus der Schweiz und Italien. Lübeck 1796—97.
Jakob G., Belsazar Hacquet und die Erforschung der Ostalpen und Karpaten. München 1913.
Ilwof F., Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Graz 1882.
Inglis H. D., Tyrol und ein Blick auf Baiern. Leipzig 1837.
Kammerer F., Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Berlin 1909.
Keyßler J. G., Neueste Reise durch Teutschland . . . Hannover 1740—41.
Kohlrausch F., Erinnerungen aus meinem Leben. Hannover 1865.
Kötschau K. und M. Morris, Goethes Schweizerreise 1775. Weimar 1907.
Krebel G. F., Die Vornehmsten Europäischen Reisen, wie solche durch Teutschland, die Schweitz . . . anzustellen sind. Hamburg 1786—89.
Krieger M., Geschichte der Zugspitz-Besteigungen. München 1884.
Kyselak J., Skizzen einer Fußreise durch Österreich . . . Wien 1829.
Lehner T., Reisebilder aus dem 17. Jahrhundert. Salzburg 1900.
Lenau N., Sämtliche Werke. Leipzig 1883.
Levasseur E., Les Alpes et les grandes ascensions. Paris 1889.
Lichtenberg G. Ch., Vermischte Schriften. Göttingen 1800—05.
Liebenau Th. v., Das Gasthof- und Wirtshauswesen der Schweiz in der ältesten Zeit. Zürich 1891.
Luc J. A. de, Reisen nach den Eisgebirgen von Faucigny. Leipzig 1777.
Matthews Ch. E., The annals of Mont Blanc. Lausanne 1875.
Matthisson F. v., Briefe. Zürich 1795.
— Erinnerungen. Wien 1815—17.
Menu von Minutoli K., Reise durch einen Theil von Teutschland, Helvetien und Oberitalien . . . Berlin 1805.
Meyer J. R., Reise auf den Jungfrau-Gletscher. Aarau 1811. (Misz. f. die neueste Weltkunde Nr. 68 u. 69.)
Misson M., Reisen aus Holland durch Ober-Italien. Leipzig 1701.
Montaigne M. de, Reise durch die Schweiz und Deutschland 1580 und 81. Aarau 1911.
Morf C., Les pioniers du Club Alpin. Lausanne 1875.
Nicolai Ch. F., Beschreibung einer Reise durch Deutschland in die Schweiz. Berlin 1783—97.
Öhlmann E., Die Alpenpässe im Mittelalter. Zürich 1878.
Osenbrüggen E., Wanderstudien aus der Schweiz. Schaffhausen 1867—76.
Patin Ch., Relations . . . de voyage en Allemagne. Amsterdam 1695.
Pecht F., Aus meiner Zeit. München 1894.
Peyer G., Geschichte des Reisens in der Schweiz. Basel 1885.
Pieth F. und K. Hager, Placidus a Spescha. Bümpliz-Bern 1913.
Pistorius G., Reiß-Büechlin. Frankfurt a. M. 1577.
Plümicke K. M., Briefe auf einer Reise durch Deutschland. Liegnitz 1793.
Pöllnitz J. L. v., Nachrichten . . . auf seinen Reisen. Frankfurt 1735.
Radics P. v., Bergfahrten in Österreich einst und jetzt. Leipzig 1887.
Reinhard R., Pässe und Straßen in den Schweizer Alpen. Luzern 1903.
Reise durch einen Theil des Bernerschen Oberlands. Leipzig 1791.
Reise eines Ungenannten durch Deutschland und die Schweiz. Breslau 1802.
Reise, Meine, über den Gotthard . . . Stuttgart 1802.
Rodlow, O. von, Die Brennerstraße . . . ., Prag 1900.
Sartori F., Neueste Reise durch Österreich. Wien 1811.
Saussure H. B. de, Voyages dans les Alpes. Neuchâtel 1779—96.
Scheffel P. H., Die Brennerstraße zur Römerzeit. Berlin 1912.
— Verkehrsgeschichte der Alpen. Berlin 1908.
Scherer H., Vergangene und gegenwärtige Beziehungen zum Hochgebirge. Immenstadt 1894.
Scheuchzer J. J., Naturgeschichte des Schweizerlandes. Zürich 1746.
Schinz K. H., Beyträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes. Zürich 1783—87.
Schöpf J. A., Peter Carl Thurwieser. Salzburg 1871.
Schrank F. v. P., Reise nach den südlichen Gebirgen von Baiern. München 1793.
Schubert G. H. v., Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten. Erlangen 1848.
Schultes J., Reise auf den Glockner. Wien 1804.
Schwarz B., Die Erschließung der Gebirge. Leipzig 1885.
Schwarz Th., Über Fels und Firn. Leipzig 1888.
Sererhard N., Einfalte Delineation . . . . gemeiner dreier Bünden. Chur 1872.
Simler J., Vallesiae Descriptio. Tiguri 1735.
Smith A., The story of Mont Blanc. London 1853.
Spitteler K., Der Gotthard. Frauenfeld 1897.
Steinitzer A., Der Alpinismus in Bildern. München 1913.
Stieler K., Ges. Gedichte in oberbayer. Mundart. Stuttgart 1907.
— Ges. Dichtungen (hochdeutsch). Stuttgart 1908.
— Bilder aus Bayern. Stuttgart 1909.
Storr G. K. Ch., Alpenreise vom J. 1781. Leipzig 1784—86.
Studer G., Über Eis und Schnee, 2. Aufl. Bern 1896 bis 1898.
Sulzer J. G., Tagebuch einer von Berlin . . . gethanen Reise. Leipzig 1780.
Süßmilch M., Alpentunnel und Alpenübergänge. Leipzig 1882.
Taschenbuch zu Schweizerreisen. Glarus 1882.
Thomann M., Pilatus-Reisen aus vergangenen Jahrhunderten. Luzern 1911.
Uffenbach Z. K. v., Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen . . . Frankfurt a. M. 1753.
Unger J. C., Reise durch oberösterreichische und steyrische Gebirgsgegenden. Wien 1803.
Vaccarone L., Statistica delle prime ascensioni nelle Alpi occidentali. Torino 1890.
Weber K. J., Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Stuttgart 1826—34.
Weber P. X., Der Pilatus und seine Geschichte. Luzern 1913.
Weilenmann J. J., Aus der Firnenwelt. Leipzig 1872—77.
Werner J., Reise von fünf Zürchern. Zürich 1911. (Zürcher Taschenbuch.)
Whymper E., Berg- und Gletscherfahrten, 3. Aufl. Braunschweig 1909.
Willebrandt J. P., Historische Berichte und Practische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland . . . Frankfurt a. M. 1758.
Windham W. M. P., An account of the glaciers, or ice Alps. London 1744.
Witte K., Die Alpenpässe. Berlin 1854.
Wolf P. Ph., Kurzgefaßte Geschichte, Statistik und Topographie von Tirol. München 1807.
Wolff Th., Vom Ochsenwagen zum Automobil. Leipzig 1909.
Woerl L., Der Gotthard einst und jetzt. Leipzig 1883.
Zedler, Großes Universal-Lexicon. Leipzig 1731—54.
Zeiller M., Itinerarium Italiae nov-antiquae Oder Raiß-Beschreibung durch Italien. Frankfurt a. M. 1640.
Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins, 38. Band, München 1907.
Zschokke A., Zur Geschichte des Bergsteigens. Bern 1897. (Jahrbuch des S. A. C., Bd. 32.)
Zurcher F., Les ascensions célèbres aux plus hautes montagnes du globe. Paris 1867.

DIE RIESENHÖHLEN BEI OBERTRAUN IM DACHSTEIN ◻ VON DR. RUDOLF ◻ FREIHERR VON SAAR ◻

EINLEITUNG. ALLGEMEINES ÜBER DIE HÖHLEN IM DACHSTEIN ◻

Kaum drei Jahre sind verstrichen, seit die Kunde von der Entdeckung ungeahnter Höhlenräume im Innern des Dachsteinstockes in die Offentlichkeit drang. Neben einer Anzahl kleinerer Hohlräume waren es die schier endlosen Hallenfolgen der „Rieseneishöhle“ und „Mammuthöhle“, die in erster Linie die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkten. Ihre Entdeckung verdanken wir dem Salzburger Maler Alexander Mörk von Mörkenstein, einem hervorragenden Kenner des Obertrauner Gebietes.

Die von ihm und später von Georg Lahner in Linz mit mehreren Genossen unternommenen Versuche der Erforschung der Rieseneishöhle scheiterten durchweg an der Schwierigkeit der Überwindung des nächst dem Eingange gelegenen Eisabgrundes. Seine Überschreitung — und damit die Erschließung der Eishöhle — glückte erst einer unter der Führung des Herrn Ingenieurs Hermann Bock aus Graz stehenden Forschungstur im Frühjahre 1910.

Ingenieur Bock war es auch, der sodann die Späleologen aus fast allen Teilen der Monarchie organisierte, in dem neugeschaffenen „Verein für Höhlenkunde in Österreich“ vereinigte und mit seiner auf diese Weise geschaffenen Jungmannschaft an die wissenschaftliche Erforschung der Dachsteinhöhlen schritt.

In einer langen Reihe schwieriger Höhlenfahrten haben er und seine tapfere Gemahlin Hanna, sowie die Herren G. Lahner, Ingenieur Hoenig, Dr. Alois und Fritz Hobelsberger, Alex. von Mörk, Lajos Kraul, Ingenieur Gödl, der Verfasser und andere, gemeinsam oder vereinzelt, die Forschungsarbeiten in den Dachsteinhöhlen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt.

Trotzdem die aufreibenden Arbeiten bereits eine Unsumme wissenschaftlicher Ergebnisse zutage gefördert haben, kann weder die Erforschung der Höhlen noch die endgültige Lösung zahlreicher, durch ihre Entdeckungen aufgerollten Fragen als beendet angesehen werden. Fast jede neue Forschungstur erschließt wieder Neuland und schafft unbekanntes Material zutage. Den Erforschungsarbeiten scheint noch lange kein Endziel gesteckt.

Die merkwürdige Lagerung der Höhlen (1600 *m* absolute, 1000 *m* relative Höhe), die in den Höhlenräumen in großen Massen vorgefundenen Urgesteinsschotter, endlich ihre zweifellos auf die Einwirkung fließender Gewässer zurückzuführende morphologische Gestaltung ließen weitgehende Schlüsse auf ihr Alter und die Entstehungsgeschichte des Dachsteinstockes zu.

Jedenfalls erscheint heute bereits erwiesen, daß die Entstehung der Höhlen in vortertiäre (miozäne, allenfalls pliozäne) Zeit fällt, als der Dachsteinstock noch, ein unscheinbares Karsthügelland, den Zentralalpen im Norden vorgelagert war und die von diesen dem Meere zueilenden Ströme sich über die Karsthochfläche wälzten, um in den Klüften und Schlünden des stark verworfenen Triaskalkes zum Teile zu versinken und so unterirdisch jene unglaubliche Erosions- und Korrosionstätigkeit zu entwickeln, deren beredte Zeugen heute die Riesen-

flußtunnels der erwähnten Höhlen bilden. So erklärt sich auch die Übereinstimmung der auf den Verebnungsflächen des Dachsteinplateaus von Simony und Sueß nachgewiesenen Urgesteinsschotter mit den Sedimenten der Höhlenflüsse in den Tunnels und Klüften der Eishöhle und Mammuthöhle.

Von besonderem Interesse ist die morphologische Gestaltung einer Anzahl der nun trocken liegenden Wasserstollen, die ein auffallend elliptisches oder kreisrundes Profil aufweisen.

Zum Unterschiede von den kluft- und klammartigen Höhlengerinnen, deren Entstehung auf die Tätigkeit von nur dem Gesetze der Schwerkraft folgenden Wasseradern zurückzuführen ist, entstanden diese rundgescheuerten Stollen durch die ausarbeitende Tätigkeit von unter Druck stehendem Wasser. Die Wassermassen wurden durch Leitungsrohre emporgepreßt und füllten diese bis zur Decke an, so daß nicht nur die Gangsohle allein, sondern auch die ganze Innenfläche des Tunnels der Angriffstätigkeit der Wassermassen ausgesetzt war. Die Ausmodellierung dieser Höhlengerinne erfolgte somit ebenso in vertikaler Richtung abwärts, als auch bilateral und vertikal aufwärts.

Ingenieur Bock hat für diese Tätigkeit des „Wassers in Druckleitungen" den Ausdruck „Eforation" geprägt. Der Eforation, die somit eigentlich nichts anderes als einen besonderen Fall der Erosion — mechanische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen — darstellt, in Verbindung mit der Korrosion — chemische Tätigkeit des Wassers — ist also ein Hauptanteil an der durch unterirdische Gewässer bedingten Hohlraumbildung zuzuschreiben.

Es müssen zur Zeit der Entstehung der Dachsteinhöhlen für den Dachsteinstock ähnliche Verhältnisse, wie wir sie heute im dinarischen Karste sehen und vorfinden, maßgebend gewesen sein; und auch heute läßt eine Anzahl von Erscheinungen (Plateaubildung, Dolinen, Schlünde, Riesenquellen, Höhlen) auf den einstigen karstartigen Charakter des Dachsteinstockes schließen.

Freilich konnte diese Eigenschaft nicht mehr in dem früheren Maße zur Geltung kommen, als der Dachsteinstock durch seine in jungtertiärer Zeit erfolgte Hebung um rund 1000 *m* der direkten Einwirkung der fließenden Gewässer entzogen wurde. Durch diese Hebung wurden auch die riesigen unterirdischen Stromläufe, durch deren Bett wir heute trockenen Fußes zu wandern vermögen, außer Betrieb gesetzt.

Die Eishöhle und Mammuthöhle gehörten ursprünglich zweifellos einem in sich zusammenhängenden, unterirdischen Stromsystem an, das heute durch die Einsturzsenke der Schönbergalpe in zwei Teile (Eishöhle — Mammuthöhle) zerrissen erscheint[1]).

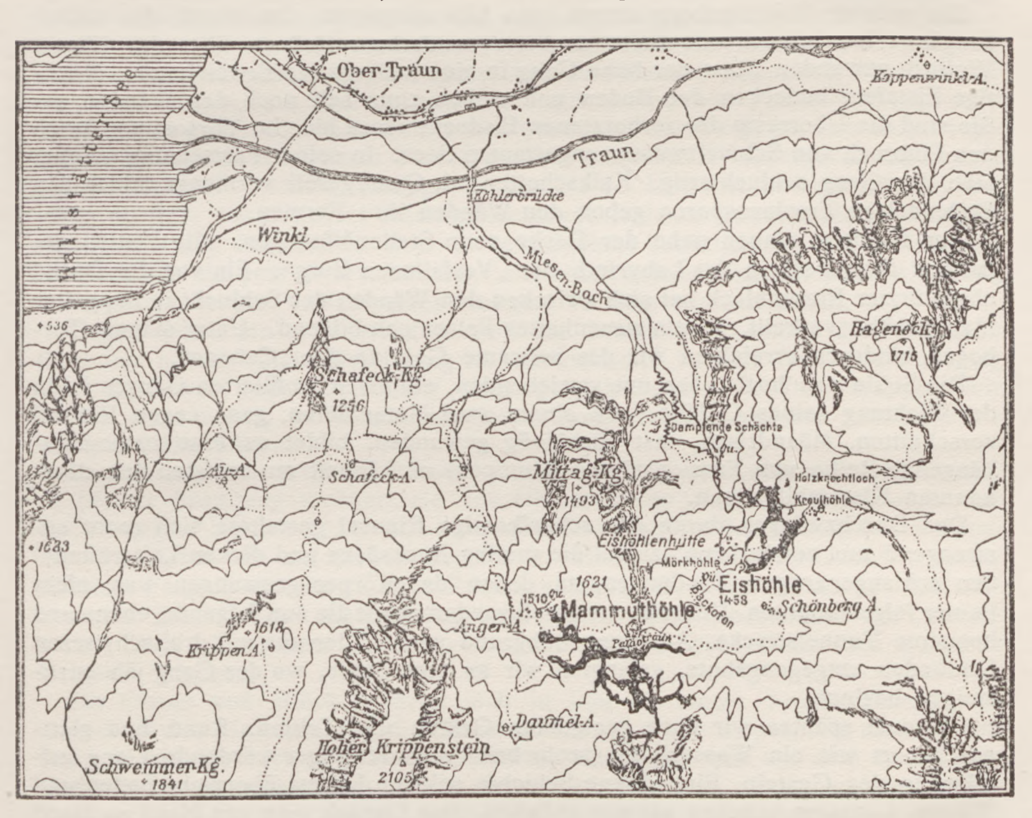
Daß sich gerade in dem einen Teile, der heutigen Eishöhle, jene gewaltigen Eismassen abgelagert haben, die sie mit ihrer Formen- und Farbenfülle zu einem Naturwunder ersten Ranges erheben, hat nur untergeordnete Bedeutung. Eine Anzahl hier nicht zu erörternder Vorbedingungen haben diesen Höhlenteil zu einem riesigen Kältebehälter gemacht. Ihren meteorologischen Verhältnissen nach gehört die Rieseneishöhle in die Gattung der dynamischen Eishöhlen (Thury) oder der Windröhren (Fugger) und es sind für ihren Charakter die in verschiedenen Horizonten liegenden Eingänge von ausschlaggebender Bedeutung[2]).

Für die nachfolgende Schilderung der neu erschlossenen Unterwelt ist, namentlich um die auf die Dauer für den Laien etwas eintönige, durch beigegebene Karten

[1]) Tatsächlich gelang es auch vor kurzem, einen Durchgang aus der Mammuthöhle auf die Schönbergalpe zu finden, dessen Eingangstor korrespondierend mit dem der Eishöhle, kaum einen halben Kilometer von letzterem entfernt liegt.

[2]) Näheres über Höhleneistheorien und über die wissenschaftliche Bedeutung der Dachsteinhöhlen siehe in dem schönen Werke: „Höhlen im Dachstein", von Bock, Lahner, Gaunersdorfer, Graz 1912.

und Bilder noch am besten veranschaulichte Höhlenbeschreibung etwas zu beleben, eine Darstellung gewählt, die sich zunächst mit den Erlebnissen der ersten Forschungsfahrten befaßt und an diese die Höhlenschilderung knüpft. Wenn damit von der strengen Sachlichkeit des Themas einigermaßen abgewichen wird, möge man eben zugute halten, daß die Beschreibung von Höhlen eines der sprödesten und unbildsamsten Themen bildet, an das sich der alpine Erzähler heranwagen kann.



Kartenskizze der Dachsteinhöhlen

DIE MAMMUTHÖHLE, FAHRTSCHILDERUNG

Wir traten unsere Wanderung vom Gestade des herrlichen Hallstätter Sees aus an. Nach kurzem Marsche erreichten wir den nächst Obertraun gelegenen Waldwinkel, der zwischen den Hängen des Hirschberges und Hagenecks eingebettet liegt. In zäher Steilheit führt von hier ein kaum sichtbares Steiglein durch den schütteren Waldbestand empor. Nach dreistündigem, mühseligem Steigen gelangten wir auf einen mit Krummholz bestandenen Steilhang, der in ein Steinkar ausläuft. In einem mit Schotter erfüllten Wasserlauf geht es nun bergan, immer den wilden Anblick der zerrissenen Wände des Krippensteines vor Augen. Die Pfeilermassen des Mittagskogels und der angrenzenden Felsbauten versinken zusehends und ihre baumbestandenen Rücken gleiten allmählich sanft hinüber zu der eintönig gewellten Linie des Plateaurandes. Wir queren ostwärts am Fuße einer Wand und stehen, um eine Felsecke biegend, ganz unerwartet vor dem niedrigen Doppeltore der Höhle.

Eine mehrere Meter unterhalb des Einganges entspringende, von weichen Grasmatten umrahmte Quelle bietet willkommene Gelegenheit zu Rast und Labung. Rasch sind die Höhlenkleider angelegt, die Lampen entzündet, das Gepäck in möglichst gleiche Lasten verteilt und wir sagen der lieben guten Sonne auf unbestimmte Zeit Lebewohl! Durch den Haupteingang treten wir in die dämmerigfeuchte Kühle der „Vorhalle".

Ein wüster Trümmerberg starrte uns hier entgegen; das durch die beiden Eingänge hereinbrechende Licht zauberte sonderbare Reflexe über das Chaos. Vielfach gewunden führt der hohe Gang in eine hallenartige Erweiterung. Mächtige Eistafeln bedecken den Boden und stehen zum Teil noch den Wänden an. Sie sind die Überreste der zerborstenen Eisdecke eines hier im Vorsommer durch den Einbruch von Schmelzwasser angestauten Sees. In seiner Fortsetzung verengt sich der Gang schluchtartig. Kalkschotter mit Quarzgeröll vermengt bildet den Bodenbelag; Erosionsspuren geben den Wänden ihre Formen.

Zur Rechten gähnen nahe der Decke neun Stollenöffnungen. Mit Platten gepanzert führen sie in das Labyrinth der „Verfallenen Burg". Ein von der Decke abgestürzter Riesenblock hat sich zwischen den Wänden der Schlucht in doppelter Manneshöhe verkeilt, so ein riesenhaftes Felsenjoch bildend. Unter seinem Torbogen hindurch erreichten wir das seltsame Gebilde des „Cañons".

Die Sohle des hoch über uns streichenden, elliptisch profilierten Ganges ist in der Richtung seines Gefälles von einem zwei Meter tiefen, ganz engen Rinnsal zerschnitten. Mäandrisch, fast rückläufig gewunden, bildet es eine zusammenhängende Reihe von Erosionstöpfen (Gumpen) und ähnelt am meisten den allbekannten Klammbildungen.

Das Durchzwängen durch das scharfkantige Rinnsal gestaltete sich recht anstrengend und zeitraubend, zumal die prallen Rucksäcke und dicken Leiterbündel den schlangenartigen Windungen, zu denen der Körper gezwungen war, nicht immer folgen konnten. Um so flotter durchwanderten wir die nun folgende, ebene und bequeme Tunnelstrecke. An einem Abgrund vorbei, der uns mit drei schwarzen Schlünden entgegengähnte, gelangten wir an eine Stelle, wo der Gang jäh anzusteigen beginnt.

Umsonst spähten wir nach geeigneten Griffen und Tritten. Rund und glattgescheuert wie ein Wasserleitungsrohr bohrt sich der enger werdende Gang aufwärts in das Gestein. Eine dünne Schichte seifigen Lehms überzieht Boden und Wände. Langsam schoben wir uns aufwärts. Das Gepäck ging von Hand zu Hand weiter. Trotz der denkbarsten Ausnützung jeglicher Bodengliederung gewannen wir doch niemals das Gefühl des Sicherstehens.

Endlich läßt die abschreckende Steilheit des Ganges nach. Die Wände treten auseinander und formen sich zu einer geräumigen Halle. Säulen und Kulissen teilen den Weg in ein wirres Durcheinander von Gängen. Blöcke türmen sich über Blöcke; mächtige Schlote spalten die Decke, Ströme von Sickerwasser herabsendend. Der Boden ist unterwühlt von Quellgängen und Wasseradern. Tiefe Spalten klaffen zwischen den Trümmern und alles ist überzogen mit einer dünnen Kruste weißen, trockenen Lehms. Wir standen im Atrium des „Weißen Labyrinthes". Alle Seitenstollen enden nach wenigen Metern mit Lehm verschwemmt oder in Verstürzen. Es galt also, den Weiterweg durch eine Öffnung an der Decke zu suchen. Die Erreichung der hoch oben an der Decke liegenden Gangfortsetzung gestaltete sich indes merkwürdig und schwierig genug. Von der Kante eines Riesenblockes spreizten wir über einen tiefen Schlund auf einen winzigen Tritt an der Wand. Ein Klimmzug an schlechten, nassen Griffen brachte uns aus der widernatürlichen Stellung. Dann ging es senkrecht an der schlecht gestuften

Wand empor, höher und höher, bis es gelang, über eine heikle Platte den ersehnten Stolleneingang zu erreichen. Die sehr ausgesetzte Kletterstelle erforderte infolge des schlüpfrigen Lehms, der die ganze Wand überzieht, peinlichste Vorsicht und kostete geraume Zeit. Als wir endlich in dem engen, nassen Gange vereint den Weitermarsch antraten, bekamen wir bald alle Leiden und Freuden des Höhlenforschers zu kosten!

Unvermittelt senkt sich die Decke auf kaum einen halben Meter zum Boden herab. Das Gestein ist von feinen Rillen zerfressen, zwischen denen messerscharfe, zentimeterhohe Grate stehen. Auf dem Bauche kriechend, schoben wir uns über dieses, die Kleider und die Haut zerfetzende Folterwerkzeug wohl zweihundert Meter weit fort. Schließlich senkt sich der Gang, der den keineswegs schmeichelhaften, aber seinen Charakter desto getreulicher wiedergebenden Namen „Krokodilschluf" erhielt, jählings in die Tiefe. Umsonst suchten Hände und Füße an dem wie mit einer Seifenmasse ausgekleideten Gewölbe Halt. In immer rascherer Fahrt sausten wir über diese natürliche Schlittenbahn in die Tiefe und landeten mit ein paar „Purzelbäumen" auf einer weichen Bank trockenen Lehms, wo wir uns in den Verlauf eines riesigen Tunnels versetzt sahen.

Gegen Osten hin zieht sich, so weit der Schein der Lampen dies erkennen läßt, der hochgewölbte Bogengang in unbestimmte Fernen fort. Vor uns lag ein mit reichem Stalaktitenbehang verkleideter Nebenstollen. Ihn verfolgten wir bis zu einer Stelle, wo Wände und Decke weit zurücktreten und sich zu einer luftigen Halle öffnen.

Im Hintergrunde trägt eine Reihe plumper Pfeiler die weitgeschweifte Decke. In kühner Spannung meistert sie das Übermaß des Raumes. Sanft sinkt der Boden gegen Norden ab. Jeden Laut dämpft der weiche Lehmbelag des Bodens. Wir wanderten wie auf dicken Teppichen. Halle reiht sich an Halle; in schier endloser Folge lösen die riesigen Räume einander ab. Hier dehnt sich fast unabsehbar die 4000 m^2 umfassende, vollkommen ebene Bodenfläche der „Lehmhalle", dort gähnt dem Wanderer die undurchforschbare Nacht des „Großen Domes" entgegen.

Ein Chaos von Blöcken türmt sich in ihm zu einem Trümmerberge. An hundert Meter klommen wir die steinerne Riesentreppe empor, und als wir oben standen und die Lichter unserer Gefährten tief unter uns auf dem Boden wie Glühwürmer umherkriechen sahen, da sog noch immer ein undurchdringliches Dunkel, das sich scheinbar ins Unendliche fortsetzte, den hellen Schein unserer Lampen in sich auf. Wir standen frei, wie auf dem Gipfel eines hohen Berges und erst beim Scheine eines zum Aufflammen gebrachten Magnesiumbandes sahen wir noch gut dreißig Meter hoch über unseren Häuptern die Deckenwölbung! Überaus schwierig gestaltete sich der Abstieg. Viele der bis hausgroßen Blöcke liegen so labil, daß eine Handbewegung sie zu stürzen droht. Und der Stein, der hier ins Rollen kommt, könnte den ganzen Hang zur furchtbaren Lawine verwandeln.

Langsam und in großen Abständen voneinander krochen die Lichter zu Tal. Vereint drangen wir dann gegen Osten weiter vor, bis furchtbare Verstürze zur Umkehr zwangen.

Fast 16 Stunden waren verflossen, seit wir die Bergesnacht betreten hatten, und so bezogen wir jetzt in der „Pfeilerhalle" ein Biwak. Bald herrschte auf der krümeligen Lehmbank reges Lagerleben. Alle verfügbaren Kleidungsstücke wurden angelegt, denn es war empfindlich kalt. Beim Summen der Kochgeschirre grub sich jeder ein „Bett" in Form einer Rinne in den Lehmstaub. Enge aneinander geschmiegt schlürften wir gierig die so heiß als möglich verabreichten Getränke und versuchten dann zu schlafen. Aber noch lange gab es keine Ruhe, denn die Fülle

des Erschauten nahm uns alle gefangen und die tiefen Eindrücke, die wir empfangen hatten, rangen in uns nach Ausdruck. Das Ungewöhnliche unserer Lage wirkte zudem stark auf uns ein. Stunden der anstrengendsten Arbeit lagen hinter uns; Tausende von Metern trennten uns von der Außenwelt, vom Tageslicht, von den Menschen, dem Leben. Niemand wußte um unser Hiersein; niemand außer uns kannte den Weg. Ein winziges Häuflein Menschen, hatten wir den Kampf mit dem ungebrochenen Trotz der Naturgewalten aufgenommen. Mehr als bei sonstigen ernsten Unternehmungen drängte sich uns die Erkenntnis auf, daß wir hier unbedingt aufeinander angewiesen waren, daß wir eine Hand, ein Hirn, ein Wesen sein müßten! Lange verliehen wir noch solchen und ähnlichen Gedanken Wort und Ausdruck, bis auch die letzte Lampe verlöschte und Ruhe und Schlaf in unser unwirtliches Obdach einkehrten.

Doch wir sollten zu keinem dauernden Schlaf kommen. Die eisige Zugluft (+3° C) machte uns bis ins innerste Mark frösteln und störte die Ruhe. Der Körper verlangte förmlich nach Arbeit. Arbeit war ja das einzige, das uns eine erträgliche Temperatur wiederzugeben vermochte. So wurde denn nach verhältnismäßig kurzer Rast wieder aufgebrochen. Wieder wanderten wir durch die schweigenden Gewölbe dahin. Nur der Fall der sich von Zeit zu Zeit vom Deckenbogen lösenden Tropfen zerbrach mit einem, durch die Akustik der geschlossenen Luftsäule merkwürdig hohl gestimmten Glockenklange, die lastende Wucht der Totenstille.

Die Erklimmung einer 15 *m* hohen, glattgescheuerten Wand, über der eine 20 *m* breite, ebenso hohe Pforte gähnte, war einer späteren Fahrt vorbehalten. Sie konnte nur mit dem Rüstzeug zusammensteckbarer Leitern bewältigt werden. Wir suchten eine Entschädigung darin, daß wir daran gingen, den Abstieg in den finsteren Rachen einer Bergspalte zu unternehmen. An einem Block wurden die Leitern befestigt. Bald verschwanden die sich aufrollenden Bündel in der gähnenden Tiefe. Glück ab! Der Erste schwang sich über die Kante des Abgrundes. In 25 *m* Tiefe konnte er Fuß fassen. Licht um Licht folgte ihm nach. Freischwebend stiegen wir an der pendelnden Leiter ab. Hie und da gab es einen Ruck, dann drehte sich die Leiter rasch um ihre Längsachse, daß man Not hatte, den Kopf vor einem Zusammenstoß mit den drohenden Felsnasen zu schützen. Nach mehrstündigem Aufenthalte in dem eisigen, nassen Spalt, und nachdem ein Teilnehmer, der sich verstiegen hatte und in eine unangenehme Lage gekommen war, glücklich geborgen war, traten wir den Aufstieg an.

Nachdem wir noch rasch den Riesentrichter des „Großen Abgrundes“ in der Pfeilerhalle befahren hatten, in dessen Tiefe wir auf ein ansehnliches Rinnsal stießen, wendeten wir uns einem sonderbaren, brunnenartigen Schachte zu. Als wir auf seinem Boden standen und durch die phantastisch verkleidete Vorhalle in die folgende Gangflucht eintraten, glaubten wir auf dem Steinpflaster einer antiken Stadt zu stehen. Langjährige, vollkommene Trockenheit hat den aus feingeschwemmtem Lehm bestehenden Bodenbelag ganz und gar eingetrocknet, wobei er an seiner Oberfläche in jene merkwürdigen polyedrischen Platten zersprang, mit denen alle Gänge dieses Teiles der Höhle gepflastert erscheinen. Mit einem merkwürdig singenden Tone zerbrach das Getäfel unter den schweren Tritten der Dahinschreitenden. Jetzt verengte sich die Höhle ganz bedeutend und fast erheiternd wirkte das Durchschliefen einer etliche Meter langen Gangstrecke, in der sich die Decke auf kaum 30 *cm* dem Boden näherte. Mit mächtigem Tosen durchbraust diesen „Zwang“ die sich hier zum Sturmwind steigernde Zugluft. Im Nu verloschen die Lichter und wir mußten uns im Finstern behutsam vorwärtsschieben.

Schon lange über 24 Stunden hatte uns die unwirtliche Bergesnacht gefangen gehalten, Kälte und Arbeit machten sich nur zu unliebsam fühlbar und wir wandten

uns der Rückkehr an die Oberwelt zu. Aber Stunden verstrichen noch, ehe wir uns der Vorhalle näherten. Mächtiges Leuchten flutete uns entgegen. Die weißen Flammen unserer Lampen verblaßten. Violette Schatten lagen über den Felsblöcken der Halle, und als wir blinzelnd in die hereinbrechenden Lichtfluten des Tages blickten, da schienen die ungeschlachten Trümmer Wesen und Gestaltung anzunehmen. Wir glaubten auf den Ruinen einer verfallenen Stadt zu stehen. Säulen lagen da zwischen gestürzten Kapitälen, verworfenen Quadern und geborstenen Platten. Über allem aber stürzten und fluteten auf Sonnenstrahlenbrücken die Zauber des Tages herein und umwoben mit unsagbarem Reize das trostlose Bild der Zerstörung.

Mittag war lange vorbei, als wir nach dreißigstündiger Höhlennacht in den leuchtenden Brand des Sommernachmittags hinaustraten. Auf weichen Grasmatten hielten wir dann ausgiebige Rast. Behaglich streckten wir die durchfröstelten Körper auf dem Wärme atmenden Lager des Waldbodens aus. Die fürsorgliche Sonne deckte uns mit ihren wohligen Daunen zu. In kräftigendem Schlafe wurde das Versäumnis der letzten Nächte ausgeglichen.

Monate waren vergangen, als wir uns wieder, keuchend unter der Last unserer Rucksäcke, dem Doppeltore der Mammuthöhle näherten.

Diesmal galt unser Besuch dem inzwischen neu entdeckten Teile der Höhle. Staunend hatten wir die Berichte über die Neuentdeckungen aus dem Munde der Erforscher vernommen. Unsere Neugierde war auf das Äußerste gespannt. Reihten sich doch angeblich die erschlossenen Räume durchaus würdig und ebenbürtig an das Großartigste, was auf späleologischem Gebiete bekannt war.

Gegenüber dem dreiteiligen Abgrund liegt ein unscheinbarer, halb verworfener Nebenstollen. Diesen verfolgten wir, bis uns eine Steilstufe zwang, in mäßig schwieriger Kletterei in die schier uferlose Nacht abzusteigen, die sich gähnend vor uns auftat. Über Eisbildungen und weite Felder von Lehm stampften wir kreuz und quer durch die luftige Halle. Eine Unzahl von Seitenstollen mündet in sie ein, weshalb sie „Dom der Vereinigung“ genannt wurde.

Besonderes Interesse verdient das Labyrinth der Windstollen, dessen Zugang ein kreisrundes Tor im südlichsten Winkel der Halle vermittelt.

Rückläufig und gewunden, sich teilend und wieder vereinigend, sich im Steigen und Fallen unter- und überschneidend, windet sich das chaotische Durcheinander von Gängen und Stollen in der verworrensten Weise in den Berg. Dabei sind die Gänge oft bis auf einen wenige Zentimeter breiten Spalt mit zähem, nassem Lehmbrei erfüllt. Furchtbare Plattenschüsse stürzen überhangend in die Tiefe ab. Schwierige und gefährliche Steilstufen unterbrechen ganz unvermittelt den horizontalen Verlauf der Stollen. Gähnende Schächte öffnen sich drohend. Aus ihnen steigt ein Orkan eisiger Zugluft empor; ein sicherer Beweis dafür, daß die Schächte in der Tiefe mit großen Räumen in Verbindung stehen.

Wir wandten uns heute der Hallenflucht zu, die sich vom „Dom der Vereinigung“ gegen Osten fortzieht. Es war ein sorgloses Wandern auf dem ebenen, sandigen Boden, bis wir auf einmal erstaunt innehielten. Der feine Lehmsand machte einem derben, kugeligen Kalkschotter Platz, der in großen Mengen angehäuft dalag. Diese kugeligen, mit einer rotbraunen Masse zu Konglomerat zusammengebackenen Brocken sind nichts anderes als die Sedimente, die der ehemalige Höhlenstrom abgelagert hat. Ein richtiges Bild von ihrer ungewöhnlichen Mächtigkeit konnten wir uns erst machen, als wir auf dem Boden einer trichterartig in die Sedimente eingegrabenen Senke standen. Dreiviertel der gesamten Gang-

öffnung erfüllen die Schottermassen. Fünf bis sechs Meter hoch liegen die säuberlich horizontal geschichteten Bänke übereinander. Ja auch an den Wänden kleben angebankt die weitausladenden Konglomeratschichten, oder sie hängen in klobigen Massen von der Decke herab, das ganze Mauerwerk des Ganges verkleidend. Eine unglaubliche Gewalt muß die Geröllmassen in diese Gangstrecke hineingepreßt, sie mit ihnen ausgefüllt und verstopft haben, bis eine spätere Kraft dieses Hindernis in trotzigem Ansturm zum Teil beseitigte. Oder es ist die Gangausfüllung der langsamen aber zähen Gewalt der Sickerwasser zum Opfer gefallen. Durch ein Loch in der Konglomeratdecke, über eine unersteigbare Riesenplatte, die mit Leiterhilfe bewältigt werden mußte, gewannen wir den Ausweg aus dieser scheinbaren Sackgasse und erreichten die Fortsetzung des Stromlaufes.

Riesenblöcke verbarrikadieren den linken Ast einer Gabelung des Hauptganges. Über sie hinweg erreicht man in schwierigster Kletterarbeit die hochaufschießende Galerie der „Arkadenkluft". Aus luftigen Fenstern bietet sich hier ein Einblick in die großartige Tiefe und den mächtigen Raum des „Mitternachtsdomes"[1]). Seinem immer ruhiger und einfacher sich gestaltenden Wandaufbau entlang wanderten wir weiter.

Überaus wirkungsvoll und fast bedrückend war, was nun folgte. Unserer Sprache fehlt die Wucht des Ausdrucks für diese Maße. Wie auf dem Zeichenbrette eines Architekten entworfen und dann von Riesenhand in kühne Betonformen gegossen, so zieht sich das übermächtige Tonnengewölbe in den Berg hinein, 15—20 *m* hoch, 20—25 *m* breit, fort, fort, bis es sich im tiefsten Dunkel verliert.

Wir standen im Strombette der „Paläotraun". Und wenn unsere Phantasie, unterstützt durch die Erinnerung an Geschautes und Gehörtes, sich auch ein Bild geschaffen hatte, das kaum der Kritik der Vernunft standzuhalten vermocht hätte — es blieb doch weit, weit hinter der Wirklichkeit zurück, die wir, kaum faßbar für uns, schauten. Kein Versturz, keine Trümmerburg stört den ruhigen Verlauf dieses Riesentunnels. Kein Spalt wirft sich trennend und hemmend seinem Vorwärtsdrängen in den Weg. Mauerglatt gescheuert türmen sich die Wände, in unmerklichem Schwunge zum Deckenrund sich wölbend, eine einzige, in sich zusammenhängende, festgefügte Gesteinsmasse, als hätte ein Riesenbohrwerk hier seine unfaßbaren Kräfte spielen lassen.

Ein halbes Dutzend Eilzüge könnte auf einmal nebeneinander diesen Tunnel durchrasen und kein Sprengschuß, kein Meißelhieb brauchte zu geschehen. Aber nicht etwa nur auf eine kurze Strecke ist dieser Riesengang beschränkt, h u n d e r t e von Metern weit immer das gleiche Bild, immer das gleiche Riesenmaß. Wir wanderten und wanderten, als gingen wir nachts auf freiem Felde. Ungehindert, unbeengt. Verstohlen glitt der Blick aufwärts, suchend, ob nicht dort, wo wir die Decke ahnten, doch nur des Himmels Sterne glommen. Winzig erschienen wir uns in diesen Räumen, nichtige Zwerge. Die Lichter der Lampen verschwanden, sie krochen in sich zusammen und duckten sich, als fürchteten sie die große Leere des Raumes, in der sie sich wegemüde verloren.

Und wo ihr ermattender Schein auf seiner Irrfahrt doch endlich eine Wand, eine Decke erreichte, auf deren weißlichgrauen Sinterstreifen er zu neuem Leben aufflackerte, da zeichnete er die riesigen Schattenrisse der Wandernden an die Gewölbe und der stumme Zug der gigantischen Gestalten glitt die Raumflucht entlang, bis die Bergesnacht seine schemenhaften Leiber aufsog. Kein Tropfen löst sich von dem trockenen Deckenbogen mit dem schwermütigen Klange

[1]) Der Arkadenkluft schließt sich unmittelbar der über einen halben Kilometer lange „Schmetterlingsgang" an. Aus diesem führt die erst kürzlich entdeckte, äußerst mühsam und gefährlich zu passierende Umgehungsgalerie auf die Schönbergalpe hinaus (siehe den im Streifband beiliegenden Plan).

Ing. Bock phot.

Abb. 1. Die „Platte“ im „Dome ohne Namen“. Rechts oben die bis an die Decke reichenden Konglomeratbänke

Dr. R. Frhr. v. Saar phot.

Abb. 2. Die Palaeotraun stromaufwärts (deutlich sind das mächtige Tonnen- [Eforations-] Gewölbe und die hohen Schlammhaufen zu sehen).

J. Kling phot.

Abb. 4. Im Eisabgrund



Dr. A. Hobelsberger phot.

Abb. 3. Der untere Teil der Gralsburg

seines Aufschlages die große Stille zerbrechend, die wie eine unsichtbare Hand über allem lastet. Keiner Quelle Murmeln schafft das Bewußtsein des Werdens, des Geschehens. Es ist ein großes Stillestehen und Schweigen, ein Rasten und Ruhen der Zeit über allem. Maße und Zeiten schrumpfen zusammen, verzerren sich, werden zu spielenden Masken und über der Flucht der Vorstellungen und Begriffe schwebt die stumme Majestät des einzigen Gedankens — Ewigkeit.

Endlich sinkt der mächtige Bogengang langsam in die Tiefe ab, bis die Lehmmassen die hereindringende Decke erreichen. Nach Beseitigung dieses Hindernisses würde man wohl noch kilometerweit den Gang verfolgen können, der einen Profillichtraum von 300 bis 350 m^2 aufweist und dessen sekundliche Wasserführung über eine Million Liter gewesen sein muß.

Bevor wir die Höhle verließen, statteten wir noch rasch dem Labyrinthe der „Verfallenen Burg“ einen Besuch ab. Mit turnerischen Kunststücken überwanden wir die weit überhangende Plattenwand, die zu den neun Öffnungen der „Verfallenen Burg“ emporleitet. Dann standen wir in diesem seltsamsten, in sich abgeschlossenen Teil der Höhle. Er ist nahe am Tage (NW) gelegen und daher den verheerenden Einflüssen der Sickergewässer und der atmosphärischen Luft im weitestgehenden Maße ausgesetzt.

Diese Tatsache ist in erster Linie für den sonderbaren Charakter dieses Höhlenteiles bestimmend. Der schwammartig zerfressene Kalkstein ist auf weite Strecken förmlich zerblättert und zerfallen. Ganze Wandpartien lösen sich fächerartig auf. Säulen, Kulissen, Pfeiler und Fältelungen sind Erscheinungen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. Von besonderem Reize ist eine vor dem Endlabyrinthe gelegene Galerie des Hauptganges, deren Decke eine Reihe schmaler, zierlicher Säulen trägt. Das Ende der „Verfallenen Burg“ bildet ein äußerst verwickeltes System von engen Gängen und Schlufen, die sämtlich in eine geräumige Halle abbrechen. Da wir gerade über keine Strickleiter verfügten, so halfen wir uns beim Abstieg in die Halle mit einem recht einfachen Werkzeug. In ein Seil wurden in Abständen von einem halben Meter Schlingen geknüpft und auf diesem sehr labilen Gebilde glückte uns, wenn auch mit viel Anstrengung, der Ab- und Aufstieg über die mehrere Meter hohen Stufen.

Interessant ist dieser Höhlenteil wegen der massenhaften Funde von Brauneisenerz, die in ihm gemacht wurden. Namentlich in der Schlußhalle lagern große, zentnerschwere Trümmer dieses Gesteins.

Wieder war Tag und Nacht verflossen, als wir den beschwerlichen Rückweg antraten. Wieder warf sich uns vor dem Eingang der leuchtende Tag mit der ganzen Inbrunst seiner wohltuenden Glut in die Arme. Doch hinter den Zinken des Plassens schob sich furchtbar aufgebäumt eine finstere Wolkenwand in das Azurblau der Himmelskuppel empor. Sturzbereit hingen die bleifarbenen Massen vornüber. In bangem Schweigen harrte die Natur ihrem Schicksal entgegen. Auch wir überlegten. Doch die Ereignisse überholten unser Zögern. Auf einmal kam Bewegung in die trägen Massen. Ein Zittern durchlief sie. Es war, als stürzten sie in sich zusammen. Sie brachen nieder, flossen auseinander, jagten, einer Springflut gleich, herbei. Die Wipfel der Bäume lagen auf einmal wagerecht in der Luft. Ein einziger, großer Schrei fegte über die Erde. Er riß die Steine aus ihrem Gefüge, trug Bäume vor sich her und warf Feuer und Wasser über die Berge. Das furchtbarste war aber das Licht. Viele Hochgewitter waren schon über uns niedergegangen. Wir waren vertraut mit Hagel und Blitz. Aber das eine schien uns unbegreiflich, apokalyptisch: in den schreiendsten Tinten von Rot und Gelb loderten die Wolken, loderten die Wasser, loderten die Blitze. Alles schien in glühendem Schwefeldampf erstickt.

Erschreckt flohen wir zurück in den Eingang der Höhle. Dort kauerten wir uns zusammen wie schutzsuchende Troglodyten. Welch eine Laune der Natur! Die Besiegte nahm die Sieger schützend in ihren Schoß auf. Lange starrten wir schweigend in den Kampf der Elemente hinaus. Erst nach Stunden wüstesten Donnergrollens trat wieder Ruhe ein, die große Ruhe der hehren Berge. Spät am Abend begannen wir mit dem Abstieg. Flink ging es dann talwärts, um die Wette mit dem hereinbrechenden Abend. Und als wir im Tore der gastlichen Herberge standen, hob sich des Koppens wuchtiger Zug nur mehr als starre Silhouette vom purpurnen Firmamente ab. Ernst und verschlossen lag er da, mit breiten, ruhigen Flächen, ein ernster, würdiger Wächter der Vorweltwunder, die sein Schoß verbirgt.

DIE RIESENEISHOHLE SCHLUSSWORT

Durch die, östlich von den Steilhängen des Mittagskogels gelegene Talsenke, die jäh und stufenartig die Nordflanke des Koppenstockes durchzieht, ansteigend, erreicht man eine Almterrasse „Schönbergtritt" genannt. Schroffe Kalkwände rahmen von drei Seiten den wilden Felszirkus. Nur gegen Norden klaffen sie breit auseinander. Ungezügelt eilt der freie Blick zu Tal, Obertraun, das samtene Grün des Sees und Hallstatt im Fluge streifend. Seinen Abschluß findet das reizvolle Landschaftsbild in den Hängen des Plassens und den Kulissen der anschließenden Höhenzüge.

Ein breiter, malerisch angelegter Reitsteig — nach den Plänen des Ingenieurs Bock ausgeführt — bringt den Wanderer in kaum zwei Stunden leichten Marsches in den Felskessel des Schönbergtrittes, den man ehedem mühselig durch den steil aufschießenden Waldbestand auf kaum sichtbarem Steiglein erklimmen mußte.

Eingebettet in den schwellenden Vegetationsteppich des Schönbergtrittes liegt das schmucke Schutzhaus des Vereins für Höhlenkunde in Österreich, Sektion Oberösterreich. Es erhebt sich heute an der Stelle, wo noch vor kurzem die Ruinen einer verfallenen Almsiedelung kalt und starr ihr wetterschwarzes Gebälk gegen den Himmel reckten. In dem schmucken Neubau findet der Besucher der Eishöhle Gelegenheit zu stiller Rast und bequeme Herberge; Leitern, Beleuchtungsmaterial, Steigeisen und Seile stehen an Ort und Stelle in hinreichender Menge den Führern der Partien zur Verfügung.

In weniger als zehn Minuten erreicht man von hier aus den unscheinbaren Doppeleingang der Eishöhle. Dieser öffnet sich mit einer Reihe anderer Höhlenpforten, von denen die größten und meistversprechenden jedoch bald blind oder verschwemmt enden, in einer beiläufig 100 *m* über dem Mittel des Alpenbodens liegenden Horizontalen.

Die im Sinne des Anstieges linke der beiden Torwölbungen führt in einen geräumigen Gang, der in mäßiger Steilheit fast 50 *m* bergeinwärts zieht und hier mit einem Eissyphon endigt. Die steil in die Eismassen einsinkende Decke schließt den Raum nach allen Richtungen ab. Aus dem rechten Tore stürzt eiskalte Luft in großen Massen zutage. An ihr verdichtet sich beständig der Wasserdampf der warmen Außenluft zu Nebel und die grauen Schwaden sinken in schweren Wolken am Steilhange zu Tal. Das Schauspiel macht den Eindruck, als stieße der Höhlenrachen qualmende Rauchschwaden aus.

Betritt man den Eingangsstollen, so erstaunt man über die Stärke der Zugluft, die hier herrscht. Förmliche Sturmstöße durchbrausen heulend die Felsgänge, Lampen und Lichter verlöschend.

Grobes Trümmerwerk deckt den Boden. Bald verschwindet es unter einer blanken Fläche weißlichen Eises. Nach wenigen Schritten taucht rechter Hand

eine klotzige Eisfigur auf. Aus einem plumpen, stark zerfressenen Sockel wächst eine schlanke Säule auf, die bis an die Decke reicht. Unmittelbar hinter der Eisfigur bricht der Boden senkrecht in die gähnende Tiefe hinab. Man steht vor einer riesigen Halle, in deren undurchdringliche Nacht man wie aus einer luftigen Empore hineinblickt.

Aus weiter Ferne schimmern die unbestimmten Umrisse einer hohen Eissäule herüber. Nichts anderes ist sonst in dem weiten Raume wahrzunehmen. Irgendwo rauscht in der Tiefe ein mächtiger Wasserfall. Von Zeit zu Zeit das Prasseln der in sich zusammenbrechenden Eisfiguren.

Heute führen bereits feste, solide Holzleitern über die Schlünde des Eisabgrundes, wo sich mit Pickel und Eisaxt auf schwankender Drahtleiter die ersten Forscher Abstieg und Übergang erzwingen mußten[1]).

Am Rande des Eisabgrundes liegt eingefroren ein Felsblock; an ihm wurde die Schlinge der Drahtleiter befestigt. Zischend glitt sie an der glatten Eiswand in die Tiefe. Schwer war der Abstieg. Das Gewicht des Körpers preßte die Leitersprossen knapp an die Eisfläche an. Die schmerzenden Finger waren kaum imstande, die Leiter so weit zu lüften, daß sie genügend Raum zum Greifen gewannen.

In 12 *m* Tiefe verbindet ein schmaler Eisgrat die beiden Wände des Abgrundes und trennt so dessen Tiefe in zwei von einander vollkommen geschiedene, brunnenartige Kessel. In 15 *m* Tiefe, von der Krone des Eisgrates an gerechnet, erreicht man den Boden des linksgelegenen Kessels.

Hier kann man die Struktur der in einer Mächtigkeit von 30 *m* dem Felsboden aufgelagerten Eismassen vorzüglich studieren. Eine geräumige Halle unterteuft gegen Nordosten hin die gewaltigen Eismassen. Weit hängt die durchsichtige Decke herein, in feine Spitzen und zarte Girlanden sich zerteilend. Unter ihrer von breiten Schloten durchrissenen Wölbung stehen die wunderbarsten Gebilde enge nebeneinander. Türme gotischer Art, Zinken und Zacken, Fahnen und Schwerter aus Eis, neben mannshohen Eiszapfen reihen sich aneinander und bieten, übersät mit feinen Eiskristallen, die im Lampenlichte wie weiße Flämmchen erstrahlen, ein Bild von seltener Formen- und Farbenfülle. Deutlich ist der schichtartige Aufbau der Eismassen zu erkennen; es wechseln glashelle mit milchweißen Schichten, die dem ganzen Eismassiv ein gebändertes Aussehen geben.

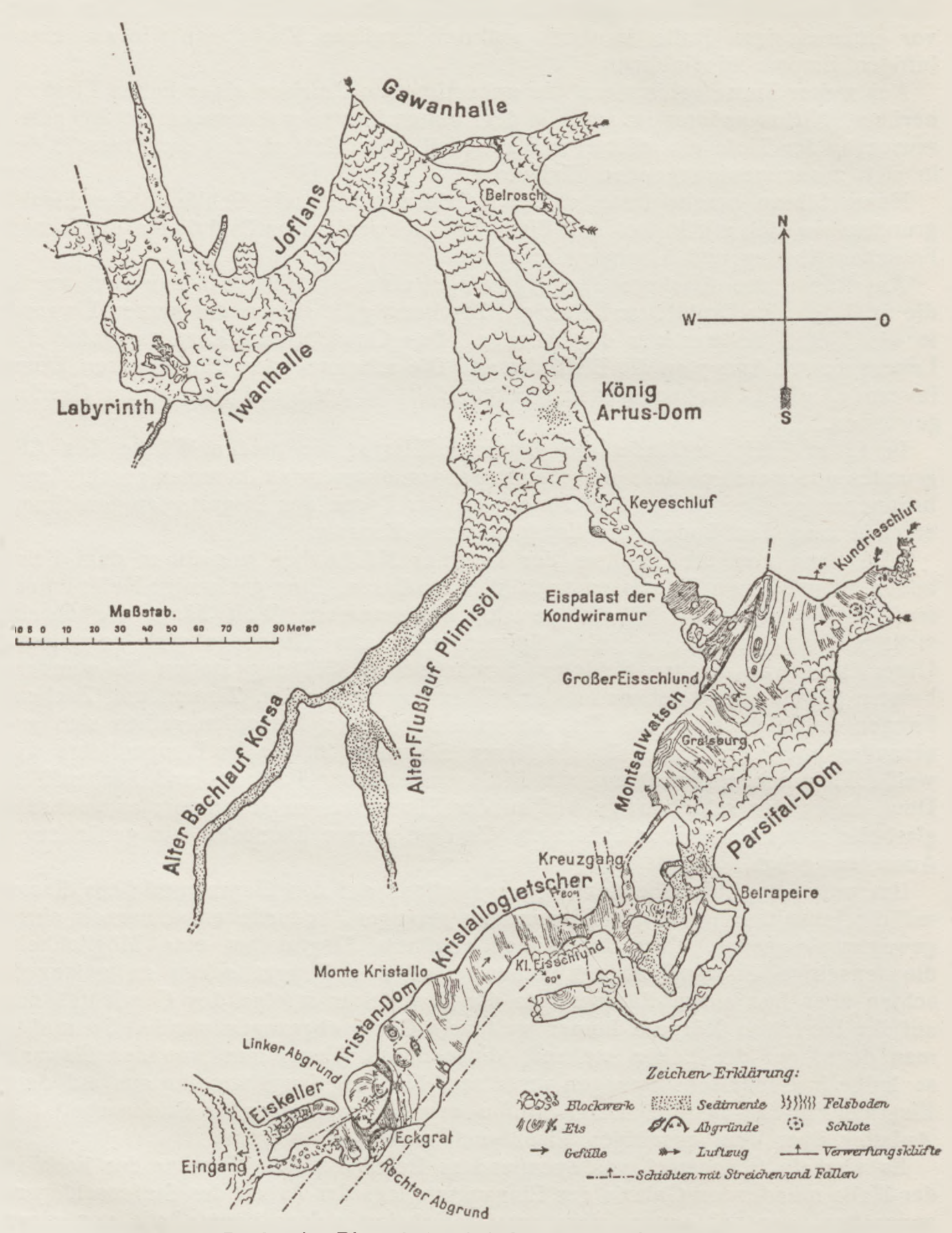
Um von dem Abbruche des Eingangsstollens auf den Eisgrat und über diesen auf die jenseitige Höhe der Eiswand zu gelangen, bedurfte es seinerzeit eines gewagten Vorgangs. Nur der früher erwähnte Eisgrat bot eine Möglichkeit, die jenseitige Eiswand zu erklimmen. Auf den Eisgrat selbst zu gelangen, schien aber fast ausgeschlossen, da die Drahtleiter infolge des Gewichtes des auf ihr lastenden Körpers immer weit vom Grate abgezogen wurde. So mußte man denn, auf der Leiter stehend, diese durch Abstemmen von der Eiswand so lange in Pendelschwingungen versetzen, bis es gelang, von ihr aus auf dem Eisgrate Fuß zu fassen. Dann mußte erst in anstrengender Stufenarbeit der Aufstieg über den jenseitigen Eisabbruch erzwungen werden.

Es war ein Schauspiel von spannendem Reiz, von dem Fenster der hoch in der Halle mündenden Galerie des Eingangsstollens der Arbeit des Stufenschlägers zuzusehen, der tief unten, vom matten Scheine seiner Lampe wie von einer goldenen Aureole umrahmt, mühsam seiner gefahrvollen Arbeit oblag.

Es ist das Verdienst des Ingenieurs Bock, die schwierige und nicht ungefährliche

[1]) Inzwischen sind die Gangbarmachungsarbeiten in der Eishöhle so weit gediehen, daß die Holzleitern und Steige bereits durch Betonstiegen und eiserne Galerien ersetzt sind.

Aufgabe der Überwindung des Eisabgrundes als Erster gelöst zu haben. Damit waren erst die Schranken gefallen, die die unerbittliche Natur vor die Wunder

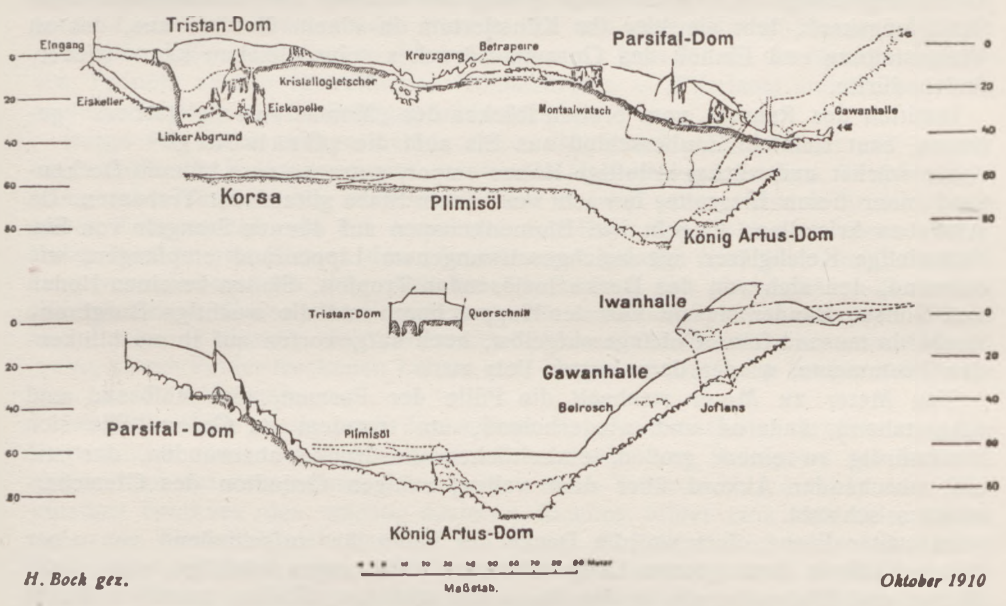


Dachstein - Riesenhöhle bei Obertraun. Grundriß

der unterirdischen Eiswelt gelagert hatte, an denen durch lange Jahre die Stoßkraft erprobter Höhlenforscher zerschellen mußte.

Hart am jenseitigen Rande des Eisabgrundes wächst eine schlanke Riesensäule empor. Zehn Meter hoch, bohrt sie sich, gleich einem spitzen weißen Zahn, in die Nacht des Raumes. Spiegelglatter Eisbelag bildet den durchaus ebenen Boden der Halle. Er ist nur in seinem westlichen Teile von Schächten und Löchern zerrissen. Sickerwasser stürzen hier aus der geborstenen Decke nieder, mit ihrer lauen Wärme den Eisboden bis in seine tiefsten Tiefen zerstörend.

Weit im Hintergrunde der Halle löst sich aus dem bergenden Dunkel der Umgebung der blendend weiße Aufbau eines Eisberges los. Zinnengekrönt, von Türmen und Türmchen überhöht, an seinen Flanken von Schluchten und Rinnen zerrissen, stößt der Eiskoloß jäh und unvermittelt aus seiner ebenen Umgebung empor, die Blicke des Beschauers mit zwingender Gewalt an sich reißend.



Dachstein-Riesenhöhle bei Obertraun. Querschnitt

An seinem Fuße lagern breite, runde, mit dunkelgrünem Wasser gefüllte Tümpel und Lachen. Mäandrisch gewundene Rinnen im Eise vermitteln ihren Abfluß. Wunderbar ist der Widerschein der Lampenlichter in den spiegelnden Flächen der Eiskörper. Magische Reflexe gaukeln bei jeder Bewegung der Lampen über das Eisparkett des Hallenbodens. Dazu der reizvolle Farbengegensatz zwischen dem Blaugrün der Eismassen und dem in den zartesten Tönen abgestuften Rotgelb der Felsen.

In 40 *m* Höhe über dem Boden des Abgrundes wölbt sich die kühn geschwungene Decke, einen Raum von 80 *m* Länge und 50 *m* Breite überspannend. Hinter dem zinnengekrönten Eisberge, „Monte Cristallo" genannt, setzt ein mehrere hundert Meter langer Gletscher an; teils in sanftem Gefälle, teils in jähem Absturze streicht er bergeinwärts. Das Eis ist hier zum Unterschiede von dem der Vorhalle in seiner ganzen Mächtigkeit glashell, so daß man durch die Kristallmasse noch in einem Meter Tiefe und darüber hinaus den Felsboden erkennt.

Der „Monte-Cristallo-Gletscher" endigt in einer wasserscheidenartig aufgeworfenen Partie eisfreier, mit Schutt und Lehm bedeckter Gänge, die über das

Trümmerfeld von „Belrapeire“ zu den mächtigen Hallen des „Parsifaldomes“ leiten. Einige Seitengänge enden blind. Doch hat die in ihnen dauernd in Ruhe befindliche Luftsäule das Auskristallisieren des Eises in außergewöhnlicher Weise begünstigt. Man trifft hier auf freihangende Eiskristallblättchen von 8—12 *mm* Durchmesser. Sie hängen enge nebeneinander, oft zu mehreren dachziegelartig übereinandergeschoben, so daß die Felsen mitunter spannenhoch mit diesen seltenen Gebilden wie mit einem Pelze überzogen erscheinen.

Die Blockwüste von Belrapeire ist rasch überwunden. Von einem hohen Trümmerberg erschließt sich ein freier Einblick in die folgende Hallenflucht. Mächtige Eismassen wälzen sich auch hier, gleich einem im Sturze erstarrten Strome, breitwogend talabwärts. Und als ob die Natur in ihrer Schaffensfreude und ihrem Gestaltungsdrange sich nicht hätte genug tun können im Formenspiele ihrer Schöpfungskraft, lebt sie hier ihr Künstlertum in einem Gebilde aus, das an Vielgestaltung und Einheit des Gesamtausdruckes seinesgleichen kaum wiederfinden dürfte.

Inmitten des Raumes, vom breiten Rücken des „Montsalwatschgletschers“ getragen, baut sich ein Zauberschloß aus Eis auf: die „Gralsburg!“

Sie wächst und wächst in luftige Höhen empor, getragen vom kühnen Deckenrund einer tiefen Eisgrotte, bewacht von einem Stabe glitzernder Trabanten. Da schweben kristallene Kugeln wie Blumenknospen auf dünnen Stengeln von Eis. Feinstielige Kelchgläser mit weichgeschwungenem Lippenrand empfangen, wie dürstend, den sich von der Decke loslösenden Tropfen. Säulen vereinen Boden und Simse; Bänder rieseln von der Kuppel herab und die wuchtige Burgkrone strebt, in tausend feine Gehänge aufgelöst, hoch aufgeworfen auf ihrem blinkenden Postamente, wieder dem starren Fels zu.

Von Meter zu Meter wechselt die Fülle der Formen, sich ablösend und umgestaltend, ändernd und wiederholend, um trotzdem im Gesamtbilde sich merkwürdig zu einem großen, einheitlichen Ausdrucke abzurunden, der wie ein rauschender Akkord über dem vollen, ruhigen Grundton des Gletscherstromes schwebt.

In weiter Ferne, dort wo die Decke der Halle jäh aufschießend von einer hohen Kluft in ihrer ganzen Länge zerrissen wird, ragen mächtige, meterdicke Säulen und Säulenstumpfe in den Raum und scheinen mit ihrer massigen Wucht die schwere Deckenwölbung zu tragen.

Gegen Westen bricht der Boden des Parsifaldomes mit einer jähen Kante in einen finsteren Eisschlund ab. Auch hier mußte seinerzeit eine Drahtseilleiter den Abstieg über die weit überhangende, fransengeschmückte Eiswand bahnen. An ihrem Fuße galt es über große, kantige Trümmer, die mit glasharter Eisdecke überzogen waren, weiter in die Tiefe vorzudringen. Kaum daß sich den tastenden Steigeisen ein Haltpunkt bot. Schritt für Schritt mußte in harter Stufenarbeit erkämpft werden. Durch Tore von seltsamer Pracht geht der Abstieg vor sich. Draperien und Vorhänge, in Falten gerafft und gebunden, lassen gerade nur den zum Vordringen nötigen Raum frei. Die Musik der fallenden Wassertropfen erfüllt den Raum mit einer wunderbaren Stimmung. Alles ist hier in stetem Wandel begriffen.

Ein Werden und Vergehen, ein sich Aufbäumen und ein in sich Zusammensinken paart sich hier zu einem pulsenden Rhythmus des Geschehens und eine Kraft spielt ihre Künste aus, die wie Faustens Erdgeist von sich sagen kann: „So schaff ich am brausenden Webstuhl der Zeit, und wirke der Gottheit lebendiges Kleid!“ Einem organischen Wesen gleich wächst hier das Eis. Es blüht, es verwelkt und es trägt Früchte, die in ihrer Reife schwer vom Stamme fallen.

Doch näher und näher drängen Boden und Decke heran. Nun klafft nur mehr ein schmaler Horizontalspalt zwischen ihnen, durch den man sich mühsam hindurchzwängen muß, um einen Raum von ungeahnten Ausmaßen zu erreichen. Kein Lichtschein vermag seine Fernen zu durchdringen und nur die hausgroßen Trümmer, Zeugen eines furchtbaren Einsturzes, starren dem Eindringling bleich und abweisend entgegen. 200 *m* lang, 50 *m* hoch, 70 *m* breit, dehnt sich der gewaltige Raum schier ohne ein Ende zu finden aus, denn in allen vier Himmelsrichtungen klaffen in den Wänden mächtige Pforten, die zu einer neuen Flucht von Hallen führen, die zum Teile noch ihrer Erforschung harren.

Vergebens sucht man nach den Spuren winterlicher Pracht; kein Bröckchen Eis bedeckt den Boden; kein Tropfenfall stört die einsame Ruhe; keines Bachlaufes Murmeln belebt die Grabesstille. Und doch brandeten hier vor unfaßbaren Zeiträumen die tosenden Fluten, die aus einem im Südosten der Halle gelegenen Riesentore donnernd hereinschossen! Dort führen die blankgescheuerten Tunnels zweier vorweltlicher Höhlenströme — Plimisoel und Corsa — in sanfter Neigung und Krümmung südwestwärts.

Berge von Lehm stauen sich in ihrem Bette und man wandert auf kugelig abgeschliffenem Kalkschotter und verstreuten Urgesteinsgeschieben. Tropfsteingehänge schmücken die fast trockenen Wände und tief ausgescheuerte Erosionstöpfe geben Zeugenschaft von der ausarbeitenden Kraft der Höhlengewässer.

Im Norden und Westen des „Artusdomes“ gelangt man über den Trümmerberg von „Joflans“ zu der trostlosen Blockwüste der „Ivanhalle“. Zahlreiche Seitenhallen schließen mit Verstürzen. Schutterfüllte Spalten zerreißen Wände und Decke. Zwischen den verstreuten Blöcken dehnen sich im „Artusdome“ weite, ebene Felder trockenen Lehms aus. Eingebettet in ihnen fanden sich Reste von „ursus spelaeus“.

Im Jahre 1911 wurde noch die sogenannte „Amfortashalle“ erschlossen. Sie liegt seitlich unter dem „Parsifaldome“ und wird von Belrapeire her erreicht, indem man auf verworrenen Schliefwegen einen Trümmerberg durchkriecht. Den einzigen Schmuck des mächtig-düsteren Raumes bildet eine kolossale, einem erstarrten Wasserfall nicht unähnliche Eisfigur. Auffallend sind die großen Massen von U r g e s t e i n s s c h o t t e r, die den Boden fast einen halben Meter hoch bedecken. Blankgerollte Quarzstücke bis zu doppelter Faustgröße finden sich allenthalben. Deutliche Flutmarken an den Wänden lassen erkennen, daß sich hier zur Zeit der Frühjahrsschneeschmelze das einbrechende Wasser zu einem ein- bis eineinhalb Meter hohen See anstaut.

Eine Wanderung durch die eben beschriebenen Räume ist von unsagbarem, nachhaltigem Eindruck. Der jähe Gegensatz zwischen dem sonndurchglühten Landschaftsbilde der Oberwelt an einem schönen Sommertage und der kaum dreißig Meter von der blühenden Almwiese starrenden ewigen Eiswüste gehört zu dem Eindrucksvollsten, das auf uns einwirken kann. Und wenn dann der Höhlenwanderer nach vielstündigem Aufenthalte in der Wundernacht der Eisgrotte das Licht des Tages wieder erblickt, wallt oft und oft zu seinen Füßen, von spielenden Winden gewellt, das flutende Meer der Talnebel.

Tal und Siedelung sind verschwunden, versunken am Grunde der wogenden Massen. Inseln gleich ragen die Stöcke des Plassens und der fernen Höhenzüge aus den an ihren Flanken brandenden Wogen empor. Wie leichte Segler ziehen über sie in großen Kreisen Vögel dahin und der ganze feurige Guß des Sonnenlichtes prallt tausendfach gebrochen von der blendenden Fläche zurück, mit sprühendem Gleißen den ganzen Luftraum erfüllend.

In fremde, ferne Zeiten fühlt sich der Wanderer zurückversetzt. Zur schwer-

wogenden Flut eines endlosen Meeres wandelt sich das flüchtige Gewölk. Mächtige Saurier schleppen ihre plumpen Leiber über das Land. Das Brackwasser wimmelt von Ammoniten und Belemniten. Über das unscheinbare Hügelland des Dachsteinstockes rollen die mächtigen Fluten zentralalpiner Ströme. Aufgesogen von den Schlünden des kluftreichen Karstes, verschwinden sie in das Erdinnere und brechen als mächtige Quellen aus den Portalen, durch die der Wanderer heute trockenen Fußes schreitet, in die Fluten der mesozoischen Thetis.

Das ist das Schauspiel, das sich hier vor undenklichen Zeiten abgespielt hat und dessen letzte stumme Zeugen uns in den beschriebenen Riesenräumen der Mammut- und Eishöhle heute entgegentreten.

Mag immerhin die vorliegende Schilderung weit hinter dem übermächtigen Eindruck der Wirklichkeit zurückbleiben, eines steht fest: wer diese Hallen und Räume einmal durchwandert hat, wird sich nie dem Eindrucke des Geschauten entziehen können.

Und wenn auch die einsame Größe und majestätische Wucht der Mammuthöhlenräume nie Gemeingut der großen Menge werden wird — in den Wunderbauten der Rieseneishöhle wird der schlichte Wanderer seine Phantasien von Laurins Zwergenreich ausleben können.

Schon nähern sich die Erschließungsarbeiten im Innern der Eishöhle ihrer Vollendung. Willkommene Rast bietet das Schutzhaus des „Vereines für Höhlenkunde in Österreich, Sektion Oberösterreich"[1]), das ein malerischer Reitsteig mit dem Tale verbindet, dem Wegemüden. Und wo vor verhältnismäßig kurzer Zeit Eisaxt und Pickel in hartem Kampfe mit den Elementen erklangen, da führen nun breite Galerien, Treppen und Stege an den Unterweltsgletschern entlang bis in das Herz der stummen Riesengruft des König-Artus-Domes.

Doch dort in jenen Tiefen und einsamen Verstecken, aus denen dem Wanderer nur das steinerne Antlitz der Nacht abweisend entgegenstarrt, dort wird der neue Kampf beginnen; neue Geheimnisse werden der habgierigen Erde entrissen werden, weiter und weiter wird zäher Trotz und eiserner Wille durch Nacht und Wildnis vordringen, bis auch der letzte Schleier, der sich mißgünstig über die Geheimnisse im Schoße des „Königs der Nördlichen Kalkalpen" breitet, gefallen sein wird.

Höhlen-Heil!

[1]) Seine Errichtung ist in erster Linie dem Obmann der genannten Sektion, Herrn Georg Lahner in Linz, zu verdanken.

AUS KARWENDEL UND WETTERSTEIN ALTMODISCHE FAHRTEN. VON O. P. MAIER

„Auf den Bergen, da wohnt die Freiheit —“

Wir Menschen sind gar eitel schwache Wesen, trotz all der Kraft und Stärke, die wir uns oft selbst zuschreiben; und darum brauchen wir etwas im Leben, woran wir uns halten können in Zeiten der Schwäche, wenn uns der Mut verlassen will auf der staubigen und steinichten Heerstraße des Daseins. Eine Klippe müssen wir alle haben, Große und Kleine, Hohe und Niedere, an die wir uns klammern können in jenen Stunden, die keinem erspart bleiben: wo uns das Leben ein brandendes Weltmeer dünkt oder eine unendliche Öde, in der die Freude erstorben ist und jegliches Glück.

Heil denen, die uns aus Nacht und Trauer den Weg zu Licht und Leben gewiesen haben! — Hoch über dem Menschengetriebe und über dem Lärm des Alltags gibt es eine Welt, in der der Sonntag ewig dauert, wo Herz und Brust sich weiten in überschäumender Lebenslust, frei von jeglichem Zwange. — Ich habe Stunden stillen Schauens erlebt da droben, unendlichen Genießens; aber auch Stunden harten Kampfes und verzweifelten Ringens, denn nur widerstrebend läßt die Natur einen Blick tun in ihr geheimes Schaffen. — Wo aber liegen die schönsten Berge? Wir wollen nicht rechten und hadern; schön ist's überall, wo ragende Zinnen gen Himmel streben, und doch bleibt jedem der Fleck am liebsten, wo er zuerst die stumme, edle Sprache der Natur vernommen hat. Mir nun haben es die grauen Kalkriffe meiner Heimat angetan mit Allgewalt. Wozu auch in die Ferne schweifen, liegt das Gute doch so nah!

Karwendel und Wetterstein, sie gelten mir eins, und wenn ich wählen müßte zwischen ihnen, das wäre eine harte Nuß. Sie sind ein großes Reich des Friedens, wohin wir fliehen können in unseren Nöten, wie ein gehetztes Wild zur schirmenden Gottheit. — Über den Wetterstein gehört ein blauer Himmel und goldner Sonnenduft, dem ernsteren Karwendel aber ziemen dunklere Gewänder. Wenn des Südsturmes aschfahles Wolkenheer wie eine Schar von Erynien über die vielzackigen Gipfel und Grate hinwegstürmt, daß die altersgrauen Recken des Hochwalds schaurig stöhnend ihre Häupter schütteln, das ist die richtige Karwendelstimmung. Wer diese Berge so noch nie geschaut hat, der hat von ihrer herben Schönheit innerstem Kerne noch nicht gekostet. —

„Wolkendurchbrauste Luft“, sagt ein alter Kämpe, „gehört ins Karwendel und drohende Gewitter, deren Schatten die grauen Felsenwälle mit blauen Tinten übergießt.“ Wahrhaftig, dann erst ist's schön in diesem Reiche der Wildnis, dann erst erkennen wir Menschen die Urgewalt der Kräfte, die sich da offenbart, und demütig und still senkt sich das stolzeste Haupt vor ihr.

„Blaue Luft, Blumenduft in der Winde Wehen;
Immer zu, ohne Ruh, über Tal und Höhen.“

VOM VOMPERLOCH AUF DEN BETTELWURF

Nacht ist's, finstre Regennacht. — Eintönig prasselnd fallen schwere Tropfen aufs Blätterdach der Buchen und in den düstern Tannenwäldern seufzt der Nachtwind. Wir sind im Vomperloch; einen ganzen Tag und einen guten Teil der Nacht über waren wir auf den Bergen, die das Lamskar umsäumen, in Nebel und Regen herumgestiegen, mein Freund Purtscheller und ich, jetzt schlichen

wir schweigend durch das nasse Gras, das über den Steigsaum hereinnickte, taleinwärts. — Mitternacht war längst vorüber, als wir die Türe des Lochhüttls, einer uralten Jägerhütte, aufschlugen und uns häuslich niederließen. — Immer noch hingen schwere Wolkenbänke fest verkeilt im engen Vomperloch und kein Stern am ganzen Himmelszelt gab uns Hoffnung auf bessere Zeiten. — Lange, endlose Stunden hindurch lagen wir in den nässetriefenden Kleidern auf den Tannennadeln der Liegerstatt, bis schließlich in den Morgenstunden ein bleierner Schlaf die Lider schloß. — Als wir erwachten, fiel hellichter Sonnenschein durch das vielfach zerschlissene Sparrenwerk der Hütte auf uns hernieder. „Himmel Herrgott, da ist jetzt 's schönste Wetter, und wir haben schier den halben Tag verschlafen." Ich trete vor die Hütte und wasche mir am Bache unten die verschlafenen Augen aus; heut' hat die Welt ein anderes Gesicht als gestern nachts! Aus finsterm Tobel rauschen die schäumenden Wasser des Baches an den lichten Tag heraus, verwitterte Tannen stehen zu beiden Seiten auf den Ufern und hoch darüber ragt eine Riesenwand in den blauen Himmel. Dort oben in unsichtbaren Höhen liegt irgendwo der Große Bettelwurf, dem wollen wir uns heute zu Gaste laden. — Wir verließen das liebgewordene Lochhüttl, mit Verachtung jener gedenkend, die ihm den Vorwurf der Ungastlichkeit gemacht haben. Vom Fuße der Wand fällt ein schütterer Hochwald steil hernieder, dessen Ahnen in uralten, morschen Stämmen zerstreut umherliegen, von modernden Blättern und üppig sprießenden Kräutern oft ganz bedeckt. — Nach stundenlangem Steigen über krummholzbewachsene Pfeiler und Plattenschüsse erreichten wir eine riesige Terrasse, die über dem unteren Drittel der Wand, tausend Fuß über der Talsohle, liegt. Am Rande des Abgrundes stehen seltsamerweise noch ein paar wetterharte Fichten, vom Sturme zerspellt liegen andere zu ihren Füßen. Ringsum ist alles kahl, nur im Süden lehnt sich eine begrünte Rippe an den oberen Teil der Wände; das ist eine Oase im öden Reiche der Felsen, die sei uns höchlich willkommen! Jetzt stehen wir mitten drin in der „Zyklopenmauer des Speckkargebirges", wie sie Barth nennt. Das hat er wohl nicht geahnt, der eisenharte Mann, daß auch durch solche Wände dereinst die Pfade gezogen würden; freilich, es ist so manches anders geworden seit seinen Tagen und doch wäre so vieles besser beim alten geblieben. — Wo Tod und Leben aneinander grenzen, am oberen Ende des grünen Fleckes, halten wir Rast. Über den Gipfeln der Vomperkette hangen drohende Wetterwolken und senken sich langsam in die Kare nieder; über uns aber strahlt der Himmel in lichter Bläue.

Stundenlang hat unser Blick nur nach festen Stützen für Hand und Fuß Umschau gehalten, jetzt schweift er noch einmal über tannengrüne Täler und graue Höhen und labt sich an all den Wundern der Natur; schließlich bleibt er an einem Blümlein haften, das sich in dieser Wildnis, wer weiß für wen, zu duftiger Schönheit entfaltet hat. Wer da ahnt, welche Riesengröße an Zeit und stille webenden Kräften sich aufgerieben hat, bis sich ein fühlender Mensch an einem Lebewesen freuen konnte, der scheut sich, mit rauher Hand in solch ein Wunderwerk zerstörend einzugreifen. So oft ich eine Blume gepflückt habe und sie nach wenig Stunden schon welken sehen muß, oder wenn ich ein armselig Würmlein aus Ungeschick zertreten habe, dann fällt mir immer ein: jetzt hast du mit einem Schlage vernichtet, was keine Menschenkunst je wieder aufbauen kann. — Wir brechen auf; Stunde verrinnt um Stunde, schon sinkt die Sonne in steilem Bogen hinter dem gelbroten Gipfelbau des Kleinen Bettelwurfs dem Westen zu und immer noch steigen wir die steilen Flanken hinan. Aber das ist kein Steigen mehr, das ist ein wildes Jagen, aufwärts, dem Grate zu. Hie und da ein heiserer Ausruf aus des Freundes Kehle, wenn unter meinen hastenden Füßen ein Stein losbricht

und neben ihm zu Boden saust, oder wenn sich das Seil irgendwo verhängt, sonst fällt kein Wort von unsern Lippen. — Das helle Licht des Vollmondes rieselte schon in Silberbächen über die Ostabstürze des Bettelwurfs ins Fallbachkar hinab, als wir die letzten Stufen an der langen Leiter der dreitausend Fuß hohen Wand hinter uns ließen. — Von den Stätten der Menschen glänzten die Lichter herauf zu uns, so still und ruhig, als wäre dort unten das Glück zu finden. — So war denn wieder ein Tag im großen Nirwana versunken; ein lieber langer Tag im kurzen Erdenwallen des Menschen. Wir zwei, die da auf schneeiger Höhe standen, nichts über uns als das flimmernde Sternenzelt, wir haben ihn nicht umsonst gelebt, o wären sie alle wie dieser!

ZUR WINTERSZEIT

Zwar weiß ich jetzt: das war eine tolle, verwegene Fahrt damals zur Zeit des ungestümen Drängens und nur zum kleinsten Teile war es mein Verdienst, daß alles zum besten ausging. Doch ist's ja schon lange vorüber und — schön war's halt doch!

Ich stak noch tief in den Zeiten des Gymnasiums; die sonntägliche Schulmeßpflicht ward schwänzender Weise umgangen, als ich an einem Samstage spät abends durch die verschneiten Straßen der Stadt über das vorgelagerte Mittelgebirge und den lawinengefährlichen „Roßfall" der Höttinger Alpe zusteuerte, wo ich bald nach Mitternacht ankam. Hütten und Ställe waren verriegelt und mit gewaltigen Schlössern versehen, also kauerte ich mich in einer Schneegrube zu einem Häuflein zusammen und schlürfte einen Kessel erwärmenden Tees hinunter, um dann nach kurzer Rast weiter zu wandern. Tief unten lag das Lichtermeer der Stadt, hoch über mir aber von einem feinen Schleier verhüllt das Ziel meiner Wünsche: das Brandjoch. Vom Kreuze, das eine Viertelstunde oberhalb der Alpe am Wege steht, ragte gerade noch ein kurzer Holzstumpf aus der tiefen Schneelage heraus und zeigte mir an, daß es Zeit sei, nach Westen zu schwenken. Es war ganz still weit um mich her, nichts regte sich und auch das Flimmern der Sterne am hohen Himmelszelte schien in der kalten Winternacht erstarrt zu sein. Hin und wieder aber ließ sich ein verdächtiges dumpfes Geräusch hören, und mahnte mich an die Existenz von Schneebrettern auf den steilen Hängen; so entschloß ich mich nach einigem Überlegen, die Rinnen, wo die Gefahr am größten war, zu meiden und auf einem der verharrschten Rücken zwischen zweien von ihnen aufwärts zu traben. Freilich, überqueren mußte ich sie ja doch einmal, ob oben oder unten, aber das „Wie" machte mir vorläufig noch keine Sorgen. Auf dem jetzt etwas härteren Schnee gewann ich zusehends an Höhe und war bei Anbruch der Dämmerung bereits in einer Wagrechten mit dem Brandjochkreuze, dem südlichen Endpunkte des Südgrates, allerdings eben noch ein paar fatale Rinnen weiter ostwärts davon. Um die letzte von ihnen ihrer Steilheit und ihres pulverigen Schnees halber zu meiden, stieg ich statt aufs Brandjochkreuz auf den nächsten nördlichen Vorgipfel. — Als nach Jahr und Tag meine Bergsteigerei in ein besonneneres Stadium einlenkte, habe ich mich wohl oft und oft gewundert, daß die Berggeister damals so gnädiglich mit dem frechen Würmlein verfahren sind; vielleicht hat sie das junge Leben gedauert, vielleicht auch hat ihnen das Staunen über die dreiste Sicherheit, mit der ihre gute Laune hingenommen wurde, keine Zeit zum Handeln gelassen. Ein zweites Mal soll sich ihnen diese gute Gelegenheit, ein Lebenslichtlein auszublasen, jedenfalls nimmer bieten. — Bei Sonnenaufgang stand ich auf dem Grate; jetzt zog ich meine von Schnee und Schweiß durchnäßten und gefrorenen Kleider aus, sonnte mich im neuerwachten Lichte und verdunkelte mit riesigen Rauchwolken die herrliche Fernsicht. Endlich schlief ich ein. Als ich wieder erwachte, stand die Sonne

schon fast im Süden. Rasch warf ich mich wieder in die Kleider, schnallte die Schneereifen an und stampfte über ein paar weit überhangende Wächten den Gemsspuren nach bis zum „Riß“, einem engen Spalt zwischen einem Gratbuckel und einem nördlich von ihm abgesprengten Zacken. Die überhangende Wächte schlug ich durch und kollerte mit ihr den Riß hinab. Einen schroffen Felszahn, der mir im Wege stand, umging ich eilenden Schrittes im Westen, denn ich war sehr neugierig, wie der seinerzeit berühmte „Kamin“ aussehe, den ich für das schwierigste Stück Arbeit auf meiner heutigen Fahrt hielt. Ich stieg in die Felsen des Turmes, den der „Kamin“ durchzieht, ein bißchen weiter oben ein, als man es im Sommer tut, und lugte dann neugierig um die Ecke. Der untere Teil war mit mannshohem Pulverschnee gefüllt, in den ich beim ersten Schritte schon bis zur Brust versank. Der oberste, senkrechte Teil dagegen war ziemlich schneefrei, auf beiden Seiten mit einem Eisspiegel überzogen und oben von einer mächtigen Wächte gekrönt. Mit tödlicher Langsamkeit schob ich mich Zoll um Zoll empor, bis der Fuß auf verglastem Zacken einen Halt gewann. Ein Knie auf das glasharte, spröde Eis gedrückt, den einen Arm im Schnee vergraben, versuchte ich ein Stück aus der Wächte herauszuhauen, um aus dem Kamine auf den Scheitel des Turmes zu kommen. — Die Pickelschläge folgen einander eintönig in gemessenen Abständen, schon beginnen die Knie leicht zu zittern, da fliegt endlich ein riesiger Schneeklotz aus der Wächte heraus an mir vorüber und poltert zu Tal, eine große Lawine mit sich reißend. Jetzt glaubte ich die Hauptsache hinter mir; doch falsch geraten! Vom oberen Ende des Kamines, der eben unter mir lag, bis zu einer schmalen Scharte zieht sich ein schmales Gratstück hin, das man in schneefreien Zeiten aufrecht übertänzelt. Jetzt aber hing eine mächtige Wächte nach Norden hinaus, die schon als Ganzes wenig vertrauenerweckend aussah und um so eher unangenehm werden konnte, als sie sich an manchen Stellen nur auf eine handbreite Unterlage stützen konnte. Sie zu umgehen war ausgeschlossen, also hieß es auf gut Glück versuchen, wenn ich nicht umkehren wollte. Wohl brach mir ein paarmal ein Stück der Wächte unter den Füßen weg, aber der Pickelstiel, der auf der anderen Seite tief im Schnee verrammelt war, hielt den Ruck jedesmal aus. Tief aufatmend stand ich am Abbruche. Die darüberhängende Wächte war zum Durchschlagen zu groß, umgehen ließ sie sich nicht, also — ein Sprung. Der Pickel flog voraus und sauste bis zur Haube in den Schnee, ich folgte denselben Weg nach; jetzt erst lag das Gröbste hinter mir. Eine breite Rinne brachte mich nach Umgehen des „Brettes“, einer fünfzig Meter hohen Steilwand, an eine steile Schneehalde und über diese auf den Gipfel; es war gegen 4 Uhr nachmittags. Die Aussicht zu beschreiben, die ich genoß, wäre ein eitles Beginnen. Was gibt es an einem klaren Wintertage nicht alles zu sehen aus solcher Höhe! Die Ampezzaner Dolomiten zum Beispiel waren mit freiem Auge bis in Einzelheiten zu erkennen; als ich das Fernglas zu Hilfe nahm, hätte ich mir Routen und Wege aussuchen können für spätere Zeiten. Die ganze Ostflanke des Brandjochs lag schon lange in tiefem Schatten, als ich mich endlich aus meiner beschaulichen Versunkenheit mit kräftigem Ruck emporriß. Die Reifen an den Füßen, stieg ich langsam und vorsichtig den Ostgrat hinab; bald aber ging mir das zu langsam und ich schwindelte mich über die Wächte in eine Rinne nach Süden hinab. Eben wollte ich die Reifen abschnallen und mich zu fröhlicher Talfahrt rüsten, da überschlug mich ein herabkollernder Schneeklumpen und riß mich mit sich in die Tiefe. Den Pickel hatte ich zum Glücke noch erhascht, dann ging es in toller Fahrt mit einer hochaufstiebenden Schneewolke zu Tal. Die Rinne verengte sich, wie ich mit Schrecken bemerkte, und von beiden Seiten ragten blanke Felsnasen in sie herein.



Naturaufnahme von O. P. Maier

Bruckmann aut. et impr.

Brandjoch im Winter



Im Vorbeifliegen schlug ich mir den linken Ellbogen an einen Zacken, stemmte den rechten mit aller Wucht in den Schnee und brachte mich endlich zum Stehen. Die Lawine kollerte weiter und kam erst im obersten Teile des Höttinger Grabens zur Ruhe. Durch Hemd und Rock sickerte Blut und eine rote Zeile blieb hinter mir im Schnee zurück; allein ich hinkte gar wohlgemut im tiefen Pulverschnee zu Tal, froh, noch so guten Kaufes davongekommen zu sein. Der Wirt zum Gramartboden erquickte mich ausnahmsweise mit einem guten Tröpflein und von der Veranda seines Hofes schaute ich noch eine Zeitlang lächelnd und wohlzufrieden aufs Brandjoch. Dann wanderte ich in stiller Nacht, wie ich gekommen, wieder heimwärts.

„Rauhzackige Gipfel umsäumen die Höh',
Fern unten erschimmert smaragdgrün der See,
Vom kreisenden Habicht umflogen."

DER TEUFELSGRAT IM WETTERSTEIN

Beim ersten Morgengrauen eines Frühsommertages lagen zwei vermummte Gestalten hoch oben auf der breiten Wiesenfläche des Puitentales; das waren mein Klubbruder Wildauer und ich. Kalt strichen die Morgenwinde vom Scharnitzjoch herunter und weckten uns alle Augenblicke aus träumendem Halbschlafe in die graue Wirklichkeit zurück; dann fiel unser Blick auf den alten Wettermantel, unter dem wir lagen und der mit feinen Tröpfchen wie bestäubt war, denn ein leichtes Sprühen kam unablässig vom Himmel nieder, man wußte kaum, war es Nebel oder Regen. Tal und Höhen lagen tiefverschleiert, nichts war zu sehen als ein taufeuchter Wiesenfleck und drüber die treibenden Nebel. Nicht Stürme und Ungewitter sind die schlimmsten Feinde des Sonnenscheines und lachender Lebenslust, sondern jene trostlosen, grauen Stunden, die sich wie bleierne Nebelschwaden auf Berg und Tal und auf die Menschenkinder niederlassen, daß man schier glauben könnte, es sei die Welt ein großes Sterbebett. Als es schließlich einem von uns einfiel, nach der Zeit zu sehen, war es schon mitten im Vormittag und trotzdem lag alles noch in grauem Dämmerlichte. Warten? Wozu? Heut' will es nimmer tagen. Langsamen Schrittes schlenderten wir bergan. Nur ein einziges Wort hätte es gebraucht und wir wären talwärts gezogen. Aber es wollte keinem von den Lippen trotz des Wetters Ungunst und also blieb es ungesprochen. Gegen Mittag war es, als wir die Schnerfer auf dem Gipfel des Oberreintalschrofens zu Boden warfen und uns heimlich freuten, nicht umgekehrt zu sein. Das Wetter hatte sich ein wenig aufgehellt und gönnte uns manch prächtigen Blick auf die triefenden Häupter des Wettersteinkammes. Aber schon kam ein Hochgewitter mit Windeseile über die Zugspitze herangestürmt und seine Vorboten entlockten Wildauers Pickel ein verdächtiges Singen; da blieb nichts übrig, als eilige Flucht von Gipfel und Grat. Kaum hatten wir die erste Seillänge an der Südwestwand hinter uns, da zuckte auch schon der erste Strahl und grollend warfen die Wände den Donnerschlag zurück. Prasselnder Regen, harmonisch gemengt mit Hagel und Steinschlägen, war eifrig beflissen, uns den Abstieg gehörig zu versalzen. Als wir endlich am späten Nachmittage grüßend unter die Türe der Wangalpe traten, da fiel ein blinkender Sonnenstrahl durch die schweren Wolkenbänke, die immer noch am Himmel hingen und ließ uns nachdenken über die unergründlichen Ratschlüsse des Wettergottes. Das war meine erste Fahrt in den Wetterstein; ich hatte nicht viel gesehen, aber doch genug, um wiederzukehren, sobald ich konnte.

Tiefblauer Sommerabendhimmel senkt sich auf Wald und Flur und Bergeshäupter; im Westen liegt ein falber Schimmer über dem fernen Gipfelmeere und im Osten blinken die ersten Sterne über den Bergen des Karwendels. Stilles Träumen schwebt

über allen Kindern der Natur: den Blümlein, die allenthalben zwischen Felstrümmern hervorsprießen und ihre Köpfchen zum Schlummer neigen, dem Weidevieh, das zerstreut im Grase umherliegt und hin und wieder mit leisem Schellenton die Abendstille stört, und auch die beiden Wanderer, die an einem Wässerlein Rast halten nach heißem Tagewerke, schauen schweigend und weltvergessen in das Reich des Friedens. Tief unten steigt bläulicher Dunst vom Dache einer Hütte empor. Lautlos gleitet eine Dohle zur Erde nieder und will sich an unserer Quelle den Abendtrunk holen, doch flattert sie erschrocken wieder in die Höhe, als sie der beiden Gestalten ansichtig wird. Das weckt uns aus unserm Träumen. Freund Purtscheller, der Genosse auf vielen meiner schönsten Fahrten, wirft seinen Schnerfer über den Rücken und schickt sich an, zur Alpe abzusteigen; es dünkt ihm selbstverständlich, daß wir nach einem Obdache suchen. Mich aber hielten die Zauber der Sommernacht in ihrem Banne, ich schaute ruhig dem Treiben des Freundes zu und sagte nur: „Auf Wiederschauen, ich bleib' heroben." Da warf er schweigend den Ranzen wieder zu Boden und wir suchten gemeinsam nach einer geeigneten Liegerstatt. Ein Riesenblock lag ungefüge auf grünem Plane; einst mag er als Karfunkel in der Krone des Wettersteinkammes geglänzt und weit über die Lande geschaut haben, jetzt liegt er als friedlicher Geselle, dem die Stürme nach langem Kampfe den Nacken gebeugt haben, tief unten und denkt vergangener Zeiten. Der soll uns heute Schutz gewähren! Aus Rasenpolstern war bald ein treffliches Lager an seinem Fuße errichtet; ein niedriges Mäuerlein sollte vor den kühlen Lüften und der Neugier der Kühe schützen, die schnuppernd die seltsamen Gäste umstanden. Daneben harrten dürres Alpenrosengestrüpp und knorrige Zundernäste des Feuertodes, wenn etwa das Wetter umschlagen sollte. Schwitzend und keuchend vor lauter Eifer krochen wir unter den Mantel und alsbald ward es wieder still ringsum. — Die Glut in unseren Pfeifen knisterte leise und wie aus weiter Ferne tönte friedlich das Murmeln der Quelle an unser Ohr. Unendlicher Friede träufelt vom Sternenhimmel hernieder auf das kleine und doch so vielbewegte Menschenherz, daß es aufjauchzen möchte aus Wonne und Lebenslust, wenn es nicht ein Frevel wäre, die Stille der Nacht zu durchbrechen. Der Blick taucht weit ins unermeßliche All, wo Sonnen und Welten nicht so viel sind als ein Tropfen im Meere; da flimmert ein Sternlein auf und dort verschwindet eines und gibt den Erdenwallern Kunde von fernen Weltenbränden. Da huscht es wie ein Schatten durch das grübelnde Hirn und die leise Ahnung steigt auf darin: alles Leben und alles Sein und auch der Mensch mit seinem Sinnen und Trachten, ist alles nur ein Funke, der einen Augenblick aufblitzt in der Nacht des Chaos und verlöschen wird, wenn seine kurze Frist vorbei ist. O Menschengröße, o Menschenlieb' und Menschenleid, was seid ihr doch kleinliche Dinge!

Gegen Mitternacht fuhr ich aufgeschreckt aus tiefem Schlummer auf; ein Stein von unserem Mäuerlein war herabgefallen und das Stierkalb, das ihn in seiner Wißbegier losgelöst hatte, sprang in tollen Sätzen davon, als ich drohend nach einem Aste griff. Purtscheller war auch erwacht; scharf umrissen hob sich ein Arm und eine weisende Hand von den schimmernden Wolkenbänken ab, zwischen denen das Mondlicht wie flüssiges Silber zur Erde strömte: „Schau, diese Pracht!"

Kühle Morgenwinde strichen von Osten herüber und schmerzlich zuckten wir zusammen. Die Nacht war schön gewesen, unsagbar schön, und ihre Pracht hielt unsere Sinne gefesselt, daß wir des armen Leibes nicht gedachten. Das ist so rechte Menschenart: die Seele jubelt himmelan, dieweil der Leib in Nöten ist.

Der goldene Sonnenball war lange schon aus dem Ozean der Nacht emporgetaucht, als wir die letzten Schrofen unter dem Gipfel des Hochwanners hinan-

stiegen. Es war uns beiden ein wenig unwohl, drum gingen wir langsam und hielten öfter Rast, als es vielleicht notgetan hätte. — Als uns die warme Sonnenglut so recht in Mark und Bein geströmt war, holten wir das Seil aus dem Schnerfer und brachen auf. Purtschellers Gestalt verschwand zu meinen Füßen, wir stiegen den Grat zum Hinterreintalschrofen hinab; „steil und brüchig" war unser Urteil, als die erste Hälfte hinter uns lag. Von dort an führte ein breiter Schottergrat in kurzer Zeit auf den westlichen Eckpfeiler des eigentlichen Teufelsgrates. — Vor unseren Augen liegt eine endlose Zackenreihe, Riesenmauern fallen nach Nord und Süd auf grünes Weideland und flimmernde Kare hinab und „über dem Abgrund da leitet der schwindelnde Steg". Ein gutes Stück Arbeit liegt hinter uns und hier oben ist's schön; wir bleiben noch ein Weilchen. Das Zugspitzplatt, auf dessen Firnfelder die Morgensonne geleuchtet hatte, als wir auf dem Hochwanner standen, ist hinter diesem versunken. Über zersplittertes Trümmerwerk zuerst, dann durch die blaue Luft gleitet der Blick hinab ins Reintal. Dunkle Tannenwälder lagern sanft hingebettet über Talgrund und Bergesflanken und mitten drin, o wonnesame Schau! liegt wie ein Edelstein die „Blaue Gumpe". Im fernen Westen saßen dunkle Schatten über den Bergen des Rätikons, und als es Mittag wurde, brachen wir auf, um dem nahenden Unwetter rechtzeitig zu entkommen. Ein Stück weit führt mäßig geneigt ein schmaler Gratrücken nach Osten, dann beginnt sich der Teufel im „Teufelsgrat" zu regen. Ein gespaltener Felszahn sperrt Aussicht und Weiterweg; wie eine Schlange winde ich mich die schmale Kluft hinauf und schaue dann neugierig um den obersten Zacken hinaus. Ein lauter Jubelruf bringt Purtscheller an meine Seite: „Da schau hinüber!" Von unserm Standplatz führt eine Brücke zu einem schroffen Felskopf hinüber, wohl dreihundert Fuß lang und so schmal und zierlich, daß sich der Fuß fast scheut, daraufzutreten, aus Angst, sie könnte zusammenstürzen. Zwischen den gelbroten Felsen herauf aber schaut als ein Bild unendlichen Friedens die Blaue Gumpe. „Weil auf uns, du dunkles Auge", wir können einen Schutzgeist brauchen. Den einen Fuß im Deutschen Reiche, den andern in der Heimat, denn der Grat ist die Grenze, schwebe ich über den Abgrund hinüber und lasse das Seil im Zickzack zwischen den Blöcken durchlaufen, die alle paar Schritte auf der sonst haarscharfen Schneide sitzen. So oft sich die Leine straffer spannt, kommt einer von ihnen aus dem Gleichgewichte und verschwindet lautlos im Abgrunde. Tief unten sieht man nach einer Weile ein weißes Wölklein dem Fels entsteigen, und was voreinst dem Meer entsprossen, geht nun ins Reich der Lüfte über. Auf halbem Wege trat eine fingerbreite Leiste aus dem Gesimse nach Süden hinaus, gerade genug, um der Kante des Kletterschuhes Halt zu gewähren; da kehrten wir nach Tirol zurück. Den Abschluß dieses Gratstückes bildete eine steile Platte, die nach allen Richtungen stark geneigt ganz verschroben auf einen Felskopf führte, allwo wir uns niederließen und Rückschau hielten. Das war die Quintessenz des Teufelsgrates, Herz was verlangst du mehr? Die Wetterwolken waren nähergerückt, hatten aber in der Hohen Munde uns gegenüber ein würdiges Objekt gefunden, an dem sie nun ihren Unwillen nach Herzenslust ausließen. Einzelne schwere Tropfen fielen wohl auch bei uns herüben, die waren dann unseren trockenen Kehlen höchlich willkommen und jeder schätzte sich glücklich, wenn er mit aufgesperrtem Munde ihrer einen erhascht hatte. Ein Schneefleck, den wir nach langem Suchen in den Nordabstürzen entdeckten, wurde auf Herz und Nieren nach Wasser durchsucht, und nach mehr denn einer Stunde war denn auch eine gefüllte Flasche die Frucht waghalsigen Herumsteigens. Gegen 5 Uhr abends saßen wir auf dem Teufelskopf, einem trümmerbedeckten Buckel westlich vom Oberreintalschrofen. Die

alten Wetterwolken hatten sich längst verzogen, aber schon strich ein neues Unwetter über die Nordabstürze der Hohen Munde herüber, die noch vom früheren schwarze Wasserstreifen und glitzernde Hagelfelder als Andenken an Wänden und in Klüften bewahrten. Diesmal sollte es auch uns an den Kragen gehen. Wär' ich kein Fatalist, so hätte mich der Oberreintalschrofen zum letzten Male gesehen, der muß ein Böses wider mich im Schilde führen. Denn schon zum zweiten Male nach kurzer Frist empfing er mich heute wieder mit kalten Sturzbächen, als wir die blanken Platten in seiner Südwestwand emporstiegen. Kurz unter dem Gipfel ließen wir das Wetter vorüberziehen und suchten unter einem Überhange Schutz. Es war auch höchste Zeit, denn wenn einer den Kopf unter den Felsen hinaussteckte, so ließ sich ein unheimliches Prasseln und Knistern vernehmen und dem Unvorsichtigen sträubten sich die Haare, daß er erschrocken die Fühler einzog. Ein steiler, oben geschlossener Kamin brachte zu guter Letzt noch einige Abwechslung in das horizontale Einerlei unseres heutigen Tagewerkes. Die kurze Gipfelrast am späten Abend ließ uns die Reize des östlichen Wettersteinkammes im prachtvollen Prunkgewande abziehenden Hochgewitters schauen und eine unbestimmte Ahnung von neuen Fahrten im Herzen stiegen wir talwärts.

Schon kämpfte der helle Vollmondschein mit dem letzten Tagesschimmer, da sprangen wir vom tiefsten Grasbande am Fuße der westlichen Wangscharte ins Kar hinab — des Tages Arbeit lag hinter uns. Hoch ziehn die Wolken über Berg und Tal und Glück und Leid, das große Schweigen sinkt langsam nieder auf Wald und Flur: „Herr, es will Abend werden.“

„Und Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert von goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.“

IN DER VOMPERKETTE

Es war Mitte Juli. Freund Purtscheller war eben den heiligen Hallen des Gymnasiums entschlüpft — ich hatte ihnen vor wenig Tagen nicht allzu schweren Herzens für immer Valet gesagt — und alsbald rüsteten wir zu fröhlicher Fahrt ins Karwendel. Gleißend sandte die Sonne ihre Pfeile auf unsere Ranzen herab, als wir den steilen Pfad von der Pfannenschmiede zum Vomperberg emporstiegen. Selbst oben, wo der Weg über Felder führt, war er trocken wie ein Wüstenpfad und die Luft über den Wiesenflächen erzitterte in feinen Schlieren. — Mittag zur heißen Sommerszeit —; kein Mensch weit und breit, ja selbst das Vieh verkroch sich in die Haselstauden am Waldesrande und nur ein paar Kälber rasten mit vorgestreckten Köpfen und fliegenden Schwänzen querfeldein, gepeinigt von Hitze und Ungeziefer. Wir schritten rascher über die Wiesen fürbaß, damit wenigstens ein leichter Luftzug um die perlende Stirne fächle. Manch lange Rast aber gönnten wir uns an all den Wässerlein, die über den Weg dem Vomperbache zusprudeln, der tief unten in schattiger Schlucht talauswärts rauscht. — Die ersten Sterne flimmerten schon über der Huderbank, als wir die Schwelle der Treiberhütte im Zwerchloche überschritten. — Die gute alte Zwerchlochhütte! Sie hat schon viel gesehen und mancher Wandersmann hat in triefender Nässe Einkehr bei ihr gehalten. Wir saßen am flackernden Feuer und dachten der Zeiten, wo sich noch kein Fremdling verlor in das stille Karwendel und in seinen stillsten Winkel, das Zwerchloch. Es mochten schon viele Jahre über das morsche Schindeldach gestrichen sein, unter dem wir hausten, und sie hatten alle dasselbe gebracht: weiße Winternot und grüne Sommerpracht und an seltenen Menschengästen einen Jäger hin und wieder und ihrer ein paar, wenn der Herbstwind anfing, den braunen Buchenblättern vom großen Sterben zu erzählen. Das ging so seinen

O. P. Maier phot.

Abb. 1. Bettelwurfkette, vom Vomperloch aus gesehen

O. P. Maier phot.

Abb. 2. Schüsselkarspitze und Dreitorspitze von der Gehrenspitze aus

O. P. Maier phot.

Abb. 3. Schüsselkarspitze und Dreitorspitze vom Puitentale aus

O. P. Maier phot.

Abb. 4. Scharnitzspitze vom Scharnitzjoch

alten Gang, viele Menschenalter durch, bis eines schönen Tages ein Neuling kam, ein gar merkwürdiger Gesell. Wohl mögen die Buchen und Tannen ihre Häupter geschüttelt haben ob dem Sonderling, der nie ein totes Getier mit sich trug, wenn er talwärts zog, und der doch immer wieder kam. Gab es doch auch manch weises Menschenkind, das nicht verstehen wollte, wie man Leib und Leben auf den Bergen wagen könne, ohne von Berufes wegen dazu gezwungen zu sein. Denn was dieser Mann in den stillen Bergfrieden hinauftrug, war nicht der Tod, sondern Leben, das er immer wieder und stets mit neuem Gewinne aus den Fehden zog, die er mit Wind und Wetter, mit Fels und Schnee bestand. — Nun ist es schon schier ein Menschenalter, daß er von hinnen zog als müder Erdenpilger; in fernen Landen unter Palmen schläft der Nimmermüde, ein stiller Mann. Hermann von Barth, du stolzer Kämpe aus verschollenen Tagen, wir wollen dein gedenken, wie du stolz warst und kühn und uns vom Besten eines gewiesen hast: den stillen Frieden auf den Bergen. — Früh morgens am andern Tage zwängten wir schlaftrunken die Köpfe aus dem Fenster der Pritschenkammer hinaus. Stahlblauer Himmel wölbte sich wie ein Brückenbogen über die enge Schlucht von Wand zu Wand. Wir wandelten in der Morgenkühle taleinwärts wie durch ein Blumenland, wie durch die Pforte zum Paradies. Blaue Vergißmeinnichtaugen schauen noch halbverschlafen zwischen den grauen Kalksteinen hervor, Waldrebenglocken nicken allenthalben den frühen Wanderern ihren Morgengruß entgegen und da und dort schaut ein Frauenschuh noch traumverloren aus dem frischen, taufeuchten Grün des Buchengestrüppes hervor. Alle paar Schritte aber sitzt ein schwarzer Molch auf den grauen Kalksteinen des Weges und schaut ängstlich zu den Störenfrieden seiner Morgenidylle auf; wir tun dir nichts zuleide, du kleine treuherzige Kreatur! Zieh' deines Weges und freue dich des Daseins! — Wo der Weg, der ins Lamskar führt, zu steigen beginnt, da zweigt ein winziges Steiglein nach Westen ab; dem folgten wir. Der letzte Winter hatte ihm arg zugesetzt, von Menschenhänden aber hat es anscheinend nicht viel zu leiden und das ist auch recht so; wer in die Berge will, der suche sich selbst seine Pfade. Bald hatten wir die dürftigen Spuren ganz verloren und querten nun über einen Rücken nach Westen. Dort hat sich der Sturzbach, der die Wasser des Schafkares dem Zwerchbache zuführt, im Laufe der Zeiten ein Rinnsal aus den Felsen gefressen; übelriechendes Wasser mit ganzen Kolonien von Molchlarven und anderem Getier hatte sich allenthalben darin zu Tümpeln gesammelt. Die letzten Krummholzpolster lagen schon hinter uns, als üppig sprießendes Gras rechts drüben die rieselnde Quelle vermuten ließ. Ein Rudel Gemsen jagte aufgescheucht vor uns her und stieg in die begrünten Wände der Mitterkarlspitze ein; die unglaublichsten Passagen zum Durchstiege benützend, waren die Tiere bald hinter dem Grate und unseren Blicken entschwunden. — Jetzt waren wir schon seit Stunden unterwegs und wanderten noch immer im Schatten, denn der langgezogene Südgrat der Mitterkarlspitze fing neidisch jeglichen Sonnenstrahl auf. Drum stiegen wir rasch über die letzten Rasenbänke in die flache Mulde des obersten Schafkares empor, wo schon lange Licht und Wärme durch das Tor der Mitterkarlscharte hereinflutete, und kaum blitzte der erste Strahl auf unsere Köpfe nieder, da warfen wir uns nieder zu langer Rast und Umschau. — Wahrhaftig ich begreife, warum es Völker gegeben hat, die vor dem lebenspendenden Sonnenball als einer Gottheit im Staube lagen; vor ihr, die hoch im Blauen schwebt, die da der Quell des Lichtes ist für alle Erdenwesen und für uns Menschen ein Sinnbild alles Guten, Reinen, Schönen. Wie wohlig flutet der goldne Schein um unsre Glieder und weckt die halberstarrten zu neuem Leben und muntrer Regsamkeit. — Hinter uns fallen die Latschenhänge in mächtigen Kas-

kaden in schwindelnde Tiefen hinab, aus denen wie aus fremden Landen ein alter Sang in leisen Tönen an unser Ohr klingt. Die beiden wilden Gesellen tief unten, der Zwerchbach und der Vomperbach, erzählen sich immer wieder die äonenalte Kunde von langen Kämpfen mit den Felsgewaltigen, von unermüdlichem Nagen an ihrem harten Bette und von endlichem Durchbruch aus finstern Schluchten ins lachende Land der Menschen. — Ringsum aber schauen ernste Bergeshäupter auf die zwei Wanderer herab, die staunend und ehrfürchtig zu ihren Füßen sitzen. Da oben, wo die weißgrauen Mauern schier unmerklich in den flimmernden Ather übergehen, da wollen wir heute wandeln; ihr Berge seid uns gnädig und schüttelt eure Häupter nicht, wenn wir die luftigen Pfade gehen. Auf denn, wir wollen's wagen! Nach einem halben Stündlein schon brauchen wir zum erstenmal die Hände, um uns von der morschen Schneedecke über den Bergschrund hinüberzuziehen. Steile Stufen leiten rasch in die Höhe und die Südwand der Schafkarspitze scheint sich uns leichten Kaufes zu ergeben. Doch nicht zu früh gesprochen! Die Route Barths hatten wir verfehlt, das war uns längst schon klar. Die „Möglichkeiten" wurden spärlicher, bis endlich ein überhangender Riß jeden Versuch, mit den Nagelschuhen in seinen Wänden Posto zu fassen, beharrlich abwies. Freund Purtscheller, der „Patschenlose", hat sich bei den krampfhaften Stemmversuchen eine Muskelzerrung zugezogen, an der er den ganzen Sommer über zu leiden hatte. „Gedeftet" reichte er Schuhe und Schnerfer über den Vorsprung hinauf und kam barfuß nach. Ein kurzer Quergang brachte uns jetzt in eine tiefeingerissene Rinne, in deren schneerfülltem Grunde wir aufwärts stiegen, bis uns ein Eisblock den Weg verrammelte. Wie ein Gebilde von Menschenhand wölbte sich eine steinerne Brücke darüber von einer Wand zur andern. Über leicht geneigten Fels erreichten wir bald darauf den wohlbekannten Steinmann der Schafkarspitze, die Südwand lag hinter uns. — Lange, fast zu lange lagen wir jetzt da oben auf der hohen Warte, bliesen blaue Wölkchen in die Luft und schauten schweigend über Berg und Tal. Es ging schon ein gutes Stück in den Nachmittag, als wir uns endlich aufrafften und über den breiten Westgrat zur Scharte zwischen Schafkar- und Barthspitze abstiegen. Da waren wir vor vielen Monden in Regenschauern und Schneegestöber herumgestiegen und hatten lange getrotzt, bis wir schließlich doch die Geschlagenen geblieben waren. — Kaum hatten wir den tiefsten Punkt erreicht, da begann es ernst zu werden. Als ungemein schlankes, nach allen Seiten steilabfallendes Turmgebilde stand die Barthspitze vor unseren staunenden Augen; so hatten wir sie uns nicht vorgestellt. Dieser versteckte, wilde Geselle im Herzen der Vomperkette ist wahrlich würdig, den Namen des kühnen Mannes in Ehren zu tragen. — Jetzt aber gilt es, Hand und Fuß zu rühren und auch die Augen nicht in die Ferne schweifen zu lassen, der Fels vor uns gibt allen Gliedern zu tun. Karwendelgestein ist es, recht und schlecht, was wir da unter den Händen haben, unglaublich brüchig und angenagt vom Zahne der Zeit. Aber wir kennen es, wir wissen seine guten Seiten herauszufinden und uns vor den übeln zu wahren. — Was soll ich singen und sagen von eitel Lust und Wonne, von seligem Wandeln schier in den blauen Äther? Es ist ein altes Lied und bleibt doch ewig jung, doch wer es nicht selber kennt, dem läßt sich's nicht verdeutschen. Da standen wir einmal auf einem zersplitterten Gesimse in der Nordwand und ein lauter Jubelruf durchbrach die einsame Stille, daß ich schier selber erschrak ob des Frevels. Ein Ruck am Seile aber, der mir fast den Hals gekostet hätte, brachte mich in die Wirklichkeit zurück und bald darauf standen wir auf dem Gipfel. — Nun, waren wir auf der Schafkarspitze mit der Zeit wenig haushälterisch umgegangen; das rächte sich jetzt; wir mußten weiter. Vom Abstiege über den Westgrat ist

wenig Absonderliches zu berichten. Merkwürdigerweise ziehen durch die steile Südwand lange Grasstreifen bis fast in halbe Grathöhe herauf, die benutzten wir zum Abstiege. — Die Barthspitze ist ein ganz seltsamer Berg; sie paßt eigentlich gar nicht ins Karwendel, am wenigsten aber in die Vomperkette. Die andern alle ringsum recken stolz ihre Scheitel in die Luft, nur sie steht bescheiden in einem weltverlassenen Winkel, den ihr die andern gerade noch übriggelassen haben. Das ist wie bei den Menschen: die einen stellen sich voran, die andern bleiben, ihres Wertes sich nicht bewußt, bescheiden zurück, und doch wär's öfters besser umgekehrt. Von den Bergen wenigstens sind mir gerade die am liebsten, die sich nicht selber aufdrängen, die man suchen muß, wenn man an ihrer stillen Schönheit sich freuen will; ich weiß nicht, wie's bei den Menschen ist, die kenn' ich zu wenig, doch läßt sich dasselbe vermuten. Ein Umweg noch um ein paar wegelagernde Zacken und wir stehen in der Scharte. — Es haben sich einmal zwei erregt darum gestritten, wer sie zum ersten Male von Norden erstiegen habe. Wenn diese Krämerseelen mit ihrem kleinlichen Hader doch wenigstens die Berge zufrieden ließen! Übrigens ist der Jäger Hans Rinner oben gewesen, als die beiden Kampfhähne noch mit den Mücken flogen.

Der Nordostgrat des Hochglücks mag vor Zeiten einmal selbst einen Gipfel getragen haben; aber der liegt jetzt zersplittert im Schafkar unten als ein gewaltiges „memento mori“. Die fürchterlichen gelbroten Abbrüche starrten uns entgegen wie eine Wunde, von Riesenhand geschlagen. Um Purtscheller den Nutzen von Kletterschuhen, den er noch immer nicht recht begreifen wollte, so recht „ad oculos zu demonstrieren“, steige ich behende den ersten Abbruch hinauf und wieder zurück, um die Schnerfer zu holen, dann folgt er nach und schwört, vernünftig zu werden. Das war ein herrliches Klimmen von Stufe zu Stufe, freie Luft auf allen Seiten, soweit das Auge reicht. Aber nur fein sanft getreten, daß nicht die alte Wunde des Berges von neuem zu bluten beginne, das wäre ein übler Spaß! Purtscheller verschwand einmal meinem Blicke auf die Westseite hinüber, wo der Fels fester war als an der Kante. Ich warf das Seil um die Ecke und wartete — lange vergebens. Was jetzt? Ich schlang die Leine um einen Zacken, nahm sie gedoppelt in eine Hand und beugte mich vor, nach dem Freunde zu schauen. O kläglicher Anblick! Da hing er fest verkeilt in einem engen Spalt und konnte nicht vor noch rückwärts. Ich wußte, wie wohl das tut, hab' ich es doch selbst oft genug am eignen Leibe erfahren; allein, wie sollte ich helfen? Drum stieg ich zurück und wartete weiter, bis er sich unter lästerlichen Worten aus der Umgarnung gelöst hatte. Auch in den Bergen gibt's Sirenen! Wir stiegen noch lange in dem unendlichen Zackengewirre des Grates auf und nieder, denn wie die anfangs steile Kante nach Westen umbiegt, wird sie plötzlich fast horizontal und ist mit einer Unsumme von Türmchen und Nadeln besetzt. — Kühl fächelten schon die Abendwinde um Grat und Gipfel, die Berge des Karwendels zogen weiße Nebelhauben auf und rüsteten zum Schlummer. Da verließen wir die letzte Höhe auf unserer heutigen Fahrt, das Hochglück. Die Nordwand dieses Berges durchzieht vom Scheitel bis zur Sohle ein schmaler weißer Streif, der hie und da in heißen Sommern ein wenig bläulich schimmert, das ist die Eisrinne. Pickel hatten wir keine, drum mußten wir langsam und vorsichtig Schritt für Schritt uns in die Tiefe arbeiten. Unten aber, wo die Rinne in das weite Karbecken ausmündet, ließen wir die Zügel schießen und sausten, jeder seinen eignen Weg, um die Wette zu Tal. Nun wäre zwar manches noch zu berichten, von den tückischen Karrenfeldern am Ausgange des Hochglückkares, von lockendem Herdengeläute aus den tiefgrünen Matten der Eng herauf und von langer Irrfahrt im Fels und durch Latschengestrüppe, über Bäche und sumpfige Wiesen; allein ich schließe. Wir

landeten schließlich aus all dem Chaos ein wenig müde zwar, sonst aber wohlbehalten bei der verfallenen Hütte der ehemaligen Drayaggenalpe. Der Staub wirbelte auf, als wir uns ins Heu warfen und die Glieder streckten. Ich schaute noch lange durch die breiten Luken in den Wänden unseres Unterschlupfes in die Sternennacht hinaus und suchte vergebens den Schlaf. Ein Summen, von dem ich nicht sagen konnte, woher es kam, ließ mich nicht recht zur Ruhe kommen. Erst am Morgen holten wir eine große Hummel aus einem Loche im Boden unter dem Heu heraus; sie mochte nicht weniger Angst ausgestanden haben als wir Ärger über ihr Gebrumme, drum ließen wir sie ungeschoren ins Freie. — Ein trübseliger Himmel, mit schweren Wetterwolken beladen, schaute auf uns herab, als wir die Hütte verließen. Zwar hatten wir noch manches gewollt, aber das ungewisse Wetter, Purtschellers schmerzendes Bein und unsere aufgeschundenen Hände, das alles zusammen gab einen dicken Strich durch die Rechnung. Wunschloses Zufriedensein ist eben etwas, was die Nornen in keines Menschen Schicksal weben; wir können nur hin und wieder ein wenig glücklich sein, soweit es dem Menschen eben gegönnt ist. Und das waren wir zwei, als wir langsam heimwärts zogen, manchmal einen Blick auf die Berge um uns warfen und das Erlebte nochmals im Geiste an uns vorüberziehen ließen.

„Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
erkennt er die Stätten der Menschen nicht mehr;
durch den Riß nur der Wolken erkennt er die Welt.“

AUS DEM OSTLICHEN TEILE DES WETTERSTEINKAMMES

An einem tristen Regentage schlenderte ich mit Freund Purtscheller durch das nasse Gras der Wiesenböden in das Hintere Wangkar hinauf. Höchst selten einmal schaute der Dreizack der Scharnitzspitze oder der steile Plattenschuß des Schüsselkar-Westgrates durch den trübseligen Nebelflor hernieder, sonst war alles in dem grauen Einerlei versunken. „Heut’ ist nichts anzufangen“, wagte endlich einer von uns dem andern nahezulegen. „Also verregnet!“ war die lakonische Antwort und trübselig stolperten wir in dem groben Blockwerke am Fuße der Südabstürze herum. Aus lauter Langeweile kamen wir auf den Einfall, ein Murmentel zu fangen. Bei der tollen Hatze über Stock und Stein entdeckten wir nun unter einem großen Felsklotz eine Höhle, die unsere Gedanken von den vergeblichen Mühen der Jagd in eine nützlichere Richtung lenkte. Das gäbe kein schlechtes Standquartier für spätere Zeiten, wenn uns das Wetter einmal holder ist als heute. Gedacht, getan! Mit Rieseneifer gingen wir ans Werk, ein großer Block ward unter unsäglichen Mühen mit Hilfe des Seiles aus dem engen Spalt befördert und das Loch, das dadurch im Boden der Höhle entstand, sorgsam mit Rasenpolstern ausgefüllt. Purtscheller machte große Augen, als er, von der Suche nach Wasser zurückgekehrt, sah, wie ich das Gerippe eines Ziegenbockes Stück für Stück ans Tageslicht beförderte! Der mochte sich vorzeiten dieses versteckte Plätzchen zum letzten Schlummer ausgesucht haben, oder hatten ihn etwa die Hüterbuben „derfallen lassen“, um zu einem Braten zu kommen? Purtscheller, der Vielerfahrne, trat eifrig für die zweite Möglichkeit ein, denn er sei selber des öftern „dabeigewesen!“ Unter eifriger Arbeit verging der Vormittag und, mit unserem Tagewerke zufrieden, stiegen wir nachmittags zur Leutasch nieder; als Erinnerung an diese Stunden aber wanderte der moosbewachsene „grünspanige“ Ziegenschädel mit heimwärts.

Mehr als ein Jahr war darüber hingegangen, da schlenderte ich mit meinem Klubbruder Otto Menz an einem späten Sommerabende an der Wangalmhütte vorüber, lautlos, um den lästigen Fragen der Senner zu entgehen. Vom Gehege

hinter der Alpe nahmen wir ein paar dürre Krummholzäste mit und schleppten die schwere Bürde keuchend bergan. Nach kurzem Suchen war der „Palast“ gefunden, von dem ich Otto viel Schönes und Rühmliches erzählt hatte. Mich beherbergte er schon zum zweiten Male und ich war das erstemal zufrieden damit gewesen. Heute aber waren die Rasenpolster noch vom letzten Regen her ein wenig feucht, außerdem waren ein paar Blöcke von der Decke abgebrochen und verengten die ohnehin schmale Liegerstatt noch um ein erkleckliches. Am Eingange aber blühte ein Alpenrosenbusch und trieb seine Sprossen dem Lichte zu; er ward unser Kopfkissen! Es liegt nicht jeder auf Rosen gebettet und mancher von denen, die sich auf weichem Pfühle strecken, war schon übler daran als wir in unserer Klause. Wir sind oft aufgewacht im Laufe der Nacht und Otto bejammerte in kläglichen Tönen die Kürze des Bettes: „Ich lieg' da wie ein Blitz.“ Trotz alledem aber schliefen wir bis in den lichten Tag hinein und krochen dann hintereinander aus dem feuchten Zwinger an die frische Luft hinaus. Den halben Vormittag schlichen wir unentschieden am Fuße der Südabstürze herum; „wir gehn ins Wetterstein“, hatten wir ausgemacht, das Nähere würde sich finden. Jetzt tat uns die Wahl weh in all der Herrlichkeit, was sollten wir anfangen? So geht es dem, der ohne festes Ziel in der Welt herumvagiert. Endlich ließen wir Schuhe und Schnerfer liegen und stiegen die untersten Stufen zur östlichen Wangscharte hinauf. Bald nach den ersten Schritten merkten wir, daß wir ein wenig abgespannt waren, die dumpfe Kellerluft hatte uns doch ein wenig angegriffen. Schon glaubten wir gewonnenes Spiel zu haben, da kam der Rückschlag. Ich tastete nach einem morschen Griffe über mir, aber schlaff und willenlos sank der Arm am Körper hinab. Jetzt gilt's den Kampf! Nicht mit der Berge Urgewalt, nur mit dem eignen zagenden Wesen. Wut packt mich ob meiner Schwäche, Otto, der weniger schlecht beisammen war, wollte voransteigen. Mit einem Rucke fährt meine Hand an den Fels zur Linken, sie findet Halt, jetzt drauf und los! Schon sitz ich auf sicherm Boden. Vor ein paar Wochen hatten wir hier oben Freinacht gehalten und ein Tüchlein, das Otto damals verloren, wanderte nun als sichtbares Ergebnis der abenteuerlichen Fahrt in seinen Besitz zurück. — Aber wir haben noch etwas gewonnen, das ist zwar nicht zu greifen, und doch für uns kein schlechter Gewinn. Wir haben uns aus dumpfer Schlaffheit mit eignen Kräften zur lichten Höhe emporgerungen, jetzt sind wir wieder Herren über uns selbst. Mich freilich hat damals nur die Scham davor, schwach zu sein, aufgerüttelt, der Ehrgeiz, wenn man will. — Wie oft meint einer ein Held zu sein und leiht sich seine Kräfte nur von der Mitwelt. — Sausend geht die Fahrt am Seile wieder zu Tal. Die Lust am Schaffen hat uns erfaßt und ohne Aufenthalt steigt Otto an mir vorüber in die Felsen der Scharnitzsüdwand ein. Leichtfüßig eilt er den steilen Pfad hinan, bis das Seil zu Ende ist. Ich steige an ihm vorüber noch eine Seillänge weiter, dann klimmen wir eine Zeitlang gleichzeitig die herrlich festen Felsen aufwärts. Schon schrumpft der große Block am Fuße der Wand für unser Auge zu einem kleinen Zacken zusammen, da stecken wir in dem tiefen Risse, der den untersten Überhang spaltet. Die Muskeln arbeiten, daß die Gelenke schmerzen, wir müssen hinauf! Kaum liegt der erste Überhang hinter uns, kommt schon ein zweiter und dritter, der letzte ist drei Mann hoch und hängt heraus wie ein Balkon — das ist zuviel. Jetzt heißt es in die freie Wand zur Linken hinaus. Zögernd läßt die Hand den letzten Halt im sichern Schlunde fahren. Den Fuß auf einem festen Zargen, die Hand nach einem Stützpunkte tastend, hange ich draußen. Tief unten liegen, im treibenden Nebel manchmal verschwindend, die Schnerfer und Mäntel, eine Schafherde steht wie ein krabbelnder Ameisenhaufen daneben. Unter den scharrenden Kletterschuhen brach mir ein

Stein los und am gedämpften Glockentone merkte ich die eilige Flucht der erschrockenen Tiere. Eine Viertelstunde noch stiegen wir am Ostgrate aufwärts, dann standen wir auf dem wildzerklüfteten Gipfel.

Brandende Nebel wehen von Nord und Süden herauf und bäumen sich vereinigt über uns ins Ungemessene. Wir drücken uns schweigend die Hände. Ein jeder liest in des andern Auge das reine Glück, Bergfreundschaft dauert durch Leben und Sterben!

Am späten Nachmittage lagen wir auf dem weichen Wiesenboden des Scharnitzjochs und holten im warmen Sonnenscheine die versäumte Ruhe vergangener Nächte nach. Ein Hirte, der das Vieh im Puitentale betreute, versprach uns für die kommende Nacht Unterkunft in der Wangalm. Du liederliche Hütte! ich kenn' dich jetzt von außen und von innen. Wann endlich werden die Risse in deinen Mauern, die Lücken in deinem Schindeldache und die Löcher in deiner Herdplatte verschwinden? Das kann noch lange dauern, indes, es läßt sich jedem Dinge auch eine gute Seite abgewinnen und insonderheit die Löcher im Herde der Wangalmhütte haben auch ihren Vorteil. Denn wenn früh morgens beim Tagesgrauen das Feuer zu prasseln beginnt, dann hält es auch der ärgste Siebenschläfer auf der Pritsche unter dem Dache nicht mehr lange aus und tränenden Auges entflieht er der „Selchkuchel". So auch wir am Morgen des andern Tages. Vom Scharnitzjoche weg querten wir auf horizontalem Wege den langen Grashang, der vom Fuße der Südabstürze ins Puitental niederzieht. In der Fallinie der Dreizinkenscharte zwischen Schüsselkar- und Leutascher Dreitorspitze verliert sich dieser Steig auf einem vorgeschobenen Rücken. Das Wetter mochte schon eine Ahnung haben von kommenden nassen Zeiten, denn schon seit Wochen hingen an jedem neuen Morgen große Nebelballen über allen Gipfeln und Graten, die sich im Laufe des Vormittages langsam verloren. Dann lag bis zum frühen Nachmittage ein trüber, milchweißer Himmel über den Bergen. Kaum aber war die größte Sonnenwärme vorüber, da kamen auch schon die weißen Schwaden wieder aus rätselhaften Klüften emporgestiegen. Bis zum Fuße der Wände hinauf aber schien den ganzen Tag die Sonne, und ihre stechende Hitze ward durch den feinen Nebelschleier nur noch erhöht. Heute nun schien der tolle Tanz in den Wänden gar kein Ende zu nehmen. Wir lagen ungeduldig im Grase, kauten an einem Halme und warfen von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Höhe des Sonnenstandes. Eine Zeitlang lagen wir im Schatten der Gehrenspitzen, und als die ersten Strahlen über ihren Westgrat wieder zu uns herniederblinkten, da erhob sich ein großes Brodeln in den Nebelmassen und wie von unsichtbaren Mächten geleitet, entschwebten sie himmelwärts. Goldnes Licht strömte über den Plattenpanzer der Schüsselkarwände hernieder. Der Mittag war nahe, doch lag ja noch ein langer Nachmittag vor uns und harrte der Verwendung, rasch drum ans Werk! Zwei Stunden waren wir unterwegs, als wir, wie Herkules auf dem Scheidewege, uns auf einer Gratrippe hoch oben in den Wänden niederließen. Im Osten durchbricht ein breites Plattenband die Südabstürze der Dreitorspitze, zur Linken aber, im Westen, zieht eine Riesenschlucht von der Dreizinkenscharte nieder. Wir wanderten westwärts. — Über steile, geröllbedeckte Flanken stiegen wir tief in einen engen Kessel hinab, der alles sammelt, was ihm Wind und Wetter an morschem Felsgetrümmer von oben her in den Schoß werfen. Knapp unter uns hob sich der graue Fels in scharfer Linie vom grünen Talboden, aber, da stürzt eine ungegliederte Mauer an die tausend Fuß tief ins Puitental nieder. Hie und da pfeift etwas an uns vorüber und gelber Kalkstaub liegt überall auf den Felsen als Zeichen früherer Steinschläge. Den Grund der Schlucht bilden glattgefegte Platten, zu beiden Seiten aber fällt der Blick auf das morsche Ge-

mäuer zerfallener Ruinen. Wir eilten geflügelten Schrittes die steile Flucht hinan, duckten die Köpfe, so oft ein Steinfall surrend die Lüfte durchschoß, und atmeten erleichtert auf, als sich endlich Gelegenheit bot, die Flanke im Westen anzugreifen. Manches Mal drohte jegliche Kunst zuschanden zu werden an diesem unglaublich zersplitterten Fels. Ich bin vom Karwendel her in dieser Hinsicht nicht das Beste gewohnt, aber ein solches Gerümpel habe ich nur einmal noch getroffen. Schließlich aber standen wir doch auf dem Gipfel der Schüsselkarspitze und schwenkten die Hüte und jubelten aus vollem Herzen. Dem Nebeleinfalle waren wir noch rechtzeitig entronnen, jetzt schwebten die weißen Gestalten wieder schemenhaft in den Wänden, bäumten sich plötzlich auf und wogten über Grat und Gipfel und stürzten jenseits in tollem Jagen wieder in die Tiefe. Oft war die Finsternis so dicht, daß wir einander kaum mehr sahen, dann wieder schaute auf kurze Augenblicke ein lachend grüner Fleck viele hundert Meter unter uns herauf ins Reich der Öde. Die Südwand fällt vom Gipfel in einer einzigen Flucht lotrecht gegen zweitausend Fuß tief nieder. Ein kühler Schauer lief mir über den Rücken, als ich auf einen Vorsprung hinaustrat, und ich fuhr taumelnd zurück und freute mich dennoch wieder wie ein Kind, wenn die Nebel rissen und der Blick durch das graue Wolkenmeer auf sonnige Fluren niederfiel. — Das Ringen des Lichtes mit den Mächten der Finsternis wogte unentschieden hin und her, wir aber wandelten aufrechten Hauptes durch das Kampfgewühl und stiegen nach Norden in ein Gefilde nieder, wo noch der Sonnenschein die Macht in Händen hatte. Dem Wolkengetriebe weit entrückt, winkte aus flimmernder Tiefe ein Kar herauf. Die himmelhohen, grauen Wände zu beiden Seiten und seine stille Einsamkeit lockten uns mächtig, denn eine Sommernacht da unten müßte herrlich sein. Doch die Nebel lichteten sich für eine Weile und drei Tagesstunden lagen noch vor uns, da stiegen wir wieder aufwärts. Kaum standen wir in halber Grathöhe, da ward es wieder grau und alles versank in Nacht und Nebel; wir mußten warten. Ich nützte die Zeit der Untätigkeit und flickte die Schleiße in meinem Gewande notdürftig zusammen. Bald teilte sich der Flor, bald sank er nieder und in den kurzen Augenblicken des Lichtes suchten wir nach dem Weiterwege und eilten dem Grate zu.

Wir standen in einem Felsrondell. Im Norden und Osten umstehen gelbe Wände ein geneigtes Schotterfeld, im Süden fallen die Wände ins Puitental ab und von Westen her waren wir durch eine Schlucht heraufgestiegen. Die Zeit drängt und ein Ausweg muß gefunden werden; wir greifen die Wand vor uns an, was bleibt sonst anderes übrig? Drei Schritte kam ich hinauf, dann warf ich fluchend einen treulosen Zacken in die Tiefe und suchte vorsichtig nach einem Ersatz. Dabei fällt mir ein, daß ich ja gar keinen Aufschlag gehört habe. Ein zweiter, noch größerer Brocken folgt dem ersten nach und verschwindet lautlos im Nebel. Ihr Mächte der Hölle, das müssen Tiefen sein! und über ihnen schwebt ein zuckendes Menschenherz in Angst und Not. Die Kante rechts draußen — ? Ich komme so weit hinüber, daß ich mit aller Anstrengung gerade noch um die Ecke sehe, dann geht es mit meinen Kräften zu Ende. „Otto, gib acht!“ rufe ich und fühle am zitternden Seile, wie er zusammenzuckt.

Aber in solchen Zeiten der höchsten Not wachsen unsere Kräfte ins Riesenhafte, und wenn sie es einmal, nur einmal nicht tun, dann war es das letztemal. — Lange bange Minuten vergingen, ich hörte nichts als das Scharren der Kletterschuhe und meinen eigenen keuchenden Atem, dann stand ich vor dem Freunde. Ich nahm mich zusammen und biß mir fast die Lippen durch, nicht aus Scham, denn über seine Kräfte kann niemand, sonst wird er zum Frevler und lächerlich zugleich. So mochte ich von außen ruhig scheinen und fühlte doch, wie

die Brust schier zerspringen wollte, so hämmerte es an ihre Wände. — „Geht's nicht?“ „Da droben nicht, ich bin zu hoch gestanden.“ Aber hinter der Ecke lag eine Wand, die sicher gangbar war, wir mußten nur tiefer unten versuchen hineinzukommen. Ich trat an den Rand des Absturzes, zwei Fuß unter mir sah ich noch Fels, dann nichts mehr als den grauen Nebel, in dem die Steine verschwunden waren. Ich ließ das treue Seil durch die Hände gleiten und trat den heiklen Gang an. Langsam und lautlos tasten sich Hand und Fuß an der Kante entlang, jetzt das Gesicht dem Felsen zu, es geht aufwärts! Die Sehnen an der Handwurzel drohen aus Rand und Band zu springen, so krampfen sich die Finger an jede rauhe Leiste. „Wie geht's?“ tönt es bange an mein Ohr. „Komm' nach! ich bin oben.“ Otto steigt über die Kante nach, bald sind wir nebeneinander; mir aber ist es, als wären Jahre vergangen seit unserm letzten Beisammensein. — Bergsteigen hält jung, so sagt man; ich glaube, manches Mal kann es auch Furchen in die ehernste Stirne graben. Und doch möcht' ich diese harten Stunden nicht missen und wären sie mit Jahren meines Daseins erkauft. — Noch eine gute Weile stiegen wir über Bänder und Wände aufwärts, von warmem Sonnenscheine träumend, in Nacht und Nebel auf schneeiger Höhe. Merkwürdig, wenn blühendes Land uns überall entgegenlacht und wir in Flur und Hain sorglos lustwandeln könnten, dann zieht es uns wieder aufwärts in die Öde der Felsen und Wolken. Zwar wohnt der Friede dort und seine stille Braut, die Einsamkeit, doch für uns Menschen führt nur ein Weg dahin, auf dem der harte Kampf und die bittre Not uns entgegenstarren und wo schrill tönend die Sense des großen Mähers über dem Glücksucher schwebt. Gibt es einen Augenblick im Menschenleben, zu dem man sagen möchte: „Verweile! du bist so schön?“ Ich glaub' es nicht und wenn, dann ist er nicht jedem beschieden. Zufriedensein, ja wer die große Kunst verstünde! — Schemengleich ragen die Berge nah und ferne in den sternenlosen Himmel. Unheimliches Düster umgibt uns, da wir vom höchsten Gipfel des Wettersteinkammes die alten Bekannten grüßen, im Karwendel drüben und rings um uns. Nacht ist es, lange schon; aber so völlig finster wird es nicht, wie oft in schwülen, dumpfen Tälern. Denn über den nahen Wolken scheint ja der Mond und all die Sterne glänzen in Frieden ob der Finsternis. — So weilt auch über dem düstersten Menschenleben ein stilles Leuchten wie sanfter Sternenschimmer, aber es liegt hoch, hoch oben.

Ich bin zu Ende. Wenn einer ein Ding geschaffen hat, so schaut er es noch einmal recht gut an, ehe er es aus den Händen gibt, und spricht zu sich: hast du erreicht, was du gewollt? hat es Sinn und Zweck, was du getan? — Nun, die Zeiten sind vorüber, wo einer, der von den Bergen erzählte, sagen durfte: ich bin zufrieden, wenn nur recht viele meine Pfade gehen. Ich glaube zu wissen und freue mich dessen, daß auch nicht um einen einzigen mehr in die Berge gehen, weil diese Zeilen geschrieben sind, ja noch mehr: so es in meiner Macht stünde, einem Dutzend oder mehr von einer gewissen Menschensorte die Bergwelt zu verleiden, das täte ich und zwar gerne! Also nicht ein Herold will ich sein, der da zufrieden ist, wenn derer recht viele sind, die sich um ihn scharen. Ich bin nur ein fahrender Schüler, der ein Stündlein als Gast in fremdem Hause verbracht und von vergangenen Zeiten geplaudert hat. Alte Mären sind wieder emporgestiegen, von Kampf und Not, von Glück und Sonnenschein. Ich selber hab meine lichte Freude daran und noch in fernen Tagen will ich der Zeiten gedenken, die ich da oben verlebt. — Und wenn ich einst als müder Wandersmann zur letzten Fahrt rüste: wohlan, ich hab' gelebt!

▫ DAS HOCHKALTERGEBIRGE ▫ (WESTLICHE UND SÜDLICHE WIMBACH-KETTE). VON DIPL.-ING. MAX ZELLER

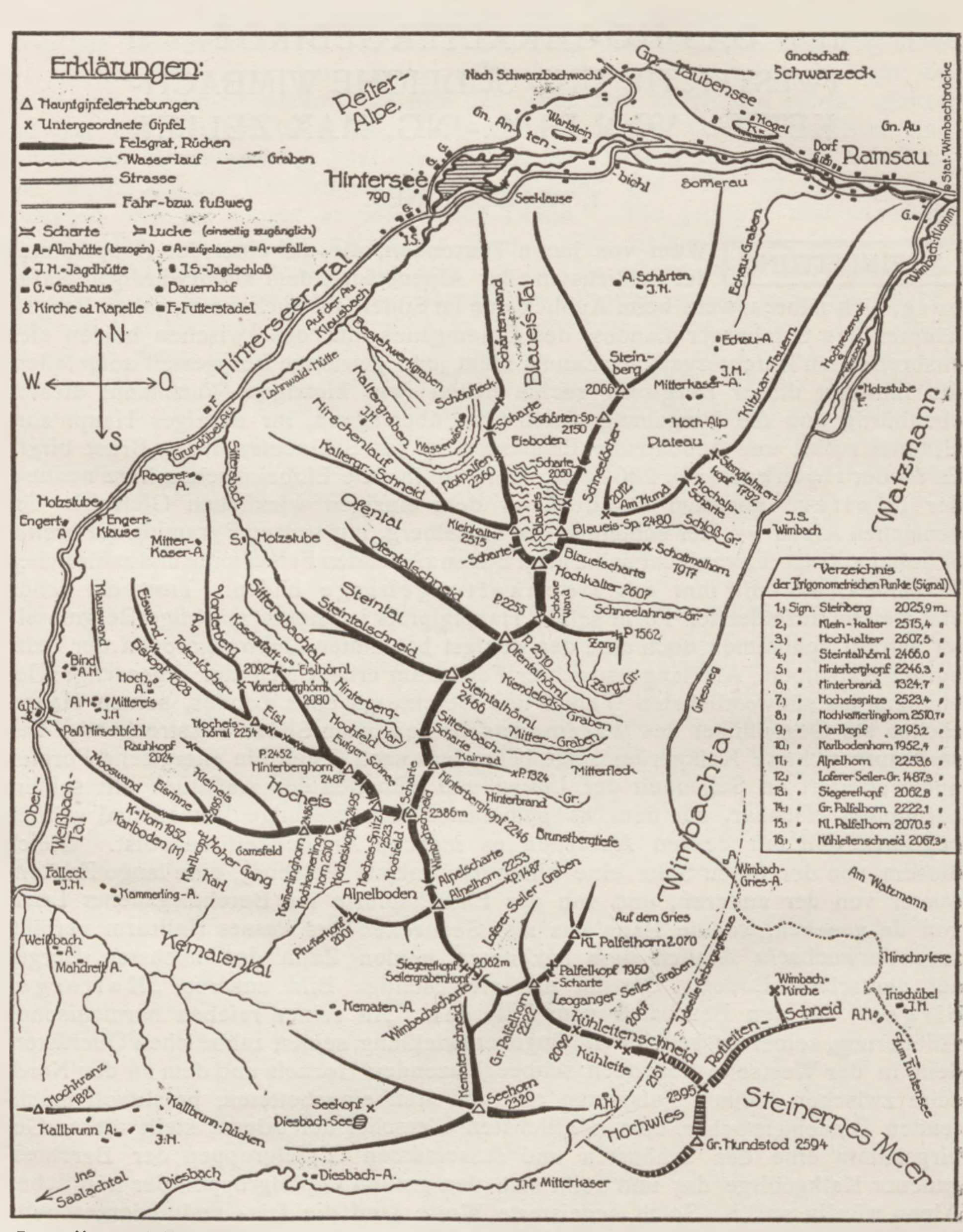
I. ALLGEMEINES.

A. EINLEITUNG

Wem von jenen Tausenden, die auf einer der Hauptbahnen der lieblichsten aller Alpenstädte, dem altehrwürdigen Salzburg, sich nähern, wäre beim Anblick der im Süden auftauchenden, nahen Bergeshäupter des Salzburger Landes, des Chiemgaues und des zwischen beiden sich ausbreitenden Berchtesgadener Landls nicht jene gewaltige Berggestalt aufgefallen, die inmitten dieser Bergwelt, rechts neben dem klotzigen Watzmann, diesem ebenbürtig und die Umgebung gleich ihm überragend, ihr trotziges Haupt zum Himmel reckt, und bedeutende Eismassen in den Schluchten ihrer Brust birgt? Es ist der Hochkalter[1]), 2607,5 *m*, oder, wie ihn die Einheimischen kurz nennen, der „Kalter" mit dem Blaueis — dem einzigen wirklichen Gletscher der deutschen Alpen —, der scheinbar als Einzelberg, mit stolzer Pyramide auf breiter Schulter aufragt. Er verdeckt seine nach Süden ziehenden Felskämme und zahlreichen Trabanten, die mit ihm das Hochkaltergebirge bilden. Trotz der schon von weitem auffallenden Form seines Hauptgipfels ist dieses mächtige Bergmassiv im ganzen genommen doch eine der wenigst bekannten Gebirgsgruppen der Salzburger Kalkalpen. Als langgestreckter Felskamm erhebt sich der eigenartige Gebirgszug im südwestlichsten Winkel des Berchtesgadener Landes, seinen Hauptrücken als Gegenflügel des Watzmannstockes nach Süden ausstreckend. Das steil aufgerichtete Kalkgerüst zeigt besonders nach Osten hin energische Formen und wetteifert an Schönheit der Linien und Kühnheit des Aufbaues mit seinem berühmten Nachbar, mit dem es gemeinsam das mächtige Wimbachtal seitlich begrenzt, und mit dessen Aussehen es manche Ähnlichkeit aufweist. Gleich diesem von der einen Seite eine himmelstürmende Felsburg, eine lange Zackenmauer von der anderen, und von der Eintrittspforte ins Berchtesgadener Land, von da gesehen, wo die Bahn das alte Seebecken des Passes Hallturm verläßt, zum Verwechseln ähnlich dem bekannten hohlen Zahn des höchsten Berges auf deutschem Boden. Das ist das vielgestaltige Bild unseres „Kaltergebirges" für den Beschauer vom Tale aus. „In seiner reichen harmonischen Gliederung, seiner ausgedehnten Längenentwicklung, seinen zahlreichen Querästen, dem in der Westseite liegenden schneeglänzenden Hocheis und dem an der Nordseite zwischen kühnen Felsgraten eng und steil eingebetteten, prachtvoll leuchtenden Blaueisgletscher, dem nördlichsten Gletscher der Alpen, stellt dieser Gebirgskamm eine der schönsten und fesselndsten Gipfelgruppen der Berchtesgadener Kalkgebirge dar und reiht sich den großen Gipfelgruppen der nördlichen Alpen würdig an[2])." Solch begeisterte Worte fand die fels- und federgewandte Hand des sachlich abwägenden, zu keinerlei Übertreibungen neigenden Salzburger Alpenpioniers über diesen Gebirgsstock vor einem Menschenalter. Und an an-

[1]) In Gümbels „Bayerischer Geologie" findet sich der Gebirgszug kurzweg mit dem bezeichnenden Namen „Hochsteingebirge" belegt. Der Name „Hochkalter" erscheint das erste Mal in der Setznagelschen Karte aus dem Jahre 1622. In alten Zeiten hießen die Einwohner den Berg „Schneekalter", woraus sich sein Name ableiten läßt. Kalter oder G'halter bedeutet soviel wie „Behälter". Die Stetigkeit des Schneebelags (Blaueis) auf dem Berg wird wohl das Bild des Eisg'halters oder „Schneekalters" hervorgerufen haben.

[2]) L. Purtscheller „Erschließung der Ostalpen", Band I, S. 295.



Franz Murr und Max Zeller

Skizze des Hochkaltergebirges

Maßstab 1:80000

derer Stelle bezeichnet derselbe Purtscheller den Hochkalter neben der „Übergossenen Alpe" als den „interessantesten Berg der Berchtesgadener Alpen". Trotzdem wurde er im Vergleich zu seinem glücklicheren Nebenbuhler in der Literatur bisher selten genannt und blieb auch den meisten Alpinisten unbekannt. Und wenn auch der Name seiner edelgeschwungenen Hauptzinne unter den das „Landl" aufsuchenden Hochturisten seit alters her einen gar guten Klang hat, so ist es in Anbetracht der reichhaltigen Gliederung dieses mächtigen Gebirgszuges dennoch nicht zu verwundern, wenn in den abseits der Turistenstraße gelegenen Nebengruppen noch manch dunkler Punkt sich findet, der es dankenswert erscheinen ließ, das ganze Gebiet zu durchforschen, um eine abgeschlossene monographische Beschreibung von dieser Bergwelt verfassen und einen Begriff von dem Charakter und der landschaftlichen Schönheit der umliegenden Täler, sowie der Eigenart ihrer Bewohner geben zu können. Wenn dem Verfasser auch als Hauptwert der vorliegenden Arbeit vorschwebte, das östliche und südliche Wimbachgebirge als geschlossenes Ganze zur Darstellung zu bringen, um so den Bergsteigern nicht nur die Kenntnis des Hochkalters selbst, sondern auch seiner Nebengruppen und Seitenäste, sowie seiner Trabanten zu vermitteln und dabei eine Klarstellung der hier recht verworrenen Nomenklatur zu geben, so dürfte die allgemeine Schilderung der angrenzenden, vielbesuchten Gebirgstäler, des Ramsau-, Hintersee- und Wimbachtales, doch nicht nur dem ausübenden Alpinisten von Interesse, sondern auch dem breiteren Lesepublikum unseres Alpenvereins willkommen sein. Und eine zusammenhängende Beschreibung dieser Gebirgsgruppen erscheint wohl auch gerechtfertigt, weil die Erschließung dieses weitverzweigten Gebirges nun so viel wie abgeschlossen ist, fernerhin, weil die beiden Nachbargebirge, die Reiteralpe und der Watzmann, eine solche monographische Darstellung an dieser Stelle bereits erfahren haben[1]), sonach eine Lücke auszufüllen war.

B. GEBIRGSBILDUNG

Wer die Eigenart und die Gesetzmäßigkeit der aus festen, bis zu 1000 *m* starken Schichten des Dachsteinkalkes sich aufbauenden Plateauberge der Salzburger Kalkalpen kennt und in kritischer Betrachtung einmal von hoher Warte aus die einzelnen Gruppen der Bergwelt Berchtesgadens überblickte, dem wird es nicht unbeachtet geblieben sein, daß gerade jene beiden Gebirge, die das Wimbachtal begrenzen, von der überall hier zutage tretenden Tafelgebirgsform abweichen und eine ausgesprochene Kettengebirgsbildung aufweisen. Dieser auffallende Gegensatz ist jedoch nur äußerer Art und hängt von der Lagerung der Gesteinsschichten und dem Hervortreten der Gesteinsarten ab; die Abweichung von der regelmäßigen Massengebirgsform ist daher nur eine scheinbare. Denn es ist als zweifellos anzunehmen, daß die beiden Parallel-Gebirgszüge des Hochkalters und des Watzmanns, die vom „Steinernen Meere" ihren Ausgang nehmen und in nördlicher Richtung streichen, ehedem ein großes Ganze bildeten und eine dieser charakteristischen Hochfläche ähnliche Felsmasse darstellten, die, nachdem sie tektonisch durch eine gewaltige Naturkraft emporgehoben, infolge der Wucht des durch die Faltung stetig einwirkenden Seitendruckes barst. In der so entstandenen riesigen Gebirgskluft wurde der erste Grund zu dem heute so großartigen Wimbachtal gelegt. Anfangs wohl nur eine enge, tiefe Felsspalte, erhielt das Tal infolge des fortwährenden Nachsturzes der Seitenwände und des nachhaltigen Einflusses der Erosion im zerklüfteten Ramsaudolomit allmählich die heutige Ge-

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1903: „Der Watzmann" von W. v. Frerichs und Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1910: „Die Reiteralpe" von M. Zeller.

stalt. So brachen nach und nach große Massen von den die Ränder der Spalte bildenden Kalkfelsen los, der Ramsaudolomit mit seiner Trümmerstruktur zerfiel in feineres Gries, das den Fuß der Gehänge in Form mächtiger Schutthalden umgab. Leicht wurden diese weichen Massen eine Beute der Bergwasser, die sie nach heftigen Regengüssen angriffen, zersetzten, mit sich fortschwemmten und an anderen Stellen ablagerten. Der Pflanzenwuchs mied solch unruhigen Boden, der kahle Schuttflächen bildet, die nach jedem Gewitter, nach jeder Schneeschmelze ihre Gestalt zu verändern pflegen. Und so entstanden allmählich die öde Sandwüste des Wimbachtales und seine beiden kahlen Begrenzungsflanken, der Hochkalter und der Watzmann. Demnach stellen beide Bergzüge die mächtigen Pfeiler eines gesprengten Riesengewölbes dar, dessen Trümmer in Form von ausgedehnten Griesflächen und zerfallenden Felsmassen auf dem Grunde der Talsohle liegen; die beiden Gebirgsketten blieben als Seitenflanken stehen. Dieser Annahme, die schon von Gümbel vertreten und von Penck weiter ausgearbeitet worden ist, entspricht auch offensichtlich die Lagerung der Gesteinsschichten: Am Watzmann fallen diese Sedimente nach Nordosten, am Hochkalter hingegen nach Nordwesten (Ofentalschneid und Steintalschneid usw.) aus. Diesen gleichartig abfallenden Schichtfolgen entpricht die Steilheit der Abbruchflächen der Gebirge ringsum im Wimbachtale, während die Außenflanken in allmählichen Abdachungen sich talwärts senken. Auffallend flach zieht unser Hochkalter mit seinen nordwest gerichteten Platten gegen das Hinterseetal hinab, während nach Osten hin seine abgebrochenen Schichtenköpfe sich zu verkümmerten Felsgraten zuspitzen. Das Wimbachtal, als der geschwundene Sattel, schneidet in dieses Kalkschichtengewölbe tief ein, in dem der unter dem Dachsteinkalk gelagerte Ramsaudolomit emporgepreßt ist. Hochkalter wie Watzmann verdanken ihre Gestalt dabei im wesentlichen dem Umstande, daß der Dachsteinkalk hier steil aufgerichtet und nicht wie sonst gewöhnlich horizontal gelagert ist. Die Geschichte dieser Berge ist natürlich eine sehr langwierige. Wo heute der schmale Grat des Hochkalters und des Watzmanns verläuft, wo im felsumgürteten Tale der grünen Ramsau sich frische Matten, unterbrochen von Gruppen des Bergahorns, im freundlichen Wechsel mit Waldflächen, Wiesen und Saatfeldern mischen, da lag einst in der Triaszeit ein Meer. Aber dieses Meer deckte nicht Berg und Tal der heutigen Landschaft, sondern sein Boden war flach und eben. Nichts verriet die Stellen, wo später das Wimbachgebirge aufragen und der alte Wimbachsee, der Hintersee und der Königssee gelegen sein sollten; und doch wurde damals schon der Grund zur eigentümlichen Schönheit des Berchtesgadener Landes gelegt: Auf dem Boden dieses Meeres wurden jene Schlammassen abgelagert, die jetzt das Gestein der Berge darstellen. Viel später erst, in der Kreide-Tertiärzeit, erfolgten durch die „Kontraktion" der Erdrinde gewaltige Faltungen und Verwerfungen. Die Einwirkungen des nunmehr an den Nordsockel des neuen Gebirges verdrängten Meerwassers (Abrasion), und nach dem Verschwinden des jungtertiären Meeres der wiederholte Vorstoß der Gletscher, erzeugten allmählich gebirgsbildend unsere Alpen. Diese Tätigkeit des Eises in der Eiszeit, sowie die hierauf einsetzende Wassererosion und Verwitterung im Laufe der jüngsten geologischen Erdperiode haben dem Berchtesgadener Lande erst ganz allmählich sein jetziges Aussehen verliehen. Und hier im besonderen gleichermaßen Watzmann und Hochkalter, die eine nahe verwandte Geschichte haben. Hier wie dort findet sich heute die kammartige Bildung der höchsten Zinnen, die gegen Norden geöffnete Firn- und Gletschermulde nebst den breiten, bewaldeten Bergvorlagen, sowie die vorgeschobene Stellung der Hauptgipfel. Bei gleicher ursprünglicher Beschaffenheit

mußten gleichartig wirksame Kräfte die gleiche Veränderung erzielen. — Politisch-geographisch liegt unser Gebirgsstock noch fast vollständig auf bayerischem Boden. Die bayerisch-salzburgische Grenze verläuft über seinen südlichen Seitenkamm und schneidet so nur den südlichsten Gipfel, das Seehorn, für Österreich weg.

C. GEOLOGISCHER ÜBERBLICK [1]

(Von Dr. F. Felix Hahn.) Gerade so wie uns ein altehrwürdiges Bauwerk erfreut durch Farbe und Schönheit des Materials, durch die edlen Maße seines Gefüges und fesselt durch seine Schicksale, so sollten wir uns auch bei der Betrachtung einer Gebirgsgruppe der Besonderheiten der einzelnen Gesteinsschichten, der Art des Aufbaus und der späteren Umgestaltung im Wechsel der Zeiten erinnern, wenn anders wir uns bewußt werden wollen des gesetzmäßigen Zusammenhangs von Bergesschönheit und berggestaltenden Faktoren.

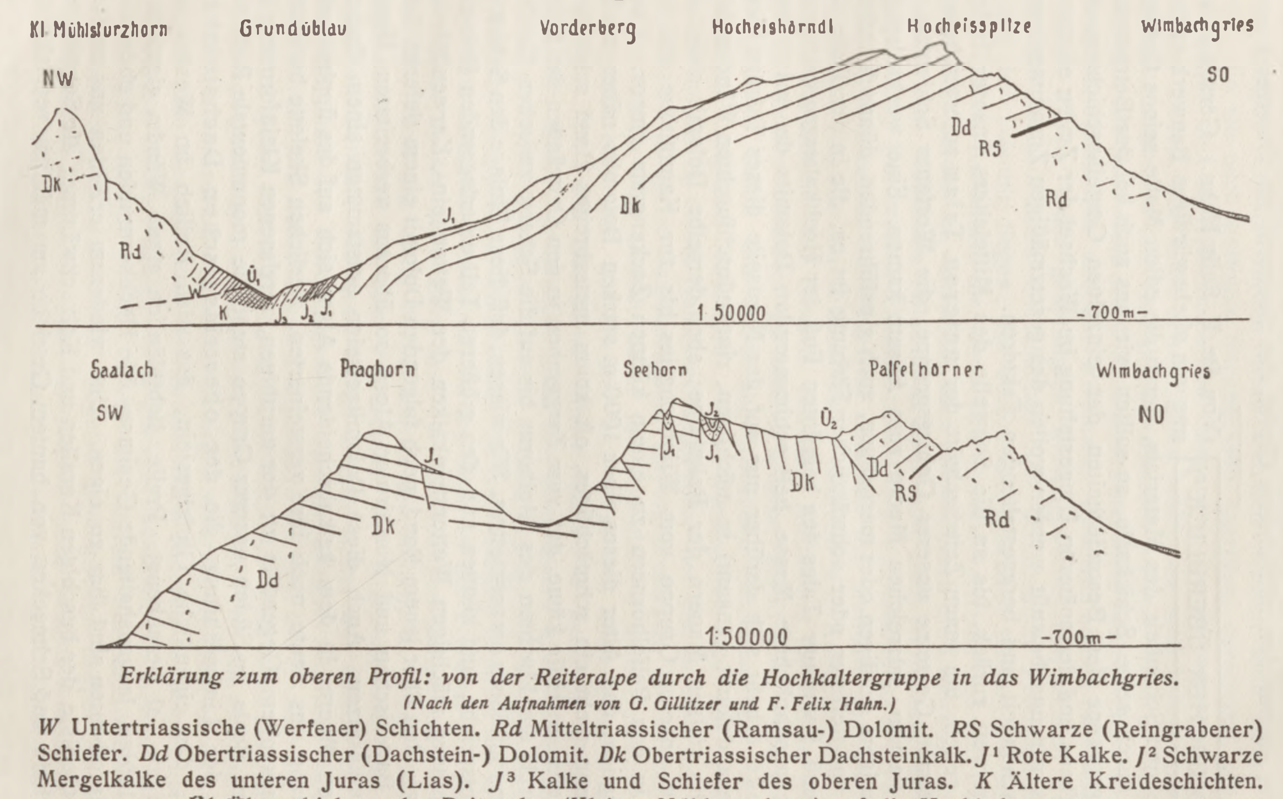
Wir haben weit zurück, bis an die Schwelle des Mittelalters unserer Erdgeschichte zu gehen, um jenen Zeitabschnitt der unteren Trias zu erreichen, in dem die ältesten Gesteine unserer Gebirgsgruppe, die Werfener Schichten, in einem sehr flachen, salzreichen Meere zum Absatz kamen. Eine wechselreiche Folge von tonigen, sandigen oder mergeligen, auch gipsführenden, dünnschichtigen Bänken oft von tiefroter oder schwärzlicher Färbung ist es, die in der Tiefe des Hinterseer und Ramsauer Tales den begrünten Fuß der Hochkaltergruppe säumt.

Eine weit ansehnlichere Masse hell schimmernden Dolomits der mittleren Triasperiode erhebt sich darüber nur auf der Nordseite dieses Talzugs (demzufolge Ramsaudolomit genannt) in mächtigen, rinnendurchfurchten Wänden hinauf gegen die stolzen Mauern der Reiteralpe; aber derselbe Dolomit steigt auf der Südseite unserer Gruppe vom Wimbachgries bis zur Kammhöhe auf und türmt sich in den Palfelhörnern zu einem kühnen Zackengrate empor. Kaum wäre es möglich, das Alter dieses über 1000 *m* starken Dolomits näher zu bestimmen, wenn nicht ein schmächtiges, oft kaum meterbreites Band schwarzer, toniger Schiefer zu Hilfe käme, das vom Zarggraben in den Ostwänden der Hocheisspitze durch die Fluchten des Alplhorns bis auf die Scharte zwischen Großem und Kleinem Palfelhorn emporklettert. Wir wissen, daß diese Einlage den Schichten von Raibl entspricht, und können nun den größeren Teil unterlagernden Dolomits den nicht minder mächtigen Wettersteinkalken des Wetterstein-, Karwendel- und Kaisergebirgs, den über jenem Band noch folgenden Dolomit einem tieferen Teile des in den Bayerischen und Nordtiroler Alpen so überaus verbreiteten Hauptdolomits gleichsetzen. Auch diese Dolomitgesteine entstammen einem flachen, weitgedehnten Meere, in dem kalkabscheidende Algen sich auf das üppigste entfalteten, wovon uns heute noch ihre versteinerten, zierlichen Skelette berichten.

In wirkungsvollem Gegensatz zu der unruhigen, zerrissenen Kleinformung der dolomitischen Basis im Süden unserer Gruppe steht die monumentale Ruhe und Schlichtheit der Linienführung, die den obertriassischen Dachsteinkalk auszeichnet, das eigentliche Gipfelgestein, das sich freilich im Westen und Norden bis zu Tal herabbeugt. Pralle, lichtbläulich graue Wände, gigantische Stufen und luftige, langaushaltende Gesimse, öde Hochkarmulden und ebenmäßig getürmte Gipfelbauten sind ihm zu eigen. Und wiederum erzählen uns zu Stein gewordene Gerüste der buschigen Korallen und Kalkschwämme, die Schalen von Riesenmuscheln und Schnecken von buntem Getriebe am mählich versinkenden

[1]) Die Hochkaltergruppe hat leider bis heute noch keine geologische Spezialaufnahme erfahren; nur der nordwestliche und nördliche Bergfuß kam in G. Gillitzers „Aufbau des Reiteralpgebirges“ (Geognostische Jahreshefte, München, 25. Band, 1912), der südliche, österreichische Gebirgsteil in Dr. F. Felix Hahns „Geologie des oberen Saalachgebiets“ (Jahrbuch der K. K. Geolog. Reichsanstalt, Wien, 63. Bd. 1913) zu genauerer Untersuchung.

GEOLOGISCHE PROFILE DES HOCHKALTERGEBIRGES



Erklärung zum oberen Profil: von der Reiteralpe durch die Hochkaltergruppe in das Wimbachgries.
(Nach den Aufnahmen von G. Gillitzer und F. Felix Hahn.)

W Untertriassische (Werfener) Schichten. *Rd* Mitteltriassischer (Ramsau-) Dolomit. *RS* Schwarze (Reingrabener) Schiefer. *Dd* Obertriassischer (Dachstein-) Dolomit. *Dk* Obertriassischer Dachsteinkalk. J^1 Rote Kalke. J^2 Schwarze Mergelkalke des unteren Juras (Lias). J^3 Kalke und Schiefer des oberen Juras. *K* Ältere Kreideschichten. $Ü^1$ Überschiebung der Reiteralpe (Kleines Mühlsturzhorn) auf die Hochkaltergruppe.

Unteres Profil: vom Saalachtal über Seehorn und die Palfelhörner in das Wimbachgries.
(Nach den Aufnahmen von F. Felix Hahn aus dem Jahrbuch der k. k. Geologischen Reichsanstalt, Wien 1913.)

Zeichenerklärung wie bei der oberen Textfigur. Außerdem: $Ü^2$ Überschiebung der Hochkaltergruppe auf die Ausläufer des Steinernen Meeres.

Dr. F. F. Hahn

Boden eines warmen, wenig tiefen Meeres, das ungemessene Zeitläufte hindurch desselben Klimas sich erfreute.

Einschneidend ändern sich diese Verhältnisse nach Ablagerung des nahezu 700 *m* starken Dachsteinkalks. Eine kurze Zeitspanne des Emportauchens der eben noch vom Meer bedeckten Gebiete, der Verkarstung, wird gar bald abgelöst von neuer und nun viel kräftigerer Versenkung. So greifen denn etwas altersverschiedene Stufen des untersten Juras über die unregelmäßig eingenagte Oberfläche, grellrote Kalke und schwarze, oft kieselreiche Platten und Schiefer, dann wieder hellfarbene, dünnbankige Kalkgesteine des höheren Juras lösen einander ab, bis schließlich zur älteren Kreidezeit in dem wieder sich verflachenden Meere sandige und tonigkalkige Gesteine den bunten Reigen beschließen. Keines dieser Schichtglieder erreicht besondere Mächtigkeit, doch alle zusammen bilden einen hochwaldbestandenen Saum vom Hirschbichlpaß über das Seeklausköpfl zur Wimbachklamm, und wo ein Wildbach sich tiefer einschnitt, da erfreut der farbenfröhliche Gegensatz von leuchtendem Rot und finsterem Schwarz des Gesteins bis zum satten Grün des moosigen Waldbodens und den schimmernden, lichten Tönen der hereingrüßenden Hochgebirgsregion.

All die bisher geschilderten Bewegungen des Meeresbodens waren säkulare, die ganz allmählich nur zur Auswirkung kamen; jetzt, in der mittleren Kreidezeit, jedoch beginnen jene weit energischeren, kurzwelligeren Eingriffe, die diesem Erdrindenstück zu alpiner Formung verhalfen. Und gleich am Anfang steht ein Ereignis, das für die gesamten Salzburger Alpen bis heute von ausschlaggebender Bedeutung war.

Wir betrachteten zuerst die Zone jener ältesten Gesteine unserer Gruppe, die sich in der Sohle des Hinterseer- und Ramsautales um die gegen Nord und West herniedersinkende Tafel des Hochkalters schmiegt. Wir lernten zuletzt die jüngsten Schichten kennen, am selben Bergfuß in einem inneren Kranze. Lange Zeit hindurch glaubte man dies rätselhafte Aneinanderprallen von liegendsten und hangendsten Gliedern auf eine gewaltige Verwurfbewegung zurückführen zu müssen längs einer der Taltiefe folgenden steilen Bahn, an der die nördlich gelegene Bergmasse der Reiteralpe und des Lattengebirgs um etwa 2000 *m* heraufgehoben worden sei. Es hat mühevoller Sonderstudien bedurft, um die Gewißheit zu erlangen, daß sich die jungen Gesteine des Hochkaltersaumes auch unter dem gewaltigen Gebirgsstock der Reiteralpe fortsetzen, daß einstens dieser über die damals nur schwach gegen Süd aufsteigende Hochkaltergruppe hinweg an seinen heutigen Lagerplatz glitt. Und dies war eine kilometerweite Wanderung aus südlicher oder vielleicht auch mehr östlicher Richtung!

Ähnlich hohen Alters sind zu einem beträchtlichen Teil die faltenden Kräfte innerhalb unseres Berggebiets. Frühzeitig, noch vor jener gewaltigen Übergleitung, ward die jungschichtige Gesteinsdecke im Südwesten zwischen Wildental, Hirschbichlpaß und Oberweißbach zu einer großzügigen Mulde verbogen und den sattelförmig aufgewölbten Triasdolomiten und -kalken der Wimbachgruppe angegliedert. Viel später erst brachten aus etwas anderer Richtung wirkende Faltungskräfte jene eigenartige, halb kuppelförmige Auftreibung zustande, der zufolge die mächtige Plattenfolge des Hochkalters nach Nordwest, jene des Watzmanns nach Nordost sich senkt und vielleicht im Zusammenhang damit kam es im mittleren Tertiär nochmals zu einer Überschiebung, die zwar keineswegs die Förderweite jener ersten Übergleitung erzielte, aber doch gerade für unser Bergland von großer Bedeutung war. Aus Ostnordost vorgepreßt, wälzte sich nun die Masse des Hochkalters und Watzmanns ein Stück weit über die jungschichtige Muldenvorlage im Südwesten hinauf und gewann erst dadurch die stattliche, die umliegenden Berge um mehrere hundert Meter im Mittel überragende Gipfelhöhe.

Da wo die mannigfaltig verzweigten Gleitflächen dieser letztgeschilderten Schubbewegung zutage gehen, vom Hirschbichlpaß über Karlboden-Prunnkopf zum Sigeret, zur Südseite der Kühleitenschneid und in den Hundstodgraben — dorthin wird der Geologe die natürliche Grenze zwischen Wimbachgruppe und Steinernem Meer verlegen und zum Steinernen Meer wird er als heute zufällig abgetrennte Vorposten Hundstod und Seehorn, Rauchkopf, Kopfstein und Fußstein wie Hirschwies und Hachelköpfe rechnen.

Erst jetzt war der Rohbau geformt, aus dem die emsigen Meißel der Natur, die abtragenden Kräfte des Wassers und Eises das Relief von heute entstehen ließen. Freilich hatten die gebirgeschaffenden Kräfte den gebirgezerstörenden ihren Weg schon in großen Zügen vorgezeichnet. Dem Rand jener gewaltigen, ältesten Übergleitung entlang gruben die Gewässer die tiefen Furchen des Hinterseer- und Ramsautals, der wohl schon während der Aufbiegung geborstene Kuppelfirst zwischen Hochkalter und Watzmann wurde zur Tiefe des Wimbachtals und selbst in den von West und Nord weit gegen den Hauptkamm der Hochkaltergruppe hinaufgreifenden Hochtälern lassen sich den Gesteinsverband lockernde Störungsbahnen nachweisen. Das diluviale Eis aber schürfte die größeren Talfurchen so breit und tief, daß heute die im wiedereingefüllten Schutt gebetteten Bäche nur mühsam ihren Weg sich freizuhalten vermögen [1]).

II. DIE TÄLER

DIE STAMMTÄLER

Das Hochkaltergebirge, auch mit „Westliche Wimbachgruppe“ bezeichnet — wozu topographisch noch die südliche Begrenzung des Wimbachtales gehört —, ist von drei Stammtälern des Berchtesgadener Landes umgeben, die es von den Nachbargebirgen trennen. Im Norden zieht an seinem Fuße die Forsetzung des Berchtesgadener Haupttales, das Tal der Ramsauer Ache oder Ramsautal in ost-westlicher Richtung bis zum Hintersee hinein und scheidet seinen reichbewaldeten Sockel von den begrünten Berghängen des Toten Manns, der Gseng-Schneid und des Lattengebirges, deren Ausläufer aber noch zur eigentlichen Ramsau gehören. Im Osten begrenzt unser Gebirge das bei der Wimbachklamm vom Haupttal abzweigende, sandüberflutete Wimbachtal, ein Sacktal, das, in südlicher Richtung ziehend, sich zwischen Kaltergebirge und Watzmannstock einschiebt und im Hintergrunde sich fächerförmig zu einem großen Kessel erweitert. Im Westen wird der Gebirgsstock von dem benachbarten Reitersteingebirge (Reiteralpe) geschieden durch das vom Hintersee südwestlich gegen den Grenzpaß Hirschbichl (Hirschbühel) hinaufsteigende Hinterseertal, das, vom wilden Klausbach durchflossen, auch Klausbachtal genannt wird. Der Hirschbichlpaß ist die Wasserscheide zwischen dem Berchtesgadener Lande und dem Saalachtale. Hier vereinigen sich die Ausläufer des Kammerlinghorns mit dem „Hirschbichlkamm“ der Reiteralpe. Nach Süden fällt das große Massiv unseres Gebirges mit steiler, von einer horizontalen Terrasse durchzogener Felswand in eine breite Hochmulde, das Kematental, ab, während der Hauptkamm wenig über das Tal hinaus einen letzten Ausläufer, das Seehorn, vorschiebt und mit diesem Gipfel südlich abschließt. Das „Tal der Kematen“, oder „die Kematen“, ist ein kurzer Seitenast des vom großen Saalachtal zum Paß Hirschbichl hinaufschneidenden Weißbachtales und scheidet die Hochkaltergruppe von dem an das Seehorn anschließen-

[1]) Für diesen wertvollen fachtechnischen Beitrag möchte der Verfasser Herrn Dr. Hahn, dem einzigen Geologen, der das Arbeitsgebiet in dieser Hinsicht genauer kannte und teilweise untersucht hatte, auch an dieser Stelle nochmals seinen wärmsten Dank aussprechen. Dieser öffentliche Dank kann Dr. F. F. Hahn nun leider nicht mehr erreichen, nachdem derselbe als Leutnant der Reserve im k. b. 3. Feldartillerie-Regiment auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs am 8. Sept. 1914 den Heldentod fürs Vaterland erlitt.



Naturaufnahme von H. Gutjahr

Bruckmann aut. et impr.

Ramsau gegen den Hohen Göll



den, breiten Rücken der Kallprunneralmen, der westwärts zum steil ins Weißbachtal abfallenden Kegel des Hochkranz emporzieht. Nach Osten verläuft das Kematental in breiten Flächen an den Hängen des Seehorns und des Grats, der dieses mit dem Hochkalterzug verbindet und aus der Kematenschneid, der Gemsleitenschneid und der Wimbachscharte sich zusammensetzt. Letztere bildet die Wasserscheide zwischen Kematen- bezw. Weißbachtal und Wimbachtal. Das Seehorn ist von den Steilwänden des Steinernen Meeres durch das obere Diesbachtal getrennt und von den wilden Abstürzen des Großen Hundstods durch den Felskessel der Hochwies geschieden. Nur mit dem Grat der Kühleitenschneid, die vom Großen Palfelhorn, dem östlichsten Ausläufer unseres Gebirges, nach Osten zieht und dem Gratabsenker des Großen Hundstods, der Rotleitenschneid, die schmale Hand reicht, steht das Gebirge mit dem Steinernen Meere in gewissem Zusammenhange, nicht aber, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, mit dem Watzmannstock. Dieser steht vielmehr am jenseitigen Ausgang der Rotleitenschneid mit dem Steinernen Meer am Hochpaß Trischübel in Verbindung. So bildet unser Gebirge eine in sich abgeschlossene Einheit, die an den drei Seiten durch große Täler begrenzt ist. Und wo mit den beiden Nachbargebieten, Reiteralpe und Steinernes Meer, tatsächlich noch ein Zusammenhang besteht, sind diese Verbindungsstücke lediglich flache, aber wenig ausgeprägte Wasserscheiden tief eingeschnittener Talbecken.

---

a) DAS RAMSAUTAL Das Ramsautal ist für das Berchtesgadener Land von den zu beschreibenden Gebirgstälern nicht nur hydrographisch, sondern auch wirtschaftlich das wichtigste, insoferne es das einzige ständig besiedelte ist, nachdem die Ansiedelungen am Ufer des Hintersees politisch noch zur Gemeinde Ramsau gehören. Im Gegensatz hiezu ist das Klausbachtal mit dichtem Wald bedeckt und das Wimbachtal mit unfruchtbaren Griesströmen ausgefüllt. Deshalb erschöpft sich die auf die anwohnende Bevölkerung bezügliche Darstellung der allgemeinen Verhältnisse, die im Interesse der Turistik und des Fremdenverkehrs wünschenswert erscheint, mit der Schilderung der Eigenart und Lebensweise der Ramsauer Bauern und mit der Beschreibung der örtlichen und jagdlichen Verhältnisse in der Ramsau. Das Ramsautal zieht vom Hintersee Ramsau abwärts bis zur Gmundbrücke. Früher lag es höher und war viel breiter, wofür die Felsterrassen nordöstlich von Ramsau zeugen. Jetzt ist es tief in leicht zerstörbare, untertriassische Schichten (Salzgebirge und Ramsaudolomit) eingeschnitten und gewinnt die Enge einer Klamm (sog. Preißenklamm), so daß an einer Stelle die Straße durch einen gesprengten Tunnel („Ramsauer Felstor") geführt werden mußte. So ist der untere, östliche Teil dieses Tales düster und stark bewaldet; erst nahe beim Dorfe Ramsau erscheinen die herrlichen, üppiggrünen Wiesen; bald da, bald dort tauchen, an den Hängen liegend, blendend weiß getünchte Häuser auf. Wendet man aber den Blick weg von diesem freundlichen Bild, dann sieht man graue Riesen ringsum in die Lüfte starren; jäh und glatt steigen die Wände in die Höhe, unheildrohend für den, der in ihrem Bereiche wohnt. Im Rücken der massige Klotz des Hohen Gölls, zur Rechten die Sillberge, zur Linken die wuchtigen, altersgrauen Felszinken des Watzmanns, der „da hinaufgebannt ist mit Frau und Kindern zur Strafe für begangenen Frevel". Dann folgt unser Hochkalter mit seinem langen Felsrücken, vom stolzen Gipfelhaupt nach Norden zwei Felsgrate aussendend, die das Blaueis bergen und mit langgestreckten, bewaldeten Höhenrücken im Ramsautal fußen. Vor dem Blicke des Wanderers taucht bald hinter dem Ramsauer Felstor auch die Reiteralpe auf, die sich mit wuchtigen Massen himmelwärts türmt. Die Straße führt mitten durch

das Dorf Ramsau, immer im Talgrund auf der Nordseite der Ache, bis sie bei der hohen Brücke über der Marxenklamm (deren Ausbau schon seit Jahren seitens des Verschönerungsvereins Ramsau geplant ist, was anscheinend immer wieder an der Kostenfrage scheitert) auf das südliche Flußufer übertritt. Dann biegt sie in ziemlicher Steigung weit nach links aus, führt an den Anwesen Klaus, Antenbichl (nach dem die Gnotschaft benannt ist) und dem Doppellehen der Bergführerfamilie Datzmann vorüber, wobei sich der Blick immer mehr weitet und in prächtigem Panorama der größte Teil der Ramsau, besonders die Gnotschaften Antenbichl, Taubensee, Schwarzeck und die dahinter liegenden Höhenzüge: Toter Mann, Gsengschneid, Lattengebirge und Reiteralpe, sichtbar werden. Noch ein schwacher Kilometer Wegs durch Wald und Felsen, dann ist man am Ufer des Hintersees angelangt. Man braucht hiezu von Berchtesgaden aus mittels Postauto kaum eine Stunde. Das ist heutzutage die gewöhnliche Reiseart der weitaus meisten Fremden. Zum Glück ist es aber dem wanderfreudigen Turisten auch ermöglicht, diesen gottbegnadeten Erdenwinkel auf „Schusters Rappen“ in beschaulicher Ruhe zu durchwandern, ohne von dem Ungetüm eines polternden „Stinkkastens“ belästigt oder gar gefährdet zu werden. Man wandert auf schön gepflegten Wiesen- und Waldpfaden von Berchtesgaden durch die liebliche Schönau (= Schöne Au) nach Ilsank (dieser sonderbare Name ist, wenn nicht keltischen Ursprungs, wohl abzuleiten von „sengen“ = durch Brand roden), geht von hier, nachdem man die Hauptstraße etwa zehn Minuten verfolgt hat, auf der etwas ansteigenden alten Straße, die hoch über der Preißenklamm vorüberzieht, an den Lehen „Preißen“ und „Kederbacher“ der beiden bestens bekannten ehemaligen Bergführer J. Punz und J. Grill vorbei zur Haltestelle Wimbachklamm, und nun führt ein hübsch angelegter Fußweg durch die Auen der Ramsau am jenseitigen Bachufer entlang zum Dorfe Ramsau, wobei nur einmal (nämlich beim Sägewerk und Gasthaus „zum Hochkalter“) die Straße überschritten werden muß. Dann geht es weiter, an den sog. „Gletscherquellen“ vorüber, gegen den Wartstein zu, die Landstraße einmal querend, durch das bizarre Blockwerk östlich des Hintersees, und an dessen Ufer entlang zum gleichbenannten Orte, als dem Endpunkt des Ramsautales, wozu man etwa drei Stunden Gehzeit benötigt. Im Winter, während dem der Automobilbetrieb nach Hintersee eingestellt ist, kann der Fremde, falls er auf die herrlich schöne, aber etwas kostspielige Schlittenpartie Verzicht leistet, die schneefreie Landstraße zu Fuß begehen, wobei man an der gesprengten Wand beim Felsentor (neben der Preißenklamm) wundervolle Eisbildungen und riesenhafte Gebilde herabhängender Eiszapfen antreffen kann.

Die eigentliche Ramsau, nächst Ilsank beginnend und vor dem Hintersee endigend, ist eine in der Sohle stellenweise schluchtartig eingeengte Gebirgsfurche, die über den flachen Talhügeln sich erweitert und, teils bewaldet, teils mit fruchtbaren Wiesengründen bedeckt, seiner ganzen Länge von 6—7 *km* nach — auch stellenweise längs des Flußbettes — besiedelt ist. Die Hauptansiedelungen in der Ramsau liegen jedoch auf jenen nördlich der Talsenkung an den Berglehnen sich hinziehenden Höhenzügen; hier vermochten die aus der Eiszeit stammenden Moränen in ausgedehnter Verbreitung jene Hügel mit den weichgeschwungenen Linien zu formen, denen diese Gegend zum großen Teil ihre zauberhafte, zarte Schönheit verdankt. Jener Felsriegel beim Felsentor staute den wohl einst das ganze westliche Talbecken ausfüllenden „Hinteren See“ auf, ehe die Ache sich in enger Klamm durchgewühlt hatte. Die hier noch heute erkennbaren, mächtigen Schlammablagerungen an den beiderseitigen Hängen deuten auf die Richtigkeit dieser Annahme hin, die Albrecht Penck in seiner gemeinsam mit Eduard Richter

verfaßten Schrift „Das Land Berchtesgaden“ schon verfochten hat. Penck vertrat auch die Annahme, daß das Ramsautal einst von der Saalach, bezw. von der Salzach — die in früheren Zeiten ein gemeinsames Flußbett hatten und erst nach der Eiszeit südlich von Saalfelden einen schier entgegengesetzten Lauf annahmen — durchflossen wurde, d. h., daß die Salzach, die jetzt in weitem Bogen östlich um die Berchtesgadener Alpen herumfließt, einstens das Berchtesgadener Land durchströmte. Er kommt zu diesem merkwürdigen Schlusse durch die Annahme, daß der sog. Ramsauer Mühlsteinfels, — der sich in einer Mächtigkeit von etwa 80 *m* bis 150 *m* über dem Spiegel der Ramsauache nächst dem Kirchlein von St. Maria am Kunterweg und, in ungefähr derselben Höhe auf der Südseite des Tals oberhalb dem Gasthof „Hochkalter“ beginnend, bis über das Dorf Ramsau hinaus vorfindet —, ein Konglomerat alten Salzachgerölls aus den Zentralalpen sei. Er erklärt die Möglichkeit, daß der Fluß über den heute mit mehr als 400 *m* die Talsohle überragenden Paß Hirschbichl sich ergießen konnte, mit der zweifellos richtigen Annahme, daß manches der alten Alpentäler während der Tertiärperiode in seinem Oberlauf gesenkt oder im Unterlauf gehoben und dadurch eine gänzliche Umänderung der normalen Gefällsverhältnisse bewirkt wurde. Nach neueren geologischen Forschungen soll diese Erscheinung jedoch hier nicht zutreffen, da sich weder im Oberweißbachtal, noch im Klausbachtal irgendwelche Spuren glazialer Geschiebe oder Rollsteine aus den Zentralalpen vorfinden, wie dies an der genannten Stelle der Fall ist. Noch unwahrscheinlicher wird die Penckscbe Annahme, wenn man bedenkt, daß diese Hebungen und Senkungen nach der Eiszeit hätten erfolgt sein müssen. So wird man Pencks Ausführungen in diesem Punkt ablehnen müssen. Hingegen hat eine andere Theorie viel für sich, nämlich die, daß diese Nagelfluh-Konglomerate — wie der Ramsauer Mühlsteinfels, dessen Verarbeitung bis vor einigen Jahrzehnten einen bedeutenden Erwerbszweig der Ramsauer Bevölkerung bildete (es bestand eine Zunft der Mühlsteinbrecher) und heute noch in beschränktem Maße betrieben wird — durch die Gletschermassen in der älteren Eisperiode, der sog. Rißeiszeit, aus den Zentralalpen über den Paß Hirschbichl herüberbefördert worden sind. Im übrigen ist es nicht ausgeschlossen, daß der Saalachgletscher, der als Arm des Salzachgletschers anzusprechen ist, nicht über den Hochpaß Hirschbichl, sondern über den um etwa 250 *m* niedrigeren Paß Schwarzbachwacht herübergedrungen ist und hiedurch mit dem Sondergletscher des Berchtesgadner Landes in Verbindung stand. (Dieser war nach Prof. Ed. Brückner ein großer Lokalgletscher, dessen Wurzeln nicht in den Zentralalpen lagen.) Die Vereisung dieser Gegend ist (nach Penck) eine großartige gewesen. Gletscher flossen von allen Seiten herab und erfüllten das Haupttal mit einem zusammenhängenden Meer von Eis, das durch die nördlichen Pforten des Berchtesgadener Landes in das Salzburger Becken zum Salzachgletscher abfloß. Die Hauptzuflüsse kamen für das Ramsautal aus dem Wimbachtal, an dessen Mündung das Eis bis zu einer Höhe von 1200 *m* lag. Nebengletscher stiegen von allen namhaften Höhen, vom Lattengebirge, vom Watzmann, von der Reiteralpe und insbesondere auch von den West- und Nordhängen des Hochkaltergebirges ins Ramsautal herab. Diese Vergletscherung während der Eiszeit war für das Alpenvorland aber nicht bloß eine einmalige, sondern mehrmals stießen die Gletscher aus dem Innern des Gebirges gegen das Alpenvorland heraus. Den Paß Hirschbichl oder Schwarzbachwacht dürfte aber nur gelegentlich der ersten Eiszeit, während der sog. Rißeiszeit, der Saalachgletscher überflossen haben, denn bei der zweiten und hier letzten Vergletscherung, der sog. Würmeiszeit, wurde er aufgehalten, was aus der Untersuchung der Moränen hervorgeht. Diese ergab,

daß außer dem Ramsauer Mühlsteinfels nirgends mehr zentralalpines, sondern nur mehr autochthones Geschiebe sich vorfindet, so daß auf eine mächtige Eigenvergletscherung geschlossen werden kann, die am Hochkalter eine solche Macht hatte, daß der vom Saalachtal andrängende zentralalpine Gletscher diesmal einen der beiden Pässe nicht mehr zu überschreiten vermochte. Diese Annahme wird erst recht plausibel, wenn man bedenkt, daß der Hochkalter heute noch eine Vergletscherung, das Blaueis, trägt, das als regelrechter Gletscher anzusprechen ist. So konnten beispielsweise am Ausgang des Wimbachtales mit Sicherheit diese zwei Vereisungen festgestellt werden; die Spuren der zweiten liegen hiebei um mehrere hundert Meter tiefer als die des alten Wimbachgletschers. Wie im Wimbachtal, — dessen Sohle einstmals viel höher lag als heute —, der alte Wimbachsee, so soll noch am Schlusse der Eiszeit, nach Zurückweichen des Eises, das Ramsautal von einem mächtigen See bedeckt gewesen sein, der bis zum Felsriegel bei der Preißenklamm herausgereicht und das Klausbachtal entlang bis gegen den Paß Hirschbichl sich hineingezogen haben mag, später aber von den Geröllmassen aufgeschüttet wurde. Der jetzige Hintersee stellt von dem alten „hinteren See" nur ein bescheidenes „Überbleibsel" dar.

Die Ramsau und Dorf Ramsau. Gestützt auf die Forschungen des Berchtesgadener Historikers Koch-Sternfeld und auf die geringen vorbayerischen Funde im Berchtesgadener Land war man bisher der Anschauung, daß bis zur Einwanderung der Bajuwaren (um 500 nach Christus) zwar die Umgebung von Salzburg und Reichenhall, nicht aber das Berchtesgadener Land und mit ihr die Ramsau bewohnt war. Der Münchener Geschichtsforscher Sigm. von Riezler weist nun in seinem jüngst erschienenen Werke über Berchtesgaden[1]) auf Grund seiner Namensforschungen die Haltlosigkeit dieser Annahme nach und kommt zu dem interessanten Ergebnis, „daß schon in den Jahrhunderten der römischen Herrschaft, ja in Zeiten, in denen die keltische Bevölkerung dieses Gebietes noch nicht romanisiert war (etwa 400 vor Christus bis 100 nach Christus), auf diesen Bergen eine ausgedehnte Almwirtschaft betrieben wurde, das Land also schon stark bevölkert war". Demnach ist anzunehmen, daß auch die fruchtbare Ramsau in vorchristlicher Zeit bereits Ansiedlungen besaß. Als die Bajuwaren in die Alpen einwanderten, saßen auch im ganzen Berchtesgadener Ländchen Romanen. Sie werden als „Walchen" bezeichnet, wovon auch die Namen „Walchhof" und „Walchhütte" abzuleiten sind.

Der Name Ramsau[2]) erscheint urkundlich zum ersten Male im Jahre 1344 mit „Günther dem Ramsauer" und hat seine Erklärung in dem Worte „Rams", wie die Landesbewohner den angeschwemmten Schutt bezeichnen. Wenn Wetter losbrechen, so bringt das wilde Wasser der Ache solchen „Rams" von den umliegenden Bergen herab, deren Sockel sich hauptsächlich aus dem ungemein bröckeligen Ramsaudolomit aufbauen. Die von Ilsank bis zum Hintersee sich hinziehende, schmale Sohle des Ramsautales steigt langsam dem Flußlauf der Ache entsprechend an. Da und dort haben saftiggrüne Wiesen und stellenweise in den Auen parkartig verteilte, uralte Ahorne Platz gefunden, die ihre mächtigen Kronen im Winde wiegen. Über den Auen drängen sich im Süden gegen die Berge hinan mit dunkelgrünem Mantel die bis auf 1800 *m* Höhe hinaufsteigenden Nadelhölzer, echter deutscher Hochwald, wie man ihn selten in solcher Geschlossenheit sieht. Darüber steigen kahl zum blauen Himmel die weißgrauen Kalkfelsen empor, deren zackige Grate die Krönung des Felsmassivs bilden — ein wunder-

[1]) v. Riezler „Die Orts-, Wasser- und Bergnamen des Berchtesgadener Landes" (Festgabe, Zürich 1913).

[2]) Die Ramsau haben verschiedene Romane unseres Hochlandsdichters L. Ganghofer zum Schauplatz. Auch dessen jüngster Roman „Der Ochsenkrieg", der den zähen Kampf der Bauern um ihre altererbten Weiderechte zum Ausgangspunkt hat, spielt sich hier ab.



Mehrfarbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann aut. et impr.

Hochkalter von Ilsank



volles und zugleich erhabenes Landschaftsbild. Die Lieblichkeit des Tales wird noch erhöht durch die schmucken Bauernhäuser mit ihrem blendend weißen Kalkverputz, den grünen oder braunen Fensterläden und Altanen, die um die ganze Vorderfront und teilweise auch an den Seiten herumgreifen. Das Dachgeschoß zeigt in der Regel unverputzte, dunkle, malerische Holzwände, breit darüber hinaus ragt das steinbeschwerte Schindeldach, unter dessen Schutz an der hinteren Hausfront mächtige Brennholzstöße für den langen Winter trocknen. Am vorderen Zugang aber ist alles blank und sauber; da plätschert der Brunnen, da steht die Hausbank, auf der an schönen Sommerabenden der Bauer nach des Tages Arbeit sein Pfeifchen schmaucht, bis mit der Dämmerung die ihm gewohnte Schlafenszeit hereinbricht. Treten wir einen Augenblick durch die Haustüre hinein, auf der vielfach das Bild des Feuernotpatrons, des heiligen Florian, oder einige sinnige Sprüchlein zu sehen sind, so erblicken wir die geräumige Bauernstube mit der Stubenkammer nebenan, die Küche mit einem offenen Feuerherd, die Hauskammer, hinten hinaus das Austragsstübchen, im ersten Stock „die guten Zimmer" und unterm Dach die „hohe Diele", vollgefüllt mit allen möglichen Gerätschaften und Vorräten. Diese Häuser sind fast durchweg gleichartig gebaut, ihr Äußeres peinlich sauber gehalten. Längs des langen Tales stehen sie, zum Teil an den Wiesenhängen, zum Teil an der Straße, als Einzelhöfe oder in Gruppen verteilt. Drei von den vier Gnotschaften (= Genossenschaften) der Gemeinde Ramsau befinden sich auf der Höhe dieser Hügel: Die Gnotschaft Taubensee, die ausgedehnteste, oberhalb dem dicht beim Dorfe gelegenen Kogel. Darüber Schwarzeck, das sich bis zu den Höhen der Gsengschneid hinauferstreckt, und Antenbichl, das sich vom Hintersee bis zum Paß Schwarzbachwacht (zwischen Reiteralpe und Lattengebirge) hineinzieht. Die vierte Gnotschaft, Au, ist in der Ramsau die vorderste und umfaßt die hauptsächlich in der Talsenkung verteilten Höfe zwischen Ilsank und Dorf Ramsau mit den Gasthöfen „Wimbachklamm" und „Hochkalter". Das Dorf Ramsau mit Pfarrkirche, Schule, Gasthaus „zum Oberwirt", Post und Kaufgeschäft zählt jedoch schon zur Gnotschaft Taubensee, während die kleine Ansiedelung am Hintersee zur Gnotschaft Antenbichl gehört. Die meisten Höfe sind auf den nördlich der Talsohle sich ausbreitenden, fruchtbaren Moränenhügeln gelegen, die sich gegen die Gsengschneid und gegen das Hirscheck zu hinanziehen. Es sind dies fast durchweg Einzelhöfe, Lehen genannt, in geringen Abständen voneinander gelegen. Jede der Gnotschaften besteht aus 40—50 Lehen mit etwa 250 Einwohnern, so daß die Gemeinde Ramsau etwa 1000 Einwohner zählt und damit eine der größten Gemeinden des k. b. Bezirksamtes Berchtesgaden darstellt.

Die Ramsau[1]). Sie nimmt auch gegenüber dem anderen Teil des Bezirks in verschiedener Hinsicht eine Sonderstellung ein, insbesondere was den Charakter ihrer Bewohner, die Erwerbsarten, die Sitten und Gebräuche anlangt. Die Ursache ist zu suchen in der großen Abgeschiedenheit des Tales, das ringsum von Bergen eingeschlossen ist und nur paßartige Zugänge hat: Hirschbichl, Schwarzbachwacht, und nach der Berchtesgadener Seite — bis vor ein paar Jahrzehnten das Felsentor durchbrochen wurde — den Zugang auf der über einen Hügel führenden, heute noch bestehenden alten Straße, hoch oberhalb der Preißenklamm. So blieben die Bewohner bis in die neuere Zeit ziemlich abgeschlossen vom Verkehr mit der Außenwelt, ja selbst mit dem Markte Berchtesgaden, schlossen sich aber dafür unter sich um so enger

[1]) Für mancherlei Auskünfte örtlicher Art, die dem Verfasser durch Herrn Rechtspraktikant Hans Datzmann-Ramsau zuteil wurden, sei diesem hiemit auch öffentlich der Dank abgestattet. Desgleichen dem Landschaftsphotographen H. Gutjahr-Ramsau für die erheblichen Opfer an Mühe und Zeit, die er zur Aufnahme bestimmter Bilder gebracht hat.

aneinander; das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Interessengemeinschaft bildete sich desto kräftiger aus und die Gemeinde nahm eine vom eigentlichen Berchtesgadener Land ziemlich unabhängige Entwicklung. Die übrigen Gemeinden des Berchtesgadener Landes standen eben von jeher in mehrfacher Hinsicht zum Markt Berchtesgaden in Beziehung durch Kirche, Schule, Post und dergleichen. Sie waren auf diese Weise auch untereinander in engerer Fühlung, was eine gewisse Gleichartigkeit ihrer Lebensbedingungen und Sitten bewirkte; sie standen auch der im Ort Berchtesgaden beginnenden Verkehrsader näher. Als in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Fremdenstrom auch über das Berchtesgadener Land sich zu ergießen begann, da waren es die um den Markt gruppierten Gemeinden, die zuerst überflutet wurden. Viele Bauern überließen ihr Gut fremden Unternehmern oder Privaten, und heute stehen Hotels und Villen auf allen schönen Punkten der Landschaft. Daß der Verkehr mit Fremden für die Erhaltung der Eigenart des eingesessenen Volkes nicht förderlich sein kann, ist eine allgemein anerkannte Erfahrung, besonders wo es sich um ein begütertes Stadtpublikum handelt, das in die Sommerfrische geht, um sich zu unterhalten, wie dies meist in bekannteren Kurorten zutrifft. Den Einheimischen bietet sich Gelegenheit, in allen möglichen „Saisondiensten" auf verhältnismäßig angenehme Weise eine für ihre Begriffe ansehnliche Geldsumme leicht und rasch zu verdienen; und viele laufen dieser lockenden Erwerbsquelle zu, sie lernen die Manieren und die Lebensart der Städter kennen und suchen manches nachzuahmen; sie sehen auf der anderen Seite das Gefallen der Fremden an diesen und jenen Eigenschaften und Gebräuchen der Einheimischen und zeigen nun selbst gerade diese Züge bewußt in möglichst auffallender Weise. Was echt und natürlich sein soll und nur dann Wert hat, wird zur Schauspielerei; der Beifall des Fremdenpublikums zerstört die Echtheit und Ursprünglichkeit des Volkscharakters: die Leute werden Berufsmodellbauern und Marionetten. Und das ist leider — wie auch anderswo im Gebirge vielleicht in noch viel ausgedehnterem Maße — das Schicksal eines nicht allzu geringen Teils der Berchtesgadener Bevölkerung geworden. Für die Ramsau gilt dies gottlob bei weitem nicht in dem Maße. Wohl wird sie seit Jahren ebenfalls von einer bedeutenden Zahl von Fremden besucht. Allein der weitaus größte Teil durcheilt sie mit dem seit einigen Jahren gebotenen bequemen Verkehrsmittel, dem Kraftwagen, und kommt mit der Bevölkerung kaum in Berührung. Diejenigen aber, die in der Ramsau ihren Sommeraufenthalt nehmen, gehören wohl meist dem Teil des Fremdenpublikums an, der in der Sommerfrische Ruhe, Erholung und stillen Genuß der herrlichen Gegend sucht; und diese Fremden sind der Eigenart der Bevölkerung nicht gefährlich. Der größte Teil der Ramsau aber, namentlich die höhergelegenen Ortschaften Taubensee und Schwarzeck, sind vom Fremdenzug überhaupt noch gänzlich unberührt geblieben. So trifft man in der Ramsau viel mehr als im Berchtesgadener Land noch einen urwüchsigen, unverfälschten Menschenschlag an. Es lebt hier noch eine unverbrauchte, biedere Bauernbevölkerung, gesunde, kernige Menschen, von großer, hagerer Statur, mit bescheidenem Wesen, gesundem Sinne und schlagfertigem Witze, als deren beste Eigenschaften Mäßigkeit, Aufgewecktheit und Reinlichkeit — jedermann zieht z. B. vor Betreten der Hausflur die Bergschuhe aus — hervorzuheben sind. Besonders der männliche Teil weist recht hübsche Gestalten auf. Man sieht unter der Jugend ganz prächtige, sehnige und intelligent aussehende Burschen, die als Muster des alpinen Typus gelten können und denen die einheimische Gebirgstracht ausgezeichnet steht. Sie besteht aus der mit Stickerei verzierten, schwarzen Kniehose, der sog. „Kurzen" oder „Gamsledernen", der grünen „Joppe", den halblangen Wadenstrümpfen und dem mit hellgrüner

Schnur umwickelten, breitkrempigen Berchtesgadener Hut. Die weibliche Volkstracht ist noch malerischer und diese ist zweifellos durch die zahlreichen Künstler, die zu früheren Zeiten die Hochgebirgslandschaften mehr pflegten als heute und vor ein bis zwei Menschenaltern schon die Ramsau verhältnismäßig zahlreich aufsuchten, in günstigem Sinne beeinflußt worden. Dies wird wenigstens bezüglich der gestrickten, braunen Frauenjacken und des hübschen, grünen und roten Bandes behauptet. Die schmucke weibliche Tracht besteht in der Hauptsache aus dem farbenfrohen, gewebten Rocke, dessen Wolle die Einheimischen selbst spinnen, dann der gestrickten, kurzen Jacke, dem dunklen Samtmieder, das mit hellbunten Brusttüchern geschmückt wird, und dem schwarzen Feiertagshute, der mit dicker Goldschnur und reichen Quasten versehen ist. Aber auch die Zahl der hübschen Gesichter unter den Töchtern der Ramsau ist keineswegs gering, und Professor E. Richter spricht in der schon mehrmals erwähnten Schrift: „Das Land Berchtesgaden“ einmal den gewiß schmeichelhaften Satz aus, „daß auch nach dieser Richtung hin den Berchtesgadnerinnen vor vielen anderen Alpentöchtern der Preis zuerkannt werden müßte“, welchem Urteil sich der Verfasser bezüglich der Ramsauerinnen der Gegenwart unbedingt anschließen möchte. Allerdings verblühen die Frauen schon in verhältnismäßig früher Zeit, wohl infolge der anstrengenden Haus- und Feldwirtschaft; und auch die Männer werden im vorgeschrittenen Alter vielfach bucklig und krumm, was bei der schweren Arbeit und der einfachen Kost dieser Bergbauern kein Wunder nehmen kann. So sitzen die Geschlechter der Ramsauer Bauern seit Jahrhunderten auf ihrem Hofe —, die, wie schon erwähnt, nach den früheren Besitzverhältnissen heute noch „Lehen“ genannt werden —, und hängen unzertrennbar am Erbe ihrer Ahnen, leben nach alter Sitte einfach und anspruchslos, helfen einander bereitwillig aus, wo immer einer der Hilfe bedarf, kämpfen gemeinsam für angestammte Rechte und halten zähe fest am alten Herkommen und Gebrauch ihrer Väter, treu zu ihrem Herrgott als schlichte Christenmenschen. Beruflich sind sie fast durchweg Landwirte, die, soweit sie die Haus- und Feldarbeit sowie die Almwirtschaft nicht in Anspruch nimmt, als Staatsforst- und Kulturarbeiter ihren Verdienst suchen. Im Gegensatz zu dem übrigen Teil der Bevölkerung des Berchtesgadener Landes, die im Salzbergwerk, als Schachtelmacher, Schaffelmacher, Kunstschnitzer und dergleichen noch Nebenverdienste findet, betreibt das Ramsauer Bergvolk mit Ausnahme weniger noch vorhandener Schnitzerfamilien in Schwarzeck fast ausschließlich nur mehr Feldbau. Die Bauern sind jetzt freie Eigentümer von Grund und Boden, ihr Besitztum umfaßt zumeist 10—20 *ha* Nutzfläche, zu einigen Lehen gehören sogar 20—50 *ha*, so daß diese Bergbauern zu den „Großgrundbesitzern“ des Berchtesgadener Landes zu zählen wären, wenn man von solchen überhaupt sprechen könnte. Der Grund und Boden wurde dortselbst im vierzehnten Jahrhundert gemäß einer von Fürstpropst Ulrich erlassenen Urkunde an seine bisherigen Bebauer als „Lehen“ verteilt und zwar nach drei verschiedenen Größenverhältnissen. Dabei kamen unsere Ramsauer verhältnismäßig am besten weg, wohl weil sie vom Salzbergwerk und den dadurch gegebenen Erwerbsmöglichkeiten am weitesten entfernt waren, so daß ihren Lehen im allgemeinen ein Umfang gegeben wurde, daß eine Familie vom landwirtschaftlichen Ertrag gerade noch leben kann. Im Mittelpunkt der Bewirtschaftung der Güter steht naturgemäß nicht der Ackerbau, sondern die Wiesenwirtschaft und mit ihr die Viehzucht, die vielfach durch alte Alm- und Weiderechte, verbunden mit Holzrechten, besonders begünstigt ist. Der Getreidebau, der infolge des langen Winters im allgemeinen nicht rentabel ist, wird noch mit Rücksicht auf die zeitweise notwendige Umackerung der Wiesen ausgeübt, aber nur in dem Umfange, als es der eigene

Bedarf an Körnern wünschenswert erscheinen läßt. Dagegen gedeiht der Graswuchs überaus üppig, was schon der erfreuliche Anblick des smaragdgrünen Wiesenplanes der nach Süden schauenden Berghänge und Moränenhügel, auf denen die Gnotschaften Taubensee und Antenbichl liegen, von weitem erkennen läßt. Hier weidet im Herbst das während des Sommers auf den Almen untergebrachte, prächtige Pinzgauer Fleckvieh, das der Bevölkerung den Hauptbestandteil ihrer Nahrung liefert. Diese gesundheitlich und landschaftlich hervorragend günstig liegenden Bergbauernansiedlungen sind vom Fremdenstrom noch vollkommen verschont geblieben. Wer in bezug auf Wohnung und Verpflegung nur bescheidene Ansprüche stellt und die Mühe der beständigen Begehung steiler Bergpfade von einer halben bis eine Stunde Länge nicht scheut, dem kann diese anmutige, von der Turistenstraße abgelegene und ursprüngliche Hochfläche mit ihrem urwüchsigen Völkchen als ruhige und billige „Sommerresidenz" aufs wärmste empfohlen werden.

Auch verschiedene Führerfamilien sind in der Ramsau ansässig, von denen die bekanntesten die Grill (vulgo Kederbacher), Punz (vulgo Preiß), Datzmann (vulgo Brunnei) und die Aschauer (vulgo Wimbacher) sind. (Die Pseudobenennung entspricht dem Namen des betreffenden Lehens.) Die älteren, wie auch die jüngeren Mitglieder dieser Familien, von denen mit Ausnahme der der Punz noch heute verschiedene Sprossen den Führerberuf ausüben, zählen durchweg zu der besseren Hälfte der neuzeitlichen Berchtesgadener Führergilde. An dieser Stelle muß aber noch ganz besonders zweier Bergführer gedacht werden, deren Namen mit der Ersteigungsgeschichte der Berchtesgadener Alpen, im besonderen auch mit jener unseres Gebirges, aufs innigste verknüpft sind. Es sind das der noch lebende, altberühmte Johann Grill (vulgo Kederbacher sen.) und der verstorbene Johann Punz (vulgo Preiß oder Preißei, wie ihn die Einheimischen gewöhnlich nannten). Die Höfe dieser beiden Männer liegen freundnachbarlich an der alten Straße zwischen Ilsank und der Station Wimbachklamm und sind durch den Bau der neuen Straße dem heutigen Turistenstrom völlig entrückt. Aber auch die beiden Männer gehören nicht mehr dem Alpinismus der Jetztzeit, sondern einer längst vergangenen Epoche der Bergsteigerei an. Sie hatten schon in jungen Jahren als Gemstreiber manch kühne alpine Tat vollführt, so bereits im Jahre 1852 zusammen den Kleinen Watzmann erstmals erstiegen und zugleich überschritten. Holzknechte von Beruf, führten sie an freien Sonntagen auf eigene Faust, ohne Ausblick auf materiellen Gewinn und irgendwelchen Verdienst, nur aus Freude und Interesse an den Bergen, verschiedene Neuturen gemeinsam aus, und eroberten jungfräuliche Gipfel im Watzmann- und Hochkaltergebiet; und als sie im Mannesalter, als Besitzer kleiner Bauernlehen, nebenbei anfangs „wilde", und nach der Gründung des D. u. Ö. Alpenvereins „autorisierte" Bergführer geworden, führten sie die besten deutschen Alpinisten der damaligen Zeit auf „ihre stolzen Berge", erstiegen mit ihnen weitere, noch von keines Menschen Fuß betretene Gipfel und fanden neue Wege in ihrer heimatlichen Bergwelt, die zum Teil noch heute zu den prächtigsten Bergfahrten der Berchtesgadener Alpen zählen — es sei hier nur an die erstmalige Bezwingung der höchsten durchkletterten Felswand in den Alpen überhaupt, der schier 2000 *m* hohen Bartholomäwand des Großen Watzmanns erinnert, die sie öfters führten, bis den Berchtesgadener Führern die Durchsteigung von der Verwaltungsbehörde aus jagdlichen Gründen verboten wurde [1]); ferner an die erste Ersteigung des Hochkönigs von der Torscharte aus, an die Ersteigung des Hochkalters über das Blaueis und vom Wimbachtale aus, an die Erstersteigung des Hochkammerlinghorns und an die Überkletterung des zerklüfteten, zur Hocheisspitze hinüberziehenden Grates, sowie an die erste,

[1]) Das ungerechte Verbot wurde vor einigen Jahren endlich aufgehoben.



H. Gutjahr phot.

Abb. 1. Ramsauer Felstor mit Hochkalter



H. Gutjahr phot.

Abb. 2. In der Wimbachklamm



H. Gutjahr phot.

Abb. 3. Wimbachschlößchen



H. Gutjahr phot.

Abb. 4. Wimbachgries. Blick nach Norden

niemals wiederholte Überschreitung des Kleinen Palfelhorns gedacht. (Von den vielen Neuturen Kederbachers in anderen Teilen der Nördlichen Kalkalpen, in den Dolomiten und in der Schweiz sei hier ganz abgesehen.)

Beide Männer, von denen W. v. Frerichs am Schlusse seines Watzmannaufsatzes in der Zeitschrift 1903 sagte: „Ihre Namen werden unvergessen bleiben als die der besten Führer, die Deutschland hervorgebracht“, sind nun abgetreten vom alpinen Schauplatz, auf dem sie so manchen stolzen Sieg errungen. Preiß, 1841 geboren, starb 1907 an einem schweren Herz- und Lungenleiden, das ihn gezwungen hatte, schon 1894 den Führerberuf niederzulegen und sich auf sein kleines, wie ein einsamer Adlerhorst hoch über der Preißenklamm gelegenes Lehen zurückzuziehen, wo er, gleichsam mit gefesselten Schwingen, in stiller Entsagung sein Lebensende erwartete. Kederbacher, der in jeder Hinsicht glücklichere von beiden, lebt heute noch als ungebeugter achtzigjähriger Greis in voller körperlicher Gesundheit und Geistesfrische auf dem nun seinem Sohne übergebenen Kederbacherlehen in der Ramsau. Noch vor einigen Jahren führte er vom Watzmannhaus aus, das er, beziehungsweise sein Sohn Kederbacher der jüngere, seit Ende der achtziger Jahre bis 1912 in Pacht genommen, eine Partie über die drei Watzmannspitzen ins Wimbachtal. Im Sommer 1913 besuchte er noch im Watzmannhaus seine Nichten, die das große Unterkunftshaus trefflich bewirtschafteten. Aber auf den Plan, zur Watzmann-Mittelspitze zu gehen, verzichtete er endgültig, da er, wie er sich dem Verfasser gegenüber jüngst ausdrückte, damals merkte, daß „Aug und Fuß nicht mehr so ganz scharf und sicher waren, wie in früheren Zeiten, und unter solchen Umständen dürfe man eine solche Felspartie nicht mehr riskieren, denn das wäre Frevel am Leben“. Wenngleich Kederbacher in den verflossenen zwei Jahrzehnten noch manch schöne Tur als Hüttenwirt des Watzmannhauses geführt und besonders im Watzmanngebiet noch fleißig den Führerberuf ausgeübt hat, so liegt die erfolgreichste Zeit seiner Führertätigkeit doch vor den neunziger Jahren und reicht zurück in die sechziger Jahre. Und da der ungewöhnlich rüstige Greis es nun endgültig aufgegeben hat, noch als Führer zu dienen und überhaupt auf die Berge zu steigen, ist es berechtigt, an dieser Stelle die Bedeutung dieses Mannes als Bergführer und seine Beziehung zu den Leitern der alpinen Bewegung in deren klassischer Zeit zu würdigen. Denn Kederbacher zählt nicht nur zu den besten deutschen Führern, sondern zu den ersten Alpenführern aller Zeiten; seine alpinen Leistungen und seine persönlichen Eigenschaften seien ein leuchtendes Vorbild für die Führerschaft.

Vor mir liegt Kederbachers „Zweites Führerbuch“, das die Jahre 1870—87 umfaßt und den Hauptinhalt dieses Bergsteigerlebens enthält[1]). Auf etwa 100 Blättern sind weit über 300 Bergbesteigungen eingetragen, die Kederbacher innerhalb von knapp zwei Jahrzehnten ausführte und worunter nicht weniger als etwa 60 Schweizer Bergesriesen, und selbst darunter Erstlingsturen, sich befinden. Diese Turen erstrecken sich auf fast alle Gebiete der Alpen: auf die Nördlichen Kalkalpen, die Dolomiten, die Zentralalpen (Tauern, Zillertaler, Stubaier, Ortler, Adamello, Presanella) sowie auf die Schweizer Alpen (Berninagruppe, Berner Alpen, Montblancgruppe, und in ausgedehntestem Maße auf die Walliser Alpen). Etwa ein dutzendmal hatte Kederbacher innerhalb dieser Zeit Gelegenheit, zwei bis vier Wochen in der Schweiz zu verweilen, und jedesmal gelang es ihm, seine jeweilige Partie auf vier, acht oder gar zehn Viertausender zu führen. Ältere deutsche Alpinisten von Namen, — nach den Einträgen chronologisch aufgezählt — wie: Kaindl, Pöschl, Babenstuber, Merzbacher, Scholz, Trautwein, Lamprecht, Riemann, Purt-

[1]) Es sei dem Verfasser an dieser Stelle gestattet, Kederbacher für das Vertrauen, das er durch die zeitweise Überlassung des wertvollen Buches ihm entgegenbrachte, Dank zu sagen.

scheller, Bäckmann, Schück, Wagner, von Lendenfeld, Friedmann, Minigerode, Richter, Euringer, von Pfister, Arning und die Engländer Farrar und Bell, verdanken ihm zum Teil ihre schönsten Bergfahrten und stellten ihm darin glänzende Zeugnisse aus. Diese Einträge, die, wie heutzutage oftmals, keineswegs von „Überschwenglichkeit triefen“, heben in kurzen Sätzen aber dafür in um so wärmeren Worten die besten Eigenschaften dieses Führers hervor. Die Engländer bezeichnen ihn als „einen Führer allerersten Ranges“ und bezeugen, „daß sie kaum jemanden gesehen haben, der Kederbacher als Kletterer gleichkäme; daß seine Courage beim Biwakieren auf über 4000 *m* Höhe im Schnee und ohne Decke wunderbar, seine Ausdauer beinahe ohnegleichen, sein Gleichmut unverwüstlich gewesen sei“. Die deutschen Bergsteiger bezeichnen ihn vielfach als einen „unvergleichlichen Führer, dessen Bravour gerade an den schwersten Stellen schier ans Fabelhafte grenzt“; sie heben seine Ruhe und Umsicht, sein Geschick beim Begehen gefährlicher Passagen hervor und sagen, daß man sich ihm voll anvertrauen könne. Und zwei hervorragende Wiener Bergsteiger, die mit ihm eine große Anzahl glücklicher Besteigungen bis dahin auch Kederbacher völlig unbekannter Schweizer Bergesriesen ausgeführt hatten, „können nicht umhin, zu bemerken, daß, soweit sie Gelegenheit hatten, Vergleiche anzustellen, Kederbacher an Sicherheit im Pfadfinden, an Kühnheit beim Passieren schwieriger Stellen und an Zähigkeit und Ausdauer die bedeutendsten Schweizer Führer übertrifft“. Aber auch als Mensch wissen ihn „seine Herren“ zu schätzen. Sie heben seine allgemeine Bildung hervor, bezeichnen ihn als einen höchst intelligenten Menschen, dazu als einen sehr angenehmen Gesellschafter und liebenswürdigen, bescheidenen, anspruchslosen Begleiter. Als seine hervorragendsten persönlichen Eigenschaften werden an einer Stelle hervorgehoben sein offenes Wesen, seine stete Dienstbereitschaft, die oft rührende Besorgtheit um das Wohlergehen seines Herrn; und an anderer Stelle steht, man dürfe Kederbacher nicht bloß als einen Führer allerersten Ranges, sondern auch als einen Menschen ersten Ranges bezeichnen, dem die Natur ihre schönsten Gaben verlieh: Kraft, hellen Verstand, Freundlichkeit der Sitten, Freude an ihren Wundern und Zufriedenheit. Einer ruft darin aus: „Es gibt nur einen Kederbacher!“, und einer der ältesten Wiener Bergsteiger, der in den sechziger und siebziger Jahren mit ihm sehr häufig Turen unternommen hatte, schreibt wiederholt „mein Freund Kederbacher“. Dies nur eine kleine Auslese, aus der klar hervorgehen dürfte, daß mit Kederbachers Scheiden aus der Öffentlichkeit der Idealtypus eines Bergführers dem Alpinismus verloren ging. Möge ihm — man kann wohl sagen, dem Nestor der heutigen Führerschaft — noch ein langer, glücklicher Lebensabend beschieden sein. Er hat ihn verdient wie kein anderer durch sein tatenfrohes, an Erfolgen so reiches Bergführerleben. Und noch ein Wunsch sei ausgesprochen; den Kederbacher noch leicht gegenüber dem ihm zu tiefem Dank verpflichteten deutschen Alpinismus erfüllen kann: Möge er das Alpine Museum oder die Alpenvereinsbücherei zum Erben seines hochinteressanten „Zweiten Führerbuches“ einsetzen, an dessen Schluß von der Hand der drei ältesten Söhne des Deutschen Kaisers Wilhelm II. niedergeschrieben steht: „Wir freuen uns sehr, dies Buch gelesen zu haben! Watzmannhaus, am 31. Juli 99. Wilhelm, Eitel Friedrich, Adalbert.“

---

b) DAS WIMBACHTAL

Allgemeines vom Wimbachtal. Dieses mächtige Stammtal kann als eines der großartigsten Täler der Nördlichen Kalkalpen bezeichnet werden und ist als ein ausgesprochenes Sacktal anzusehen, das, an seinem Eingange zu einer Klamm sich verengend, westlich von dem steil abstürzenden Felsgehänge des Hochkalters, östlich von den

gestriemten Schichtenwänden des Watzmanns flankiert ist und nach hinten sich kesselförmig erweitert, um an den den Hintergrund im Umkreis abschließenden Dolomitwänden blind zu enden. Eine öde Schuttfläche breitet sich auf der Talsohle aus, auf der alles Wasser versiegt. Die Entstehung des Tales ist auf Spaltung des Gesteins und darauffolgende Eintiefung durch rinnendes Wasser zurückzuführen. Durch die Erosion entstand im Laufe der Zeit jenes großartige Verwitterungsgebiet, das fast alle geologisch-dynamischen Erscheinungen in sich schließt. In der Eiszeit war es wiederholt von einem, teils vom Steinernen Meere herabfließenden, teils aus dem heutigen Saalachtal über die zerrissenen Mauerkronen der Kühleitenschneid und der Palfelhörner herüberdrängenden, mächtigen Gletscher ausgefüllt, der am Taleingange kurz hinter der Wimbachklamm sich durch die eng aneinandertretenden Felspfeiler durchzuzwängen suchte und die Wände hier förmlich polierte. Penck weist zwei Vereisungen nach, die durch lange Zeiträume voneinander getrennt waren. Außerdem kann nach der überzeugenden Beweisführung dieses großen Alpenforschers mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß nach dem Zurückgehen der Gletscher das Wimbachtal von einem mächtigen See, dem „alten Wimbachsee“ bedeckt war. Von seinen Ausführungen in der Schrift: „Das Land Berchtesgaden“ möge hier eine wichtige Stelle (S. 37) im Wortlaut wiedergegeben sein: „So lassen sich denn in zweien von den drei südlichen Stammtälern des Berchtesgadener Landes (nämlich vom Königsseetal und vom Hintersee-Ramsautal) Seen nachweisen, welche bis an den zirkusartigen Talschluß reichten oder noch jetzt herantreten. Ähnliches läßt sich aber auch vom Wimbachtal als mindestens wahrscheinlich annehmen. Über den Moränen, welche am Ausgange dieses Tales dicht oberhalb der Klamm die geschätzte Ramsauer Kreide — eine Gletscherschlammbildung — bergen, lagert Flußgeröll, 20—30 *m* über dem gegenwärtigen Wasserspiegel. Wenn aber an dieser Stelle der Bach einst in diesem Niveau floß, muß oberhalb derselben sich einst ein See erstreckt haben, denn nirgends findet sich oberhalb dieser Stelle eine weitere Andeutung eines früher höheren Wasserstandes, vielmehr läßt sich die ganze Erscheinung des Wimbachtales nur durch die Annahme erklären, daß hier eine unablässige Aufschüttung des Talgrundes mit Schutt erfolgte. Es muß daher zum mindesten als nicht unwahrscheinlich gelten, daß vordem, und zwar am Schluß der Eiszeit, auch im Wimbachtal ein See existierte, dessen Becken nunmehr gänzlich von den Schutt- und Geröllmassen des Wimbachgrieses begraben liegt.“ Dieselbe Annahme — wenn auch phantastischer — kommt schon in den alten Sagen vom Berchtesgadener Lande zum Ausdruck, die uns Ludwig Ganghofer in einer der prächtigsten seiner Hochlandschriften, in der „Martinsklause“, folgendermaßen übermittelt: „Hinter dem König Eismann (so hieß der Watzmannstock in seiner ursprünglichen Gestalt vor dem gewaltigen Bergsturz), da liegt ein langes, langes Tal, und in dem Tal ein See, der größte von allen, den heißen die Leut den ‚Windacher See‘, denn aus dem See fließt ein wildes Wasser (die Windach, der heutige Wimbach) und brauset durch eine tiefe Schlucht (die Wimbachklamm), und da drinnen wehet alleweil ein Wind, so kalt wie Eis. Und über diesem Tale drüben, siehst du die zwei hohen Berg? Die heißen der Schneekalter (= Hochkalter) und der Steinberg (= Reitersteinberg). Und zwischen diesen zweien liegt wieder ein See, der hat keinen Namen; die Leut sagen „der hinter See“ (= Hintersee)“. Nach dieser Sage soll infolge jenes gewaltigen Bergsturzes, durch welchen König Eismann zerbarst und die Gestalt des Watzmanns mit seinen Kindern entstand, das Joch des Stausees gesprengt worden sein, so daß sich die Fluten des Windacher Sees wie eine Sintflut durch die vordere Ramsau in das Berchtesgadener Talbecken er-

gießen konnten, alles mit sich reißend, was auf der Sohle stand, und das Land selbst verheerend. In Wirklichkeit wird wohl das Becken des Wimbachsees im Laufe der Jahrhunderte von den Geröllmassen des sich von allen Bergwänden losbröckelnden Ramsaudolomits aufgefüllt und so das Wasser aus dem See verdrängt worden sein. In der Tat bedecken jetzt die Talsohle allseits Schuttmassen und öde Griesbänke, die nur stellenweise von Latschen überwuchert oder von einer Gruppe Waldbäume bewachsen sind. Nach rückwärts wachsen sie zu mächtigen Schuttströmen an, um im Talhintergrund als steile Sandreißen hoch zu den morschen Felswänden hinaufzuzüngeln. Wahrlich ein Anblick wildester Zerstörung ringsum. Der Ramsaudolomit, der stellenweise bis zu 2200 *m* Höhe hinaufreicht, bildet hier Hänge von gleichbleibender Neigung, die in kleinzackigen Graten endigen! Die weitgehende Spaltbarkeit des Ramsaudolomits begünstigt eben wie sonst bei keinem Gestein in solchem Maße das Einfressen der Erosion, und oft treffen wir unten die typische Form von Wildbächen. In höheren Regionen bilden viele kleine Zweiggräben, fächerartig zusammenlaufend, den Sammeltrichter und setzen in mächtigen Hauptgräben zu Tal, die teils von ihren Quellgräben genährt, teils selbst um sich fressend, kleingrusiges Dolomitgeröll in großen Massen dem Hauptstrom im Tale zuwälzen und den stellenweise noch fruchtbaren Boden allmählich vermuren. Dazu der gewaltige Felszirkus des abschließenden Hintergrunds, den H. v. Barth mit folgenden Worten schilderte[1]: „Aufgerissen bis in seine innersten Eingeweide umfängt der Mauerkranz das amphitheatralisch an seinem Fuße hingebreitete Trümmermeer. Hoch oben in den Mauerspalten hängt der Firn, aus den verbreiterten Schluchten zwischen klippigen Ästen brechen die Zuflüsse von Geröll und losgerissenen Felsblöcken hervor. Nur wenige Inseln ragen aus der wüsten Fläche auf, umrandet von der Schuttflut, die sie bisher noch verschont, und Jahr für Jahr enger ihre Grenzen zieht; dunkles Grün der Legföhre sticht auf ihnen scharf ab vom weißen Gestein, das sie umsäumt; und doppelt zauberhaft erglüht in diesem Rahmen der Purpur üppig wuchernder Alpenrosen. Der Hauptdolomit gefällt sich hier in der Bildung einer Reihe der bizarrsten Felsgestalten auf dem Grat, dessen Zentrum die Gruppe der Palfelhörner einnimmt, zierlich wie das Schaustück eines Zuckerbäckerladens aus feinster Zerspaltung der schroffen, düster gefärbten Wand geschnitten, seine Rippen und Seitentürme aus den zartesten Zäckchen, aus Reihen nadelscharfer Mauerspitzen zusammengefügt."

Die Landschaft des Wimbachtales. Der Beginn dieses Tales liegt bei der Einmündung des Wimbaches in die Ramsauer Ache, etwa halben Weges zwischen den Ortschaften Ilsank und Ramsau. Hier, bei der Brücke, ist die Haltestelle „Wimbachklamm" der Automobilverbindung Berchtesgaden-Hintersee, mittels der wir die Station in etwa drei Viertelstunden erreichen. Eine einfache Kantine ladet zu kurzer Einkehr. Ein paar Villen im schmucken Berchtesgadener Stil lassen diese die Landschaft verunzierende Bretterhütte in ihrer nachteiligen Wirkung zurücktreten. Aus dem Hintergrund des Tales grüßt die Schrofengabel der Palfelhörner. Den brausenden Wimbach zur Linken, steigt der schmale, mit Holzknüppeln sorgsam gepflasterte Weg in wenigen Minuten hinan zum Wimbachlehen, wo der Bergführer Aschauer (vulgo Wimbacher) in seiner Sehenswürdigkeit, der unaussprechlich weitröhrigen „Gemsledernen", als biederer Wirt dieses seines Nebenamtes waltet. Im Hauptamt ist er, von seiner beruflichen Stellung als Landwirt abgesehen, Spezialführer für das Kleine Palfelhorn. Man ist in seinem hübschen Salettchen oder in seiner freundlichen Bauernstube gut aufgehoben und läßt sich den trefflichen Mokka und den „Guglhupf-Kuchen" der

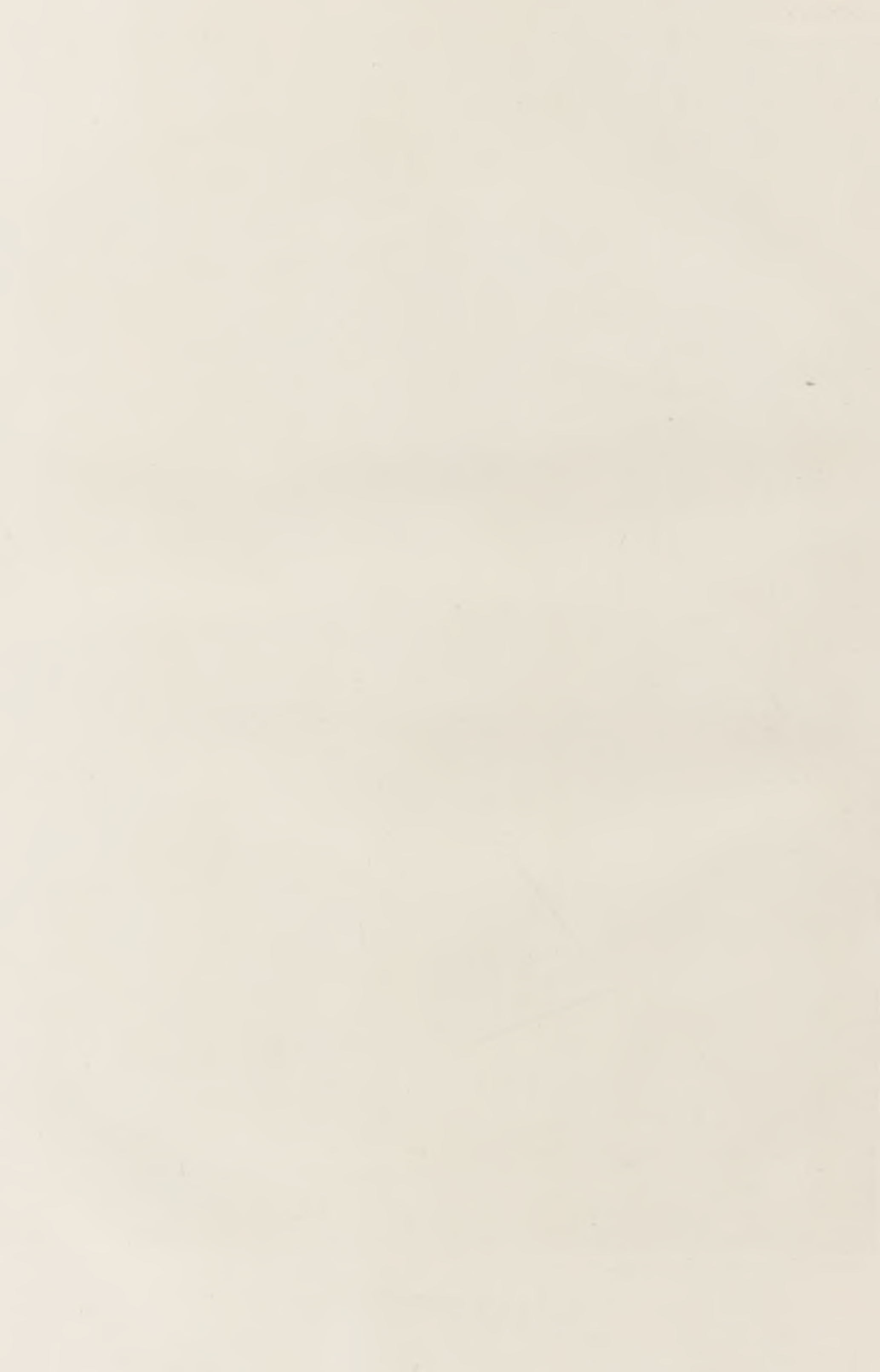
[1]) H. v. Barth, Nördliche Kalkalpen, S. 9.



Mehrfarbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann aut. et impr.

Hochkalter vom Hintersee



Mutter Wimbacher schmecken. — Ein kurzes Stück hinter diesem letzten Hofe, ehe der Ziehweg stark ansteigt, zweigt ein Pfad nach links ab und führt uns in wenigen Minuten in die reizvolle Wimbachklamm. (Man kann auch auf dem Ziehweg oberhalb der Klamm durchgehen.) Hier hat die wilde „Windach" in jahrtausendlanger, zäher Feinarbeit durch den Werfener Schiefer, Lias und Dachsteinkalk sich ein enges, tiefes Bett genagt. Zur Linken, in Kesseln und Trichtern, der Wimbach, bei dessen Tosen der solid gebaute Holzsteg erzittert, unersteigliche Kalkwände, wassertriefend und moosbehangen, da und dort vom Gefunkel verirrter Sonnenstrahlen umschmeichelt, ein buntes Farbenspiel, dazu ein unaufhörliches Brausen, in ewig gleichem Rhythmus rauschend, ein Plätschern und Rieseln von Wasserfällen jeder Art und Größe. Oben ein blauer Himmelsstreif, hellgrünes Baumwerk, zierliches Gerank. — Es ist kein finsterer Höllenschlot, durch den wir auf sicher gebauten Holzstegen wandeln. Überall ist Rauhes durch Liebliches gemildert. Und mit einem Male ist alles Brausen verklungen, die Wände treten zurück, schieben hie und da noch ein verwittertes Felsenriff in die blaugrünen Wellen, bis sie endlich ganz in den waldumsäumten Geröllfeldern des Talgrundes verschwinden. Nach einer kleinen Viertelstunde treten wir aus der Klamm heraus und stehen, nachdem das Weglein sich mit dem durch einen 3 *m* hohen Hirschzaun führenden oberen Ziehweg vereinigt hat, bei einer Bank, neben der eine Tafel steht mit der Aufschrift: „Blick ins Wimbachtal". Dicht neben der Bank steht ein bemerkenswertes Naturdenkmal: Ein großer Felsblock, dessen Stirnfläche eine Unmenge Versteinerungen trägt: Korallen und Abdrücke der Schalen von Dachsteinbibalven (von den Einwohnern „Kuhtritte" genannt), der wohl am häufigsten auftretenden Versteinerungsart im Dachsteinkalk. Das vieläderige Bachbett zur Linken ist noch mit Weiden überwuchert. Die mit lotrechten Wänden im Tal fußenden Felspfeiler des Watzmanns (sogenannte Alpelwand) und des Hochkalters (sogenannte Stanglahnerwand) treten nun ganz nahe zusammen, den seitlichen Rahmen für den Talabschluß der im Hintergrund mit bizarren Formen wieder auftauchenden Palfelhörner bildend. Der Pfad führt uns neben dem noch mit Graswuchs versehenen Bachbett in sanfter Steigung taleinwärts, große Felsblöcke liegen allerwärts im Bachbett; auf ihnen fristen Weidenbäume ihr kümmerliches Dasein. Zur Linken zieht am Watzmannrücken ein mächtiger Hochwald hinan, der das Hauptgebiet für den Hirschreichtum im Wimbachtal darstellt. Jenseits des Baches steht eine Hütte (Holzstube) und es erscheint das Doppeldach des Wimbach-Futterstadels für Hochwild, beziehungsweise Rotwild. Im Bachbett erglänzt ein heller, langgezogener Sandstreifen, das Vordere Gries, aus dessen Mitte die reichen Quellen des weiter hinten unterirdisch durchs Tal fließenden Wimbachs gleichsam mit einem Zauberschlag hervorbrechen. Dicht daneben, am Fuße des Hochkalters, entsprudeln gleichfalls reiche Quellen dem Boden. Sie sind nun gefaßt und in einem Wasserhause gesammelt, über dessen Türe steht: „Hauptquellensammler der Hochquellenleitung des Marktes Berchtesgaden, ausgeführt i. J. 1905, 770 *m* über Normal-Null, 220 *m* über der Gmundbrücke usw." Diese Quellen hat man in neuester Zeit als die eigentlichen Blaueisquellen erkannt. Es hat sich nämlich in dem ungewöhnlich trockenen Sommer des Jahres 1911 gezeigt, daß hier die Quellen reichlicher als sonst hervorsprudelten, während die sogenannten Blaueisquellen nächst Ramsau gänzlich versiegt waren. Daraus geht unzweideutig hervor, daß die Quellen im Wimbachtal als die wirklichen Blaueisquellen anzusehen sind, denn während die Bodenquellen bei der großen Trockenheit versiegten, lieferte der Gletscher durch die erhöhte Schmelze mehr Wasser als sonst, das offenbar durch das

aus wasserdurchlässigem Dachsteinkalk sich aufbauende Massiv des Hochkalters hindurchsickert und hier an seinem Fuße als reiche Quelle wieder zutage tritt. Demzufolge ist das köstliche Berchtesgadener Brunnenwasser ein Gletscherwasser, das auf seinem Wege durch den Berg reichlich mit doppelkohlensaurem Kalk gesättigt und „hart“ gemacht worden ist. Hinter dem Wasserhause, das rings umzäunt, und dessen Überlauf nächst der Brücke sich mit den Wimbachquellen zum Wimbach vereinigt, breitet sich ein hübscher Fichtenwald aus; die Felsriegel treten hier am weitesten ins Tal herein, zeigen flach geschichtete Wände, die Spuren jener Zeit, wo bergdicke Eismassen durch den Riegel sich zwängten. Von einer anderen Epoche erzählen die vielen Löcher und Höhlen, die schwarz und unheimlich von den senkrechten Felswänden ins Tal herniedergrinsen. Im Hintergrund wachsen die Palfelhörner, links davon tritt die kahle Kühleitenschneid, rechts der flachrunde, schneegestreifte Seilergraben- oder Sigeretkopf in Erscheinung. Das zerklüftete Kleine Palfelhorn steht noch tief unter dem Großen, das es als dreieckige Pyramide überragt. Durch Tannengrün führt uns das Sträßlein über blumigen Waldboden, der da und dort mit einzelnen Felsblöcken bedeckt ist und die Kultur noch festhält. Der Blick wird bald wieder frei, jenseits an der Alpelwand stellen sich die bisher flachen Felsschichten plötzlich steiler, dann senkrecht und in hohlen Bogen gerade aufgerichtet; hier befindet sich eine auffallende geologische Bruchlinie. Rechts daneben schaut das zersplitterte Kahlgestein der Griesspitze, darüber ein Stück des Watzmann-Hauptgrates weißglänzend auf uns hernieder. Von dort zieht zwischen beiden Felsen eine wilde Kluft, das Rechtturm-Kendel (Kendel = Rinnsal), durch das Watzmannmassiv herab. Bald winken die nahen Zinnen des prächtigen, zierlichen Wimbachschlosses (etwa eine Stunde von der Klamm, Tageswirtschaft, aber Übernachten ausgeschlossen). Hier jagen Bayerns Könige seit länger als einem Jahrhundert den edlen Hirsch (vorher jagten hier die Fürstpröpste von Berchtesgaden, zu deren Zeit das Wimbachtal einem großen Tiergarten glich). Vor wenigen Jahren war's, an einem schönen Herbsttag, da traf sich's gerade, daß der alljährlich einige Tage in diesem niedlichen Jagdhaus weilende, greise Prinzregent Luitpold mit seinem Gefolge hier dem edlen Waidwerk oblag. Daß eben St. Hubertus vom Tale Besitz genommen, war uns unbekannt geblieben. Jäger mit wehenden Gemsbärten eilten an uns vorüber, über dem „Schloß“-Eingang flatterten weißblaue Fähnchen, frische Reisiggirlanden schmückten die Säulen des Vorbaues, daneben ließen sich mehrere kleine Jagdponys das fette Almgras schmecken. Bald waren wir mit einem Hofjagdgehilfen ins Gespräch gekommen. Wir erfuhren, die jungen Prinzen seien bereits taleinwärts gezogen, und frugen, ob wir nicht weiter dürften, wir wollten über Trischübel auf das Steinerne Meer. Die Jagd sei leider nicht bekanntgegeben worden, sonst wären wir heute nicht ins Wimbachtal gegangen. Er meinte, zurückweisen könne er uns nicht, da sein greiser Jagdherr den „Malefizturisten“ leider zu wohl gesinnt sei. Er an seiner Stelle täte freilich anders, er ließe keinen dieser „Schrofenhupfer“ ins Gehege, und müßte er einen Wildzaun von „Kalters Höhe“ errichten. Nur schwer gelang es uns, die „gach'n Hitz'n“ des wackeren Jägers zu bannen; erst wie er uns lautlos, schier auf den Zehenspitzen, davonschleichen sah, ward seine Miene heller.

Man kann nächst dem Schloß oft auch an Sommertagen schon nachmittags Hirsche jenseits des Grieses äsen sehen. Wenngleich das Tal selbst infolge seiner schroffen hinteren Begrenzung und der Öde seiner Sohle nur wenigen Hirschen einen Standplatz bietet, so wechselt dieses „Wildbret“, — das sich hingegen sehr zahlreich in den Hochwäldern jener breiten Bergrücken aufhält, die vom Taleingang gegen den Watzmann und den Hochkalter hinaufstreichen —, gerne in das seitlich begrünte Tal herein. Daneben bieten die latschenbewachsenen seitlichen und

hinteren Begrenzungswände des Talkessels dem zahlreichen Gemswild prächtigen Unterschlupf. Außerdem wird das Wild bei großen Hofjagden, wie sie damals noch stattfanden, von allen Seiten aus den jenseitigen Hochtälern über die Berggrate herüber und ins Tal hereingetrieben, besonders sehr weit von Süden herauf, wohin die bayerischen Waldungen sich weit über die politische Grenze bis gegen Saalfelden hinein erstrecken, so beispielsweise aus dem Kematental und dem Hochwieskessel über die Wimbachscharte und die Kühleite durch den Loferer und Leoganger Seilergraben herein. Die scheuen Grattiere flüchten sich dabei gerne in die wilden Dolomitwände, in deren Gruben die Hofkavaliere als Schützen Aufstellung finden. Daher führen vielfach über die Sandreißen und durch die Gräben gute Steige zu hochgelegenen Jagdständen. So sieht man gleich hinterm Wimbachschloß an der muldenförmigen Einbuchtung südlich der sogenannten Kitzkartauern einen Jagdsteig ansetzen, der sich scheinbar bald verliert, in Wirklichkeit aber in schönen Windungen zur Hochalpscharte am gleichbenannten Plateau hinaufführt; das Bestehen dieses Steiges wird von den Jägern gewöhnlich weggeleugnet. Gleich etwas weiter dahinter zieht ein noch schönerer Zickzacksteig am Berghang empor, der jedoch nur bis zu einem auf seinem Rücken befindlichen Hochstande, dem Königsstande, führt. Allein man kann auch oberhalb des Rückens weiter durch einen Steilgraben, den sogenannten Schloßgraben (auch Stanglahner Graben genannt), vorbei am Schottmalhorn, dem untersten jener drei Felstürme, welche die Stützpfeiler des verkümmerten Ostgrates der Blaueisspitze darstellen, zu den Schneelöchern auf dem Hochalpplateau hinauf.

Von hier gesehen erscheint der an sich untergeordnete Felsgipfel, das 1917 *m* hohe Schottmalhorn, als ein klotziger, trapezförmiger Turm, gleich einem Campanile der südlichen Dolomiten aufragend. Es beherrscht beim Schlosse das Landschaftsbild der ganzen linken Talseite, dabei den 700 *m* höheren Hochkaltergipfel dem Auge vollständig verdeckend. Wir gehen durch Niederholz ein Stück taleinwärts und stehen bald am Fuße des wilden Schneelahnergrabens, des mächtigsten der zahlreichen Gräben an der Hochkalterflanke. Er zieht schnurgerade durch die gewaltige Bergwand hindurch, im mittleren Verlaufe sich an lotrechten Felswänden verlierend, um dann schließlich im oberen Teil unter den Gipfelwänden des Hochkalters als schneerfüllte Hochmulde sich karförmig zu erweitern. Er ist der einzige der Gräben, der sich auch über die Kalkwände hinauf fortsetzt; er stellt eine richtige Lawinenbahn dar. Südlich begrenzt ihn ein teilweise grasbewachsener Bergrücken aus Dolomit, der Zarg, der einen markanten Kopf (P. 1562 der Generalstabskarte) aufweist. Dieser Graben ist zugleich die natürliche Schußbahn der vom Hochkalter abbröckelnden Felsmassen. So zeigt er seit dem letzten Bergsturz an seiner Ausmündung jetzt auch ein nicht unwesentlich verändertes Aussehen: An seinem Fuße ist der vorher begrünte Schuttkegel nun völlig versandet und um etwa 30 *m* länger geworden — ein anschauliches Bild von den Felsmassen, die sich durch den Zusammenbruch des Hochkaltergipfels, der mit seinen frischgelben Abbrüchen herniederschaut, losgelöst haben. Oberhalb des Zargrückens setzt der oben schön geschwungene Ostgrat an, der mit mächtigen Türmen südlich der „Schönen Wand" zur Grathöhe des Ofentales sich aufschwingt und durch die Kühnheit seiner Kontur schon vom Markte Berchtesgaden aus den Beschauer fesselt. In Wirklichkeit ist er nur eine verkümmerte Rippe am mächtigen Felsenleib des Hochkalters; es kann ihm keinerlei turistische Bedeutung beigemessen werden. Südlich ist der Zarg begrenzt vom Zarggraben, den wir nach Verlassen des Waldstreifens von dem hinter dem Wimbachschloß sich etwas verschmälerndem Weglein (dem Griesweg) aus erblicken. Der Graben windet sich nicht allzuhoch am Dolomit-

gewände hinauf. Nach links zweigt dicht an seiner Ausmündung ein ähnlich gearteter Graben gegen das Kiendeleck (einen ebenfalls begrünten Bergrücken) empor, der Kiendeleckgraben. (Diese beiden liegen etwa gegenüber dem „Hochgraben“, der durch den breiten Unterbau des Watzmanns zur Grießspitze hinaufzieht.) Weiter südlich folgt unterm Kiendeleck ein weiterer, etwas größerer Graben, der sich erst bei den Felsen nördlich des Hinterbergkopfs verliert. An seinem linken Gehänge führt, dem Beschauer versteckt, ein Steiglein empor bis an einen Felssporn, der sich hier als Fortsetzung des südlichen Begrenzungsrückens in Form von drei stark geneigten Plattenterrassen zeigt, die sich in stumpfem Winkel zueinander verschneiden. Über diese führt eine Treiberroute, das sogenannte Kainrad, von der Scharte nördlich des Hinterbergkopfs (Sittersbachtalscharte) ins Wimbachtal herab. Übrigens ist dies die einzige Stelle, wo der östliche Wimbachkamm ohne erhebliche Schwierigkeiten überschritten werden kann. Der seltsame Name Kainrad (die Führer sagen „Koanradl“) soll bedeuten, „daß nichts besonderes dabei ist“. Weiter südlich zeigt sich nochmals ein Graben, der gegen „Hinterbrand“, ein mächtig ausgedehntes Latschenfeld, emporleitet. Der Name dürfte davon herzuleiten sein, daß früher dort hinten einmal ein Waldbrand stattfand, worauf die Stelle in dem Forstplan so gekennzeichnet wurde. Auch hier führt ein schöner Pfad empor, von dem aus man die Alpelscharte erreichen kann. Die breite, griesbedeckte Talsohle zwischen Griesweg und den erwähnten Gräben wird hier mit dem jagdtechnischen Ausdruck „Mitterlfleck“, weiter südlich mit „Brunstbergtiefe“ (von Hirschbrunst abzuleiten, in der Generalstabskarte fälschlicherweise „Brustbergtiefe“) genannt. Der Boden ist teilweise latschenbewachsen. Vom Hinterbrandrücken schwingen sich die Felsen, aus Ramsaudolomit bestehend, in breitem Wandgürtel zur zackigen Wimbachschneid empor, die Gruppe der Hocheisspitze vollständig verdeckend.

Schon ehe wir die aufgelassene Wimbachgriesalm erreichen, sehen wir den ringsum geschlossenen Felsenzirkus des hinteren Talkessels in seiner ganzen Ausdehnung frei vor uns liegen. Der flache Wimbachtalboden steigt nach rückwärts etwas mehr als bisher an und zeigt sich als ein ungeheurer Schuttstrom. Wohl nirgends im Gebirge wird der Mensch zum Nachdenken über Werden und Vergehen so angeregt wie hier, wo das Wirken vergangener Zeiten der Erderschütterung und Oberflächenbildung ihm sich so augenscheinlich zeigt, daß es schier unfaßbar erscheint; wo der noch anhaltende, rasch fortschreitende Zerfall der Gebirge so mächtig ihn ergreift. Ringsum sehen wir eine öde Felswüste! Die wilde Pracht dieses Erosionstales kommt erst hier, nahe der auf grünem Rasen breitspurig sich erhebenden Wimbachgriesalm, 1327 *m* (etwa eine Stunde vom Wimbachschloß), zur vollen Entfaltung. Wer in das Tal einen Ausflug macht, sollte daher unbedingt nicht nur das Schloß, sondern die Griesalm sich zum Ziele stecken. Der Blick ist nun ringsum frei. Tiefgrüne Latschenfelder und blendendweiße Schuttströme bedecken den Talboden. Aus dem Schoße der Berge springen ausgewaschene Gräben hervor, die bei Hochwasser wilde Gießbäche führen. Ringsum im Halbkreisbogen türmen sich die zerrissenen Wände von grauem Ramsaudolomit in erschreckender Kahlheit zu den weißen Kalkkämmen des Watzmanns, sowie zu den zernagten Graten des Hochkalters empor. Links sehen die Steilhänge der Watzmannsüdspitze herab, gekrönt von der unsagbar zersplitterten Schönfeldschneid, von schauerlich öden Gräben durchsetzt. Dann folgt der kuppelförmige, begrünte Sattel der Hirschwiese und daneben erblickt man, von der Steilflanke der Rotleitenschneid sich lösend, einen Teil des Hofstaates des mächtigen Herrschers Hundstod, und aus dessen Massiv weit hervortretend, den farbigen Felspfeiler der „Kirche“. Der

Naturaufnahme von H. Gutjahr *Bruckmann aut. et impr.*

Hintersee mit dem Hinterseetal gegen die Reiteralpe



Dolomitfels geht hier an der Rotleiten plötzlich in ein flammendes Gelbrot über; es werfen ihre Wände dem Wanderer die Glut des nahenden Tages in grellen Spiegeln entgegen. Im Hintergrund lugt das steile Felstrapez des Hundstods über die verschütteten Weideflächen der sagenhaften Alpe Trischübel herab. In der Mitte stehen die wilden Palfelhörner, durch die scharfe Schneide der Kühleitenschneid mit der Rotleitenschneid verbunden. Westlich an das Große Palfelhorn, das von dem heraustretenden Kleinen Palfelhorn nun in den Hintergrund gedrängt ist, reiht sich, durch die flache Wimbachscharte getrennt, der runde Sigeretkopf (auch Seilergrabenkopf genannt) an, dessen plattige Nordseite vom schneeerfüllten Loferer Seilergraben durchrissen wird. Dann folgt das schnörkelartig aufgebogene Alpelhorn. Ein zerhackter Grat verbindet dieses mit den rauhen Felswänden der zerklüfteten Wimbachschneid. Dann schließen sich die wuchtigen Wände des Hochkalter-Hauptkammes an mit ihrem grabendurchsetzten, wüsten Unterbau. Das Glanzstück des Tales aber ist das Kleine Palfelhorn, das weit in die Talmitte heraustritt. Eine steinerne Riesentatze, ähnlich der berüchtigten Fünffingerspitze, bildet es die weit vorspringende Wasserscheide der wilden Seilergräben. Es teilt so das Ende des Tales in zwei Fächer, in den Loferer Seilergraben und den gegen die Rotleitenschneid zuletzt als steile Rinne emporziehenden Leoganger (oder Saalfelder) Seilergraben, deren verzweigte Schluchten schon manchem stolzen Hirsch, deren bröckliche Sohle selbst oft einer Gemse zum Grabe geworden ist. Mit zerschlissenen Felsbastionen neigt es sich nach vorne. Zierliche Türmchen, Klippen und Riffe, phantastische Zinken und groteske Zacken springen überall aus Wand und Grat hervor und entzücken durch ihre kühnen Formen. Auf dem weit nach Norden hereintretenden Grat reiten spitze Turmsplitter in kecker Reihe, von denen der bedeutendste, ein schlanker Felspfeiler, ein „Kleinstes Palfelhorn“ darstellt. Es fußt als äußerster Posten in den Schuttwänden des Wimbachgrieses. — Ein boshafter, tückischer Berg, fürwahr! Reich an abschüssigen Sandterrassen und sturzbereiten Gratgebilden, von zahllosen trügerischen Rinnen zerfressen, faul und morsch das Gestein. Aber sein Anblick ist ungemein wild und bezaubernd!

Die Wimbachgriesalm. Als letzte menschliche Wohnstätte inmitten dieses großartigen Felsenrunds bot vor nicht allzulanger Zeit die „Griesalm“ so manchem Wanderer bescheidene Unterkunft. Wer über die Wimbachscharte auf das Palfelhorn und Seehorn oder über Trischübel auf den Hundstod und zum Plateau des Steinernen Meeres, oder auch wer vom Wimbachtale aus auf die Watzmann-Südspitze wollte, konnte sich gar kein günstiger gelegenes Quartier wünschen; dazu war's hier sehr gemütlich, besonders damals noch, als idyllisches Herdengeläute den Wiesenplan erfüllte und unter biederen Jägern und munteren Sennerinnen bei Gesang und Zitherklang die Abendstunden rasch verrannen. Währenddem glühten draußen die Berge in der Abendsonne, oder es trommelte der Regen aus feuchten, schweren Nebeln auf das Schindeldach und an die Fensterscheiben, daß man enger an den Herd rückte und das Geschichtenerzählen anfing. Neben den Sagen vom wilden Senner, den Bergfrauen, den Untersberger Mannd'ln, der Steinernen Agnes, der Übergossenen Alpe, den drei Brüdern, der Familie Watzmann und wie sie alle heißen, hörte man dann auch die seltsame Mär von jenem Jäger, der gerade hier, auf der Griesalm, so Wunderseliges erlebt haben soll: Vor vielen Jahren war's, in der Christnacht — draußen heulte der Sturm und wirbelten die Flocken, darum blieb der Jäger in der Hütte, statt zur Christmette in die Pfarrkirche nach Ramsau hinauszugehen, nahm die Zither von

der Wand und vertrieb sich die Zeit mit losen Schnadahüpfl'n und Jagag'stanzln, Trutzgsangln und gepfefferten Schelmenliedln, bis er müde wurde, sich auf die Ofenbank legte und einschlief. Da wurde es plötzlich hell, eine große, weiße Frau mit lichtem Haar stand in der Stube und sah den Jäger gar vorwurfsvoll und traurig an. Und am nächsten Morgen fand er die Zither der Länge und Breite nach von goldenem Frauenhaar durchsponnen, so fest und unentwirrbar, daß kein Mensch hätte das Gespinst von den Saiten lösen können. So die Sage. — Heute ist die Griesalm längst nicht mehr bezogen und dem Verfall preisgegeben. Und weil Wind und Wetter gar zu lange brauchten, um die Schindeln des Daches verfaulen zu lassen, hat man ein wenig nachgeholfen und sie im hinteren Teile, oberhalb der Heulagerstätten, teilweise entfernt, so daß es hübsch durchregnet und ein Übernachten in den Latschen vorzuziehen ist. Schade, jammerschade um diesen herrlichen Stützpunkt für die Turistik. Noch vor wenigen Jahrzehnten war die Alm in Privatbesitz, und der Ramsauer Führer Preiß, der die Bedeutung dieses idealen und notwendigen turistischen Stützpunktes weitblickend erkannt hatte, bemühte sich vergebens, in Alpenvereinskreisen die für den Ankauf und den Bau einer Unterkunftshütte nötigen Mittel flüssig zu machen. Man brachte diesem prächtigen Plane damals jedoch wenig Verständnis entgegen, und so fiel kurz darauf die Alm als Besitztum um etliche hundert Mark dem k. b. Forstärar zu. Vielleicht gestalten sich die Verhältnisse in nächster Zeit günstig genug, um die Genehmigung zur Erbauung einer einfachen Alpenvereins-Unterkunftshütte mit Übernachtungsmöglichkeit von der k. b. Hofjagdverwaltung zu erwirken, was an dieser Stelle um so mehr ein Bedürfnis wäre, als in dem tagsüber bewirtschafteten Wimbachschlößchen kein Turist übernachten darf. Bei richtiger Würdigung der wirtschaftlichen Bedeutung des Fremdenverkehrs für die bayerischen Alpen könnte dies wohl erwartet werden. In nächster Nähe der Alm tritt auch Quellwasser zutage, das im Sand versickert und unter dem Gries hindurch das Wimbachtal durchströmt, so daß die Wasserfrage keinerlei Schwierigkeiten bieten dürfte. Auch die Jagdinteressen würden hierdurch irgendwelchen Schaden nicht erleiden; denn während des Herbstes, besonders zur Zeit der Treib- oder Birschjagden des k. b. Hofes, könnte die Hütte dann selbstverständlich für den Verkehr geschlossen, überhaupt das Wimbachtal abgesperrt werden. Gegen eine solche zeitweise Maßnahme würde billigerweise kein verständiger Turist etwas einzuwenden haben. Sollte eine einflußreiche Alpenvereinssektion sich um die Verwirklichung dieses Planes bemühen und es ihr auch gelingen, einen geeigneten Hüttenbauplatz und die Erlaubnis hierzu von der zuständigen Hofjagdverwaltung des allverehrten, den wirtschaftlichen Interessen der Allgemeinheit stets das größte Verständnis entgegenbringenden Königs Ludwig III. zu erwirken, so möge sie der Hütte den Namen „König-Ludwig-Haus“ beilegen, wie dies in einem ähnlichen Falle beim „Prinzregent-Luitpold-Haus“ am Hochvogel sinngemäß durchgeführt wurde.

---

c) DAS HINTERSEER- ODER KLAUSBACHTAL

Der Hintersee. Dieser kleine Gebirgssee, der schon ungezählte Male Malern als Motiv vornehmster Art in älterer und neuerer Zeit gedient hat und demgemäß auch als einer der herrlichsten von den kleineren Alpenseen allgemein bekannt und viel besucht ist, bietet in der Tat mit dem darüber aufragenden Hochkalterbau, — dessen Gipfelhorn indes nicht sichtbar —, den dicht hinter seinem Ufer ansetzenden Steilwänden der Reiteralpe und dem in der Ferne auftauchenden, in seinem kristallklaren Wasser sich spiegelnden, klotzigen Hohen Göll eines der lieblichsten Bilder des an landschaftlichen Schönheiten so reichen Berchtesgadener Landes. Der scheinbar

ganz seichte, jedoch 25 *m* tiefe, etwa 600 *m* breite und 1 *km* lange See hat eine Wasserfläche von etwa 34 *ha*; sein Spiegel ist 790 *m* hoch gelegen. Daß der See das Überbleibsel eines in früheren Zeiten das ganze dahinterliegende Klausbachtal ausfüllenden mächtigen Stausees, des unbenannt gewesenen „hinteren Sees" darstellt, also glazialer Bildung ist, wurde früher vielfach angenommen und ist uns durch die Sage überliefert. In Wirklichkeit dürfte er ganz unabhängig von den nacheiszeitlichen Verhältnissen und viel später erst entstanden sein. Von wahrscheinlich maßgebender Bedeutung für seine Entstehung ist ein mächtiger Bergsturz, der vom Hochkalter — und nicht, wie u. a. auch Professor Brückner seinerzeit annahm, von der Reiteralpe — herabging. Hier sind ehemals enorme Gebirgsmassen aus dem sogenannten Pumperloch (Blaueiskar) herausgebrochen, große Blocktrümmer wurden angehäuft, die heute noch in wüstem Gewirre am östlichen Ufer des Sees sichtbar sind, und diese bilden den Stauriegel für sein seichtes Becken. Demnach wäre er postdiluvialer Entstehung, wofür sich auch Brückner ausspricht, während Penck ausschließlich die diluviale Entstehung verficht. Interessant ist, was dieser Gelehrte in seiner Schrift „Das Land Berchtesgaden" über das Seebecken des Hintersees ausführt: „In den letzten drei Jahren (also vor Erscheinen seiner Schrift, die im Jahre 1885 erschien) wurde hier ein beträchtlicher Teil des Sees durch den Klausbach zugeschüttet, nämlich nicht weniger als 0,2 *ha*, und bereits läßt sich aussprechen, daß der jetzige Hintersee in nicht langer Zeit, in vielleicht 300 Jahren, verschwunden sein wird. Hieraus aber erhellt anderseits auch, daß der Hintersee einst viel größer gewesen sein muß als jetzt; in der Tat liegt an seinem oberen Ende eine 3—4 *km* lange Schotterfläche, welche das Tal in seiner ganzen Breite erfüllt und welche kaum anders denn als altes Delta des Klausbachs aufzufassen ist, das in den Hintersee hineingebaut wurde. Letzterer muß sich darnach vordem fast bis zum Fuße des Hirschbichls erstreckt haben, und in dieser Ausdehnung glich er fast dem heutigen Königssee." Trotzdem diese Annahme zutreffend sein mag, können sich unsere Nachkommen beruhigen. Denn Ende der achtziger Jahre wurde der Klausbach teilweise abgeleitet, so daß jetzt der größte Teil seiner Gewässer sich nicht mehr in den See ergießt, sondern an dessen östlichem Ufer vorbeifließt. Seit dieser Ableitung wurden weitere Anschwemmungen am südlichen Ufer und ein Zurückweichen des Sees an dieser Stelle nicht mehr wahrgenommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die von Penck ausgesprochene Befürchtung seinerzeit die Inangriffnahme dieser Vorsichtsmaßregeln veranlaßt hat; jedenfalls ist bemerkenswert, daß Pencks Anregung und deren Ausführung kurz aufeinanderfolgten. Der unmittelbare Anlaß dürfte aber folgender gewesen sein: Der Klausbach war schon vorher eine Strecke oberhalb seiner Mündung in den Hintersee durch eine Holzwehr abgedämmt. Diese unzulängliche Verbauung wurde vom Hochwasser Anfang der achtziger Jahre durchbrochen und zerstört. Bei dieser Gelegenheit wurde innerhalb weniger Stunden das Haus des ans Südufer des Klausbachs angrenzenden Holzstubenhäuslanwesens vollkommen versandet und diese Katastrophe wird wohl die umfassende neuzeitliche Regulierung des Flußbettes unmittelbar herbeigeführt haben.

Das sonnige Nord- und Westufer des Sees ist schon seit frühester Zeit besiedelt und die dort heute noch stehenden Bauernanwesen Wörndl und Kainzierl[1]) gehören neben dem des alten Gasthauses zum Auzinger zu den ältesten der Ramsau. Heute, wo der Hintersee wegen seiner ruhigen, malerischen Lage eine gesuchte Sommerfrische und ein sehr beliebter Ausflugsort von Reichen-

[1]) Das Kainzierl-Lehen ist der Schauplatz des neuen Romans „Mit Weinlaub umkränzt", dessen Verfasser der in Berchtesgaden lebende Dichter Richard Voß ist.

hall, Berchtesgaden und Salzburg geworden ist, befinden sich hart an seinem westlichen Ufer zwei große, empfehlenswerte Hotels, nämlich das vorzüglich geführte „Hotel Post", eigentlich „Wartstein" (Post, öffentliche Telephonstelle und Autostation) und Pension Gemsbock. Im „Gemsbock" liegt zur Ansicht die vom Maler August Frank zum Andenken an seinen Kollegen Albert Zimmermann gestiftete Malerchronik von Hintersee mit vielen interessanten und wertvollen Originalarbeiten bedeutender Künstler auf. Zwischen beiden Hotels liegt idyllisch und anspruchslos die Antonikapelle, in der der verstorbene bayerische Prinzregent Luitpold manche Feldmesse lesen ließ, wenn er auf den Jagden in seinem geliebten Hintersee weilte. Etwas talwärts, gegenüber der Einmündung des Klausbachs, steht in anmutiger Höhe eine in reizendem Stile erbaute Herrschaftsvilla, dann folgt, dicht an der alten Fahrstraße gelegen, die von hier ab Hirschbichler Landstraße genannt wird, ein kleiner Häuserblock, bestehend aus der k. b. Maut, einigen Jagdhäusern, sowie das schon erwähnte „alte Gasthaus zum Auzinger", das einfach, aber gut bewirtschaftet ist und Übernachtungsgelegenheit bietet, so daß es der bescheideneren Menschenklasse der Turisten besonders zu empfehlen ist[1]). Dieses alte Hintersee-Wirtshaus wurde schon dreimal das Opfer einer Lawine, die sich von den Berghängen der Reiteralpe herab über das massive Haus ergoß und es vollständig zerstörte. So berichtet die Chronik, daß die erste dieser Katastrophen am 2. Februar 1802, die letzte am 17. Dezember 1867 eingetreten ist, während die furchtbarste am 25. Januar 1809, also schon sieben Jahre nach dem Wiederaufbau, stattfand, wobei zehn Pferde erschlagen und 70 Zentner Salz vernichtet wurden, die für das Pinzgau bestimmt waren. Nördlich des Sees, etwas weiter entfernt, liegt auf Moränenhügeln ein Teil der Lehen der Gnotschaft Antenbichl zwischen prächtigen, uralten Linden, unter denen die mehr als tausend Jahre alte „Große Linde" mit ihrem hohlen Sockel ein bedeutendes Naturdenkmal darstellt. Eine Reihe von weiteren Spaziergängen bieten sich dem Sommerfrischler. In einer Viertelstunde gelangt man vom Hintersee zur Magdalenenkapelle am Wartstein, einer natürlichen Felsgrotte, in der fromme Hände Altar- und Heiligenbilder aufgestellt haben. Vom Gipfel dieses kleinen Felsbaues genießt man einen prächtigen Ausblick. Landschaftlich reizvoll ist auch der „Kunterweg" (von Kunter = Vieh), der von Hintersee in einer Stunde zur gleichbenannten Wallfahrtskirche führt, die mitten im Wald am Nordhang der Schlucht des Lattenbaches reizend gelegen ist — sie wurde 1730 von Fürstpropst Frhr. v. Rehlingen erbaut — und in einer weiteren Viertelstunde nach Ramsau leitet. Sehr schön ist auch der Waldweg nach Ramsau, der um das nördliche Seeufer herum zur Seeklause, dann durch das wilde Blockwerk (das Trümmerfeld des Hochkalterbergsturzes) hinab zur hier klammartig sich durchfressenden, rauschenden Ache, und, die Landstraße querend, durch Wald über der leider noch nicht zugänglich gemachten Marxenklamm, an den sogenannten Gletscherquellen vorbei, in 1¼ Stunden nach Dorf Ramsau führt. Wegen seiner herrlichen Aussicht auf die Felsberge (Hochkalter, Watzmann usw.) berühmt und nicht genug zu empfehlen ist der Soleleitungsweg, der von Schwarzbachwacht in ebener, schöner Anlage oberhalb der „Großen Linde" und am Gasthaus Zipfhäusl vorbei den ganzen Nordhang des Ramsautals entlang bis zum Söldenköpfl (oberhalb Ilsank) leitet und von Hintersee aus über die Große Linde bequem zu erreichen

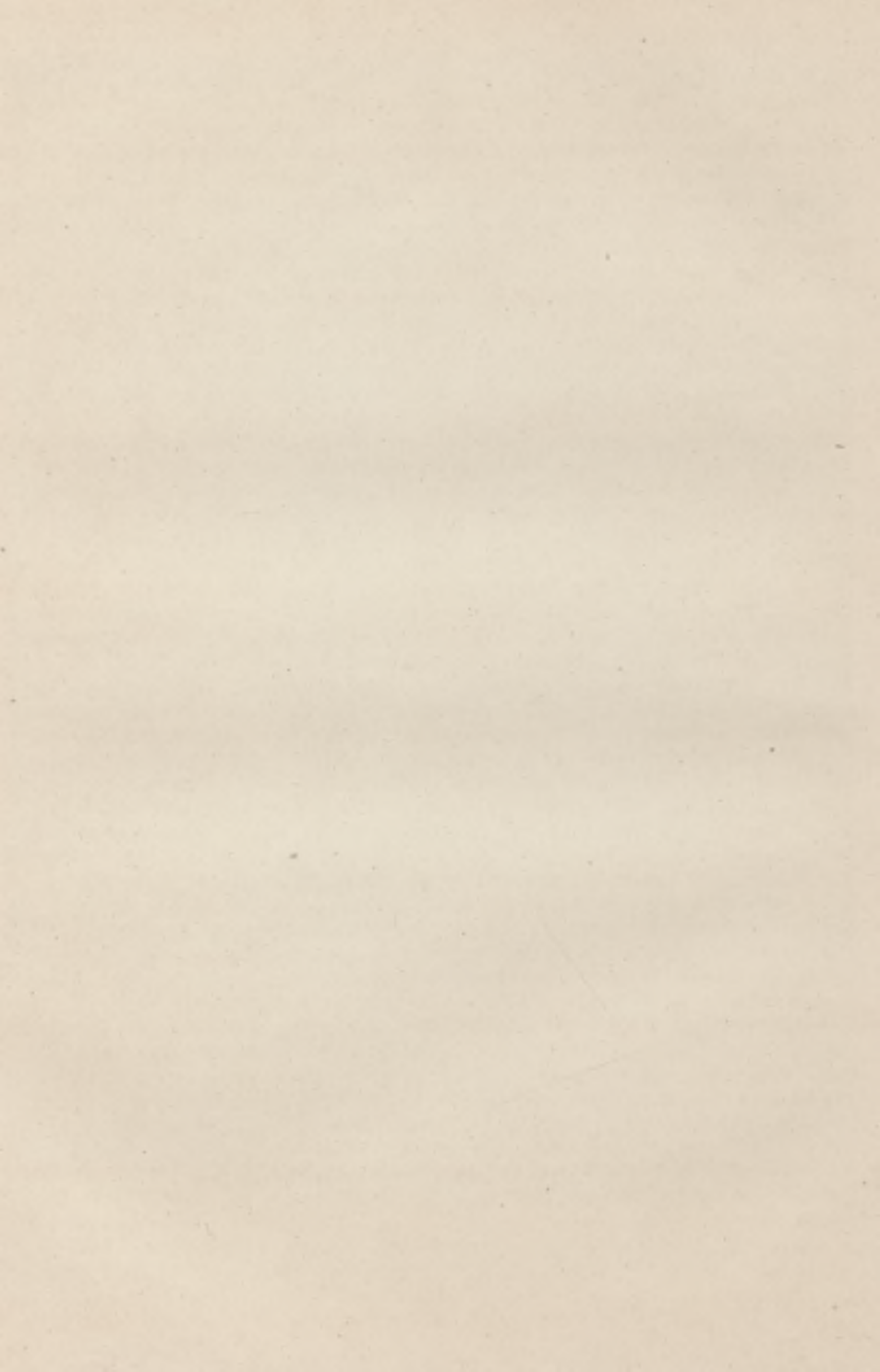
[1]) Zugleich Standplatz des autorisierten Bergführers Joseph Maltan (vulgo Egei), der besonders auf dem Hochkalter und auf der Reiteralpe heimisch und wegen seines bescheidenen Wesens und seiner tüchtigen Führereigenschaften jedermann für diese Gebiete empfohlen werden kann. Ebenso die Gebrüder Datzmann vom Brumei-Lehen, eine Viertelstunde vor Hintersee gelegen, insbesondere Mich. Datzmann, der als erstklassiger Führer angesehen werden kann.



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Mezzotinto Bruckmann

Im hinteren Wimbachtal. Blick gegen Hocheisspitze



ist. Außerdem hat man noch Spazierwege zur Schartenalm am Hochkalter, zur Halsalm an der Reiteralpe, zum Taubensee, einem kleinen Waldsee, und nach Schwarzbachwacht, also eine reichliche Auswahl; dazu noch die schöne, anfangs fast horizontal verlaufende, dicht an den schauerlichen Abstürzen der Mühlsturzhörner vorbeiführende Hirschbichler Landstraße. Zudem bietet der Hintersee im Sommer Gelegenheit zu Kahnfahrten und zum Baden. Aber auch der Wintergast wird am Hintersee auf seine Rechnung kommen: Die spiegelglatte Eisdecke des fast immer vollständig zugefrorenen Sees bietet reichliche Gelegenheit zu wintersportlicher Betätigung, besonders zu dem in den Bergen allerorts beliebten Eisstockschießen, zum Schlittschuhlauf usw. Auch schöne Übungshänge für den Schiläufer finden sich gleich hinter dem Weißschen „Gasthaus zur Post", dessen prächtiger Wirt für gute Unterhaltung stets Sorge trägt. Dazu kommt das seltene Vergnügen, am nahen Futterstadel nächst der Hirschbichler Straße der Hirschfütterung zuzusehen. (Näheres unter Hinterseetal.) Naturgemäß hat auch der in diesen Bergeswinkel etwas spät einziehende Frühling seine Reize. Besonders schön aber ist's, an klaren Herbsttagen am Gestade des Hintersees zu weilen. Denn das Landschaftsbild zeigt sich um diese Jahreszeit mannigfaltiger, das Leben bunter als sonst. Der dunkelgrüne, kristallklare Seespiegel, die farbenreiche Fülle der Wälder, die verblüffend durchsichtige Luft, der Blick auf die nahen, helleuchtenden Kalkwände, auf die frischbeschneiten Felsspitzen und darüber zum azurblauen Himmel empor, bietet im Verein mit den reinen, lebensfrohen Tönen, die an unser Ohr klingen und sich aus dem Echo froher Jauchzer, dem Gesang echter Bergeslieder, dem hellen Glockengeläute des weidenden Viehes, und dem dumpfen Donnerrollen der rings im Umkreis röhrenden Brunfthirsche zusammensetzen, genug des Schönen und Ergreifenden.

Das Hinterseer- oder Klausbachtal stellt die natürliche, aber nicht die unmittelbare Fortsetzung des Ramsauer Haupttales dar. Es drängt sich als eine enge Gebirgsfurche, am Hintersee beginnend, zwischen den Bergflanken des Hochkaltermassivs und der Hocheisgruppe einerseits, und denen der Reiteralpe mit seiner südlichen Fortsetzung, dem „Hirschbichlkamm", anderseits ein und hat seinen Scheitel auf dem 1062 *m* hohen Grenzpaß Hirschbichl, dessen flacher Sattel die Wasserscheide zwischen dem Berchtesgadener Lande und dem jenseits des Passes gelegenen Flußgebiete der Saalach bildet. Die Talsohle ist mit Fichtenhochwald von seltener Geschlossenheit bedeckt und vom wilden Klausbach und seinen Gießbächen —, die das Quellgebiet der Ache bilden, — durchzogen, neben dessen Flußbett die musterhaft angelegte, breite Landstraße zum genannten Hochpaßrücken sich empor schraubt. Die etwa 1½ bis 2 Stunden in Anspruch nehmende Fußwanderung auf dieser Landstraße, die vom Hintersee zur Grenzstation Mooswacht — einem Zollhaus dicht neben dem bewirtschafteten Gasthaus auf der Paßhöhe — führt und in der jenseits des Passes neben der hochinteressanten Seißenbergklamm nach Oberweißbach (Post Frohnwies) ins weite Saalachtal hinabführenden österreichischen Staatsstraße ihre Fortsetzung findet, wird alljährlich von Tausenden von Turisten ausgeführt; sie verdient noch allgemeinere Beachtung. Sie möge daher, soweit sie durch das zu behandelnde Gebiet führt, nachfolgend eine kurze Schilderung erfahren.

Etwa 5 Minuten nach Verlassen der südlich des Hintersees gelegenen Häuser — des Jagd- und Zollhauses, den letzten menschlichen Wohnstätten in dem einsamen Tale — durchschneidet die Landstraße den Hirschzaun, der rings um die nördlichen Waldhänge des Hochkaltermassivs herum und quer durch das Wimbachtal zur Watzmannflanke hinüberzieht. Die breite Straße begleiten nun beiderseits, in schnurgerader Richtung verlaufend, Reihen abfuhrbereiter Holzstöße, die uns

den hier ringsum aufgespeicherten Holzreichtum, die Hauptfinanzquelle des bayerischen Staates, in Erinnerung bringt. Dieser ist als der glückliche Besitzer der ungeheuren, bis nach Saalfelden reichenden Waldungen anzusprechen. Durch die schütteren Fichtenwälder der Talsohle, die hier bezeichnenderweise die Grundübelau genannt wird, wandern wir fürbaß. Zur Rechten blickt von hoch oben die pralle Felswand des Knittelhorns, des Eckpfeilers der berüchtigten Grundübelhörner, drohend auf uns Menschlein herab. Zur Linken zieht am Hochkaltergehänge der oben mehrfach verzweigte Hirschenlauf oder Kaltergraben, im unteren Verlauf Bestehwerkgraben benannt, herab, während weiter südlich das schluchtartige Ofental und das röhrenförmige Steintal bis zum Hauptgrat hinaufschneiden. Bald kommen wir an einem Heustadel mit ringsumzäunter, saftgrüner Wiese vorbei, von wo nach rechts ein Pfad uns zur Halsgrube und über den leider vernachlässigten Bözlsteig zur Reiteralpe hinaufführt. Von dort oben schauen die weißen Kalkmauern der nördlichen Umrahmung des Wagendrischlkars, Predigtstuhl und Steinberg, auf uns hernieder. Dicht neben der Landstraße, die horizontal taleinwärts leitet, liegen da und dort Felsblöcke, von einer Humusdecke überzogen, auf denen Fichtenbäumchen ihr karges Dasein fristen. Jenseits des schmalen Waldstreifens, der uns vom rauschenden Klausbach trennt, liegt, durch die Lahnbrücke mit der Straße verbunden, die Forstzwecken dienende Lahnwaldhütte, an der man vorübergeht, wenn man durch das Ofental den Hochkalter besteigen will. (Dessen stolzes Gipfelhorn wird nun sichtbar.) Ehemals breitete sich hier eine üppige Alm, die Rastalm, aus. Jetzt haben Unkraut und Gesträuch den Grasboden überwuchert. Zwischen dem verwilderten Gestrüpp findet sich hier noch eine reiche Alpenflora, wie eine solche in unserem kahlen oder auch dichtbewaldeten Gebirge nur selten anzutreffen ist. Es zeigt sich hier dem Beobachter wiederum, wie an vielen anderen Stellen unseres Gebirges, das Schicksal so mancher fruchtbaren Alm in unseren Bergen. Sie wird vom Jagdherrn aufgekauft und aufgelassen; bald ist sie versandet oder überwuchert und damit der landwirtschaftlichen Nutzung entzogen — für immer! Vom Teufelskopf, einem latschenbewachsenen Vorbau des Knittelhorns, tritt ein Moränenrücken dicht an die Straße heran, die sich ihm anpaßt und hier in konkavem Bogen nach rechts sich wendet. Da und dort zeigen sich mitten im Fichtenhain einzelne alte Ahornbäume. Zur Linken, rechts über der Rastalm, wird am Kalterhang eine ausgedehnte Waldblöße, der Schindelboden, sichtbar: ein steiler „Windbruch" von gewaltiger Ausdehnung. Das rhythmische Rauschen des wilden Klausbachs dringt verstärkt an unser Ohr, der Wald wird hier etwas durchsichtiger, rechts lugt aus ihm ein hölzerner Futterstadel hervor (½ Stunde). Hier spielt sich die von den Wintergästen Hintersees vielbesuchte Wildfütterung ab. Wenn der Schnee das Edelwild aus den Hochregionen zu Tale treibt, dann sieht man hier ganze Rudel von Hirschen und weiblichen Tieren („Stuck" genannt) bedächtig die Landstraße queren und an diesen Platz ziehen, so daß oft 150 bis 200 Stück Rotwild hier versammelt sind, die mit Heu und Kastanien gefüttert werden. Selbst die stolzesten Geweihträger geben sich da ein friedliches Stelldichein, aber selten nur findet sich eine Gemse ein, mag der lange Winter eine noch so strenge Herrschaft ausüben. Die Straße überschreitet bald auf einer Holzbrücke das ausgetrocknete Bett eines Gießbachs, führt an einer Sandgrube vorbei, macht wiederum eine sanfte Krümmung und steigt nun etwas an. Hier zweigt nach links ein Weglein ab, das zur jenseits des Bachufers liegenden, noch bezogenen Rageretalm (auf den Karten mit Ragertalm bezeichnet) hinüberführt, deren weiße Mauern durch den grünen Wald blinken. Harmonisches Kuhglockengeläute hört man von dort herüberklingen. Nun öffnet sich zu unserer

Rechten der Standgraben, der zur Mühlstürze hinaufzieht. Bald stehen wir am Eingange des unbeschreiblich wilden, großen Mühlsturzgrabens, über dessen zerklüftetes Eingeweide die kühnen Felsgebilde der Mühlsturz- und Grundübelhörner drohend herniederschauen. Man muß den Kopf tief in den Nacken legen, um ihre schlanken Gipfelzinnen zu überschauen — ein Anblick, den schon Hermann von Barth in seinen „Nördlichen Kalkalpen" rühmend hervorhob und mit begeisterten Worten pries. Eine eingehende Schilderung dieses erhabenen Bildes, das dem Wanderer sich hier bequem schon von der Landstraße aus bietet, wurde bereits vom Verfasser an anderer Stelle gegeben [1]). Den mühelosen, einstündigen Landstraßenbummel sollte allein um dieser zauberhaften Szenerie willen kein Gast von Hintersee zu unternehmen versäumen. Bis hierher kann auch der Kraftwagen gelenkt werden, während der obere Teil der Landstraße für solche gesperrt ist. Und das mit Recht. Nach wenigen Minuten gelangen wir zur Holzstube, einer Hütte für die Holzarbeiter, vor der ein Brunnen frisches Quellwasser spendet. Dann überschreitet die nun neu angelegte Straße auf einer Holzbrücke den kleinen Klausbach, der von hier weg der Hirschbichlklausgraben genannt wird; jenseits sind noch Überreste der alten Straßenführung sichtbar. Auch sind hier, an der engsten Stelle des Tales, rechts der Straße, die Überreste einer alten Befestigung sichtbar (der sogenannten Engertfestung), die noch in dem Franzosenkriege 1809, in dem bekanntlich die Tiroler unter Speckbacher bei dem nahe im Saalachtal gelegenen Saaleck ihre erste Niederlage erlitten, eine gewisse Rolle gespielt hat. Ein Steiglein führt rechts zur nahen, im Walde verborgenen Engertalm, von der ein von den Jägern gleich einem großen Geheimnis gehütetes Schafsteiglein, der sogenannte Hirschbichlsteig, über den zwischen Großem Mühlsturz- und Wildem Stadelgraben hinanziehenden, wald- und latschenbedeckten Bergrücken zur Reiteralpe (Mayerbergscharte) emporleitet. Rechts vor uns taucht nun hinter der Engertalm der bis zur Grathöhe aus zerklüftetem Ramsaudolomit sich aufbauende Hirschbichlkamm auf, der als südlicher Ausläufer des Reiteralpstockes in Form eines zerschlissenen Felsgrates, schließlich als sanfter Grasrücken, zum Paß Hirschbichl herabzieht. Linkerhand zeigt sich neben der Mulde des Sittersbachtales die grüne Vorderbergalm, am Vorderberg gelegen, über der ein zackiger Felskamm, der Hocheisgrat, im Bogen wegzieht. Die Straße führt nun, ein Stück stark ansteigend, in Windungen aufwärts. Dann geht es wieder ein Stück horizontal talein. Vor uns taucht jenseits des Passes plötzlich der felsige Hochkranz empor. Wir treten aus den Wäldern — der Blick wird ringsum frei. Die Mühlsturzhörner gewähren von hier aus ein prachtvolles Relief, die Leimbühelhörner ein groteskes Bild, der verwitterte Stadelgraben mit seinen öden Klippen und ausgewaschenen Riffen einen chaotischen Anblick: Dem erstaunten Auge zeigt sich hier die grausigste Felswildnis. Zur Linken, dicht neben der sich nun etwas senkenden Straße, liegt eine langgezogene Oase: Die Bindalm mit ihren sauberen fünf Sennhütten. Nach einer weiteren Viertelstunde gelangt man in bequemem Anstieg auf den Paß Hirschbichl. Dort oben steht nahe dem Grenzstationsgebäude Mooswacht das auch im Winter bewirtschaftete Gasthaus Hirschbichl, ein günstiger Höhenstützpunkt für Turen, — leider der einzige im ganzen Gebirgszuge. Ein umfassendes Panorama bietet sich von hier aus dem Wanderer dar. Jenseits stehen die großen Berge des Saalachtales, der Loferer und der Leoganger Steinberg, diesseits der Reiter Steinberg, kurzweg Reiteralpe genannt, deren gewaltige Südabstürze sich als eine einzige langgezogene, scheinbar ungegliederte Wandflucht darstellen — diesen seltsam ernsten Anblick mit dem lachenden Vor-

[1]) M. Zeller, Führer durch die Reiteralpe, S. 9 und 10, und Monographie in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1910, S. 140.

dergrund, den grünen Matten um den Hirschbichl, hat uns Meister Karl Heiders Pinsel für ewige Zeiten festgehalten. (Das Original dieses berühmten Bildes hängt in der Dresdener Galerie.) Jenseits des Passes senkt sich die Landstraße durch das Weißbachtal in das große Saalachtal hinab.

III. GEBIRGSGLIEDERUNG

DIE HOCHTÄLER UND SCHLUCHTENTÄLER

Der ursprünglich tafelförmige Aufbau unseres Gebirges ließe den Schluß ziehen, daß es nur eine ganz mäßige Gliederung aufweist. Dem ist aber keineswegs so. Wenn auch seine Ostflanke mit einer einzigen steilen, langgezogenen Felsflucht gegen das Wimbachtal abfällt, so zeigt es hingegen an der Nord- und Westseite sowie im südlichen Teile eine geradezu überraschend reiche Entwicklung von Ästen und Kämmen, wie eine solche für die Kettengebirgsform charakteristisch ist. Nach Westen hin weist der Hauptkamm mäßig ausfallende, liegende Falten auf, die vielfach gespalten, verworfen und verschoben sind, aber an manchen Stellen als ungemein gleichmäßige Schichtenfolgen zutage treten und einen höchst eigentümlichen Anblick gewähren. Vom Hauptkamme lösen sich allenthalben Seitenkämme und Gratäste los; die von den gipfelreichen Hochgraten abzweigenden, zerrissenen Felsrippen schließen Steiltäler und Hochkare ein, die zum Teil in ihrem Schoße Schneeablagerungen, ständige Firnfelder oder richtige Gletscher bergen. Längs dem wald- oder latschenbewachsenen Bergsockel ziehen wilde Gräben zu Tal: Dies alles verleiht unserm Gebirge eine reiche Gliederung und besonders in der Hochregion einen großartigen Charakter. Ludwig Purtscheller hat das Wimbachgebirge gelegentlich seiner auf wenigen Seiten zusammengedrängten Erschließungsgeschichte im Ostalpenwerk in „vier Glieder“ eingeteilt: 1. Die Watzmannkette, 2. der Hochkalter und seine Nebengipfel, 3. die Hocheisspitze und das Hochkammerlinghorn, 4. die Palfelhörner und das Seehorn. Das erste Glied, der Watzmann, scheidet als selbständiger (schon in der Zeitschr. d. D. u. O. Alpenvereins 1903 beschriebener) Gebirgsstock für die vorliegende Arbeit ohne weiteres aus. Die übrigen drei Glieder hängen topographisch innig zusammen und stellen insgesamt unser Hochkaltergebirge dar. Diese Einteilung ist dem Wesen nach die einzig zutreffende und sie soll daher im großen und ganzen auch beibehalten werden, so daß unsere Gebirgskette als in drei Kämme beziehungsweise Gruppen zerfallend, betrachtet werden will: 1. der Hochkalter-Hauptkamm, 2. die Hocheisgruppe, 3. die Palfelhörnergruppe (südlicher Wimbachzug). Die reiche Entwicklung dieser drei Kämme wird der Hauptsache nach verursacht durch Hochflächen, Hochtäler, Karbildungen und Steilgräben, die, von Norden nach Süden aufgezählt, folgende Namen haben: a) der Eckaugraben mit dem Hochalpplateau, auf dem die „Schneelöcher“ eingebettet liegen; b) das Blaueistal mit dem Blaueiskar, früher Pumperloch genannt, das den Blaueisgletscher oder das Blaueis birgt. Dann nach Westen hin: c) die schmale Furche des Hirschenlaufs, längs dessen ein seichter, aber wilder Steilgraben die westliche Bergflanke durchschneidet, der im unteren Teile Bestehwerkgraben, im oberen Teile, wo er sich in drei an den Wasserwänden endende Zweiggräben verästelt, Kaltergraben genannt wird. Hierauf folgen drei parallele Hochtäler, die bis auf den Hauptkamm grat- und gipfelbildend hinaufschneiden: d) das steilkarartige Ofental, e) das röhrenförmig enge Steintal und f) das zur Hochmulde des Hinterbergkars sich erweiternde, flache Sittersbachtal mit seiner obersten Stirnfläche, dem Hochfeld, das vom sogenannten „ewigen Schnee“ größtenteils überlagert ist. Die düsteren Totenlöcher (g) sind die

H. Gutjahr phot.

Abb. 5. Am Eingang zum Wimbachtal. Blick auf Palfelhörner

H. Gutjahr phot.

Abb. 6. Griesalm mit Blick auf Kleines Palfelhorn, Alpelhorn und Wimbachschneid

H. Gutjahr phot.

Abb. 7. Hochkalter vom Taubensee

J. Schmidt phot.

Abb. 8. Hochkammerlinghorn von Süden

nächste, bedeutende Einsenkung in der mächtigen Bergflanke; durch den Vorderberg begrenzt, finden sie weiter oben ihre Fortsetzung (h) im Eisl, einem firnengeschmückten Nebenkar des Hocheiskares, welch mächtigste Bergeinsenkung als Fortsetzung des unten flach ansetzenden, gleichgerichteten i) Hocheistales (kurz Eistal) den ewigen Firn des Hocheises trägt. Eine auf der andern Seite gelegene kleine Karmulde, k) das Kleineis, enthält ebenfalls zeitweise Schneeablagerungen. Dicht daneben folgt die Eisrinne, die ziemlich unbedeutend ist und den Namen eigentlich gar nicht verdient, aber von den Einheimischen so genannt wird. Als der nächste Einbruch ins Gebirge folgt l) das Kematental, das als mächtige Talfurche kurz hinter der Paßhöhe Hirschbichl ostwärts wegzieht und unser Gebirge nach Süden hin begrenzt. Das Tal endigt blind an den Hängen des Seehorns und findet jenseits dieses Gipfels seine Fortsetzung in m) der Hochwies, einem zwischen dem Seehorn, dem Hundstod und den wilden Palfelhörnern eingelagerten, öden Felskessel. Diese letztgenannten Berge erfahren jenseits längs ihrer Wasserscheide eine weitere Zergliederung durch die ungemein wilden, fächerförmig sich verästelnden Seilergräben, die in das Wimbachtal hinabziehen. Ihre Benennung als Loferer und als Leoganger (oder Saalfelder) Seilergraben verdanken sie den Ortschaften, nach denen sie, vom Wimbachtal aus gesehen, Richtung nehmen. Auch an der Ostflanke zeigt unser Gebirge neben den zahlreichen Niedergräben, die seinen Untergrund zerspalten (wie der Hinterbrand-, Mitter-, Kindeleck-, Zarg- und Schloßgraben), einen die Gebirgsgestaltung nicht unwesentlich beeinflussenden Hochgraben, den lawinendrohenden Schneelahnergraben, der, zwischen zwei Felsrippen verlaufend, das Gewände in gerader Linie durchreißt. Damit ist die Gliederung des Gebirges in großen Zügen gekennzeichnet[1]).

---

a) DAS HOCHALPPLATEAU

Wer von Berchtesgaden aus das Hochkalterprofil mit seinen schöngeschwungenen Linien betrachtet, dem fällt besonders jene teilweise begrünte Hochfläche auf, die dem kahlen Steinbergkamm vorgelagert ist. Es ist das Hochalpplateau, das sich im Winter als eine schneeweiße, schiefe Ebene darstellt, bei deren Anblick das Herz des ins Berchtesgadener Land einfahrenden fremden Schiläufers aufjubelt. Ich habe es selbst vor kaum einem Jahrzehnt, als man vom Berchtesgadener alpinen Schigelände soviel wie nichts wußte, für das bestgeeignete in den Bergen des Landes gehalten. Trotzdem wird es heute auf Schneeschuhen von Turisten nicht befahren. Wegen seiner Steilterrassen und der Unebenheit des Geländes, der vielen Buckel und Löcher, deren Entstehung durch die Karrenbildung bedingt ist, mag denn auch diese Hochfläche für Schneeschuhfahrten nicht besonders geeignet sein; da zudem der Anstieg durch den dichten Wald recht mühsam sein dürfte, bleibt das Gebiet im Winter wohl auch künftighin unberührt. Im Sommer hingegen ist die Begehung dieses einsamen Gebirgsteiles wegen seiner landschaftlichen Reize außerordentlich zu empfehlen, besonders in Verbindung mit dem Abstieg von der Hochalpscharte zum Wimbachschloß.

Das Hochalpplateau kann als eine abgesunkene Scholle des ehemaligen Riesentafelgebirges Hochkalter-Watzmann angesehen werden. Seine Hochfläche hat ganz das charakteristische Aussehen der Plateauberge. Zu dieser führt, durch die flache, bewaldete Talmulde, in die der Eckaugraben eingeschnitten ist, ein Steig empor, der vom Weg Sommerau-Schärtenalm nach etwa einer Viertelstunde links abzweigt und in einer Stunde zu der auf ebener Fläche einsam im Waldeswinkel

[1]) Diese Gräben fanden bereits unter dem Kapitel: b) das Wimbachtal („Die Landschaft des Wimbachtales") eine kurze Behandlung. Turistisches über dieses Gebiet findet sich in „Zellers Führer durch die Berchtesgadner Alpen (Verlag Walter Schmidkunz, München) auf Seite 119—145 behandelt.

gelegenen, sehr fruchtbaren Eckaualm, 1047 *m*, führt. Ihre zwei Kaser sind völlig aufgelassen und teilweise schon verfallen. Von hier gelangt man zum 1337 *m* hoch gelegenen Mitterkaser, einer völlig verfallenen Almhütte, zu der ein Steig nächst dem Grabeneinschnitt in drei Viertelstunden heraufführt. (In ihrer Nähe befindet sich eine Jagdhütte.) Man kann auch zu dieser Alm dadurch gelangen, daß man jenen Steig benützt, der über den vom Kitzkartauern herabziehenden Bergrücken geht, der den Eckaugraben links begrenzt. Dieser Weg ist landschaftlich schöner, weil man eine Zeitlang den Blick auf den mächtigen Herrscher Watzmann genießt. (Auch von der Schärtenalm führt ein Jagdsteiglein zum Mitterkaser herüber.) Nach einer halben Stunde leitet der sich im Karrengestein verlierende Steig von hier zur stark überwucherten Hochalm und nach Verlauf der gleichen Zeit erreicht man die rechts vom Südabsturz des Stanglahnerkopfs, 1791 *m*, stark eingeschnittene Hochalpscharte, 1599 *m*. (Von ihr führt, wie schon erwähnt, ein guter Jagdsteig in einer knappen Stunde über steile Grashänge unmittelbar zum Wimbachschlößchen hinab. Die Begehung dieses Steiges ist besonders im Abstieg wegen des Tiefblicks ins Wimbachtal sehr reizvoll.) Man kann auch den über den Bergrücken zum Mitterkaser führenden Steig weiter aufwärts verfolgen und gelangt über den Kitzlahner, einen herrlichen Grashang des Kitzkartauern, zuletzt etwas absteigend, unmittelbar zur Scharte. Mit mauerkahlen Wänden schauen starr die Kalkriffe des Steinbergszugs auf das Hochalpplateau herab. Um über die Hochfläche auf deren höchsten Punkt zu kommen, hält man sich am besten nach rechts gegen die kahlen Schrofen der Schärtenspitze und steigt unter den steilen Felswänden des Steinbergkammes über den mit Karren und Schratten bedeckten Rücken des sogenannten „Hundes“ empor. Zwischen diesem Felssporn und den nahen Steilwänden befindet sich eine Einsenkung, die sogenannten Schneelöcher, die das ganze Jahr über mit Schnee ausgefüllt sind.

Bei dieser etwas mühsamen Wanderung zeigt sich der ausgeprägte Charakter dieser Hochfläche, die den latschenbewachsenen, buckeligen Plateautypus der nördlichen Reiteralpe trägt; weiter oben trifft man ausgedehnte, zerrissene Karrenfelder, sozusagen ein Stück Steinernes Meer, eine Erscheinung, die man auf dem Hochkalter fürwahr nicht suchen möchte. Sie erinnert wieder an die ursprüngliche Eigenart des Gebirges als Kalktafelmassiv. Unten grünt und blüht allenthalben noch die Pflanzendecke, die sich über die zahlreichen Höcker und Mulden ausbreitet; zwischen moosüberzogenen Latschenbüschen wuchern neben anderen Alpenpflanzen und Sträuchern die hohen Büsche des Rhododendrons. Ganze Felder selbst noch im Spätsommer blühender Alpenrosen breiten sich hier aus. Ihr glühendes Rot bildet eine prächtige Zierde des Pflanzenteppichs, der die Karstfläche überdeckt. Bald ist die Vegetationsgrenze überschritten und man wandert über steinige Halden empor. Die Spuren der Karrenfelder mehren sich; Löcher und Trichter lagern zwischen zerfressenen Schrattenflächen; tiefe Kannelüren und Rillen, oft regelmäßig wiederkehrende Aushöhlungen, wie von Künstlerhand aus dem harten Gestein herausgearbeitet, zeigen sich auf glatten Platten und ebenen Tafeln in solcher Zahl, daß ein Balancieren über den zerfressenen Fels Vorsicht erfordert. Plattenhügel auf Plattenhügel, durch Querdämme voneinander getrennt, schieben sich übereinander empor. Das tausendfach zerrissene und zerklüftete Felshügelland steigt von der Hochalpscharte noch um 400 *m* höhenwärts und zieht über den Felsrücken „Am Hund“ bis zum „Kopf des Hundes“ (P. 2012 *m*), dem höchsten Punkt des Hochalpplateaus, der von den glatten Felspfeilern der Blaueisspitze durch die Einsenkung der Schneelöcher getrennt ist. Südlich stürzt der Fels in einen wilden Graben ab, der geradeaus zum Wimbachschloß

hinabzieht und daher von den Jägern mit dem Namen Schloßgraben bezeichnet wird. Oben ist er ebenfalls mit Firn erfüllt. (Von Gemstreibern wurde er schon des öfteren durchstiegen.) Jenseits des Grabens ragt die Landschaft zu steilen Firsten auf. Ein wilder Felsgrat begrenzt den Graben südlich und zieht als flache Rippe zur Blaueisscharte empor. Es ist der Ostgrat der Blaueisspitze, der nördliche der zwei verkümmerten Grate, die an der Hochkalter-Ostflanke zur Tiefe setzen. Er bildet zugleich die nördliche Begrenzung des mächtigen Schneelahnergrabens, verläuft also zwischen diesen beiden Gräben. In seinem obersten Teil ist er weniger ausgeprägt, aber steil; in der Mitte bricht er zu einem Schartl senkrecht ab: dieses liegt gegenüber dem höchsten Punkt der Einsenkung der Schneelöcher, in gleicher Höhe mit ihr. Von dem Schartl weg springt nun der Ostgrat mehr hervor und gliedert sich in drei auffallende Türme, deren unterster das Schottmalhorn heißt (P. 1917 *m*). Mit ihm bricht der Ostgrat der Blaueisspitze unvermittelt und jäh ins Wimbachtal ab. Von unten aus zeigt es sich als ein kühn geformter Felsklotz, der beim Wimbachschloß das Landschaftsbild der ganzen linken Talseite beherrscht, oder auch als ein mächtiger, viereckiger Turmobelisk, der dem Auge den Hochkaltergipfel selbst verdeckt. — (Den „Kopf des Hunds“ könnte man also auch vom Wimbachschloß aus unmittelbar, wenn auch in mühsamer Steigerei, durch den Schloßgraben erreichen.) — Von der sehr lohnenden Hochwarte aus gelangt man in wenigen Minuten über die schneedurchsetzten Schrofen in die Schneelöcher hinab. Man kann nun entweder über deren Firnhalden abfahren und von den darunterliegenden „Kühlöchern“ (wohl so genannt, weil sich die Kühe der Hochalm ehemals gerne in ihre schattigen Vertiefungen hineinstellten) über das Plateau längs der Ostabstürze des Steinbergkammes hinabgehen, zuletzt querend wieder zur Hochalpscharte hinübergelangen, oder, was sich mehr empfiehlt, von der Schneelochtiefe zur Schärtenscharte hinaufsteigen, die man in einer Viertelstunde durch eine unschwierige Rinne erreicht, um von hier aus, — womöglich nach Besuch der leicht zu ersteigenden, aussichtsreichen Schärtenspitze —, durch einen kurzen, teilweise schneeerfüllten, unschwierigen Steilgraben jenseits auf den „Eisboden“ (am Fuße des Gletschers im Blaueiskar) abzusteigen.

Almwirtschaft, Jagd und Turistik. Die auf dem Hochalpplateau in dieser Hinsicht obwaltenden Verhältnisse sind von besonderem Interesse, weil sich dadurch die Wechselbeziehungen zwischen Jagd, Almwirtschaft und Turistik zur Darstellung bringen lassen, wie sie allenthalben in den österreichischen Alpen und im besonderen auch in dem bayerischen Teil der Berchtesgadener Alpen zurzeit noch in Erscheinung treten; ihre Besprechung dürfte daher infolge ihrer grundsätzlichen Bedeutung Anspruch auf allgemeinere Beachtung erheben.

Das Hochalpplateau ist heute noch der Tummelplatz zahlreicher Gemsen; nur selten wandert der nagelbeschlagene Schuh eines einsamen Bergsteigers über diese Hochfläche, noch seltener kommt ein Einheimischer hinauf. Öde und verlassen liegen die zerfallenen Almhütten heute vor uns da. Aber früher war es ganz anders! Die dachlosen Ruinen sind die Zeugen einer besseren Zeit und erzählen uns, daß hier vor wenigen Jahrzehnten noch ein lebhaftes Almtreiben herrschte. Damals waren die Hochalm, der Mitterkaser und die heute noch üppige Eckaualm bezogen und bewirtschaftet. Diese Almen gehörten einem wohlhabenden Ramsauer Bauern, der nicht weniger als 40—50 Stück Vieh zur Weide hinauftrieb. Da dessen Hof in der Gnotschaft Taubensee lag und er daher mit seinem Vieh beim Auftrieb einen gar weiten Weg zurückzulegen hatte, tauschte er sie gegen eine in der Mordau gelegene nähere Alm um, die im Besitze des Ramsauer Gastwirts „zur Wimbachklamm“ war. Dieser ließ die Almen wie sein Vor-

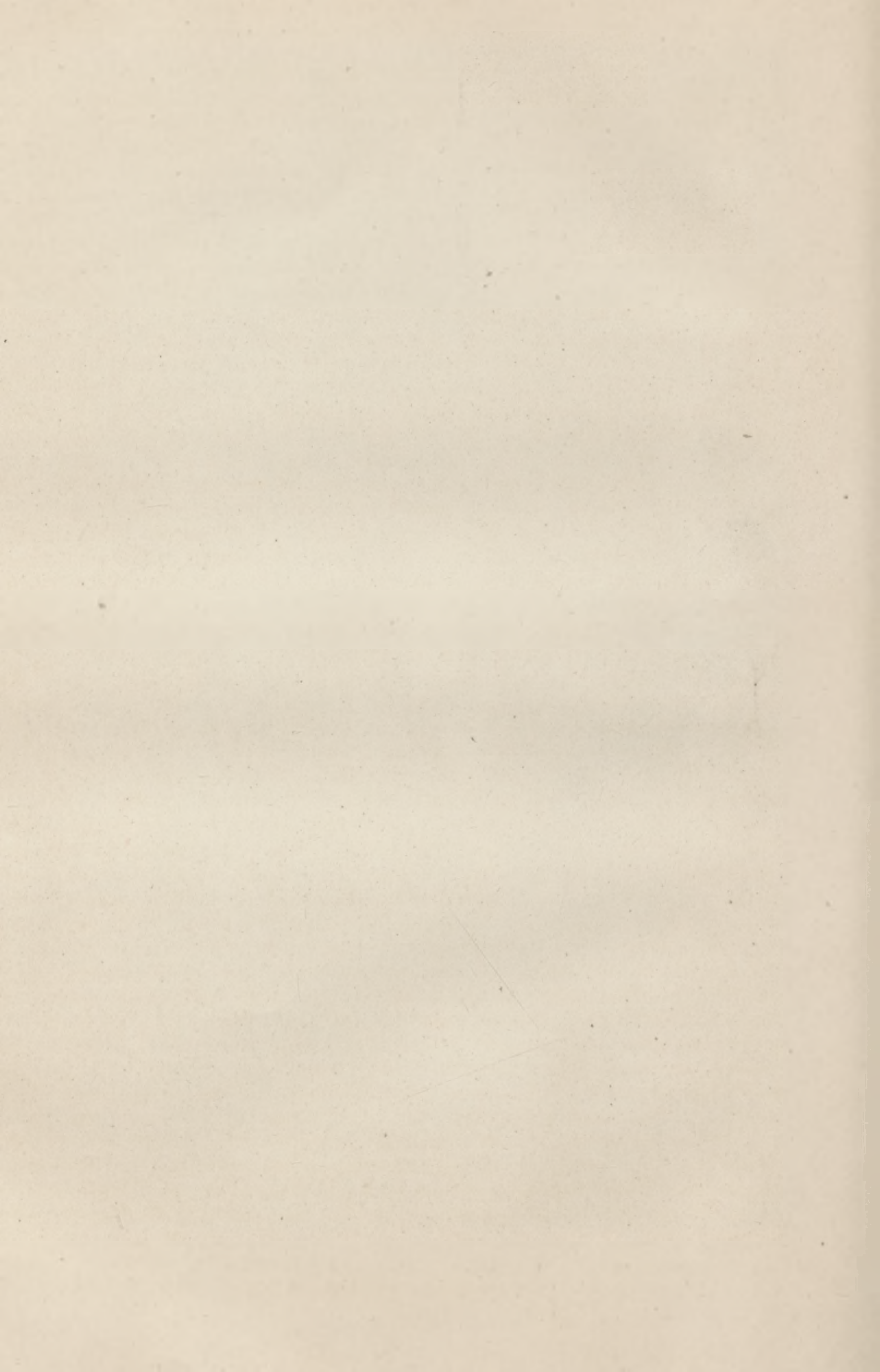
besitzer anfangs wieder mit Vieh bestoßen. Inzwischen hatte der Fremdenverkehr in der Ramsau sich beträchtlich gehoben; der Wirt glaubte, ein schöner Garten für seine Gäste sei die vordringlichste Forderung des Tages, und da ihm der Platz vor seinem Gasthaus, der dem k. b. Forstärar gehörte, gar so gut gefiel, zum Ankauf jedoch nicht feil war, tauschte er kurzerhand die kleine Bodenfläche für seine großen, erträgnisreichen Almen ein. Die k. b. Forst- und Jagdverwaltung, die den Besitz dieser Almen schon längst angestrebt, hatte gegen dieses Tauschgeschäft keine weiteren Erinnerungen; ihr fiel es aber nicht mehr ein, die Almen zu verpachten oder selbst zu bewirtschaften, sondern sie ließ sie „jagdlichen Interessen zuliebe“ auf. Die Wildzäune wurden entfernt, die Kaser verfielen, und da der natürliche Verfall zu lange gebraucht hätte, wurden ihre Dächer, wie so häufig, von Jägershand zerstört, damit ja die schlimmen Turisten nicht mehr übernachten könnten. Die Weideflächen der oberen Almen, der Hochalm und des Mitterkasers, wurden im Laufe der Zeit von dem nun rasch aufschießenden Unkraut und Gestrüpp überwuchert und so bieten sie jetzt einen geradezu trostlosen Anblick. Selbst das Hochwild meidet ihre Weiden, weil es saures Gras verschmäht; höchstens sieht man es noch hierher zur Tränke ziehen. Und so oder ähnlich ging es mit den meisten, früher fruchtbaren Almen im Hochkaltergebiet. Sie wurden für Jagdzwecke billig gekauft, — oder es wurden, wenn es nicht anders ging, für sie Liebhaberpreise gezahlt —, dann sogleich „aufgelassen“, und so versauerten oder versandeten sie bald und sind für immer verwüstet. Dutzende von Almen des Berchtesgadener Landes wurden durch solche kurzsichtige Jagdmaßnahmen als Weidebetrieb der Viehzucht und damit der gesamten Volkswirtschaft entzogen, ohne der Jagd etwa erheblichen oder überhaupt Nutzen zu bringen. Denn bekanntlich nimmt das Wild nur das zarte junge Gras an, welches das Vieh übrig läßt, wodurch sich auch die Tatsache erklärt, daß das Rotwild sich gerne zum Weidevieh gesellt und besonders des Nachts Hirsch und „Stuck“ mitten unter den Kühen angetroffen werden. Freilich bricht sich in neuerer Zeit selbst in Jägerkreisen allmählich die Erkenntnis Bahn, daß die Almwirtschaft der Jagd im allgemeinen, d. h. unter gewissen Voraussetzungen, günstig und nicht etwa schädlich ist — leider aber etwas zu spät; denn die Almen sind inzwischen vielfach zugrunde gegangen, das Gras ist versauert, die Kaser sind zerfallen. Die Holzabgaben für die Bauern werden zudem immer knapper bemessen, wodurch die Wiedererbauung der Almhütten und die Instandsetzung und Unterhaltung der Zäune und dergleichen gegenüber früheren Zeiten nicht unwesentlich erschwert sind. Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich auch in anderer Hinsicht zu ungunsten des Almbetriebs geändert. Diese Umstände tragen wohl die Hauptschuld daran, daß unsere Gebirgsbauern nicht mehr aus sich selbst heraus darangehen, die Almen wieder in Pacht zu nehmen und zu betreiben, und diese mißlichen Verhältnisse sind auch nichts weniger als dazu angetan, bei ihnen Lust und Liebe zur Almwirtschaft zu wecken, und das zum großen Schaden der Landwirtschaft; denn unsere heimische Viehzucht leidet bekanntlich an qualitativem und quantitativem Rückgange des Viehstandes, und damit ist eng verbunden die mißliche Erscheinung knapper Milcherzeugung und vor allem aber die Fleischnot, beziehungsweise die Fleischteuerung unserer Zeit, deren Beseitigung oder doch Milderung den Regierungen der Kulturvölker immer angelegener werden muß. In unseren Alpenländern ist allmählich eine Gefahr groß geworden, die in der geradezu erschreckend überhand nehmenden Veräußerung und Entziehung der Almen aus ihrem eigentlichen Betrieb und Kulturstand immer bedrohlicher wird. Wenn der bäuerlichen Viehwirtschaft in den bayerischen und österreichischen Alpenländern ihre unentbehrlichsten Grundlagen, die Almen, entzogen werden, dann ist die Zukunft der Bauernwirtschaft



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Mezzotinto Bruckmann

Hochkalter vom Wimbachtal mit Griesalm



selbst arg gefährdet; und diese bedenkliche Erscheinung ist in erster Linie auf die zunehmende Jagdliebhaberei zurückzuführen, durch die soviele Almen in den letzten Jahrzehnten bereits aufgekauft und für Jagd- oder Forstzwecke verwendet wurden und noch immer weitere der Volkswirtschaft entzogen werden. Auf diese besonders in den österreichischen Alpenländern groß gewordene Gefahr hat schon vor mehreren Jahrzehnten Peter Rosegger in seinem prächtigen Roman „Jakob der Letzte“ warnend hingewiesen.

Solche jagdliche Mißverhältnisse haben aber auch ihre besondere Wirkung auf die Turistik und den Fremdenverkehr ausgeübt. Von seiten der Jagdorgane werden den Turisten in solchen Gebieten möglichst Schwierigkeiten in den Weg gelegt und so meiden letztere dann die ganze Gegend. Die Einheimischen aber werden hierdurch wirtschaftlich erheblich geschädigt. So ähnlich steht es auch in bezug auf unser Hochalpplateau. Manchen mit den Verhältnissen nicht genügend vertrauten Bergfahrer hielt man schon im Tale durch entsprechende Auskünfte von diesen und anderen Gebietsteilen im Berchtesgadener Lande völlig ferne. Ja, es sind Fälle bekannt geworden, daß das Betreten dieser Gegenden bei Strafe verboten wurde — mit welchem Rechte und in welchem Auftrage, das mag dahingestellt bleiben; jedenfalls nicht in allerhöchstem Auftrage, da die Turistenfreundlichkeit der Mitglieder des bayerischen Königshauses, im besonderen des verstorbenen Prinzregenten und des Königs Ludwig III., genügend bekannt ist. So z. B. soll vor einigen Jahren ein Hofjagdgehilfe wegen seiner Übergriffe gegenüber Turisten durch das persönliche Eingreifen des greisen Regenten Luitpold glattweg entlassen worden sein. Trotz solcher erfreulicher Maßnahmen muß der Turist sich im Berchtesgadener Land da und dort noch auf scharfe Auseinandersetzungen mit den Jägern der Berchtesgadener kgl. Forstämter gefaßt machen, wenn er nicht unverrichteter Dinge abziehen will. Einem in der Ramsau ansässigen norddeutschen Herrn erging es z. B. vor einigen Jahren auf dem Hochalpplateau noch schlimmer. Ein besonders dreister Jäger hatte ihn „gestellt“; nachdem er ihn kräftig „gestaucht“ hatte, entließ er ihn mit den Worten: „Wenn es Ihnen noch einmal einfallen sollte, sich hier heroben sehen zu lassen, werde ich für eine tüchtige Ladung Schrot schon Sorge tragen.“ Wenn diese nachweisbar wahre Äußerung auch als eine Entgleisung des k. b. Hofjagdgehilfen angesehen werden muß, die in solcher Form als Freiheitsberaubung und Bedrohung gerichtlich zu verfolgen wäre, muß doch die Frage aufgeworfen werden, ob derartige Verbote auf freiem Gebirge überhaupt in der Zeit moderner turistischen Bewegung aufrecht erhalten werden können, nachdem der Fremdenverkehr doch für die Alpenländer ein wirtschaftlicher Faktor ersten Ranges geworden ist. Zum mindesten muß es fraglich erscheinen, ob es nützlich und überhaupt notwendig ist, größere Gebiete wegen einiger Rudel Gemsen für die Allgemeinheit auch außerhalb der eigentlichen Jagdzeit, also das ganze Jahr über, unzugänglich zu halten, besonders wenn altanerkannte Wege und Übergänge durch das Gebiet führen.

Diese aus prinzipiellen Gründen hochwichtige Frage war in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand mehrfacher Interpellationen im österreichischen Abgeordnetenhaus und wegen der Gefahr des Übergreifens dieser unhaltbaren Zustände auf die bayerischen Gebietsteile auch mehrmals von eingehenderen Erörterungen im Bayerischen Landtag. Im Hinblick auf die vom zuständigen k. b. Finanzminister abgegebenen Versicherungen und vor allem in Einschätzung der leidenschaftslosen Jagdausübung des Königs Ludwig III. von Bayern, der, wie hinreichend bekannt, wirtschaftlichen Fragen, die unsere Zeit bewegen, stets das regste Verständnis und größtmögliche Entgegenkommen gezeigt hat, können wir der Entwicklung der Dinge in Bayern ruhig entgegenblicken. Sind doch bereits Anzeichen vor-

handen, daß die unter dem Einfluß einzelner Jagdorgane des „alten Regims“ zurzeit noch leidenden turistisch-jagdlichen Verhältnisse im Berchtesgadener Land einer erfreulichen Besserung entgegengehen. Alles erscheint auch genügend reif hierzu; denn es geht doch nicht mehr an, daß in einer Zeit, in der es den Städtern zum Lebensbedürfnis geworden ist, sich im Gebirge Gesundung und Kräftigung des Körpers sowie Erholung ihres in der Tretmühle des Alltagslebens überangestrengten Geistes zu suchen, manchenorts die schönsten Gebirgsteile das ganze Jahr über wegen angeblicher Interessen einzelner dem freien Verkehr für die Allgemeinheit völlig entzogen sind. Besonders soll der Staat als Träger des sozialen Gedankens auch den Schein meiden, diese großartige Bewegung der Volksgesundung zu hemmen; dazu ist auch eine Notwendigkeit solcher Maßnahmen zur Erhaltung eines natürlichen Wildstandes nicht erweisbar. Denn bekanntermaßen gewöhnt sich das Gemswild, das allein im Kahlgestein sich aufhält, leicht an ruhig des Weges gehende Menschen oder nimmt im schlimmsten Falle einen etwas mehr abseits gelegenen Standplatz ein. Von einer bemerkenswerten Abnahme des Wildstandes infolge der Sommerturistik kann wohl nicht die Rede sein. Dies beweist ja am besten der reiche Wildstand im Berchtesgadener Gebirge gerade in Gebietsteilen, die jährlich von Tausenden von Bergwanderern begangen werden, wie z. B. im Steinernen Meer, im Watzmanngebiete, im Wimbachtal. Auch anderwärts, wo keinerlei Einschränkung des Turistenverkehrs von seiten der Jagdherrn stattfindet, z. B. im viel begangenen Kaisergebirge, den Tegernseer und Schlierseer Bergen, findet sich noch ein reicher Gemswildstand. Diese Tiere halten sich eben an sich lieber an den krummholzbewachsenen Hängen oder in latschenbestandenen, öden Hochkaren auf, wo der Turist nichts zu suchen hat und die er aus naheliegenden Gründen von selbst meidet.

Auch auf dem Hochalpplateau wird es voraussichtlich in einiger Zeit besser werden. Der Verfasser hat bereits im Vorjahre Entgegenkommen von seiten des zurzeit dort aufsichtführenden Jägers gefunden. Natürlich muß auch das Verhalten der Turisten in solchen gemsenreichen Gebieten ein entsprechend verständiges sein. Hier wie auch allgemein treffen noch heute jene prächtigen Worte zu, die unser Hermann von Barth vor nunmehr 40 Jahren von einer höchst interessanten Auseinandersetzung mit einem Blühnbacher Jäger gelegentlich seiner Besteigung des Tantalkopfs im Hagengebirge niedergeschrieben hat[1]): „Wir diskutierten längere Zeit auf diesem Felde; der Jäger zeigte sich meinen Ausführungen zugänglicher, als ich zu hoffen gewagt; und endlich sagte er treuherzig: Sie kommen jetzt so weit her und sollen unverrichteter Sache nicht fortgehen müssen, ich will Ihnen wohl ein Zugeständnis machen, wenn Sie mir auch eines machen. Wir gehen morgen geradenwegs und so ruhig als möglich auf den höchsten Tantalkopf und auf dem nämlichen Weg wieder herunter; aber auf allen Köpfen herumlaufen wie heute, dürfen Sie mir nicht!“ — „Eingeschlagen!“ — Das nenne ich einen vernünftigen Vorschlag. Gegenseitige Rücksicht, wo die Interessen sich begegnen, ist auf der ganzen Welt, ist überall im Leben erforderlich, warum nicht auch auf den Höhen der Alpengipfel? Wo ein überwiegendes Interesse des einen Teiles besteht, soll ein untergeordnetes des anderen Teiles weichen. Nicht des Jägers, nicht des Bergsteigers Eigentum ist das Gebirge. In seiner freien Natur sucht ein jeder seine reinsten Freuden, seine höchsten, edelsten Ziele. Und wo es genug des Kampfes mit den Elementen gibt, da sollten die Menschen sich vertragen!

[1]) H. v. Barth, Nördliche Kalkalpen, S. 125ff.

(Fortsetzung [Schluß] folgt in Zeitschrift 1915.)

DER GOSAUKAMM ◻ DR. PAUL PREUSS ZUM GEDENKEN. VON ING. HANS REINL

Zwischen der engen Talfurche, auf deren Grund die Gosauseen eine der bekanntesten Alpenlandschaften widerspiegeln, und dem breiten Lammerbecken mit seinen sanften Höhenzügen und zerstreuten Weilern hat der alte Vater Dachstein das seltsamste seiner Kinder zur Schau gestellt. Ein Bergland voll wuchtiger, himmelstürmender Felsgestalten, zerhackter Grate, niedlichen Zackengewirrs und sieghaft schlanker Türme, ein nach dem rauhen Norden verpflanztes Ebenbild ferner Südlandswelten, mit einem Worte — die Dolomiten des Salzkammerguts!

Wie wenige aber von den Tausenden, die alljährlich an die Ufer der Gosauseen oder auf die nahen Kuppen der Zwieselalpe pilgern, haben bisher den Wunsch verspürt, jene in tiefem Dornröschenschlaf versunkenen Kare zu durchwandern, einen jener edelgeformten Gipfel zu bezwingen! Und sicher war auch mancher Zünftige unter der Turistenmenge, mancher, der dann voll Tatendrang gen Süden zog, um irgendeinen winzigen Zacken kreuzweise zu überschreiten oder durch Auffindung einer unpraktischen „Variante“ alpine Lorbeeren einzuheimsen. Abgesehen von der Bischofsmütze, in deren glattgefegter Südschlucht besonders an Doppelfeiertagen ein geradezu lebensgefährliches Gedränge zu herrschen pflegt, haben selbst die Hauptgipfel der Kette nur einen sehr geringen Besuch zu verzeichnen. Zwischen den einzelnen Besteigungen des Hohen Großwandecks oder des Manndlkogels liegen gewöhnlich mehrere Jahre, Erhebungen zweiten Ranges und die Seitenkämme sind überhaupt fast nie betreten worden.

In unseren Tagen aber klingt es wie Märchenkunde, daß bis vor kurzem in nächster Nähe des Dachsteingipfels die schönsten alpinen „Probleme“ der Lösung harrten, daß es dort Wochen hindurch möglich war, immer wieder eine andere, noch jungfräuliche Zinne, einen unbetretenen Grat, eine unbezwungene Wand zu umwerben. Glückliche Stunden voll Tatenlust und Männerfreude, wo seid ihr hingeschwunden? Es kam ein Tag, da das Sonnengold des Herbstes in Winternebeln erstarb und leises Flockengeriesel einem jungen Helden das Totenlinnen wob. Der Kühnsten einem! Allzu kühn war er vielleicht, als er jener steinernen Faust mit drohend erhobenem Zeigefinger, jenem mythenumsponnenen, dem furchtbaren Dreizack des Manndlkogels gesellten Felsgebilde lachend ein Siegesmal aufgedrückt und wenige Tage später den Kampf mit dem grollenden Riesen selbst begann! Da waren es eisgraue Mörder, die ihres Opfers Grab umstanden, kalt und mitleidlos, daß das Herz sich in hassendem Schauder zusammenzog — und dennoch, — Berge, — vielgeliebte Felsaltäre, Zauberland der Sehnsucht, Seelenheimat jener, die aus dem Niedrigen ins Lichte streben, sich höher kämpfen möchten zu immer bessrer Auferstehung, — Excelsior!

NAMEN UND GRENZEN

Verworrener fast als seine Kare und Grate, die bisher noch auf keiner Karte richtig verzeichnet wurden, sind seit alters her die Namen dieses Gebirgskammes. Schon der Hauptname zeigt die größten Verschiedenheiten. Im Lammertal kennt man nur ein „Stuhlgebirge“, die Gosauer wieder bezeichnen oft die ganze Bergkette als Donnerkögel, Scharwänd oder Gosauer Seespitzen. Ähnlich verhält es sich mit manchen Gipfeln, die von den Bewohnern beider Täler auch

verschieden benannt werden. Erst seit den grundlegenden Arbeiten des unermüdlichen Dachsteinpioniers Prof. Friedrich Simony und dem allmählichen Erwachen eines, durch den Fremdenverkehr bedingten stärkeren Interesses an einheitlichen geographischen Bezeichnungen ist es in dieser Hinsicht besser geworden. Simony folgend, nennt man heute den ganzen Gebirgszug „Gosauerkamm" oder kürzer „Gosaukamm".

Der Hauptgrat verläuft im allgemeinen nach der Linie Nordwest—Südost, wird im Nordosten von dem, die Becken der Gosauseen durchfließenden Kreiden- oder Gosaubach, im Südwesten von der Lammer und ihren östlichen Zuflüssen, im Nordwesten vom Thörlecksattel, im Südosten von der tiefen Grateinsenkung des Löckgangs begrenzt und durch die große Weitscharte und den Steiglpaß in drei Abschnitte, die Gruppe der Donnerkögel, die Gosauseespitzen und den Gosauer Stein zerlegt. Dabei entfallen nach Simony von den 8,5 *km* der gesamten Kammlänge 2,05 *km* auf die Donnerkögel, 3,9, beziehungsweise 2,5 *km* auf die beiden anderen Kammabschnitte, welchen Längenmaßen eine größte Breitenausdehnung des felsigen Teiles von rund 5 *km* in der Richtung Kantenbrunnspitze—Kopfwand gegenübersteht.

GEOLOGISCHES, BOTANISCHES UND HYDROGRAPHISCHES

Die geologischen Verhältnisse sollen hier nur so weit gestreift werden, als es das Interesse jedes Bergsteigers beanspruchen darf. Wer sich genauer unterrichten will, möge die neuere Fachliteratur[1]) zur Hand nehmen.

Die Gesteinsarten des Gosaukammes gehören, ebenso wie die des zentralen Dachsteinstockes, der Triasperiode an. Obwohl die anscheinend ziemlich verwickelte Tektonik noch nicht völlig geklärt ist und ausgedehnte Überschiebungen jüngerer Gesteinsschichten durch ältere häufig beobachtet werden, kann doch im großen und ganzen nachstehende Schichtenfolge angenommen werden:

1. Zuunterst, fast ausschließlich an der Südwestseite zutage tretend, Werfener Schiefer, in mannigfacher Wechsellagerung mit löcheriger, eisenschüssiger Rauchwacke und typischem Gutensteiner Kalk. Als ehemaliger Südostrand des auch heute noch ziemlich ausgedehnten Salzvorkommens im Lammerbecken zieht ein deutliches Haselgebirgsband mit viel weißem Fasergips und rotem Anhydrit von der Moosebene, unweit der Stuhlalm, längs der ganzen Südwestflanke des Gosaukammes, unter der Kuppe des Hofpürgls durch, gegen den Sulzenhals, zwischen dem Torsteinmassiv und dem Rettenstein.

2. Muschelkalk und Reiflinger Kalk. Dieser findet sich an den Ufern des Vorderen Gosausees und der Gosaulacke, jenem dürften die in nächster Nähe der Hofpürglhütte den Dolomit des Mosermanndls deutlich unterlagernden Kalkmassen beizuzählen sein. Sie bilden die kleinen Zacken des „Lechnerturms" und „Teufelszahns" und zum größten Teile die östlich des Kramersattels emporragenden Gipfel des Gosauer Steins.

3. Dolomit, brüchig und dunkel gefärbt, dem Ramsaudolomit jedenfalls sehr nahestehend. Auch das ungeübteste Auge wird ihn schon aus größerer Entfernung von dem überlagernden Riffkalk zu trennen vermögen. Unweit der Hofpürglhütte tritt er uns im Unterbau der beiden Bischofsmützen und der Armkarwand, dann in den Gipfeln des Mosermanndls, Steiglkogels, Rotofens und Mitterkogels gegenüber.

4. Das Baumaterial des eigentlichen Gerippes, der Gipfel des Hauptgrates und seiner nordöstlichen Ausläufer, ja der ganzen Nordostflanke überhaupt, ist korallo-

[1]) Z. B. Dr. Erich Spengler: „Untersuchungen über die tektonische Stellung der Gosauschichten, II. Teil, Das Becken von Gosau". (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften Wien 1914.)



Mehrfarbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann aut. et impr.

Gosaukamm vom Gosautal



gener Riffkalk. Im allgemeinen nach Westen fallend, meist aber ohne deutliche Schichtung, wird er durch hellgraue Färbung und gewaltige, oft nahezu senkrechte Ablösungs- und Druckflächen gekennzeichnet. Sein typischer Berg ist die Große Bischofsmütze. Aber auch die Donnerkogelgruppe und die meisten Erhebungen der Gosauseespitzen bestehen aus reinem Riffkalk, was sich dem Kletterer durch größere Härte und Festigkeit, aber auch durch Armut an Stützpunkten und Neigung zur Plattenbildung kundgibt. Wo das helle Grau einem mehr rostigen Farbenton gewichen ist, wie an der Kleinen Bischofsmütze und einzelnen Stellen der Zahringzähne, oder des Großen Manndlkogels, sind mit dem stärkeren dolomitischen Einschlag gewöhnlich auch bessere Ersteigungsmöglichkeiten verbunden.

Trotz der Vernichtung der ursprünglichen Korallenstruktur gehören Versteinerungen keineswegs zu den Seltenheiten. So fand Verfasser in der Angersteinrinne, dann in der Nähe der Gamswiese und in den Schutthalden der Donnerkogelgruppe wiederholt schöne Stücke von Lithodendron, Thecosmilia clathrata und einer großen Sternkoralle. Neben dem Kramerkar an der Nordseite des Gosauer Steins und dem Armkar ist die Gamswiese zugleich der einzige Ort, wo die Karrenbildung zu größerer Entwicklung gelangt. Firnige Reste des Winterschnees finden sich den ganzen Sommer über in den Karen und Schuttrinnen der Nordseite, besonders in der schmalen Felsenge der Manndltiefen, im Weitgries, im Wasserkar und an der Südseite im Stuhlloch sowie am Ausgange der Mützenschlucht, wo sie einen alljährlichen Tribut an Bein- und Rippenbrüchen einzufordern pflegen.

Selbst der flüchtige Beobachter wird die Neigung des Gesteins erkennen, ein und dieselbe Form des öfteren nachzuahmen. So ist der Gipfelturm des Schwingerzipfs nichts anderes als eine Miniaturausgabe der benachbarten Bischofsmütze, die auch in der Stuhllochspitze und einem Zacken des Verbindungsgrates Armkarwand—Großwand kleinere Doppelgänger besitzt. Natürlich lassen auch die Formen des Dolomits an Abenteuerlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wer von der Höhe des Steiglpasses südlich absteigt, wird an den Graten des Mosermanndls Nadeln erblicken, deren überschlanke Formen allen Gesetzen der Schwerkraft zu spotten scheinen. In der Scharte nördlich der Kantenbrunnspitze endlich steht ein Felsgebilde, das sich bei einiger Phantasie als Rieseneichhörnchen deuten läßt.

Die Flora ist so ziemlich dieselbe wie im zentralen Dachsteinstock. An der Südseite der Kantenbrunnspitze, an der Türwand und am Angerstein findet man auch ab und zu noch Edelweiß. Typisch für den Gosaukamm, vor allem für seine Nordostseite, ist der bis hoch hinauf begrünte Fels, die mit Rasenschöpfen beklebte Platte sowohl, wie das steile, grasgebänderte Geschröf. Ehemals ein wahres Gemsenparadies, ist das Gebirge, man möchte fast sagen, zum Glück für die Turistik, durch die Gemsräude sehr stark entvölkert worden. Bei Zunahme des Wildes würde die Steinfallgefahr eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

Auf der Gosauer Seite können die vielen, verkrüppelten Birken, die in der Nähe der Scharwandalmen krummholzähnliche Bestände bilden, als Besonderheit gelten. Der hier durch das Fehlen undurchlässiger Schichten bedingte Wassermangel ist wohl die Hauptursache, weshalb die Almwirtschaft hier niemals jene hohe Stufe wie im Südwesten erreichen konnte und gegenwärtig nur auf Schafweide beschränkt ist. Die einzig vorhandene, in heißen Sommern häufig versiegende Quelle entspringt wenige hundert Schritte nordwestlich der Vorderen Scharwandalm. Auf der Lammertalseite ist der lehmige Boden der Moosebene und des Loßecks ein guter Quellensammler, außerdem schneiden zahllose Gräben und Wasserläufe tief in die Bergflanken, wie die östlichen Seitenbäche der Lammer, der Neu- und Fritzbach und die an der Südseite des Gosauer Steins entspringende Warme Mandling. Die von ihnen umschlossenen, sanften Kammausläufer, das

Hofpürgl, die Hacklplatten, das Loßeck und die Gsengplatten nehmen mit ihrer reichen Grasbedeckung oder üppigen Bewaldung dieser Seite des Gebirges viel von jener Wildheit, die für die Umgebung des Steiglweges so charakteristisch ist.

ZUGÄNGE, TÄLER UND STANDQUARTIERE

Zwei Haupteinbruchstellen führen in das Gebiet, die Haltestelle Gosaumühle der Staatsbahnstrecke Bad Ischl—Aussee im Norden, im Süden die Station Mandling der Linie Bischofshofen—Selztal. Der Zugang von Golling durch das Lammertal über Abtenau oder von Hüttau über St. Martin, Lungötz und Annaberg wird, der schlechten Postverbindung wegen, nur selten gewählt.

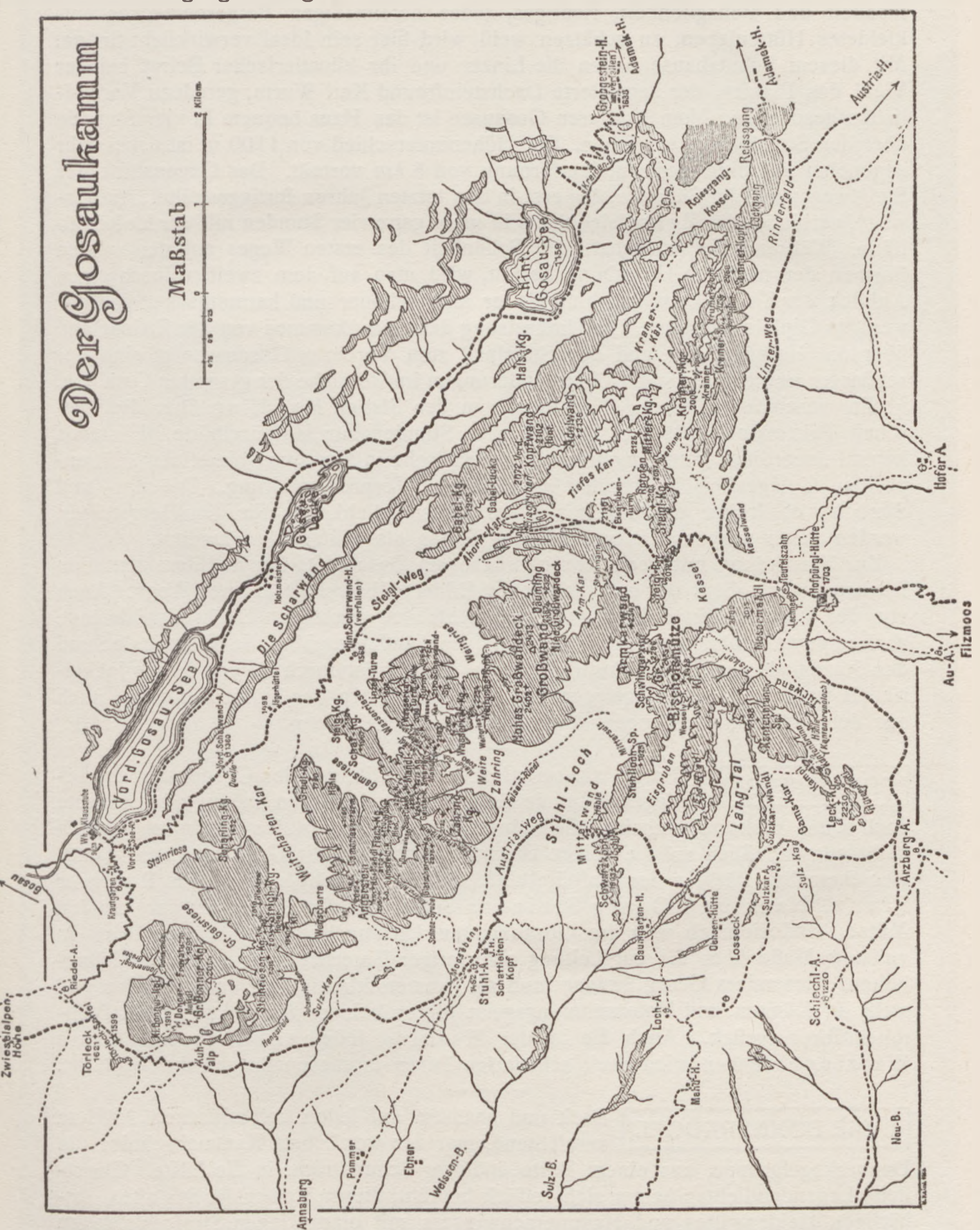
Am Rande des halbinselförmig in den Hallstätter See ragenden Bachdeltas gelegen, ist die Gosaumühle seit alters her als romantische und kaffeeberühmte Jausenstation das Ziel der umwohnenden Sommerfrischler. Von hier zieht der Fremdenstrom zu Fuß und Wagen unter der hohen Soleleitungsbrücke des Gosauzwanges durch, in das breite, grüne Talbecken von Gosau, der „Gozzes Awe", dem „Tal der Goten". Die Ortschaft erstreckt sich über den ganzen Talgrund mit seinen meist „sauren" Wiesen, die einem schweren, norischen Pferdeschlag Gedeihen schenken. Zwei Kirchen, eine protestantische und eine katholische, bilden die geistlichen, mehrere Gasthäuser, von denen der, seiner freien Lage wegen, von Fremden besonders bevorzugte Brandwirt hervorgehoben sei, die gesellschaftlichen Brennpunkte des Tales. Die im allgemeinen gut gewachsene Bevölkerung ist, wenn schon nicht gotischen Ursprungs, so doch stärker als im übrigen Salzkammergut mit heroischen Rassenelementen durchsetzt.

Die Ereignisse der Gegenreformation haben bis heute im Bewußtsein der Leute tiefe Spuren zurückgelassen. In Ortsbezeichnungen, Sagen und Geschichte wird immer wieder an jene Zeit erinnert, wobei den Reitern des Kaisers oder „Schwarzreitern" kaum mit Unrecht allerlei Übeltaten und Erlebnisse nacherzählt werden. So sollen einmal mehrere dieser Geseilen auf der Ketzerjagd samt den Rossen durch die Eisdecke des Vorderen Gosausees gebrochen und elendiglich ertrunken sein. Seit jenem Tage heißt es, fängt man dort die kleinen, schwarzen Fischlein, — die zur Strafe für ihre Grausamkeit verwandelten Schwarzreiter, deren Name sich so bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Aber auch die heidnische Vorzeit lebt noch in vielen Sagen fort, natürlich ist es immer der Teufel, der an Stelle Odins oder Thors in den Klüften des Dachsteinstockes haust, als wilder Jäger durch die Lüfte zieht und liederlichen Weibspersonen Hufeisen an die Knie nagelt. Selbst drachenartige Tiere mit Katzenköpfen, die sogenannten „Bergstutzen", will man des öfteren im Gosaukamm gesehen haben.

Auf die etwa 10 *km* lange Strecke Gosaumühle—Brandwirt, die von Pferdepostwägen in 1 1/2, von Kraftwagen in kaum einer halben Stunde durchfahren wird, folgt nach etwa 4,5 *km* eines der ältesten Turistenstandquartiere, das 766 *m* hoch gelegene Gasthaus zum Gosauschmied. Von hier gelangt man bequem in einer Gehstunde zum Vorderen Gosausee. Da das Seewirtshaus zurzeit wohl Speise und Trank, aber keine Unterkunft gewährt, kommt für Turen in der Donnerkogelgruppe außer dem Gosauschmied nur noch das Zwieselalpenhaus, 1439 *m*, in Betracht. Vom See ist es in 1 1/2 Stunden, vom Gosauschmied oder Brandwirt in zwei, beziehungsweise 2 3/4 Stunden auf gut bezeichneten Wegen erreichbar. Besuchern der Gosauseespitzen hat auch die Vordere Scharwandalm, 1360 *m*, wiederholt als Nachtquartier gedient.

Von jagdlicher Seite weht in letzter Zeit ein schärferer Wind, man bleibe daher eingedenk, daß der Steiglweg und die markierten Wege auf die Zwieselalm von der Gemeinde Gosau als „öffentliche Rechtswege" erklärt wurden. Die

Südseite ist übrigens zum größten Teile Bauernjagd, auch sind dort noch niemals Belästigungen vorgekommen. Natürlich sollte auch von turistischer Seite



alles darangesetzt werden, Schädlinge in den eigenen Reihen möglichst zu beseitigen und ihnen den nötigen Respekt vor fremden Interessen beizubringen.

Für Turen im südlichen Teil des Gosaukammes ist die Hofpürglhütte, 1703 *m*, der Sektion Linz der geeignetste Ausgangspunkt. Wer ländliche Einfachheit und Behaglichkeit, richtiges, jedes hotelmäßigen Beigeschmackes entkleidetes Hüttenleben, zu schätzen weiß, wird hier sein Ideal verwirklicht finden. Mit diesem Schutzhause haben die Linzer und ihr künstlerischer Beirat bei der Wahl des Platzes, der begeisterte Dachsteinfreund Karl Wurm, geradezu Vorbildliches geschaffen. Vom Vorderen Gosausee ist das Haus bequem in vier Stunden über den Steiglpaß zu erreichen. Der Höhenunterschied von 1100 *m* ist dabei sehr angenehm auf eine Horizontalentfernung von 5 *km* verteilt. Das Gegenstück des Steiglweges auf der Südseite, der erst in den letzten Jahren fertiggestellte „Austriaweg", verbindet das Zwieselalpenhaus in nicht ganz vier Stunden mit der Hofpürglhütte. Während die landschaftliche Schönheit des ersten Weges auf den wilden Formen der nächsten Umgebung beruht, wird man auf dem zweiten durch einen Anblick der Tauernkette belohnt, wie er sich schöner und harmonischer von nur wenigen Gipfeln darbietet. Die Umkreisung des Gosaukammes von der Zwieselalm über die Hofpürglhütte und den Steiglpaß zum Vorderen Gosausee ist eine der schönsten und bequemsten Höhenwanderungen im Bereiche der gesamten Ostalpen.

Ein wesentlich kürzerer Weg führt von der Station Mandling über die Ortschaft Filzmoos, 1057 *m*, in etwa vier Stunden zur Hofpürglhütte. Filzmoos kommt neuerdings immer mehr als Sommerfrische in Mode und bietet dem Hüttenpächter Gelegenheit zu rascher und billiger Verproviantierung. Die Au- und Stuhlalpe, früher die einzigen Unterkunftsmöglichkeiten für den Bergsteiger, werden heute nur noch in vereinzelten Fällen als Stützpunkte benützt.

Zur Verbindung mit der Adamekhütte am Gosaugletscher und dem zentralen Dachsteinstock dient der an prachtvollen Bildern überreiche „Linzer Weg". Auch von der Austriahütte kann man angesichts der gewaltigen Dachsteinsüdwände nach ungemein lohnender, etwa $4^1/_2$ stündiger Wanderung über die Neustattalpe und den Sulzenhals zur Hofpürglhütte gelangen. Endlich ist durch die unweit des Jockelriedels im Tennengebirge gelegene neue Söldenhütte der Sektion Salzburg auch aus dem Salzachtal ein neuer Zugang erschlossen worden.

FÜHRERWESEN Obwohl zur turistischen Erschließung des Gosaukammes vorwiegend fremde Bergsteiger beigetragen haben, gibt es heute doch schon mehrere einheimische Führer, deren Kenntnis des Gebirgszuges sich nicht ausschließlich auf die beiden Bischofsmützen und die Großwand beschränkt. Der ehemalige Pächter der Hofpürglhütte, Franz Vierthaler, und die Ramsauer Franz, Hans und Georg Steiner, Söhne des Erstbesteigers der Großen Mütze, sind ziemlich weit im Gosaukamme herumgekommen und verfügen in vollstem Maße über die zur Leitung schwieriger Unternehmungen nötigen Fähigkeiten. Besonders Georg Steiner muß als ganz erstklassig bezeichnet werden und steht an Können und Unternehmungsgeist hinter keinem der bekanntesten Dolomitenführer zurück. Auch die Ischler Mathias Röchenbauer und Alois Watzinger haben wiederholt schwierige Turen in diesen Bergen durchgeführt.

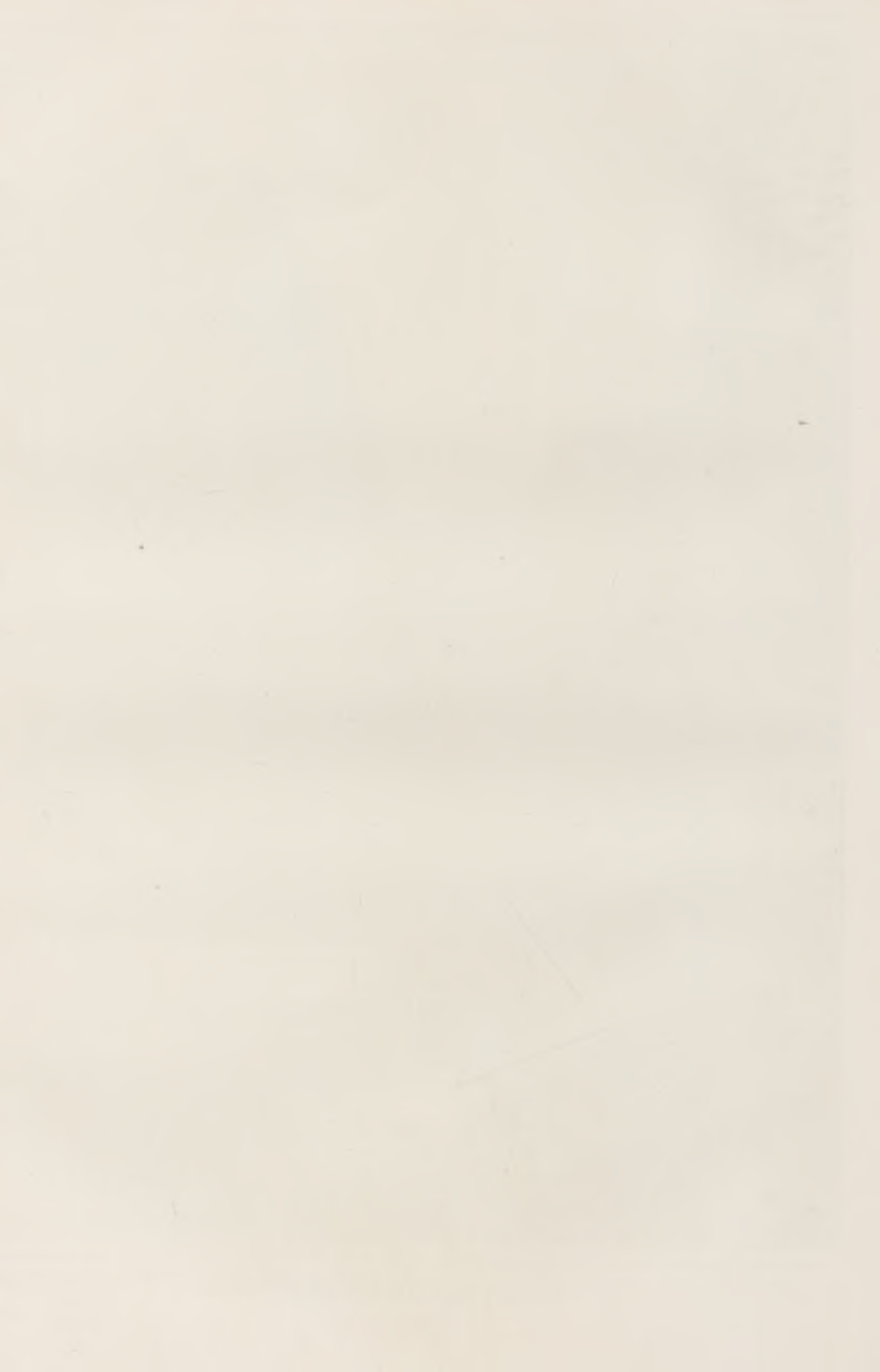
I. DIE DONNERKÖGEL Breit und wuchtig, auf jeden dolomitischen Aufputz verzichtend, ragt der westlichste Kammabschnitt, die Donnerkogelgruppe, aus einem Bette endloser Schuttströme in die Lüfte. Christliche Legendendichter haben sich redlich bemüht, diesen Felsensitz des alten, rotbärtigen Heidengottes und Hammerschwingers mit einem jener Strafgerichte zu verbinden, die in früherer Zeit über unheilige Jäger und Senner hereinzubrechen pflegten, doch hat die verräterische Nähe eines anderen Bergriesen, des Torsteins,



Mehrfarbige Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann aut. et impr.

Vorderer Gosausee mit der Kopfwand



das Andenken des blitzeschleudernden Regen- und Segenbringers, dessen besondere Fürsorge die germanischen Eroberer des Salzkammergutes wohl schon damals zu spüren bekamen, gerettet. Beim „Gosauschmied“ wurde in unvordenklicher Zeit sicher manch gutes Schwert geformt, sprühten hell die Funken um rußgeschwärztes Gebälk, fielen wuchtige Hämmer, von klarer Flut getrieben, auf den Amboß. Schirmherr der Schmiede aber war wieder Donar oder Thor, der auf bockbespanntem Wagen durch die Wolken fuhr; darum prangt heute noch über mancher Werkstatttüre ein mächtiges Bocksgehörn. Auch hört man die Gosauer oft erzählen, vor Zeiten seien die Ziegenböcke zur Weide auf die „Donnerstellen“, so heißen die schmalen, den Nordostabsturz des Freyaturms durchziehenden Gras- und Latschenbänder, getrieben worden. Jedenfalls war das kein leichtes Stück Arbeit, und die Böcke der alten Gosauer müssen äußerst genügsame Tiere gewesen sein.

Südöstlich des die Kammgrenze bezeichnenden Thörlecksattels erhebt sich als erster, turistisch jedoch wenig bedeutender Gipfel der Kleine Donnerkogel, 1919 *m*. Durch den Donnerkogelgraben und eine den kleinen Zacken des Donnermanndls tragende Scharte wird er vom Höchstpunkt der Gruppe, dem Großen Donnerkogel, 2054 *m*, geschieden. Dieser entsendet nach Nordosten einen ausgeprägten, scharfen Grat, dessen fast 600 *m* hoher Nordabfall zu den mächtigsten Schaustücken der Zwieselalm-Aussicht gehört. Nordöstlicher Eck-, zugleich Gipfelpunkt dieses Grates ist der von den Erstersteigern in Übereinstimmung mit dem mythologischen Ursprung des Gruppennamens benannte Freyaturm, 1991 *m*.

Kleiner und Großer Donnerkogel sind wohl schon in grauer Vorzeit von Jägern über ihre latschenbewachsene Südabdachung erstiegen worden. Heute geht man vom Zwieselalmhaus oder vom Vorderen Gosausee auf bezeichneten Wegen zum Törlecksattel und wendet sich nach kurzem, südseitigem Abstieg einem von der Sektion Linz gebauten, rotbezeichneten Steige zu, der zunächst die Latschenhänge des Kleinen Donnerkogels in östlicher Richtung erklimmt, ein zwischen beiden Donnerkögeln südlich herabstreichendes Schuttfeld quert und dann allmählich über rasen- und latschenbewachsene Karrenhänge zum Gipfel des Großen Donnerkogels emporführt. Der ganze, keinerlei Schwierigkeiten bietende Aufstieg nimmt vom Törlecksattel etwa 1½ Stunden in Anspruch und wird durch eine Aussicht belohnt, die jene von der Zwieselalmhöhe bei weitem in den Schatten stellt.

Auch aus der Scharte gegen den Steinriesenkogel kann der Gipfel ohne besondere Schwierigkeiten erreicht werden, der Zugang zu ihr ist aber von beiden Seiten her sehr mühsam. Vom Vorderen Gosausee hat man die Große Gaisriese und die darauffolgende, oft vereiste Schneerinne zu ersteigen, von Süden bringt eine in brüchige Schutt- und Schrofenpartien übergehende Geröllzunge auf die Schartenhöhe. Kurze Kletterei über einen niedrigen Wandabfall läßt dann den latschenbewachsenen Südkamm des Berges und den Gipfel selbst gewinnen. Praktische Bedeutung kommt diesem Wege nur in seinem oberen Teil bei Überschreitung der ganzen Donnerkogelgruppe zu.

Den als jähe, plattengepanzerte Felsschneide zum Donnermanndl abfallenden Nordwestgrat des Großen Donnerkogels begingen erstmals Dr. Paul Preuß und Dr. Günther Freiherr von Saar am 15. September 1913, und zwar im Abstiege, gelegentlich der ersten Überschreitung der Donnerkogelgruppe. Im Aufstieg hat man dort, wo der gewöhnliche Weg auf den Großen Donnerkogel ein Schuttfeld quert, gegen die Kammsenke zwischen Kleinem und Großem Donnerkogel emporzusteigen, erreicht dann von Süden her über Schutt und Rasen die Scharte oberhalb der unbedeutenden Felsnase des von einem Steinmanne gekrönten Donnermanndls und steht nun am Beginne der eigentlichen Gratschneide, die von hier aus einen geradezu abschreckenden Anblick bietet. Der erste, etwa 10 *m* hohe

Absatz wird durch einen schlecht aussehenden, doch nicht besonders schwierigen, plattigen Winkel rechts umgangen, worauf man an schönen Hangelgriffen nach links die Gratkante gewinnt. Es folgt eine reichlich mannshohe, völlig glatte, senkrechte bis überhangende Stufe, die mit Hilfe des einzigen, zwar ausgezeichneten, aber sehr hochliegenden Griffes direkt genommen wird. Diese sehr ausgesetzte und schwierige Stelle ist allenfalls auch knapp links in freier Wand zu umgehen. Nun hält man sich stets an der Kante selbst, gelegentlich auch ein wenig unterhalb an der Südseite, und gelangt endlich bei abnehmender Neigung und Schwierigkeit über die obere, krummholzbewachsene Kammfortsetzung zum Gipfel. Die Kletterei sieht schlimmer aus, als sie ist, muß aber trotzdem noch als sehr schwierig bezeichnet werden und nimmt 1½ bis 2 Stunden in Anspruch.

Die erste Ersteigung des Freyaturmes, 1991 *m*, wurde am 15. Juni 1913 von Anton und Felix Steinmaier-Laufen und dem Verfasser über den Verbindungsgrat vom Großen Donnerkogel her durchgeführt. Wir kletterten etwas westlich des letztgenannten Gipfels durch einen kurzen Stemmkamin in eine kleine Steilmulde hinab und erreichten durch freies Abseilen über einen 12 bis 15 *m* hohen Überhang die von der Scharte zwischen der Gipfelwand des Großen Donnerkogels und dem nächsten, hahnenkammartigen Gratturm herabziehende Schnee- oder Schuttrinne. In ihr stiegen wir etwa zwei Seillängen ab, gewannen über leichten Fels die Höhe einer vorspringenden Rippe und jenseits, etwas absteigend, ein deutliches, etwas abwärtsführendes Band, auf dem der erwähnte Zwischenturm umgangen und in die erdige, zwischen ihm und dem Freyaturm herabkommende Rinne gequert wurde. Von der Scharte ging es links über Schutt in ein höhergelegenes Schartel, rechts von einem länglichen Steinfenster, nach Querung der abschüssigen, grasdurchsetzten Hänge unter der Gipfelwand von Westen her auf den Nordostgrat und über ihn zum höchsten Punkt. Die im allgemeinen nur mittelschwere und landschaftlich überaus reizvolle Kletterei erforderte etwa 2½ Stunden. Zur Sicherung des Rückweges ließen wir am Überhang der Donnerkogelwand das Seil hängen. Die Stelle kann jedoch, im Sinne des Aufstieges rechts, über eine sehr steile, plattige Rippe auch ohne Seilhilfe erklettert werden. Im Abstieg freilich dürfte unsere Methode, schon der Zeitersparnis wegen, eher zu empfehlen sein.

Einen direkten, ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten bietenden Aufstieg auf den Freyaturm und zwar über seine Nordostkante, vollführten Dr. Paul Preuß und Anton Steinmaier am 28. September 1913. Aus dem unteren Teile des Donnerkogelgrabens kletterten sie rechts von einer kaminartig verengten Rinne, die hinter einer losgesprengten Felsmasse westlich hinabzieht und einen leichteren Zugang vermitteln dürfte, über zum Teil sehr schwierigen, grasbedeckten Fels zu den Latschenbändern der „Donnerstelle" empor, die bis zur obersten Grasterrasse verfolgt wurden. Von hier ging es zunächst auf einen von Latschenbüschen gezierten Vorbau, dann in ziemlich gerader Linie an der nur von wenigen Verschneidungen und Einrissen durchzogenen Mauer hinan, bis ein überaus riskanter Quergang nach links und ein darauffolgender, seichter Riß die obersten, latschendurchsetzten Hänge der Ostseite erreichen ließ. Da die Schwierigkeiten der Kletterei jene an der Südwand der Großen Bischofsmütze noch übertreffen sollen und eine Sicherung gerade an den entscheidenden Stellen unmöglich ist, kann eine Wiederholung dieser Route schwerlich empfohlen werden. Nach dieser 4½ Stunden erfordernden Ersteigung des Freyaturms wurde der Übergang zum Donnerkogel und somit die erste Überschreitung des Bergmassivs von Norden nach Süden durchgeführt. Einen wesentlich leichteren Aufstieg dürfte die Ostseite ermöglichen.

Der nächste Gipfel der Gruppe, der Steinriesenkogel, 2012 *m*, ist in turistischer Hinsicht von ziemlich untergeordneter Bedeutung. Wäre sein plattiger

Nordabsturz nicht von endlosen Schuttmassen umlagert, könnte seine Durchkletterung allenfalls reizen. Seine Ersteigung bietet aus beiden, am bequemsten aus dem Sulzkar erreichbaren Scharten kein nennenswertes Hindernis.

Turistisch und topographisch viel interessanter ist das Strichkogelmassiv. Es zeigt vier bedeutendere Erhebungen, den Hohen Strichkogel, 2034 *m*, dessen Gipfel aus dem vorerwähnten Kar oder von der Kleinen Weitscharte her unschwer ersteiglich ist, seinen in der neuen, 1915 erscheinenden Alpenvereinskarte mit 2026 *m* kotierten Nordwestgipfel, dann den schönen, turmartig nach Nordosten vorgeschobenen Niederen Strichkogel, 2010 *m*, endlich als latschenbewucherten Endhöcker des zackenreichen Nordostgrates den 1682 *m* hohen Scharlingkogel. Der Name Strichkogel rührt von einem durch die nördlichen und östlichen Latschenhänge gegen das Weitschartenkar verlaufenden, an zahllosen Wildfährten kenntlichen „Gemsstrich" her, der bei Jagden seit jeher eine große Rolle spielt. Er berührt einen auffallenden, unter den Wänden des Niederen Strichkogels gelegenen Rasenfleck, den die Treiber durch einen ehemals mit Eisenstiften versehenen, rötlichen Kamin zu erreichen pflegten. Bei den Gosauern heißt die Stelle „Rennerwart", weil dort, so erzählt man, ein Jäger dem von ihm verfolgten Wildschützen namens Renner ein vermutlich sehr gutgemeintes „Wart!" zugerufen haben soll.



Niederer Strichkogel von Osten

Der Hauptgipfel des Hohen Strichkogels wurde schon in frühester Zeit von Einheimischen erstiegen, häufig auch als Feuerstelle bei Höhenbeleuchtungen benützt. Die erste Ersteigung des Niederen Strichkogels erfolgte am 30. August 1913 durch den Verfasser. Vom Hauptgipfel ging es zunächst schwierig die steile Wand in eine nach Südosten streichende Rinne hinab, durch sie einige Meter auf einen Sattel empor, von dem aus der Nordwestgipfel leicht ersteiglich ist, und jenseits wieder durch eine sehr steile, brüchige Rinne bis zu ihrem gelblichen Endabfall hinunter. Nun links in die Wand und quer auf Bändern in eine tiefe Scharte zwischen Nordwestgipfel und Niederem Strichkogel, dann an der Nordwestseite des letzteren über zwei weitere Scharteln auf die Grathöhe und über sie zum Gipfel. Die Kletterei erforderte hin und zurück zusammen etwa 1 1/4 Stunden.

Gelegentlich ihrer am 15. September 1913 unternommenen Überschreitung der ganzen Donnerkogelgruppe, die vom Vorderen Gosausee bis zur Zwieselalm einschließlich der Rasten 10 Stunden in Anspruch nahm, fanden Dr. Günther Freiherr von Saar und Dr. Paul Preuß einen Weg über die Ostwand des Niederen Strichkogels, wobei sie zunächst über die östliche der beiden, vom Steiglwege gequerten Schutthalten, die sogenannte Steinriese, der engen Scharte südlich des Scharlingkogels und von hier aus schräg rechts aufwärts über latschendurchsetzte Hänge den Grasböden unter den Wänden des Niederen Strichkogels zustrebten. Hierauf wurde am Fuße der Steilwand über Schrofen nach links in ein kleines Schartel gequert und der Weiterweg durch die zum Teil sehr schwierigen Kamine einer schrofig aussehenden, die Ostseite durchziehenden Wandvertiefung genommen. Es folgte noch eine grasige Rinne, dann wurde der Gipfel des Niederen Strichkogels nach 1 1/4 stündiger Kletterei vom Schartel und 4 1/4 stündigem Anstiege überhaupt, betreten. Nach dem Übergange zum Hohen Strichkogel konnte auch die erste Ersteigung des Nordwestgipfels durchgeführt werden

Der turistisch völlig belanglose Scharlingkogel trägt seinen Namen nach einer im Volksmunde „Scharling“ genanten Pflanzenart (cacalia alpina L.), die an seiner Nordabdachung häufig vorkommen soll. Zur Scharte gegen das Strichkogelmassiv fällt er mit einer kurzen, lotrechten Felskante ab.

Als tiefster Übergang im ganzen Gosaukamm wird die Große Weitscharte, 1904 *m*, besonders von Jägern und Sennern ziemlich häufig begangen. Die endlosen Schuttmassen an der Nordseite tragen freilich nicht zur Annehmlichkeit dieses Weges bei; am besten geht es, wenn man sich möglichst nahe unter den Wänden des Gredlkogels und Gamsriesenturmes hält, wodurch das grobe Blockwerk in der Mitte des Kares vermieden wird. Jenseits stößt man, dicht unter dem Angerstein, auf einen schönen Jagdsteig, der zunächst in westlicher, nach Überschreitung eines Rückens aber scharf südöstlicher Richtung zur Stuhlalm hinabführt.

II. DIE GOSAUSEESPITZEN

Ein Riesenzaun aus Stein mit schiefen und zersplitterten Staketen, bringt der mittlere und zugleich höchste Teil des Gosaukammes den seltsam wilden Charakter des Gebirges zur glänzendsten Entfaltung. Besonders von Norden gesehen, reiht sich ein alpines Schaustück an das andere. Bald sind es kühne Nadeln und Zinnen, bald stahlgraue, von blinkenden Schneeadern durchzogene Felsmauern oder in klassischer Formenschöne, Kristallen gleich, in die Wolken ragende Gipfel, die unseren Blick und Sinn gefangen nehmen. Und wenn dann der Wechsel von Himmelsblau und brütender Sonnenglut, von schwarzem Gewölk, darein die Blitze zucken und der Donner rollt, von lieblichem Morgenrot und fahlem Abendschein Farbe und Stimmung in die toten Felsen zaubert, glauben wir Walhall, von ungefüger Thursenhand getürmt, zu schauen, die Gralsburg Montsalwatsch, die Sieben Berge, hinter denen das Schneewittchen sitzt. Und strömt endlos der Regen herab — wie sie dann emportauchen die greulichen Zähne, triefend, gigantisch verzerrt durch den Dunst, wie es da rieselt hoch droben in den Karen und in allen Klüften poltert, daß die zottigen Schafe sich in Höhlen und Gruben zusammendrängen, als spürten sie des Geistes Nähe, der über diesen Bergen waltet, so wild und groß!

Eigentümlich für die Gosauseespitzen sind die vielen Kare. Nicht nur solche, die ihren Schutt tief in die Latschenfelder und Almen gießen, sondern auch jene, die, von starren Wächtern umstellt, hoch über den Wänden ein köstliches Geheimnis bilden, wie die Gamswiese oder das dem „Gartel“ König Laurins vergleichbare Wasserkar.

Der so reich gegliederte Kammteil der Gosauseespitzen zeigt vier Abschnitte:

1. Die Gamsfeldgruppe, so benannt nach einer kleinen Karrenhochfläche, dem Gamsfeldplateau, das in seinem mittleren Teil die begrünte Steilmulde der „Gamswiese“ trägt. Grenzen sind die Große Weitscharte und die Manndlscharte, 2090 *m*, wobei Angerstein und Südlicher Manndlkogel als nordwestlicher, beziehungsweise südöstlicher Eckpfeiler, die übrigen Gipfel als Randerhebungen oder nordöstliche Gratausläufer anzusehen sind. „Gamsfeld“ heißt mitunter auch das von den Graten der Flachkögel und des Südlichen Manndlkogels gebildete Schuttkar an der Nordseite, weshalb Prof. Friedrich Simony zur Vermeidung irreführender Verwechslungen dafür den Namen „Gamsriese“ vorgeschlagen hat.

Das Gamsfeldplateau ist am besten von Süden her durch die Angersteinrinne oder die Gamsfeldklamm zugänglich. Den Ausgangspunkt bildet in beiden Fällen die Stuhlalm. Schon jetzt sei bemerkt, daß der erstgenannte, weit mühsamere Zugang mit Vorteil nur bei Besteigung des Angersteins oder des Gamsfeldkopfes zu wählen, bei Besteigung der übrigen Randerhebungen aber der Weg durch die Gamsfeldklamm entschieden vorzuziehen ist.

Karl Wieshammer phot.

Abb. 1. Zahringzähne vom Wasserkarturm

Karl Wieshammer phot.

Abb. 2. Wasserkarturm vom Wasserkar

Karl Wieshammer phot.

Abb. 3. Großwand und Hohes Großwandeck vom Scharwandeck

Karl Wieshammer phot.

Abb. 4. Schartenmandl aus der Südwand der Zahringzähne

Der Angerstein, 2101 *m*, ein langgestreckter, dreigipfliger Felsbau, ist ebenso wie der Hohe Strichkogel schon in frühester Zeit von Einheimischen erstiegen worden. Man wendet sich von der Stuhlalm nördlich im Zickzack auf deutlichem Jagdsteig der Schneegrube zu und hält sich bei Ersteigung der Angersteinrinne möglichst knapp links unter den Wänden, um dem gröbsten Gerölle auszuweichen. Sobald die Wand zur Linken in leicht erkletterbare, grüne Schrofen übergeht, verläßt man die Rinne und klimmt direkt zum Hauptgipfel empor.

Während Kajetan Jellinek-Ischl und Sepp Stüger-Aussee den Abstieg in das Weitkar über den vom Hauptgipfel nördlich abstreichenden Felskamm bewerkstelligten, begingen die Brüder Steinmaier und der Verfasser eine wesentlich leichtere Route, die für den von Norden Kommenden als kürzester Weg auf den Angerstein praktische Bedeutung besitzt. Vom Hauptgipfel ging es zunächst auf den durch einen kleinen Sattel getrennten Südgipfel, 2080 *m*, dann einige Schritte über den breiten Rücken weiter nach Süden hinab, bis eine rasenverkleidete, seichte Felsrinne in steiler aber ganz leichter Kletterei auf die grünen Böden unmittelbar südlich der Großen Weitscharte hinabführte. Obwohl die Höhe der Wand von oben gesehen ziemlich bedeutend schien, benötigte man kaum eine halbe Stunde. Im Aufstieg hat man die zweite Rinne rechts von der Großen Weitscharte zu wählen.

Auch über die Südostseite wurde der Angerstein, meist von Edelweißsuchern, wiederholt erklettert. Unter den lotrechten, der Stuhlalm zugekehrten Wänden quert man an die Ostseite, klettert hier über ungemein brüchige, rasendurchsetzte Felsen und durch einen Kamin zu schmalen, an die Südostseite des Berges leitenden Rasenbändern empor, über die es dann ziemlich schwierig hinangeht. Der vom Hauptgipfel durch eine tiefe Scharte getrennte, noch unerstiegene Nordgipfel, 2082 *m*, wird in der Gosau irrtümlich „Niederer Flachkogel" genannt. Von der Vorderen Scharwandalm erscheint er als schöner, etwas vorgeneigter Turm, der nur nach Osten eine schwache Seite zeigt. Hingegen hat die etwa 20 *m* hohe, dünne Nadel des Angersteinmanndls bereits Liebhaber gefunden. Am 8. September 1905 errichteten die Linzer H. Kirchmaier, A. Lelaut und O. Pitschmann einen im Rucksack mitgebrachten Steinmann auf der winzigen Gipfelfläche. Die etwa halbstündige, sehr schwierige Kletterei — der Einstieg ist nur mit menschlichem Steigbaum zu machen — hat nur rein sportliche Bedeutung.

Nach einigen untergeordneten Zacken bildet der Hauptgrat als nordwestlichste Randerhebung des Karrenplateaus den 2160 *m* hohen Gamsfeldkopf. Zu seiner Ersteigung wendet man sich aus dem unteren Teile der Angersteinrinne nach rechts in ein Schartel hinter einem auffallenden, säbelartig gekrümmten Felszahn, erklettert über Schrofen die Höhe des Plateaus und ohne jede Schwierigkeit den in turistischer Hinsicht ziemlich bedeutungslosen Gipfel. Auch die benachbarten Flachkögel, 2200 und 2195 *m*, von denen der westliche der höhere ist, sind von der Gamswiese aus unschwer zu ersteigen. Von Gosau gesehen, ahmen sie im kleinen die Form der beiden Bischofsmützen nach und werden gleich diesen durch eine Schlucht, die vom Tale aus als schwarzer Strich erscheint und sich auch auf der Südseite als cañonartiger Einriß fortsetzt, geschieden. Vom Niederen Flachkogel zweigt nordöstlich ein mächtiger, reichgegliederter Seitengrat ab. Zwei übereinanderliegende, begrünte Terrassen in seiner Nordabdachung, die „Obere" und die „Untere Flach", werden von Gemstreibern häufig aufgesucht. Beiläufig in der Mitte dieses Grates erhebt sich der Gamsriesenturm, 1960 *m*, ein schöner, nach Osten beiderseits durch tiefe Schuttrinnen abgegrenzter Felskegel. Den gewaltigen Eckpfeiler bildet der Gredlkogel, 1790 *m*.

Der zum ersten Male von K. Wieshammer, A. v. Major, den Brüdern Steinmaier und H. Reinl im September 1913 unternommene Aufstieg über den Nord-

ostgrat auf die Flachkögel darf als eine der schönsten und genußreichsten Bergfahrten im Gosaukamm bezeichnet werden. Wir erreichten nach etwa zweistündigem Steigen von der Vorderen Scharwandalm durch die südlich des Gamsriesenturms zur Gamsriese hinabziehende Schuttrinne die Grathöhe, dann ging es an der Nordseite einige Meter hinab und über steilen Rasen und Geschröf leicht nach links auf den Grat zurück. Auf diesem erkletterten wir nun ohne jedes Hindernis einen nahezu ebenen, geröllbedeckten Absatz, über dem ein plattiger Wandaufschwung das weitere Verfolgen der Gratschneide wehrte. Ein von links nach rechts ansteigendes, stellenweise schmales und brüchiges, im allgemeinen aber gut gangbares Band vermittelte nun, hübsch ausgesetzt, den Weiterweg. Vom Schuttfleck an seinem Ende konnten wir dann über steilgestuften, doch unschwierigen Fels zum Schneefeld am Eingange der Trennungsschlucht der beiden Flachkögel emporklettern, worauf der unterste, blockgesperrte Schluchtabbruch, im Sinne des Aufstieges rechts, durch einen plattigen Riß mit nachfolgendem kitzlichen Quergang umgangen und so die einzige, aber auch ziemlich bedeutende Schwierigkeit bewältigt wurde. Endlich erreichten wir in lustiger Kletterei durch einen idealen Stemmkamin, dessen oberster Sperrblock ein bequemes Durchschlüpfen erlaubte, die Scharte zwischen den Flachkögeln und den höheren Gipfel selbst.

Am gleichen Tage wurde auch die erste Ersteigung des Gamsriesenturmes durchgeführt und zwar nach etwa halbstündiger, unschwieriger Kletterei aus der südlichen Scharte, wobei zunächt ein Vorzacken überschritten und zuletzt durch eine an der Südostseite des Gipfels herabziehende Verschneidung angestiegen wurde.

Auch der doppelgipflige Gredlkogel, 1790 *m*, dessen jähabfallende Ostkante eines der schönsten Zierstücke der Umgebung des Steiglweges bildet, läßt sich von Süden her unschwer über Latschen und einen kurzen, scharfen Felsgrat besteigen.

Von der Gamswiese aus leicht erreichbare Randerhebungen sind weiters der Saurücken, etwa 2200 *m*, und der nach einer Höhle an der Südseite benannte Glatscherofenkogel, 2078 *m*. Irgend eine turistische Bedeutung kommt diesen Gipfeln nicht zu. Die zwischen dem Saurücken und dem Manndlkogel-Nordgipfel zur Gamsriese herabziehende Rinne bietet eine direkte Aufstiegsmöglichkeit von Norden auf das Gamsfeldplateau.

Die erste Ersteigung des Zahringkogels, 2125 *m*, eines mächtigen, im Süden durch eine tiefe Doppelreihe von Kaminen gespaltenen, im Norden jäh zur engen Scharte gegen den Vorbau des Geisterkogels abfallenden Felsturmes, gelang den Brüdern Steinmaier und H. Reinl im September 1913. Aus der schmalen Scharte im Norden des Turmes wurde über eine sehr steile Plattenwand emporgeklettert und durch eine schräg nach links ansteigende, etwas vertiefte Felsrampe ein kleines, grünes Köpfel gewonnen. Eine reichlich mannshohe, trittarme und plattige Stufe brachte dann auf ein schmales, horizontal nach rechts führendes Band, das bei einem Felsloch endigt. Vom Loche ging es rechts um die Ecke, dann über eine schräge Platte in einen weiten, gutgestuften, zu einer Scharte emporführenden Kamin und weiter über den steilen, brüchigen Kamm zur Spitze. Die stellenweise recht schwierige und sehr ausgesetzte Kletterei erforderte beiläufig zwei Stunden. Der etwas niedrigere, durch eine schmale Scharte getrennte Ostgipfel ist vom Hauptgipfel leicht und in wenigen Minuten zu erreichen. Auch aus der „Weiten Zahring“ dürfte ein Aufstieg möglich sein.

Der dem Zahringkogel nördlich nach einem langgestreckten Zwischenrücken folgende Geisterkogel, 2245 *m*, ist ein spitzer, hellgrauer Plattenkegel mit weithin sichtbarem Steinmann und gehört eigentlich schon dem Massiv des Großen Manndlkogels an, mit dessen Gipfeln er auch häufig verwechselt wird. Zwischen ihm und dem erwähntem Rücken zieht eine lange, schutt- und schneeerfüllte Rinne in die

Weite Zahring hinab und vermittelt so einen zwar direkten, aber ungemein mühsamen Zugang von Osten auf das Gamsfeldplateau. Ein mächtiger, die Rinne sperrender Block, muß hierbei in der linken Plattenwand umgangen werden. Um den Gipfel vom Plateau aus zu erreichen, hat man unter gelben Felsen am Nordrande dieser Rinne etwas abzusteigen, wodurch man den Plattenlagen ausweicht und den besser gangbaren südöstlichen Schrofenhang gewinnt. Den Abstieg nach Norden gegen den Mittleren Manndlkogel unternahmen erstmals Robert Damberger und Othmar Wurm aus Linz. Hierbei wurde von der untersten, glatten Steilstufe unmittelbar in die Scharte hinabgesprungen. Wer den Geisterkogel überhaupt zum erstenmal erstiegen hat, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

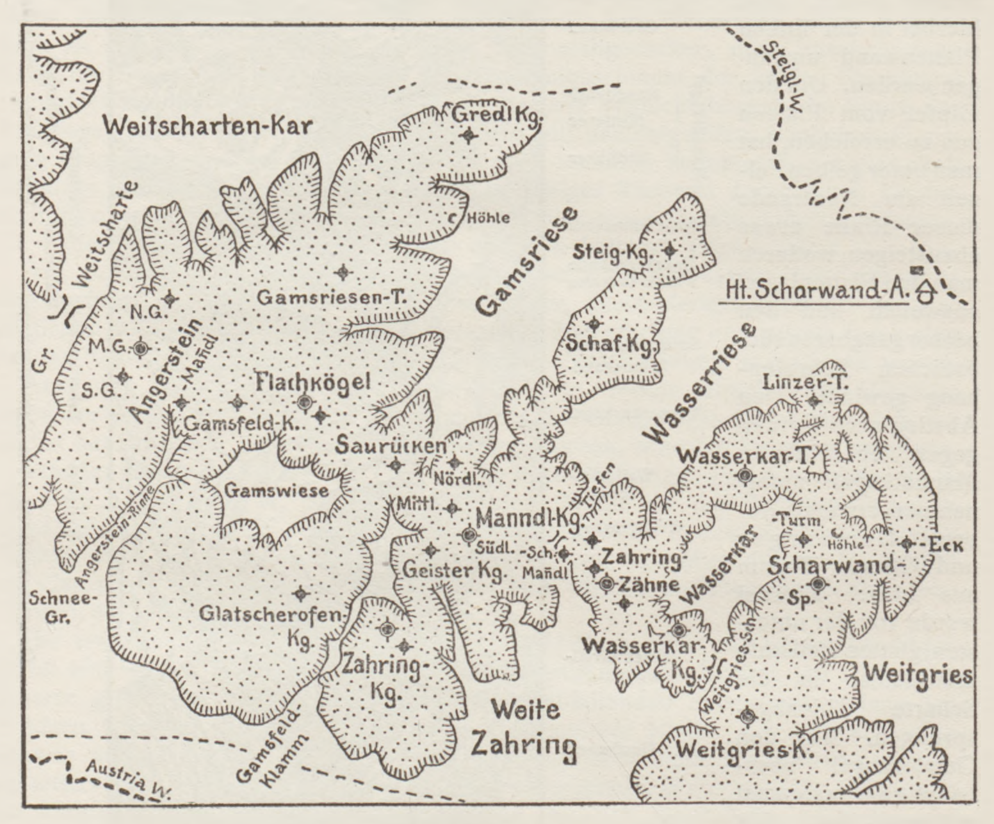
Der Große Manndlkogel, 2272 *m*, das stolzeste Schaustück des ganzen Kammabschnittes, setzt sich aus drei Gipfeln zusammen, deren mittlerer ebenso wie der Geisterkogel oder Saurücken als Randerhebung des



Gosauseespitzen vom Schwarzkogel

Gamsfeldplateaus anzusehen ist, während die beiden anderen, mit ihm nur durch schmale Grate verbunden, schon mehr selbständig erscheinen. Ein von brüchigen, steingefährlichen Klammen zerteilter Nordostabsturz ist allen dreien gemeinsam. — Der turmartige, weit gegen die Gamsriese vortretende Nordgipfel bildet überdies eine prachtvolle, gegen 300 *m* hohe Kante, bei deren Erkletterung Dr. Paul Preuß am 3. Oktober 1913 ein so tragisches Ende fand. —

Am frühesten wurde wohl der vom Gamsfeldplateau in kurzer, leichter Schrofenkletterei erreichbare Mittelgipfel, 2266 *m*, erstiegen. Am 28. Oktober 1888 er-



Umrandung der Gamsriese und des Wasserkars

reichte Ludwig Purtscheller, nach einer brieflichen Mitteilung an A. v. Böhm, „vom Hohen Flachkogel über Felsterrain den Nördlichen Manndlkogel“, doch kann dies nur der Mittlere Manndlkogel gewesen sein, was auch durch einen Briefwechsel Purtschellers mit Karl Plasser in Ischl, der drei Jahre später, am 14. September 1891, mit Christian Urstöger aus Gosau den Mittelgipfel bestieg, ziemlich einwandfrei festgestellt wurde. Während Purtscheller durch die Angersteinrinne auf das Gamsfeldplateau gelangt war, hat Plasser die lange, südlich des Geisterkogels aus der Weiten Zahring emporziehende Rinne zum Aufstieg gewählt und ist dann, nachdem er vermeintlich als Erster den Gipfel betreten hatte, quer über das Plateau zur Angersteinrinne hinabgeklettert. Seine Karte wurde 1893 von Dr. Oskar Simony im Steinmann vorgefunden. Am 1. Oktober 1892

hatten bereits L. Purtscheller und H. Gierth die erste Ersteigung des Südgipfels, 2272 *m*, — und zwar vom Mittelgipfel her — durchgeführt. Die erste Ersteigung des Südgipfels von der Manndlscharte über den Ostgrat, zugleich seine erste Überschreitung, gelang Gustav Jahn und Ing. Eduard Pichl am 24. Mai 1901.

Seltsamerweise ist sonst von einem Besuche des Nördlichen Manndlkogels, 2251 *m*, nichts bekannt geworden, doch wurden vom Verfasser, als er 1913 mit den Brüdern Steinmaier den Nördlichen Manndlkogel bestieg, die Reste eines Steinmannes vorgefunden. Dies würde wieder für die Annahme sprechen, daß Plasser und Urstöger doch die ersten auf dem Mittelgipfel gewesen sind.

Um schon beim Aufstieg zum Gamsfeldplateau dem Manndlkogel möglichst nahe zu kommen, empfiehlt es sich, den Weg durch die zwischen Glatscherofen- und Zahringkogel eingeschnittene „Gamsfeldklamm“ zu nehmen. Man folgt hierbei dem von der Stuhlalm oberhalb des Austriaweges gegen die Weite Zahring führenden Jagdsteig, biegt dann linkerhand über einen Geröllkegel gegen die rasenverkleidete Mündung der engen, beiderseits von Latschenhängen umsäumten Klamm ab und steigt durch sie empor, wobei eine niedrige Schrofenstelle und ein steiler, kamindurchzogener Absatz, der jedoch links auf einem Steiglein zu umgehen ist, die einzigen Hindernisse bilden. Höher oben macht das Gras mehr und mehr dem Gerölle Platz, die Klamm erweitert sich schließlich zu einem Kessel, von dem begrünte Schutt- und Schrofenhänge geradeaus auf den Saurücken und den nördlichen Plateaurand emporleiten.

Den Nördlichen Manndlkogel ersteigt man, indem man vom Sattel zwischen Saurücken und Mittlerem Manndlkogel, quer durch des letzteren Westwand auf Bändern zur Scharte zwischen Mittel- und Nordgipfel hinüberklettert, dann noch unterhalb der beiden auf schmalem, ansteigendem Bande die Höhe einer Rippe gewinnt und jenseits durch einen schwarzen, schon vom Saurücken aus auffallenden Blockkamin, dann durch die, seine Fortsetzung bildende Rinne in ein Schartel hinter einem Nebenzacken emporsteigt. Drüben führt eine steile, brüchige Rampe mit dunkelgefärbtem Gestein ziemlich ausgesetzt unmittelbar zum Gipfel. Die hübsche, nirgends besonders schwierige Kletterei erfordert etwa eine Stunde.

Mit ungleich größeren Schwierigkeiten ist der Übergang vom Mittelgipfel auf den Südgipfel verbunden. Die entscheidenden Stellen der Kletterei weist dabei die der Scharte zugekehrte Wand des Südgipfels auf. Man kann entweder von der Scharte an Hangelgriffen nach rechts und durch einen Kamin den hier sehr schmalen, erdigen und brüchigen Grat gewinnen und über eine Reitstelle, später in den Schrofen rechts vom Grat, zum Gipfel emporklettern, oder eine 75° geneigte Plattenwand schräg rechts aufwärts zu einer Felsecke queren, dann, etwa 12 *m* weiter rechts südlich absteigen und über hochgestufte steile Absätze und Gesimse hinanklimmen. Ein dritter, zuerst von H. Kirchmeier, Lina Kaufmann und A. Lelaut-Linz begangener, unmittelbarer, aber noch schwierigerer Weg führt von der Scharte zunächst auf schmalem Band nach links, dann gerade über Platten zum Gipfel. Die Kletterei dauert in allen Fällen eine halbe bis eine Stunde.

Der Aufstieg über den Ostgrat, von der Manndlscharte her, ist wesentlich leichter, wohl der beste Weg auf den Südlichen Manndlkogel, aber nur dann zu empfehlen, wenn keine Gemsen die von ihnen leider sehr bevorzugten Osthänge oder den Gipfel selbst bevölkern. Andernfalls ist man schon während des Aufstieges zur Scharte, z. B. in der Manndltiefen, durch Steinschlag gefährdet.

Der beiläufig von der Mitte des Ostgrates abzweigende, nordöstliche Seitenkamm trägt noch zwei formenschöne Gipfel, den Schafkogel, 1967 *m*, und den Steigkogel, 1804 *m*. Ersterer erscheint, von Norden gesehen, als wilder, dreizackiger Felsturm, dessen völlig glatter, gegen die Gamsriese überhangender Gipfelbau

jeden Augenblick herabzustürzen droht. Die Scharte gegen seinen nördlichen, hakenförmig gekrümmten Nebenzacken umschließt eine Steinfigur, die vom Gosausee aus als Mutter Gottes mit dem Jesuskind gedeutet wird. Die viel zahmere, latschenverkleidete Süd- und Ostseite, von den Gosauern die „Schafstelle“ genannt, vermittelt den gewöhnlichen Weg zum Gipfel, als dessen turistischer Ersteersteiger Dr. Oskar Simony gelten kann. Über die Nordseite, und zwar in die Scharte mit dem vorerwähnten Felsgebilde, wurde der Schafkogel am 29. September 1913 von Dr. Paul Preuß erklettert.

Den schönen, begrünten Riesenkeil des Steigkogels soll zuerst der Gosauer Jäger Jos. Kreßl im Jahre 1910 bezwungen haben. Man steigt zunächst an der Ostkante durch Krummholz und über Felsstufen steil hinan und quert dann sehr ausgesetzt auf schmalen Latschenbändern nach rechts an die schwächer geneigte Nordabdachung, die der Erreichung des Gipfels kein Hindernis mehr entgegenstellt.



Schartenmanndl

Die langen und überaus ermüdenden, beiderseitigen Geröllschinder nehmen der Manndlscharte, 2090 *m*, die Bedeutung eines Gebirgspasses. Von der Scharwand- wie von der Stuhlalm kann sie in beiläufig zwei bis zweieinhalb Stunden erstiegen werden. Ihr Wahrzeichen, das 44 *m* hohe Schartenmanndl, 2134 *m*, auch Gosau- oder Zahringmanndl genannt, ist nach der Sage ein in Fels verwandelter Jäger, der, aller Warnung zum Trotz, den letzten Steinbock in diesen Bergen erlegte. Eine Geschichte, die wieder an den Donarkultus und seine uralte Pflegestätte im Gosautal erinnert.

Lange für unersteiglich gehalten, konnte auch dieses kühne Gebilde der heutigen Kletterkunst nicht dauernd widerstehen. Am 29. September 1913 betrat, nach einstündiger Kletterei von der Scharte, Dr. Paul Preuß als erster den luftigen Turm. Von einem zwischen dem Manndl und seinem nördlichen Vorzacken verklemmten Block aus hatte er über drei Überhänge — den dritten bezeichnete er als äußerst schwer — die Südwestseite des Turmes gewonnen, war dann zunächst an die Südkante gequert, höher oben wieder in eine, von der spitzen Nordschulter herabziehende Verschneidung zurückgeklettert und nach abermaliger Querung, zuletzt von Süden her zum Ziele gelangt.

2. Die Umrandung des Wasserkars. Während die turistische Erschließung der Gosauer Berge in den anderen Kammabschnitten, wenn auch lückenhaft, im Jahre 1906 so ziemlich beendet war, haben die Gipfel dieser Gruppe ihre Jungfräulichkeit bis in die allerjüngste Zeit bewahrt. Man wußte einfach nichts von ihnen, kannte zwar die Zahringzähne und den Wasserkarkogel von der Südseite, wo das Kar aber lag, das diesem den Namen gibt, wußten nur die allerwenigsten zu sagen.

Den leichtesten Zugang in dieses zinnenumkränzte Heiligtum, gleichwohl einen Schinder bösester Sorte, bildet die aus der Weiten Zahrung zur Weitgriesscharte emporziehende Schuttrinne. Weil aber der Abstieg an der Nordseite, in das Weitgries ohne Kletterei nicht zu machen, dabei für den Unkundigen überhaupt nicht leicht zu finden ist, fehlt dieser Grateinsenkung als Übergang jede praktische Bedeutung.

Dagegen wird der Weg von Norden her als Aufstieg, schon seiner ganz unvergleichlichen Schönheit wegen, entschieden vorzuziehen sein. Für halbwegs

geübte Kletterer bietet er keinerlei Schwierigkeiten und läßt bei dem steten Wechsel der Szenerie gar keine Ermüdung aufkommen. Unweit der Hinteren Scharwandalm verläßt man den Steiglweg und wendet sich pfadlos über Rasen und Schutt jenem Winkel zu, der von dem Plattenkegel des Linzerturmes und dem Nordabfall des Wasserkars gebildet wird. Unter dem Blockkamin in seinem Hintergrunde quert man auf gutem Bande nach links und findet nun bald in den Fels getriebene Eisenstifte, Ringe und Holzpflöcke, die ehemals Gemstreibern zur Befestigung von Seilen dienten, und die Kletterei, besonders an einer Stelle, sehr angenehm erleichtern. Höher oben hält man sich mehr rechts und erreicht so einen grünen Vorsprung, von dem man in eine links aufwärts ziehende, schmale Schuttrinne hinabklettern kann. Nach ihrer Querung geht es halbrechts über Rasen und Geschröf in eine andere, nach links umbiegende, grasige Rinne und entweder in ihr oder geradeaus über den grünen Steilrücken in einen kleinen Schuttkessel, gewissermaßen den Vorhof des Wasserkars, dessen nördlicher, von den kahlen, grauen Steinsäulen des Scharwand- und Wasserkarturmes flankierter Rand bereits aus der Höhe winkt. Nun wendet man sich einer im unteren Teile meist schneeerfüllten Felsrinne zu und biegt höher oben nach links in eine gut gestufte Parallelrinne, worauf man unter einer mächtigen Höhle nach rechts in die Hauptrinne zurückquert. Wenige Meter noch und man steht am Eingange eines kleinen, schneeerfüllten Kares, dessen weltentrückte Einsamkeit einen eigenen Zauber auf den Beschauer ausübt. Will man zur Weitgriesscharte gelangen, so hat man vom Schneefeld in der Mitte des Wasserkares den breiten Sattel zwischen Scharwandspitze und Wasserkarkogel zu ersteigen.

Die Zahringzähne, deren höchster nach Aegerter die Kote 2193 trägt, entragen als vier abenteuerliche Türme, denen sich im Süden und Osten noch mehrere untergeordnete Zacken anreihen, einem gemeinsamen, nur mit der Ostecke an das Wasserkar grenzenden Felssockel. Östlich des — durch einen spaltartigen Einriß losgetrennten — Schartenmanndls schwingt sich der Grat zunächst gegen einen rundlichen und nicht gar hohen Turm empor. Es ist der westlichste und zugleich niedrigste Zahringzahn. Auf eine tiefe Einsenkung folgt nun die zweithöchste Erhebung, eine ungemein schlanke und dünne, oben gabelförmig gespaltene Zinne, dann der etwas massigere höchste Turm, endlich der trapezförmige östlichste, der Hauptzacken.

Der Gipfel des Westlichsten Zahringzahnes wurde zuerst von den Brüdern Steinmaier im Juni 1914, nach etwa halbstündiger, nicht besonders schwieriger Kletterei von der Manndlscharte betreten. Die erste Ersteigung des höchsten und des östlichsten Turmes, zugleich ihre Überschreitung von Westen nach Osten, vollführten R. Damberger und O. Wurm im September 1909, eine Tur, die 1913 von A. und F. Steinmaier und dem Verfasser in umgekehrter Richtung wiederholt wurde. Diesen gelang hierbei noch die erste Ersteigung des gabelförmigen, zweithöchsten Zahringzahnes.

Die Scharten zwischen den drei höchsten Türmen können von der Manndlscharte her nach Querung der brüchigen, südlichen Felshänge, und zwar die westliche über eine sehr steile, schwierige Wand und durch einen Kamin, die östliche über steiles Geschröf erreicht werden. Viel angenehmer aber ist der Zugang zu den Türmen aus dem Wasserkar. Man gelangt von hier über einen niedrigen Schrofengürtel und durch eine kurze Geröllrinne fast mühelos in die Scharte zwischen dem östlichsten Zahn und einem östlichen Vorzacken und unmittelbar über die steile Ostkante auf ersteren. Vom Gipfel geht es auf der westlichen Schneide weiter, bis sie sich zum Reitgrat verschmälert, dann links über eine Platte und eine steile Rippe sehr schwierig und ausgesetzt in die

nächste Scharte hinab. Ein kurzer Quergang an die Nordseite bringt hierauf in einen engen, mit lockeren Steinen erfüllten Riß, der einen schlanken Vorzacken von der Masse des höchsten Turmes abspaltet. Durch ihn schwierig und anstrengend empor, dann an die Kante des Vorzackens, nach weitem Spreizschritt an die gegenüberliegende Turmwand und zum höchsten Punkt.

Die Scharte gegen den zweithöchsten Zahringzahn läßt sich von hier aus ohne Schwierigkeiten über hochgestuften Fels erreichen. Es handelt sich nun darum, in die zwischen den beiden Gipfelzacken des zweithöchsten Turmes nördlich herabziehende Verschneidung hineinzuqueren, was nach etwa 30 *m* tiefem Abstieg über ausgesetzten, schrofigen Fels auf schmalem Bande möglich wird. Die Verschneidung führt ohne Schwierigkeit zu einem von den Gipfeltürmen und einem verklemmten Block gebildeten Fenster, wo man wieder an die Südseite übergeht und rechts über beispiellos brüchigen Fels zum höheren, kaum 2 dm^2 Raum bietenden Gipfel emporklimmt. Von dem Bande, das in die Verschneidung führt, kann man nach kurzer Unterbrechung ein schönes, unter dem Nordfuß des höchsten Zackens quer durch die Wand führendes Rasenband gewinnen und von seinem Ende steil über Schrofen in die Scharte zwischen östlichem und höchstem Zahn emporklettern. Ein direkter Abstieg vom Gipfel des zweithöchsten Turmes nach Westen scheint nur mittels Abseilens möglich. Die Kletterei an den Zahringzähnen ist ungemein luftig und interessant und verlangt Aufmerksamkeit.

Von der Ostecke der Zahringzähne zweigt ein Grat nach Norden ab, dessen Höchstpunkt, der Wasserkarturm, den wildesten Berggestalten des Gosaukammes beizuzählen ist. Von Norden gesehen läuft der Gipfel krallenartig in mehrere Zacken aus, deren höchster, südlichster nach Aegerter 2050 *m* mißt, während die Höhenzahl des eine Ersteigung noch allenfalls lohnenden, dem Delagoturm im Rosengarten nicht unähnlichen Nordzackens unbekannt ist. Die relative Höhe des letzteren mißt von der südlichen Scharte freilich kaum 20 *m*.

Aus der Scharte südlich des Hauptgipfels läßt sich dieser in leichter, anregender Gratkletterei von kaum einviertelstündiger Dauer erreichen; es ist derselbe Weg, den auch die Erstersteiger, K. Jellinek und die Brüder Steinmaier, einschlugen, nachdem sie am 7. Juli 1912 aus der Wasserriese Zutritt in das Wasserkar gefunden hatten. Dieser dritte Zugang ist jedoch schwieriger als der von Norden, ziemlich lang und auch ohne praktische Bedeutung, weil sehr mühsam über das Geröll der Wasserriese angestiegen werden muß, worauf man dort, wo sich der Schuttstrom in mehrere Rinnen teilt, links in auffallend begrünte Schrofen einsteigt. Durch eine Rinne wird ein schmales, an einer Stelle schwieriges Band erreicht, das nun nach links auf ein Köpfel leitet, von dem man in eine Schneerinne hinabgelangt. Nun geht es entweder in ihr selbst, oder in den grünen Schrofen links davon auf den Sattel südlich des Wasserkarturmes. Die Kletterei dauert fast 1½ Stunden und verlangt die größte Vorsicht.

Durch den auffallenden plattigen Winkel in der etwa 100 *m* hohen Ostwand des Wasserkarturmes erreichte Dr. P. Preuß am 17. September 1913 in einstündiger, fast durchweg sehr schwieriger Kletterei, den Gipfel.

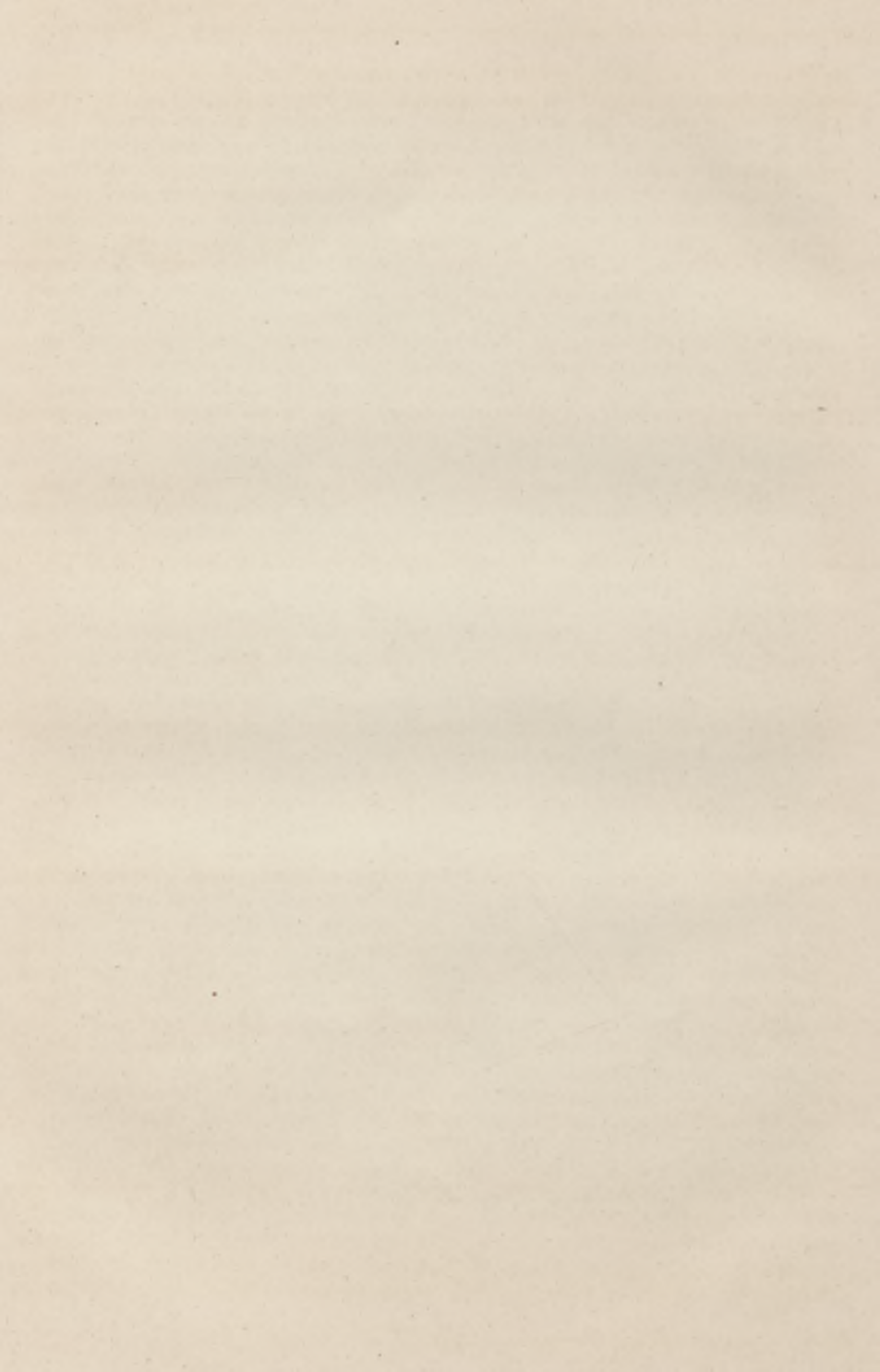
Der Endpfeiler des Seitenkammes, der unserer Sektion Linz zu Ehren benannte Linzerturm, 1802 *m*, wurde erstmals am 7. Oktober 1913 von Georg Steiner-Ramsau und dem Verfasser erklettert. Sein schmales, nach Norden abgedachtes Prisma kommt vom nahen Steiglweg nicht recht zur Geltung, man macht sich dann nur schwer einen Begriff von seiner Höhe, die in die südliche Scharte genau 50 *m*, nach Norden aber nahezu das Dreifache beträgt. Nur während des Aufstieges in das Wasserkar, aus der Wasserriese oder kurz unterhalb der Hinteren Scharwandalm, zeigt er sich in seiner auffallendsten Gestalt,



Naturaufnahme von K. Wieshammer — Mezzotinto Bruckmann

Bischofsmütze von der Adelwand

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1914



im letzten Fall als dünner, glatter Kegel von der Form eines Zuckerhutes, scheinbar ohne jedes Grün, obwohl das Gipfelplateau, dessen Größe man von unten auch nicht annähernd ermessen kann, eine dichte Latschendecke trägt. Man klettert auf dem früher geschilderten Treiberwege bis in die erste Rinne, dann scharf rechts über grasbedecktes Geschröf in die Scharte südlich des Turmes und erreicht nach westseitiger Umgehung eines Vorbaues die unten überhangend, oben nahezu lotrecht aufstrebende Südkante. Nun etwa 2 *m* an winzigen, abwärts geneigten Griffen und schlechten Tritten gerade hinauf, dann äußerst schwieriger Quergang schräg rechts aufwärts über einen Überhang auf einen Rasenschopf und weiter über eine böse Platte zu einem Latschenbusch. Von hier geht es sehr ausgesetzt und sehr steil die grasdurchspickte Wand hinan; oben kommt man dann durch eine Art Verschneidung an die Südostecke des Gipfelplateaus und mit wenigen Schritten zum Steinmann. Die von der Scharte etwa eine Stunde erfordernde Kletterei wird durch einen prachtvollen Blick in das Wasserkar und seine Vorhöfe, vor allem auf den Märchenbau des Wasserkarturmes und den Nordabsturz des Manndlkogels, belohnt. Der Zacken zwischen Wasserkarturm und Linzerturm ist von Osten her in wenigen Sekunden über Latschen ersteiglich.

Der nächste Gipfel im Hauptkamme, der von der Weitgriesscharte über Schutt fast mühelos erreichbare Wasserkarkogel, 2267 *m*, wurde von dieser Seite her vermutlich schon frühzeitig von Gemsjägern betreten. Die erste Begehung des schöngestuften Westgrates vollführten R. Damberger und O. Wurm am 5. September 1909 gelegentlich ihrer Überschreitung des Gosaukammes von den Flachkögeln bis zur Großwand.

Ebenso wie die Zahringzähne, entsendet auch dieser Gipfel einen Grat nach Nordosten, dem als höchster Punkt die schöngeschwungene Scharwandspitze, 2170 *m*, entragt. Sie wird aus dem oberen Teile des Wasserkars über steile und Vorsicht heischende, aber ganz unschwierige Rasenschrofen erstiegen. Der nach Norden und Westen in prachtvollen, kahlen Wänden abfallende Scharwandturm ist eigentlich nur ein westlicher, in hübscher und sehr luftiger Gratkletterei erreichbarer Nebengipfel der Scharwandspitze, von der er durch einen begrünten Sattel getrennt wird. Beide Erhebungen sind zuerst von K. Jellinek und den Brüdern Steinmaier im Juli 1912 betreten worden.

Der letzte Gipfel dieses Seitengrates, das Scharwandeck, 1964 *m*, erscheint vom Gosautale als schöner, spitzer Eckturm des kühngeschweiften Nordostgrates der Scharwandspitze, der hier eine scharfe Biegung nach Norden macht, oder richtiger gesagt, abgebrochen und quer zur bisherigen Richtung gestellt ist. Nach Osten fällt das Scharwandeck in unnahbaren, mauerglatten Wänden ab, in deren halber Höhe sich eine Höhle öffnet. Die erste Ersteigung erfolgte von Süden her aus dem Weitgries durch A. v. Major, die Brüder Steinmaier, K. Wieshammer und den Verfasser am 7. September 1913, indem durch eine zwischen Scharwandspitze und Scharwandeck herabziehende Schuttrinne emporgestiegen, bei ihrer Gabelung rechts durch einen plattigen Kamin und die obere Rinnenfortsetzung die Scharte südwestlich des Gipfelbaues und dieser selbst über steile, grasdurchsetzte Schrofen erklettert wurde.

Einen neuen Weg auf das Scharwandeck, an dessen Auffindung sich die erste Begehung des Verbindungsgrates zur Scharwandspitze schloß, eröffneten Dr. Paul Preuß, Dr. Günther Freiherr von Saar und H. Reinl im September 1913, und zwar von Nordwesten her aus dem kleinen, unter dem Abfalle der Scharwandspitze und des Scharwandturmes gelegenen Kar, das sich nach Erreichung der ersten Rinne auf dem Treiberwege in das Wasserkar, linkerhand über einen Sattel gewinnen läßt. Hier wendet man sich dem von üppigen Gemsweiden durch-

setzten Nordgrate zu, der schließlich immer schmäler wird und nach einer kleinen, luftigen Einschartung unmittelbar vor dem Gipfel die einzige, etwas schwierigere Stelle aufweist. Von der Spitze des Scharwandecks klettert man in die südliche Scharte hinab, dann über einige brüchige Zwischenzacken an den Fuß des Steilaufschwunges, wo man auf plattiger Leiste nach rechts in eine neben der Gratkante eingeschnittene Geröllschlucht quert. Es folgen zwei mächtige, verklemmte Blöcke. Unter dem ersten wird durchgeschlüpft, den zweiten umklettert man in der Wand zur Rechten und steht bald darauf auf dem brüchigen, durch ein unschwer passierbares Schartel vom südlichen Vorzacken getrennten Gipfel der Scharwandspitze, deren erste Überschreitung am gleichen Tage vollzogen wurde. Die 2 1/2 Stunden währende, nur mittelschwere Kletterei gewährt einen überaus reizvollen Einblick in den Bau dieses so verwickelten Kammabschnittes.

3. Das Großwandmassiv. Zwischen der Weitgriesscharte und dem Sattel südwestlich der Armkarwand wird der Kammverlauf durch lange, wild zerrissene Grate und Neigung zur Wandbildung gekennzeichnet. Um aus dem Weitgries in die erstgenannte Grateinsenkung zu gelangen, hat man links von einer plattigen, oben durch einen gelben Abbruch bezeichneten Rinne über sehr steile, grasdurchsetzte Schrofen empor zu klettern, wobei man sich, besonders im unteren Teil, möglichst in der Nähe dieser Rinne hält. Auf die nächste Erhebung des Hauptkammes, den zuerst im Juni 1887 von Dr. Oskar Simony betretenen Weitgrieskopf, 2234 *m*, folgen zunächst einige prismatische und zwei mehr kegelförmige Gratzacken, dann ein vom Weitgries sichtbares, durch einen verklemmten Block gebildetes Schartenfenster, endlich ein zierliches, stiefelknecht- oder scherenförmiges Nadelpaar und ein schmaler, turmähnlicher Bau, die dritthöchste Zinne des Gosaukammes, das Hohe Großwandeck, 2402 *m*.

Seine ersten Ersteiger, Theodor Keidel und Dr. Viktor Wessely, gelangten am 30. Juni 1895 in 2 1/2 Stunden von der Stuhlalm durch die schon früher erwähnte Schuttrinne auf die Weitgriesscharte und nach dreiviertelstündiger, zum Teil schwieriger Kletterei auf den Weitgrieskopf, worauf sie, einzelne Zacken überkletternd oder auf der Südseite umgehend, bis an den Fuß des letzten, spitzen Gratturmes vordrangen. In der Österreichischen Alpenzeitung 1896 sagt Th. Keidel über den Weiterweg: „Unter dem sich scheinbar an das Großwandeck lehnenden Turm queren wir in eine zwischen diesem und dem Gipfelkörper tief eingerissene Schlucht, überschreiten sie an der hier einzig möglichen Stelle und klettern drüben über Kamine und Stufen bis dorthin empor, wo ein großer Block die Schlucht vollständig sperrt, also jedes weitere Vordringen in ihr hindert. Hier verbinden wir uns durch das Seil. An stark geneigter, etwa 15 *m* hoher Plattenwand klimmen wir zu einer am untersten Ende eines hohen Spaltes gelegenen Nische hinan. Der Spalt selbst ist ungangbar, doch leiten niedere Wandstufen und Bänder zu einem glatt gescheuerten Kamine. Links von diesem baut sich eine senkrechte Wand auf und über sie will ich meinen Weg nehmen, da mir hier eine Menge günstig gelegener Griffe das Klettern leichter erscheinen lassen als im Kamin. In dieser Hinsicht muß ich manche schlimme Täuschung erfahren, denn das Gestein bricht bei jeder Berührung aus; nur wenige Stellen bieten notdürftigen Halt. Der oberste Teil der Wand tritt zudem überhangend vor, und ich bin daher herzlich froh, als ich wieder in besseres Terrain komme. Wessely, der den Aufstieg durch den engen und glatten Kamin unternahm, wußte von diesem auch nicht viel Gutes zu berichten. Bald standen wir am unteren Ende jenes, von der Ferne wie eine dunkle Linie erscheinenden Kamines, der uns, von hier aus gesehen, über seine Gangbarkeit nicht im Zweifel ließ. Der Kamin war breit genug, daß man sich im Notfalle durch Verstemmen in seinem Innern hätte hinaufarbeiten

können, doch wurde dies dadurch unnötig, daß sich an beiden Kaminwänden schmale Leisten übereinander hinzogen, die das Klettern wesentlich erleichterten. Bevor wir noch zu dem oben abschließenden Block kamen, stiegen wir nach links hinaus, und bald darauf ward über eine Wandstufe und eine Reihe von Platten der noch von keines Menschen Fuß betretene Gipfel erreicht."

Die Kletterei wurde auf dem Rückwege durch eine ziemlich zeitraubende Umgehung des Weitgrieskopfes abgeändert und zuletzt durch eine unter der Scharte südlich dieses Gipfels herabziehende, im unteren Teile von sehr schwierigen und plattigen Absätzen unterbrochene Rinne in die Weite Zahring abgestiegen.

Diesem oben geschilderten Wege über die Nordwestseite hat das Hohe Großwandeck wohl in erster Linie seinen bis in die jüngste Zeit gewahrten Ruf als „schwierigste Zinne des Gosaukammes" zu verdanken. Aber auch der am 26. Mai 1901 von Gustav Jahn und Ingenieur Eduard Pichl gefundene, leichtere Zugang über den Verbindungsgrat von der Großwand her darf, besonders wenn man sich in der Nähe des Grates hält, das Beiwort „schwierig" mit vollstem Recht in Anspruch nehmen. Man folgt vom Großwandgipfel dem westlichen Kammverlaufe bis zu den letzten zwei, nach Osten glatt abfallenden Türmen, klettert hier links durch eine steile Felsrinne hinunter und gewinnt nach ziemlich unangenehmer Querung zweier, von den Türmen nach Süden abstreichender Felsrippen, zuletzt durch eine gut gangbare Rinne, die Scharte östlich des turmartigen Gipfelkörpers. Nach Angabe Georg Steiners soll die Umgehung an der Nordseite besser durchzuführen sein, am leichtesten und trotz des bedeutenden Höhenverlustes zweckmäßigsten ist es aber, von der ersten Gratscharte westlich der Großwand über die schwach geneigten Geröll- und Schrofenhänge gegen ein kleines Felsköpfel in einer zum Stuhlloch absinkenden, begrünten Rippe abzusteigen, die zwischen beiden Türmen herabziehende Rinne tief unten zu queren und über unschwieriges Felsterrain und die von der Scharte hinter den Türmen herabkommende Rinne zu dieser emporzuklettern.

Von der Scharte geht es zunächst einige Meter hinan, dann schwierig und sehr ausgesetzt schräg rechts aufwärts auf den steilen, aber prächtig gestuften Ostnordostgrat, der herrlich luftig zum Gipfel führt. Ein überhangendes, doch gutgriffiges Köpfchen, das dahinterliegende äußerst luftige Schartel und der folgende, etwas morsche Gratabbruch, bilden hierbei die eindruckvollsten Kletterstellen (von der Großwand her 1 ½ Stunden). Auch die plattige, links vom Grat gelegene Südostwand des Gipfelturmes ist bereits begangen worden. Im Abstiege vollführten G. Jahn und E. Pichl die zweite Begehung des Grates zum Weitgrieskopf, somit die erste Überschreitung des Hohen Großwandecks selbst.

Die Scharte hinter den zwei unüberschreitbaren Grattürmen gegen die Großwand läßt sich natürlich auch unmittelbar aus dem Stuhlloch erreichen, wobei man im unteren Teile den gewöhnlichen Weg auf die Großwand einzuhalten hat.

Von den ersten Grattürmen östlich des Weitgrieskopfes zweigt ein ungemein zergliederter Vorbau nach Süden ab, der weder reine Wand, noch überall ausgesprochener Grat, im Verein mit einer vom Hohen Großwandeck nach Süden streichenden, unten wieder vielfach geteilten Gratrippe das Stuhlloch von der Weiten Zahring scheidet und von unzähligen, meist sehr schwierig begehbaren Rinnen und Klammen durchrissen wird. Ihr teilweiser Schneebelag, noch mehr aber die obersten, begrünten und geröllreichen Abdachungen des Verbindungsgrates zum Weitgrieskopf, sind die Ursachen häufig auftretender Steinschläge, mit denen der Kletterer auf dieser Seite stets rechnen muß.

Die ersten Bezwinger der „Südwand", Robert Damberger und Dr. Viktor Wessely (23. Juli 1905), querten über den Schutt des hintersten Stuhlloches,

an dem gewöhnlichen Einstieg zur Großwand vorbei, die tiefe, zwischen einem Vorbau und dem Großwandmassiv eingebettete Schlucht und stiegen aus ihrem über Schnee, im Spätsommer wohl über Schutt und Schrofen erreichbaren Grunde, links von den sperrenden Überhängen in die Felsen ein. Es ging nun zunächst in der linken, nach rechts umbiegenden von zwei Rinnen empor, dann über sehr brüchige Felsen zu einer Felsnische und über einen kurzen Überhang schwierig nach rechts in die Rinnenfortsetzung hinauf. In ihr weiter bis zur Gabelung. Der linke Ast wird bald zum Kamin; er führt zunächst zu einem gedeckten Platz und weiter, nahezu senkrecht werdend, in ungewöhnlich brüchigem Gestein zu einem Felsenfenster. Durch dieses gelangten sie nach rechts in die gut gangbare, von kurzen Kaminabsätzen unterbrochene Parallelrinne, die schließlich in die tiefeingerissene, oben blockgesperrte Schlucht zwischen dem Gipfelturm und dem ersten westlichen Gratzacken verläuft. Nun stieg man auf dem alten Nordwestwege zum Gipfel, der nach insgesamt dreistündiger Kletterei betreten wurde.

Um vom Hohen Großwandeck in das Stuhlloch hinabzugelangen, hat man neben der wohl empfehlenswertesten Route über den Ostnordostgrat und die Geröllmulden des gewöhnlichen Großwandweges die Wahl zwischen zwei anderen, bereits durchgeführten Abstiegen, die aber zweifellos zahlreiche Varianten gestatten und bei der Unübersichtlichkeit des Geländes ein gutes Maß von Orientierungssinn erfordern. Die eine, zuerst im August 1904 von Anton Lelaut-Linz und Kamillo Niedereder-Innsbruck begangene Route führt auf dem gewöhnlichen Nordwestwege vom Gipfel etwa 50 bis 60 *m* hinab, dann in ein auffallendes Schartel des Südgrates zwischen dem Gipfelbau und dem letzten Gratturm und jenseits durch eine große, schnee- oder schutterfüllte Rinne, später über ihre kulissenartig absinkenden, linken Begrenzungsrippen, endlich nach schwieriger Querung in die Hauptrinne, über einen sehr steilen, grasdurchsetzten Seitenhang in etwa 3½ Stunden in das Stuhlloch hinab. Der andere, im August 1909 von H. Brandauer mit dem Führer Alexander Lechner gefundene Weg dürfte im obersten Teile mit der schon 1901 von G. Jahn und E. Pichl begangenen Variante zusammenfallen. Über Schrofen, plattigen Fels und durch tiefe Kamine wurde zunächst in das Schartel zwischen dem Gipfelbau und dem nordwestlich vorgelagerten, stiefelknechtartigen Felsgebilde hinabgeklettert, in der südlich abstreichenden Rinne die Damberger-Wesselysche Südwandroute berührt, später aber, im Sinne des Abstieges nach rechts hin verlassen und in zum Teil sehr schwieriger, umständlicher Kletterei über brüchige Rinnenabsätze, zuletzt durch Abseilen über eine 15 *m* hohe Plattenwand der Karboden erreicht.

Den meisten der eben geschilderten Südwege auf das Hohe Großwandeck dürfte der zuerst am 30. September 1913 von Dr. Paul Preuß begangene über den „Südgrat", wenigstens im Aufstiege, vorzuziehen sein. Im Turenbuch der Hofpürglhütte findet sich darüber folgende Eintragung:

„Das Hohe Großwandeck entsendet in das Stuhlloch einen langen, unten mehrfach geteilten Grat. Aus der westlich davon hinaufziehenden, steilen Rinne nach rechts auf diesen Grat und über steile, rasendurchsetzte Felsen zum Teil schwierig empor. Mehrere Steilabbrüche wurden westlich knapp unter der Gratkante umgangen. Der Grat, dessen linke Rippe benützt wird, löst sich oben in mehrere, weniger ausgeprägte Rippen auf. Über steile Schrofen gerade hinauf auf den Gipfel des letzten Turmes vor dem Großwandeck (Steinmann mit Stange). An diesem Turm vereinigen sich alle Gratrippen. Jenseits etwa 20 *m* leicht in die Scharte hinab, (diese erreicht man jedenfalls leichter durch eine von Südosten heraufstreichende Rinne; Route Lelaut-Niedereder). Von der Scharte links neben

der Kante, ein Abbruch wurde östlich umgangen, in sehr ausgesetzter, sehr schwieriger und schöner Kletterei zum Gipfel. 2 1/2 Stunden vom Einstieg."

Verhältnismäßig spät, im Sommer 1912, wurde die Nordseite des Hohen Großwandecks betreten. Die zuerst von K. Jellinek und den Brüdern Steinmaier begangene Route führt vom Nordwestende des in der Fallinie des Gipfels zutiefst in das Weitgries hinabreichenden Spornes über schuttbedeckte Schrofen, Bänder und Wandstufen, an zwei oberhalb dieses Spornes eingebetteten Schneeflecken vorbei, dann schräg nach links aufwärts, unterhalb eines auffallenden, gelben Fleckes in eine schmale Scharte des Verbindungsgrates zur Großwand. Die Durchkletterung der eigentlichen Nordwand ist noch „Problem", doch dürfte die Möglichkeit seiner Lösung durch eine schöne, knapp östlich des Steinmannes ausmündende Kaminreihe hinreichend verbürgt sein.



Großwand aus dem Armkar
F viereckige Felslücke; *R* Rippe; *Z* Zackenreihe; *T* trapezförmiger Turm

Die Großwand, 2413 *m*, der zweithöchste Kammgipfel, zugleich einer der ersten, die von Geometern erstiegen wurden, soll der vielen grünen Felshänge wegen früher „Graswand" geheißen haben. Wer aber von der Hinteren Scharwandalm den prachtvollen, kahlen Nordwestabsturz, — eigentlich die schönste Wand im Gosaukamm, — gesehen hat, wird den heute gebräuchlicheren Namen nicht minder passend finden. Der in älteren Karten und Reisewerken enthaltene, ganz „exotisch" klingende Name „Peramin" ist nichts anderes als ein verballhorntes „Pyramid'n" und vermutlich auf das schon bei den ersten Vermessungen errichtete, hölzerne Triangulierungszeichen zurückzuführen. Übrigens ist diese Bezeichnung auch durch die Form des Gipfels gerechtfertigt.

Vier, im allgemeinen nach den Himmelsrichtungen verlaufende Grate, von denen der Nordostgrat allein mit keinem benannten Gipfel, dafür aber mit einem schönen Pfeiler endigt, geben dem Massiv eine bedeutende Breitenausdehnung. Der verhältnismäßig sanften, grünen und muldenreichen Südwestflanke entsprechen auch im Osten lange, grasdurchspickte Schrofenhänge, die erst knapp über dem Schutt in Plattenwänden niederbrechen. Nach Osten zieht ein stellenweise bretterdünner, mit kühnen Nadeln besetzter Grat zum Niederen Großwandeck. Diesem, nach drei Seiten scheinbar glattgemeißelten und plattengepanzerten Turm-

gipfel ist östlich noch ein schlankerer Obelisk, der Däumling, vorgelagert. Das Ganze hat wirklich Ähnlichkeit mit einem steinernen Fäustling von fast 400 *m* Höhe.

Auf der Großwand sind wohl schon in sehr früher Zeit Jäger gestanden; der erste, namentlich bekannte Ersteiger war Leutnant Henner gelegentlich einer Katastralvermessung im Jahre 1823. Seither haben Vermessungsabteilungen wiederholt auf dem Gipfel kampiert. Der Aufstieg erfolgte stets aus dem innersten Winkel des Stuhlloches durch eine schmale, unten von einem Schuttkegel bezeichnete Schlucht, in der man etwa 150 *m* weit emporklettert. Über Rasenbänder und Schrofen gelangt man rechts in eine steile, grüne Mulde und durch sie, sowie die folgenden Absätze, in 2 Stunden vom Einstieg, zum höchsten Punkt. Will man möglichst rasch von der Hofpürglhütte in den Hintergrund des Stuhlloches gelangen, so stehen zwei Wege offen. Der kürzere aber mühsamere führt in steiler Schutt- oder Schneetreterei aus dem „Kessel" in die Scharte nordöstlich des Schwingerzipfs und in gleicher Art drüben in das Stuhlloch hinab, der andere umgeht, vom Austriawege abzweigend, durch die „Eisgruben"[1]) die Stuhllochspitzen an ihrer Ostseite. Natürlich sind nicht Wege im eigentlichen Sinne, sondern höchstens schwache Steigspuren vorhanden.

Gewöhnlich aber wird heute der Weg aus dem Armkar vorgezogen. Er ist zwar schwieriger und nicht so leicht zu finden, aber um fast 1½ Stunden kürzer als der durch das Stuhlloch. Hierbei hat man nach Erreichung des Steiglpasses zunächst ein Stück gegen die Armkarwand emporzusteigen und dann einem, schon von der Hütte aus sichtbaren Steinmanne zuzustreben, der die Stelle bezeichnet, an der der Abstieg in das Armkar am besten vonstatten geht. Hierauf wendet man sich jener langen Schuttriese zu, die, oben häufig schneebedeckt, zur ersten Scharte im Verbindungsgrate Großwand-Niederes Großwandeck emporleitet, klettert jedoch vor Erreichung der Scharte links über nicht gar steile, aber plattige und geröllbedeckte Schrofen, dann durch eine auffallende, viereckige Felslücke in eine kurze Rinne und links heraus über eine steile Rippe und die dahinter eingebettete Rinne auf die Grathöhe. Bald folgt eine brüchig-gelbe Zackenreihe, die östlich umgangen wird, dann geht es durch einen leichten Kamin an die Westseite und nach Überkletterung des folgenden trapezförmigen Turmes, der den Großwandgipfel vom Boden des Armkares aus verdeckt, auf diesen selbst. Die etwa einstündige Kletterei ist technisch leicht, bei der Steilheit und stellenweisen Brüchigkeit der grasdurchsetzten Felsen im Abstieg aber nicht sehr angenehm. Ob die von der Sektion Linz geplante Steiganlage den Berg für jedermann erschließen wird, ist fraglich.

Der Zeitaufwand wird von der Hütte durch das Stuhlloch mit 4½ und 5, durch das Armkar mit etwa 3½ Stunden zu bemessen sein. Eine von R. Lettner, R. Unterberger und H. Reinl 1908 begangene Variante führt von der ersten Scharte im Verbindungsgrate zum Niederen Großwandeck, die über die vorerwähnte lange Riese erstiegen wird, nach einem ungemein brüchigen Quergang über Rasen unmittelbar zur Holzpyramide. Sie ist noch kürzer und kaum schwieriger als der gewöhnliche Südostweg.

Bei der starken Benützung des Steiglweges muß es wundernehmen, daß die dem Weitgries schattengleich entsteigende Nordwestwand[2]) solange unbetreten blieb. Erst am 29. Juni 1912 wurde hier durch R. Jellinek und die Brüder Steinmaier ein Aufstieg vollzogen. Die Natur selbst hat den Einstieg durch einen länglichen, weißgelben Abbruch gekennzeichnet, hinter dem das Wandmassiv durch eine Schneerinne gespalten wird. In ihr ging es hinan, bis glatte, wasser-

[1]) Nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Dolinen unter der Kopfwand.

[2]) Im Turenbericht (Ö. A.-Z. 1913, S. 242) fälschlich „Westwand" genannt.

überronnene Felsen den Weiterweg versperren. Nun links über die Randkluft zu einem Kamin und über darauffolgende Schrofen auf den Kopf des die Schneerinne begrenzenden Pfeilers (Steinmann). „Einige Schritte absteigend zu einem Spalt. Darüber baut sich ein ziemlich steiler, plattiger Wandgürtel auf. Sehr schwierig über diesen auf leichtes Terrain. Immer hart rechts von der herabziehenden Rippe aufwärts, bis sie an das eigentliche Wandmassiv stößt. Als Ziel dient nun ein auffallender, drohender Überhang. Über Wandstufen, kurze Kamine und seichte Rinnen ziemlich schwierig zu ihm empor. Auf wenig griffigem, nassem Fels unmittelbar unter ihm nach links zu darauffolgenden Platten. Rechter Hand streicht ein großartiger Vorbau in glatten, überhangenden Felsen herab, während links oben der Nordgrat mit schöner Zackenkrone sich aufschwingt. In dem Winkel zwischen beiden vollzieht sich nun der weitere Aufstieg, der durch eine Reihe von gut kletterbaren Kaminen zu einer Scharte im Nordgrate leitet (Steinmann). Nun auf diesem selbst oder links davon über begrünten Fels zur Gipfelpyramide. Dauer der Kletterei drei Stunden.“



Großwand über die Nordwestwand

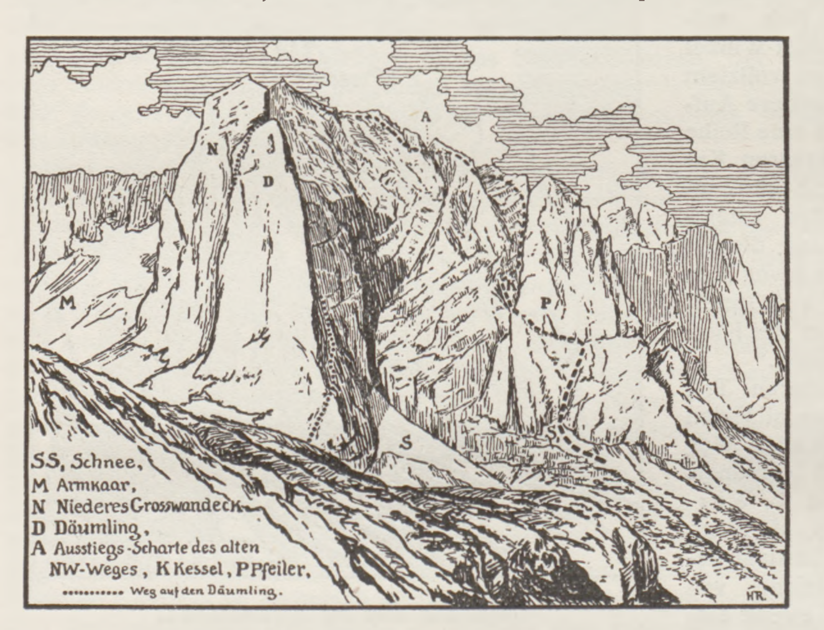
G großer, *g* kleiner gelber Fleck, *Sch* Schneerinne, *S* Steinmann
– – – – – Weg Jellinek-Steinmaier, -·-·-·-·- Stüger-Wellacher

Einen im oberen Teil von der eben geschilderten Route abweichenden Weg begingen 1913 erstmals S. Stüger und E. Wellacher, indem sie dort, wo in die zum Einstiege benützte Schneerinne von rechts her eine zweite einmündet, durch diese über sehr steilen Schnee zu einem Schartel zwischen dem Wandmassiv und mehreren vorgelagerten Türmen emporstiegen. Nun erreichten sie, linker Hand hinaufkletternd, ein horizontal nach rechts an die Kante führendes Band und von seinem Ende, etwa 15 *m* nach rechts schief aufwärts, einen Block, von dem man, etwas absteigend, in eine Kaminreihe queren konnte. Nach dem ersten Überhang rechts hinaus, dann gerade aufwärts und über eine viertelkreisförmige, horizontale Platte und schwere Stufen wieder in den Kamin zurück, der fünf Minuten unter dem Triangulierungszeichen am Gipfelgrate endigt. Das etwas brüchige Gestein wird höher oben sehr fest.

Im gleichen Jahre wurde auch die Ostwand durch K. Jellinek und S. Stüger bezwungen. Diese Route besitzt bei nur mittlerer Schwierigkeit den Vorzug eines direkten, das Geröll des Armkares vermeidenden Aufstieges vom Steiglwege, und da die nach oben zu immer leichter werdende Kletterei nicht mehr als zwei Stunden beansprucht, ist der praktische Wert dieses Weges für von Gosau Kommende leicht einzusehen. Vom nördlichen der beiden, am Fuße der Ost-

wand befindlichen Schneeflecke geht es schräg rechts über plattigen Fels zu einem Tor, durch dieses hindurch über Schrofen auf ein langes, in der Mitte durch einen länglichen Pfeiler erkennbares Band, das etwa 100 *m* über dem Einstieg, horizontal nach links in einen Felskessel führt. Um nun allfälligen, von Gemsen verursachten Steinschlägen auszuweichen, erklettert man durch eine lange Kaminreihe ein Schartel im Nordgrat und über diesen den Gipfel der Großwand.

Über den Verbindungsgrat von der Armkarwand her wurde die Großwand zuerst am 22. August 1902 von Gustav Jahn und Kamillo Opel nach 3½ stündiger, zum Teil sehr schwieriger Kletterei betreten. Die markanten Stellen der Tur sind: bald nach dem Verlassen des erstgenannten Gipfels ein etwa 6 *m* tiefer Gratabbruch, dann zwei nebeneinanderstehende Türme, deren rechter überklettert werden muß, und eine in dünne Zacken zersplitterte Gratstrecke, die nicht allzu tief auf schmalen Bändern der Armkarseite umgangen wird. Der Grat wird nun längere Zeit gut gangbar und weist, abgesehen von einem unmittelbar zu überkletternden, senkrechten Absatz, bis zum Großwandgipfel nur noch eine grössere Schwierigkeit auf, einen nach Norden mehr als 30 *m* tief abbrechenden Gratkopf. Hier seilt man sich entweder unmittelbar ab oder klettert über leichte Schrofen in die Armkarseite hinunter, worauf ein schwieriges Band in die Scharte unter dem Abbruch gelangen läßt. Das Gestein ist unzuverlässig und mit Gras durchsetzt.



Großwand über die Ostwand und den Däumling

Das Niedere Großwandeck, 2367 *m*, ist zweifellos jene „Hinterste Gosauseespitze", die zuerst von J. v. Hungerbyhler, H. Kästner und Th. Mayer mit den Führern Johann und Mathias Knauß am 22. September 1879 betreten wurde. Der Weg ist von der Natur ziemlich deutlich vorgezeichnet und führt aus dem Armkar über eine westlich des Gipfelbaues gelegene Schutt- oder Schneeterrasse und die darauffolgenden ziemlich steilen und ausgesetzten Schrofen, endlich durch eine Rinne in die Scharte unmittelbar westlich des Gipfelturmes, der schließlich über einen schwierigen Absatz und die luftige Gratschneide erklettert wird. Vom Armkar aus wird die Höhe der Schrofen über der Schutterrasse leicht unterschätzt. Die Kletterei nimmt etwas mehr als eine Stunde in Anspruch.

Eine der meist umworbenen Felsgestalten des Gosaukammes war bis zu

Karl Wieshammer phot.

Abb. 5. Großer Manndlkogl vom Austriaweg

Karl Wieshammer phot.

Abb. 6. Großwandmassiv vom Gipfel der Großen Bischofsmütze

Karl Wieshammer phot.

Abb. 7. Gr. Manndlkogel vom Südfuß des Wasserkarturmes

Karl Wieshammer phot.

Abb. 8. Niederes Großwandeck und Däumling

seiner, am 17. September 1913 erfolgten Bezwingung der kühne Wartturm des Däumlings, 2322 *m*. Unter den zahllosen Versuchen, dieser wie aus einem Guß geformten Säule beizukommen, verdient der im Sommer 1904 durch den bekannten Dolomitenführer Franz Kostner-Corvara mit Eduard Tatzel-Troppau unternommene, besondere Erwähnung. Unter enormen Schwierigkeiten gelang es den Genannten, durch die aus dem Armkar zur Scharte zwischen Niederem Großwandeck und Däumling emporziehende Kaminreihe bis etwa sechs Zehntel der Schartenhöhe vorzudringen, wo ein etwa 2 *m* vorklaffender, von einer Tropfquelle überrieselter Uberhang dem Weiterklettern ein Ende setzte. „Bei ganz trockenen Felsen und Anwendung künstlicher Hilfsmittel wäre ein Herausspreizen vielleicht denkbar", lautet die lakonische Eintragung im Turenbuch der Hofpürglhütte. Ebenso ergebnislos verlief der 1913 von F. Steinmaier und dem Verfasser versuchte Abstieg vom Gipfel des Niederen Großwandecks zur Scharte gegen den Däumling. Nach etwa zwei Seillängen wurde die Gratkante nahezu senkrecht, stellenweise sogar überhangend und es blieb noch eine derartige Tiefe bis zur Scharte, daß an das ursprünglich geplante Abseilen gar nicht zu denken war. Erst die Nordseite brachte Dr. Paul Preuß und Dr. Günther Freiherrn v. Saar am 18. September 1913 den Erfolg [1]). Durch eine am Nordostfuße des sonst allseits in glatten Platten abfallenden „Daumenballens" schräg rechts emporziehende, begrünte Verschneidung wurde eine an der Nordseite dahinführende, plattige Rampe gewonnen und nach schwieriger und sehr ausgesetzter Kletterei das untere Ende zweier geschweifter, tiefer Kamine erreicht, die von der Scharte zwischen Däumling und Großwandeck nördlich herabziehen und schon von Gosau aus deutlich sichtbar sind. Durch den linken Kamin, höher oben über die Trennungsrippe zwischen beiden, gelangte man in die Scharte, dann jenseits, etwa 10 *m* hinabkletternd, mittels eines zuerst horizontalen, dann ansteigenden, äußerst schwierigen Querganges zu den Gipfelschrofen der Armkarseite, die nun ohne nennenswerte Schwierigkeiten zur Spitze brachten. Die ungemein ausgesetzte, sehr schwierige Kletterei erforderte im Aufstieg 4¼, im Abstieg 4½ Stunden.

Der schon von den Erstersteigern als möglich bezeichnete Übergang vom Däumling zum Niederen Großwandeck wurde von ihrem Nachfolger, Adolf Deye-Linz, am 12. Juli 1914 durchgeführt. Den erheblichen Schwierigkeiten dieses Weges steht der Vorteil seiner Kürze, die ihn zum Abstieg von der Däumlingscharte empfiehlt, gegenüber. „Von der Scharte zunächst über steiler werdende Felsen gerade empor, dann schwach links über eine 10 *m* hohe, zum Teil überhangende Wandstufe zu einem Standplatz. Eine glatte Platte links und die senkrechte Wand rechts bilden eine unten überhangende Verschneidung, die durch Außenstemmen erklettert wird. Nach 20 *m* endet der Riß auf einem Vorsprung unterhalb der glatten Gipfelwände. Durch einen Riß jenseits 20 *m* hinab zum Beginn der zum Teil mit Rasenpolstern besetzten Gesimse, die schwach ansteigend durch die sonst allenthalben ungangbaren Südabstürze führen. Man verfolgt sie, einige Unterbrechungen durch weite Spreizschritte überwindend, bis man durch einen senkrechten Riß ein 10 *m* höher oben ansetzendes Grasband gewinnt. Hier 10 *m* nach links und durch einen leichteren Riß auf Rasenpolstern an den Fuß einer überhangenden Kante. Weiter nach links zu dem vom Gipfelgrat südlich herabziehenden Pfeiler und über ihn sehr steil zur Spitze. Eine Stunde von der Däumlingscharte, äußerst schwierig und ausgesetzt."

Die westlich des Steiglpasses aufragende Armkarwand, 2348 *m*, ist von diesem Sattel in einstündiger, zwar ausgesetzter, aber leichter Schrofenkletterei erreichbar. Die Herstellung eines versicherten Steiges ist geplant. Auch der

[1]) Ö. A.-Z. 1914, S. 177.

Nordostgrat und die zerhackte, gegen den Schwingerzipf herabziehende Gratschneide wurden, letztere durch Otto Barth und Gustav Jahn, bereits begangen.

Aus dem Stuhlloch über die Westwand fanden K. Jellinek und S. Stüger im August 1913 einen sehr schwierigen Zugang. Der Einstieg erfolgte durch eine am Nordende des Wandmassives herabziehende Schneerinne, worauf über Schrofen nach rechts in die eigentliche Westwand gequert wurde. Auf gutem Bande gelangte man nach rechts in eine Rinne, später dann rechts herauskletternd über eine schwierige Ecke auf ein nach links ansteigendes, anfangs breites, später nur mehr Hangelgriffe bietendes Felsband. Nach dieser, große Schwierigkeiten bietenden Stelle verließ man das Band und erreichte, im allgemeinen schief rechts emporstrebend, über eine Platte, Bänder und Rinnen nach 2½ stündiger Kletterei das Rasengehänge unter dem Gipfel.

4. Der Mützenstock. Einer großen, im Netze lauernden Spinne, einem riesigen Kraken mit beutegierig nach allen Seiten spielenden Fangarmen gleicht der südlichste und letzte Abschnitt der Gosauseespitzen aus der Vogelschau. Sein allbeherrschendes Zentrum, demgegenüber die anderen Gipfel zu bedeutungslosen Erhebungen zusammenschrumpfen, ist jenes Türmepaar, das von den Umwälzungen der Vorwelttage als letzter Rest des Riffkalkes auf zerfressenem Dolomitsockel belassen wurde, zugleich einer der bekanntesten Berge in deutschen Landen — die Bischofsmütze! Von wo immer man den Dachstein schauen mag, sticht auch ihr schlanker Doppelbau als Wahrzeichen in den Äther. Abenteuerlich und seltsam waren seit alters her die Namen, mit denen die Talbewohner den scheinbar unersteiglichen Berg und Schauplatz vieler, heute längstverklungener Sagen belegten: Teufelshörner, Schwingerzipf, Hochzeiter, Zipfelmütze hieß er früher, der Name „Bischofsmütze" hat sich erst in den letzten Jahrzehnten allgemein eingebürgert. Ungewöhnlich wie seine Form ist auch die Ersteigungsgeschichte dieses Berges, die in manchen Zügen an jenes klassische Ringen um die höchsten der Schweizerriesen gemahnt.

Der erste Ersteiger der Kleinen Bischofsmütze soll in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts jener Peter Gappmayr aus Filzmoos gewesen sein, dem auch die zweite Ersteigung des Torsteins glückte. Nach Angabe der Senner von der Aualm war sein zwischen den Blöcken auf dem Gipfel verklemmter „Waldstecken" viele Jahre hindurch sichtbar. Der erste bekannt gewordene Versuch, die Große Mütze zu ersteigen, erfolgte am 1. Juni 1879 durch R. Issler, Dr. A. Sattler und den Ramsauer Führer Johann Knauß „über die dem Sulzkar zugewendete Seite", er blieb aber infolge des Schnees vergeblich.

In die Zeit vom 12. bis 16. Juni desselben Jahres fällt dann die Belagerung der Großen Bischofsmütze durch Markgraf Alfred von Pallavicini, Anton Posselt-Csorich und Heinrich Ritter von Rumpler mit den Ampezzaner Führern Santo Siorpaes und Arcangelo Dimai. Am 15. Juni stieg man von der Aualm, dem damaligen Standquartier, über die Einsenkung des Kampls zu den Hängen am Westfuße der Kantenbrunnspitze empor, woselbst sich die Turisten dem Vergnügen des Schneeballwerfens hingaben, während die beiden Führer zur Erkundung ausgesendet wurden. Da sie von hier aus den Übergang zur Terrasse unter der Kleinen Bischofsmütze nicht bewerkstelligen konnten und unverrichteter Dinge zurückkehrten, querte man den obersten Schuttkessel des Langtales und erstieg durch eine vom Ansatze des Eisriedels herabkommende Schneerinne die erwähnte Terrasse, worauf sich die beiden Ampezzaner abermals auf die Suche nach einem Durchstieg begaben und auf einer „nach links unter den Wänden hinziehenden Felsleiste" im Nebel verschwanden. „Plötzlich", schreibt R. v. Rumpler im Jahrgange 1881 der Ö. A.-Z., „wurde es um uns herum licht, der Nebel ver-

schwand und unsere Aufmerksamkeit wurde durch ein Gejohle, das von der Höhe kam, nach oben gerichtet; und in Wirklichkeit sahen wir auch unsere beiden Führer auf der ersten der drei Spitzen[1]), die Hüte schwenkend, stehen."

Während des Abstieges machte man die Wahrnehmung, daß man die Mühe des Tages der Kleinen und nicht, wie geglaubt, der Großen Mütze geopfert hatte. Deshalb wurde am folgenden, in vollster Klarheit anbrechenden Morgen des 16. der Angriff auf letztere beschlossen. Mittlerweile aber waren die drei Ramsauer Auhäusler, Johann Steiner und Knauß auf die Kunde von der Anwesenheit fremder Führer hin, zur Aualm emporgestiegen, um den Ampezzanern zuvorzukommen. Sie ließen sich jedoch von der ersten Partie zu einer gemeinsamen „Rekognoszierung" der Großen Bischofsmütze bewegen, die zwar aus dem Eiskarl von Süden her erfolgte, wegen des in der Nacht massenhaft gefallenen Neuschnees aber ergebnislos verlief. Um nun wenigstens einen der beiden Türme zu ersteigen, wandte sich die erste Partie abermals der Kleinen Bischofsmütze zu. Von der Felsleiste, vor der man am Vortage die Rückkehr der Ampezzaner erwartet hatte, setzte man sich in zwei Abteilungen in Bewegung. „Wir kamen", schreibt v. Rumpler, „zu einem ziemlich engen Kamine, der uns in ein Felscouloir führte, in dem wir auf allen vieren aufwärts krochen, bis wir drei Viertel der Höhe erreicht hatten, wo wir Halt machten, und gelangten, indem wir die Spitze, die unsere Führer am Vortage erstiegen, rechts liegen lassend, nach links eine Wand querten, auf den Grat; daselbst erklommen wir noch einen Felsblock, von dem aus wir den zweiten Zahn, denn Spitze kann man es schwer bezeichnen, erreichten. Da der Teil des Grates, der vor uns lag, nur aus felsigen Zähnen zusammengesetzt war, stiegen wir jeder einzeln in die Wand ab und zwar zuerst ich, dann Posselt, Markgraf Pallavicini als dritter und zuletzt die Führer. Auf einer kleinen, mit Schnee bedeckten Felsplatte machten wir ein wenig Halt und stiegen, nachdem wir uns wieder in die alte Ordnung rangiert, zum Grate hinauf. Dieser war aber so zerrissen und seine Oberfläche nur von verwittertem Gesteine zusammengesetzt, daß wir nur mit der größten Vorsicht Zoll für Zoll Terrain gewinnen konnten. Auf diese Weise erreichten wir um 2 Uhr den höchsten Punkt der Kleinen Bischofsmütze. Nachdem wir noch unsere Visitkarten nebst einer kleinen Skizze unseres Aufstieges in eine Blechbüchse gesteckt und diese wieder dem Steinmanndel anvertraut hatten, traten wir um ½3 Uhr nachmittags den Rückmarsch an."

Die drei Ramsauer aber hatten inzwischen die Untersuchung der Großen Mütze fortgesetzt und Steiner war zu dem Ergebnis gelangt, daß sie bei Trockenheit der Felsen „mit Hilfe einer kleinen Leiste" ersteiglich sei. Santo aber faßte sein Urteil in die resignierten Worte zusammen: „der kleine Teufel ist nicht zu machen", und „die Jungfrau ist halt schlecht gebaut"!

Doch die Ramsauer sollten recht behalten. Am 28. Juni erreichten Auhäusler und Johann Steiner den Gipfel der Großen Bischofsmütze und sie führten am 9. Juli des gleichen Jahres R. v. Lendenfeld als ersten Turisten zur Spitze. In Ramsau wurde dieser Bergsieg heimischer Führer mit großer Begeisterung gefeiert und der dortige evangelische Pfarrer dichtete das berühmte „Mützenlied", das seither überall in der Ramsau gesungen wird und als einziger bisher vorhandener „alpiner Heldensang" dem Leser nicht vorenthalten werden soll:

(Weise des „Fischerliedes")

Die Große Bischofsmütze
Ist furchtbar steil und hoch
Und ihre höchste Spitze
Ward nie bezwungen noch.

Da kam im Drang nach Ehre
Ein Markgraf von Geblüt,
Er meint, wie schön es wäre,
Wenn er sich drum bemüht.

Es kamen von Ampezzo
Zwei welsche Führer an,
Die meinten nur, es geht so,
Man zeigt halt, was man kann.

[1]) Drei verschiedene Gratzacken der Kleinen Mütze.

Arcangelo hieß der eine,
Was deutsch „Erzengel“ heißt;
Man sagt, wie der steigt keiner,
Der Bergeswege weist.

Und Santo hieß der andre,
Zu deutsch „ein Heiliger“;
Man sagt, in allen Welten
Steigt keiner so wie der.

Sie haben nicht bezwungen
Des deutschen Berges Höh',
Und drunten hat's geklungen,
Das wissen wir ja eh.

Doch zwei sind aufgestiegen
Und haben das Ziel erreicht,
Obwohl den Engeln und Heiligen
Von ihnen keiner gleicht.

Da lacht die Bischofsmütze:
„Ich steh auf deutschem Grund,
Der Deutsche kommt zur Spitze,
Der Welsche, der bleibt unt!“

Denn kühn nach oben streben
Kann nur ein ganzer Mann;
Drum soll ein jeder leben,
Der tüchtig steigen kann!

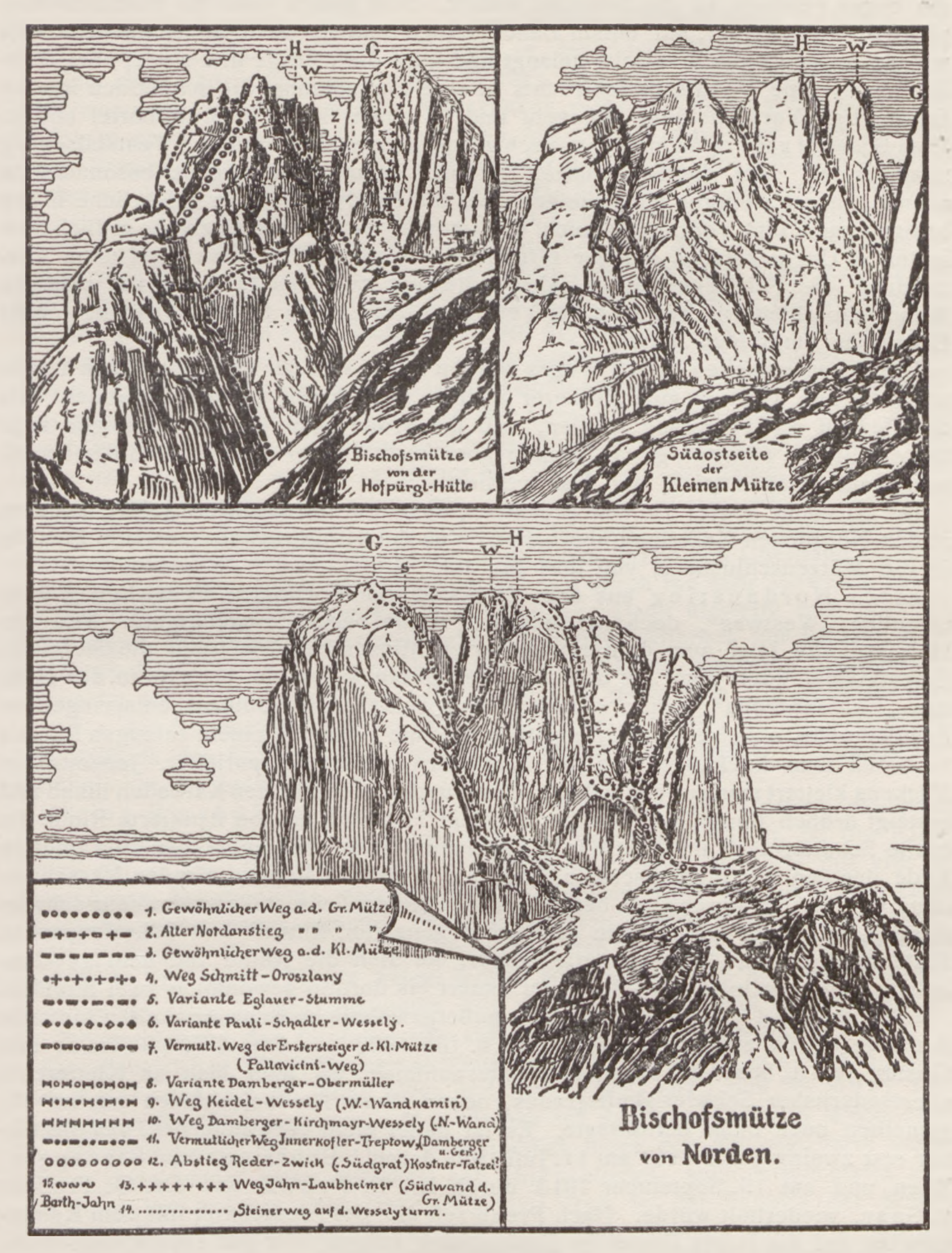
Trotzdem wird man den beiden Ampezzanern, die bei elendem Wetter und den denkbar ungünstigsten Schneeverhältnissen in einem völlig fremden Gebiet einen Berg wie die Kleine Mütze bezwangen, höchste Anerkennung zollen müssen, umso mehr als sie drei Turisten zu führen hatten, die sich nach der Schilderung v. Rumplers persönlich blutwenig um die einzuschiagende Route kümmerten und es ganz den Führern überließen, sich in dem verwickelten Gebiet zurechtzufinden. Anderseits aber waren sie an steile, ausgesetzte Klettereien sicher mehr gewöhnt als die beiden Einheimischen, deren Zähigkeit und Energie daher unsere größte Bewunderung herausfordert, weil sie sich an Felsen wagte, deren Erklimmung damals als außerordentlich gefahrvoll gelten mußte.

Der Gipfel der Großen Mütze wurde im Jahre 1879 noch dreimal betreten und zwar am 15. Juli von Georg Geyer und Dr. Carl v. Lederer mit Auhäusler und Steiner, am 17. August von A. Posselt-Csorich mit Steiner und am 21. September von D. Diamantidi mit Auhäusler. Im Jahre 1885 folgte dann als erste Dame Fanny Grehs mit dem aus der Geschichte der Watzmannbesteigungen rühmlichst bekannten Kederbacher. Hingegen wurde die Besteigung der Kleinen Bischofsmütze erst am 22. Juni 1889 von den Führerlosen Robert Hans Schmitt und N. Oroszlany wiederholt.

Und heute ist die Bischofsmütze ein Modeberg. Zahllose Wege und Varianten umspannen insbesondere den Leib des niedrigen Turmes. Sie sollen im folgenden der Reihe nach besprochen werden, wobei die beigegebenen Anstiegsskizzen eine etwas knappere Darstellung rechtfertigen dürften.

Große Bischofsmütze, 2455 *m*. Gewöhnlicher Weg: Auhäusler und Steiner erkletterten die „Mützenscharte“, wie die spaltartige Einsenkung zwischen den Türmen allgemein heißt, aus dem Stuhlloch durch die Kamine der Nordwestwand, hierauf den Gipfel auf dem noch heute gebräuchlichen Wege von Südwesten und nahmen den Abstieg von der Mützenscharte nach Südosten in das Eiskarl durch die „Mützenschlucht“, die heute den gewöhnlichen Aufstieg vermittelt.

Von der Hofpürglhütte geht es auf schmalem Steig unter den Abstürzen des Mosermanndls durch, dann von Südwesten her über eine Stufe in das Eiskarl, einen ehemaligen Gletscherkessel, über dessen Moränenhänge der rotbezeichnete Pfad im Zickzack emporführt. Man erreicht den Sattel zwischen den Mützen und dem höchsten Zacken des Mosermanndls, steigt über den Geröllkamm links hinauf und klettert über brüchiges Dolomitgeschröf, auf Nagelspuren und Farbenflecke achtend, von rechts her in die obere Randkluft der von der Mützenschlucht herabkommenden, meist hartgefrorenen Schneerinne. Nun vorsichtig hinüber an den Fuß der Felsen, wo die Markierung ein Ende nimmt. Weiter durch eine schräg nach links emporziehende, plattige Verschneidung auf einen bandartigen, durch ein Felsköpfel bezeichneten Absatz, dann in den Grund der Mützenschlucht hinein, in der nun mehrere sehr steile und glattwandige, aber gutgriffige Stufen zu überwinden sind. Eine dieser Stufen erfordert eine weite Spreize auf einen entfernt liegenden Tritt, den sogenannten „Steinerschritt“. „Ziegelstätte“ heißt eine Stelle, wo rötliche, dünne Schieferplättchen den Kalkschutt des Schluchtgrundes unterbrechen. Nach Überschreitung der Mützenscharte umklettert man den hohen, aus ihr emporragenden Zacken an seiner Nordseite und schlüpft hinter ihm durch



Wege auf die Bischofsmütze

H Hauptgipfel der Kleinen Mütze; *W* Wesselyturm; *Z* Zacken in der Mützenscharte; *G* Große Mütze; *S* Schartel, in dem der gewöhnliche Weg auf die Große Mütze den Gipfelhang erreicht; S_1 Schutt- oder Schneefleck; *F* Felsloch; *Gt* Geröllterrasse, von der aus die Wege 7, 8 und 9 auseinandergehen; *T* Terrasse in der Südwand

ein enges Felsloch an die Südseite zurück. Nun gleich über die anschließende, plattige Kante empor, auf einem Bande einige Schritte nach links, wodurch man wieder mehr an die Westseite gelangt und über die plattige und steile, aber deutlich abgetretene Wand schwach rechts in eine Einbuchtung, die schließlich in eine kaminartige Verschneidung übergeht und in einem kleinen Gratschartel endigt. Vom Schartel geht es dann über die schwachgeneigten Schrofen der Westabdachung zum Gipfel. Auf dieses Schartel hat man beim Abstieg ganz besonders zu achten, da ein weiteres Hinabsteigen über die Nordwestseite in gefährliche Lagen bringen kann und vermutlich auch die Ursache des bisher einzigen, tödlich verlaufenen Unglücksfalles auf der Großen Mütze war. Man kann auch unter Vermeidung des Felsloches direkt, aber schwierig zum Bande unter der plattigen Wand emporklettern, was sich bei Verlegung des Loches durch Neuschnee- oder Eismassen empfehlen dürfte.

Die Schwierigkeiten dieses Weges werden heute von der Menge vielfach unterschätzt. Für wirklich gute Kletterer sind ja auch kaum solche vorhanden. Es darf jedoch nie vergessen werden, daß die große Zahl der Besteigungen zwar lockere Steine entfernt, glatte Flächen aber nicht rauher gestaltet und der Nagelschuh auf solchen leicht den Halt verliert.

Die Aussicht gehört zu den schönsten, nicht nur im Dachsteingebiet, sondern in den Nördlichen Kalkalpen überhaupt. Von der Hütte rechnet man zum Einstieg in die Mützenschlucht 2, von dort bis zum Gipfel etwa 3/4 Stunden.

Alter Nordanstieg aus dem Stuhlloch: Die richtigere Bezeichnung wäre eigenlich „Westweg“, doch hat sich der Name bereits eingebürgert. Von der Hofpürglhütte folgt man dem rotmarkierten Mützensteig bis unter die Stufe des Eiskarls und quert dann auf undeutlichen Spuren westwärts, bis man in der Nähe des „Kantenbrunns“, einer zwischen Muschelkalk und Dolomit entspringenden Schichtquelle, auf eine Markierung stößt, die zum „Kampl“, einem zahnigen Rücken zwischen dem Leckkogel und der Kantenbrunnspitze, emporleitet. Jenseits des Rückens klettert man auf den nahen, schutt- und schneeerfüllten Karboden hinab und ersteigt drüben durch eine links von einem spitzen Felszahn flankierte Rinne die breite Schutterrasse am Westfuße der Kleinen Mütze. Nun quert man zum unteren Ende der von der Mützenscharte durch die Westseite herabziehenden Verschneidung und klettert durch ihre, besonders im unteren Teile stellenweise sehr schwierigen Kamine, die höher oben schwächer geneigten Rinnen und Schrofenpartien Platz machen, zur Mützenscharte empor, wo sich die Route mit dem gewöhnlichen Wege vereinigt. Die Kletterei dauert bis dorthin gewöhnlich zwei Stunden.

Über die Südwand: Dieser ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten bietende Aufstieg wurde zum ersten Male am 6. Juli 1903 von Otto Laubheimer und Gustav Jahn, also zu einer Zeit unternommen, wo man sich an Klettereien allermodernsten Schwierigkeitsgrades, denen diese Tur beizuzählen ist, im allgemeinen noch nicht heranwagte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sie bisher erst zweimal, und zwar am 11. Juli 1904 durch J. Schramek und Planegger-Wien und am 19. September 1913 durch Dr. P. Preuß und Dr. G. Freiherr v. Saar, wiederholt wurde. Nach Preuß soll sie viel Ähnlichkeit mit dem Kaminaufstieg auf die Punta Emma im Rosengarten zeigen, von der Totenkirchl-Westwand aber an Schwierigkeit noch übertroffen werden. Derartige Unterscheidungen bei hart an die Grenze des Möglichen streifenden Turen dürften aber von der jeweiligen „Disposition“ des Kletterers sehr stark beeinflußt werden.

Die im ganzen etwa 200 *m* hohe Wand, deren Erklimmung mindestens drei Stunden in Anspruch nimmt, trägt im unteren Teil eine kleine, von weißgelbem Fels umschlossene Terrasse, die nach etwa zwei Seillängen, — die zweite ist

schon sehr schwierig, — von links her erreicht wird. Nun klettert man durch den seichten Riß gerade hinauf, zuerst eine Seillänge mittelschwer zu einem leidlichen Standplatz, dann äußerst schwierig in der noch etwa 15 *m* hohen senkrechten, oben überhangenden, weiten, flachen und zum Überfluß auch brüchigen Rißfortsetzung, an einem rostigen Mauerhaken vorbei zu einem guten Standplatz. Es folgen noch mehrere 6 bis 12 *m* hohe, fast ebenso schwierige Risse mit leidlichen Standplätzen, darunter ein bedeutender Überhang, der direkt genommen werden muß. Ganz oben macht man eine kleine Schleife nach rechts und gelangt linker Hand in eine tiefe Rinne, die zum Gipfelsteinmann emporbringt. Für den Zweiten ist fast durchweg Sicherung möglich, für den Ersten nirgends!

Der von O. Barth und G. Jahn am 9. Juli 1902 vollführte Übergang von der Armkarwand über den Schwingerzipf, 2296 *m*, zum unteren Ende der Mützenschlucht kann nicht als selbständiger Weg auf die Große Bischofsmütze angesehen werden. Von der Scharte südlich der Armkarwand, die nach halbstündiger, schwieriger Kletterei über den von dem genannten Gipfel absinkenden Grat betreten wurde, ging es zunächst südlich ein Stück an der Gratkante empor, dann unter gelben Überhängen auf plattiger Terrasse durch die Ostwand des Schwingerzipfs zu einer Rippe und auf ihr in sehr ausgesetzter Kletterei, wobei ein gelber Felszahn links umgangen wurde, auf ein schmales Sims, das nach rechts an die Ostkante des Gipfelturmes brachte. Nun ging es 15 *m* äußerst schwer zur noch jungfräulichen Turmspitze empor, dann auf der Nordseite über einen brüchigen Überhang zu einem versteckt liegenden, wenig ausgeprägten Riß und durch ihn sehr schwierig auf ein um den Gipfelturm führendes Felsband hinunter. Dann kletterte man über den Südwestgrat und seinen untersten, sehr schwierigen Abbruch zur Scharte gegen die Bischofsmütze hinab, querte in äußerst brüchigem, rötlichem Gestein sehr ausgesetzt schräg links aufwärts und gelangte so nach etwa 4½ stündiger Kletterei von der Armkarwand über — die Grenze zwischen den Dolomitschrofen und dem Riffkalk des Gipfelturmes der Großen Mütze markierende — Bänder zum gewöhnlichen Schluchteinstieg.

Kleine Bischofsmütze, 2428 *m*. Im Gegensatz zur Großen, die einem glattwandigen Felszylinder mit aufgesetztem Schrofenkegel ähnelt, ist die Kleine Mütze ein in der Richtung Nordsüd verlaufender morscher Grat mit vier bedeutenderen Erhebungen. Der nördlichste Zacken, nach seinem Erstersteiger „Wesselyturm" genannt, machte der benachbarten, heute allgemein als Hauptgipfel geltenden Zinne lange Zeit hindurch den Rang als höchste Erhebung streitig. In den letzten Jahren haben jedoch Blitzschläge und die fortschreitende Verwitterung den Kampf zugunsten des südlicheren Zackens entschieden und die Rückverlegung des Gipfelbuches auf seinen Scheitel veranlaßt.

Gewöhnlicher Weg: Er setzt sich aus zwei verschiedenen, von R. H. Schmitt und N. Oroszlany im Jahre 1889 und Dr. V. Wessely und M. Mayr 1897 begangenen Routen zusammen. Man klettert auf dem gewöhnlichen Wege durch die Mützenschlucht bis zum letzten Steilabfall unter der Mützenscharte empor, klimmt dann schief links aufwärts auf ein schmales, sehr ausgesetztes Band und folgt ihm solange nach links, bis man etwa in der Fallinie der Scharte zwischen Wesselyturm und Hauptgipfel steht. Nun ziemlich schwierig und ausgesetzt gerade hinauf zu einer auffallenden Felsplatte und, knapp unterhalb dieser Platte, links über brüchigen Fels in ein kleines Schartel hinter einem aus scheinbar losen Blöcken gebildeten Zacken. Jenseits einige Meter durch eine Rinne abwärts, dann auf schmalem Bande quer durch die Wand in die zwischen dem Hauptgipfel und dem nächstsüdlichen Zacken herabkommende Steilrinne, die sich höher oben kaminartig verengt und in die durch einen zylindrischen

Felskopf geteilte Scharte emporführt. Nun nach rechts über Schrofen auf den Hauptgipfel, von dem sich auch der Wesselyturm ohne besondere Schwierigkeiten ersteigen läßt. Die vom Schluchteinstieg etwa 1 1/4 Stunden erfordernde Kletterei ist bedeutend schwieriger und ausgesetzter wie der gewöhnliche Weg auf die Große Mütze, dabei ist das Gestein nicht immer zuverlässig. Vielfach wird daher die im Juli 1901 von Dr. H. Eglauer und E. Stumme begangene, zwar schwierigere, aber kürzere und angenehmere Variante durch den rechts von der Platte eingeschnittenen, mehrfach überhangenden und engen Kamin vorgezogen, der in die Scharte zwischen Hauptgipfel und Wesselyturm emporbringt.

Der das erste Mal im Abstieg begangene Originalweg Schmitt-Oroszlany beginnt etwa 35 *m* über dem Schluchteinstieg, dort, wo man nach der plattigen Verschneidung in den Grund der Mützenschlucht hineinquert, und verläuft dann linkerhand über die sehr steile und im allgemeinen plattige, aber infolge zahlloser, kurzer Kamine, seichter Einrisse und Felslöcher gut erkletterbare Wand, die viele Varianten gestattet und noch 1904 von Ernst Roth-Wien und 1909 von Dr. V. Wessely, Ingenieur L. Pauli und B. Schadler begangen wurde. Während der Weg Schmitt-Oroszlany oben nach links in die zweite Scharte leitet, hielt sich E. Roth unter Vermeidung des Eglauer-Stumme-Kamins gerade auf den Hauptgipfel zu, Wessely und Genossen aber bogen nach rechts in die vorbezeichnete Variante. Praktische Bedeutung haben alle diese Wege nur im unteren Teil, wenn man aus irgend einem Grunde die Mützenschlucht vermeiden will. Auch die Südseite wurde wiederholt begangen. Im Turenbuch der Hofpürglhütte wimmelt es von Routen, die sämtlich „neu" sein wollen, in Wahrheit aber nur geringfügige Varianten bereits begangener Linien oder die Verbindung solcher darstellen. Die Felsen lassen sich nämlich sowohl links als rechts von einer schrägen Plattenrinne, die schon von der Hütte aus auffällt, erklettern. Es sollen daher nur jene Routen angeführt werden, die am ehesten Anspruch auf Originalität besitzen.

Sämtliche Südeinstiege sind entweder auf dem früher beschriebenen Weg über das Kampl oder durch die tiefeingerissene, zwischen Kleiner Mütze und einem turmähnlichen Vorbau südöstlich herabziehende Schneeschlucht zu erreichen. Die in der alpinen Literatur als „Südgrat" bezeichnete Felspartie rechts von der oben erwähnten Plattenrinne wurde erstmals am 8. September 1901 von R. Reder und J. Zwick-Salzburg, und zwar im Abstiege, begangen. Sie fällt zuunterst mit einer etwa 15 *m* hohen senkrechten Stufe ab, die durch Abseilen bewältigt oder mehr links durch eine ausgesetzte, aber nicht schwierige Wand umgangen werden muß. Der obere Teil des Grates besteht dann durchweg aus Schrofen.

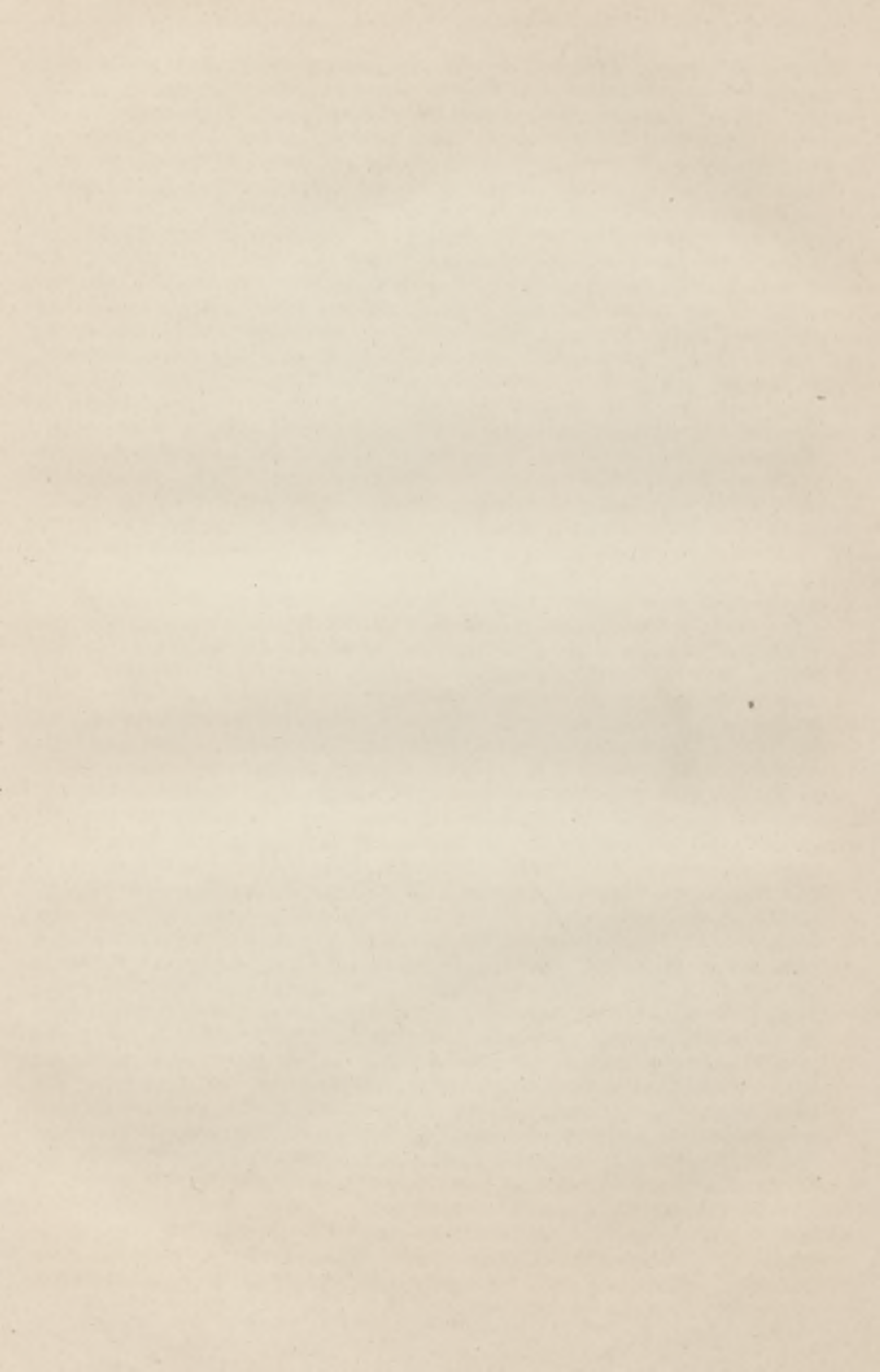
Viel empfehlenswerter ist die Route links von der Rinne, bei der eine etwa 8 *m* über dem Einstieg befindliche Platte die Hauptschwierigkeit bildet, die Kletterei nach oben zu aber stetig leichter wird. Sie dürfte wenigstens teilweise mit der schon am 2. Juli 1895 von Sepp Innerkofler und L. Treptow begangenen zusammenfallen und wurde von mehreren Partien, z. B. von R. Damberger und Genossen, wiederholt benützt. Erstere querten nach einem erfolglosen Versuch an den gegen das Eiskarl abfallenden Wänden vor dem gewöhnlichen Einstieg in die Mützenschlucht links auf brüchigen Bändern, nur wenig an Höhe aufgebend, um den Ostfuß der Kleinen Mütze in die früher erwähnte Schneeschlucht, gelangten durch sie auf das Schartel zwischen Kleiner Mütze und ihrem südlichen Vorbau und über einen morschen, weiter westlich in die große Schutterrasse übergehenden Plattengürtel an den eigentlichen Gipfelkörper. Über ein Schuttband nach rechts wurde in einen flachen Riß eingestiegen und nach verwickelter, schwieriger Wandkletterei der Grat und über ihn der Gipfel, zwei Stunden vom Einstieg, gewonnen.



Naturaufnahme von K. Wieshammer

Mezzotinto Bruckmann

Stuhlloch von der Moosebene



Die am 30. August 1904 von F. Kostner-Corvara und E. Tatzel-Troppau begangene Route dürfte zweifellos mit der über den „Südgrat“ gleich sein. Sie führt zuerst links von der Plattenrinne über Platten und Bänder schräg nach links zu einem auffallenden gelben Abbruch, dann anfänglich noch neben, später jenseits der Rinne auf ihrem rechtsseitigen Randgrat bis zu ihrem Auslauf und, diesen überschreitend, gerade auf den ersten Turm im Gipfelgrat des südwestlichen Zackens.

Neben der bereits früher geschilderten, heute allgemein „Pallaviciniweg“ genannten Route der turistischen Erstersteiger und ihrer Damberger-Obermüllerschen Variante führt noch ein dritter, zuerst am 1. Juli 1895 von Th. Keidel und Dr. V. Wessely vollführter, äußerst schwieriger Aufstieg durch eine 80 bis 100 *m* hohe Kaminreihe, den sogenannten „Westwandkamin“ auf den Gipfelgrat. Ein schräg links aufwärts leitendes, durch Wandstufen unterbrochenes Felsband bringt zunächst auf die kleine Geröllterrasse, von der auch die beiden vorgenannten Wege ausgehen, dann geht es links über Geschröfe in den Kamin hinein. Von den nun folgenden Schwierigkeiten gibt Th. Keidel eine lebendige Schilderung:

„Noch erfordert die erste zu überwindende Kaminwand nicht das Aufgebot des ganzen Könnens, obgleich die Unebenheiten, durch Steinfall rundbuckelig gestaltet, keine günstigen Anhaltspunkte bieten. Näher treten die Kaminwände zusammen, ungefähr 10 *m* höher sich auf Körperbreite verengend. Dazu wölbt sich die orographisch rechte Seitenwand überhangend über die linke und beide sind buchstäblich glatt. Mit Aufbietung seiner ganzen Kraft arbeitet sich mein Freund unter dem Überhange empor. Dort ist ein Block eingeklemmt, der als Griff vorzügliche Dienste leisten könnte. Wie er ihn aber berührt, gibt das Felsstück dem Zuge nach, Minuten vergehen, bis mir Wessely endlich zuruft, daß er dieses schwierige Stück überwunden habe. Schlimm sah die folgende Partie aus. Wäre es vielleicht nicht besser, den Kamin zu verlassen und in der Wand unser Heil zu suchen? Auf schmalem Bande queren wir nach links hinaus — vergebens, denn dort bietet sich dem Kletternden auch nicht die geringste Aussicht, den Anstieg fortsetzen zu können. Also hinauf über die nächste, senkrechte Stufe, die kaum mehr als 5 *m* hoch ist, jedoch nur äußerst spärliche Griffe aufweist. Eine lange Reihe böser Stellen folgte noch, bis wir an einem, dem ersten nicht unähnlichen Schluf, der nach links überging, kamen. Nach seiner Durchkletterung standen wir in der Scharte.“

Dort, wo ein auffallender Schnee- oder Schuttfleck den Übergang von den Kaminen des alten Nordanstieges auf die Große Mütze zu den sanfter geneigten Rinnen unter der Mützenscharte vermittelt, zweigt eine Kaminreihe ab, die einen direkten Aufstieg von Nordwesten auf den Wesselyturm ermöglicht. Er wurde am 24. Juni 1906 durch R. Damberger, H. Kirchmeier und Dr. V. Wessely eröffnet. Unter Vermeidung des untersten, ungangbaren Stückes kletterten sie von rechts her in den Kamin, schlüpften durch ein Loch hinter einem verklemmten Block und umgingen den folgenden Überhang in der rechtsseitigen Wand, worauf bei einem kleinen Schuttfleck im linken Schluchtaste fortgestiegen wurde. Bei der Erweiterung der Schlucht, etwa 50 *m* unter dem Gipfel, querte man nach links in ein kleines Schartel der nun schon zum Grate verschärften linksseitigen Schluchtwand und kletterte links vom Grat zur Spitze.

Der kühnste, hart an die Grenze des Möglichen streifende Weg auf die Kleine Mütze aber gelang dem Ramsauer Führer Georg Steiner und dem Führeraspiranten Johann Bachler am 16. September 1911. Er führt aus der Mützenscharte direkt auf den Wesselyturm. Von der Spitze eines vorgelagerten Felsköpfels ging es etwa 1 *m* rechts hinab, dann an senkrechter, abdrängender Wand

7 m schräg nach rechts aufwärts in eine Vertiefung, in ihr an spärlichen Einrissen etwa 18 *m* hinauf, dann nach links an die furchtbar ausgesetzte Kante und durch einen lotrechten Plattenwinkel zum höchsten Punkt. Eine jener Klettereien, bei denen eine Sicherung nicht nur unmöglich, sondern auch völlig nutzlos ist! —

Stuhllochspitze, 1925 *m*. Schlankes, der Bischofsmütze nicht unähnliches Türmepaar, ein Riffkalkfragment auf langem, brüchigem Dolomitkamm. Die erste Ersteigung des höheren Gipfels erfolgte im September 1905 durch A. Lelaut und O. Pitschmann aus der westlichen Scharte, die sich vom unteren, rasenbewachsenen Teile der „Eisgruben" durch eine Schuttrinne erreichen läßt. Zunächst an der Westwand zwei Seillängen schräg nach rechts, dann eine solche nach links auf ein Köpfel, hierauf wieder sehr schwierig gerade aufwärts und in die Südwand. Ein etwa 30 *m* hoher, sehr schwieriger Stemmkamin, der schließlich in einen engen, äußerst schwierigen Riß übergeht, ließ nun in die Scharte vor dem Hauptgipfel gelangen. Der folgende kurze Grat und die Gipfelwand bereiteten dann kein ernstes Hindernis mehr.

Kantenbrunnspitze, 2183 *m*, fälschlich auch „Kamplbrunnspitze" genannt und häufig mit der südlich benachbarten zahnigen Grateinsenkung des „Kampls" verwechselt. Namensursache ist der am Fuße ihrer Südkante entspringende „Kantenbrunn". „Thürwand" heißt jener, dem Gipfelkörper östlich vorgelagerte, fast ganz aus Muschelkalk bestehende Terrassenabfall, durch dessen Südsporn das „Kantenbrunnloch" oder die „Thür", ein 23 *m* langer, nur von Westen her bequem zugänglicher Felstunnel führt.

Die erste Ersteigung und Überschreitung dieses, einem gewaltigen Hahnenkamm ähnelnden Berges gelang am 21. Juni 1908 Karl Greenitz und Heinr. Prunner-Graz. Die Genannten erkletterten von Westen her durch eine gut gangbare Rinne die Höhe des Südwestgrates in der Scharte hinter den zwei ersten, südlichsten Gratzacken. Der folgende Überhang wurde an der Nordwestseite schwierig umgangen und nach 40 Minuten währender Kletterei der Gipfel erreicht. Der Abstieg erfolgte nach Norden über sanftgeneigte, doch sehr brüchige Schrofen in die Scharte zwischen der Kantenbrunnspitze und dem turmartigen Vorbau der Kleinen Mütze, worauf auf den Terrassenbändern oberhalb der Thürwand in die Mulde südöstlich des Kampls hinabgequert wurde.

Mosermanndl. Das Eiskarl wird östlich durch einen morschen Dolomitgrat begrenzt, dessen turmähnlicher, nur 2015 *m* messender Südpfeiler allgemein als Gipfel gilt, während der höhere Nordzacken, 2089 *m*, bisher erst einmal und zwar von Dr. V. Wessely und Genossen betreten wurde. Obwohl die Kletterei, des morschen, grasdurchsetzten Gesteines wegen, auf keinem Wege als schön bezeichnet werden kann, erfreut sie sich doch ziemlicher Beliebtheit, wozu wohl ihre Kürze und der Mangel jeglichen „Schinders" viel beiträgt.

Wer von den Mützen kommt, wird etwa in mittlerer Höhe des Eiskarls einen Gemswechsel bemerken, der über schmale, grüne Bänder, an einem kleinen, zylindrischen Felszahn vorbei, in die aus steilen Rasenhängen bestehende Südflanke leitet. Diese schräg aufwärts querend, gelangt man auf die Grathöhe nördlich des Gipfelturmes und an den Fuß der Gipfelwand. Hier hält man sich an der Ostseite, erklettert durch eine plattige Rinne die Scharte zwischen beiden Gipfelzacken und über brüchigen Fels den südlichen, höheren von ihnen.

Von der Hofpürglhütte folgt man wenige Minuten dem gewöhnlichen Mützensteig und klimmt rechts durch eine grasige Steilrinne und ein brüchiges, latschenumsäumtes Schrofenwandel auf eine Rippe empor, die jene, von der Hütte gut sichtbare, oben in eine Schulter rechts vom Gipfelturm auslaufende Plattenrinne südwestlich begrenzt. Hier rechts hinab und über abschüssiges, ausgesetztes

Terrain in die Rinne, über ihre rechtsseitigen brüchigen Begrenzungsschrofen auf die Schulter und an die Ostseite des Gipfelturmes, wo sich beide Wege vereinigen. Von der Hütte werden sie je 1 1/2 Stunden beanspruchen.

Über die Südwand wurde das Mosermanndl wiederholt durch Johann Bachler-Ramsau auf verwickelter, unmittelbar zum Gipfel emporführender Route erklettert. Der nördliche Zacken ist aus dem obersten Teile des Eiskarls ersteigbar.

Die am Südostfuße des Mosermanndls liegenden Kletterblöcke des Lechnerturmes und Teufelszahns sind turistisch ohne jede Bedeutung und nichts anderes als reine „Sportobjekte“. Ersterer wird in kurzer, aber ungemein pikanter Gratkletterei, letzterer nur durch Seilüberwurf von einem benachbarten Zacken aus bezwungen.

III. DER GOSAUER STEIN

Die Nachbarschaft so übermächtiger Rivalen wie der Bischofsmütze und des Torsteins hat dem Bindeglied zwischen den zentralen Teilen des Gosaukammes und des Dachsteinstockes im vorhinein die Aschenbrödelrolle zugewiesen. Sehr mit Unrecht! Denn mögen hier auch wuchtige und überschlanke Formen fehlen, so ist es eine mit Lieblichkeit gepaarte, man möchte beinahe sagen kindliche Wildheit, die gerade diesen Bergen so großen Reiz verleiht. Ihre Stellung bringt es mit sich, daß selbst die kleinsten, meist mühelos erreichbaren Erhebungen und Kammeinschnitte Bilder erschließen, die zu den schönsten und eigenartigsten in den Alpen zählen dürfen. Die blendendweißen und grünschillernden Flächen der nahen Gletscher, die drohenden Felstürme im Westen, die träumerischen Smaragdaugen der Gosauseen in der Tiefe, sind erlesene Schaustücke, mit denen auch eine schlechtere Künstlerin als Mutter Natur auf so engbegrenztem Raume etwas anzufangen wüßte.

Man hat mitunter geklagt, daß das Ausflugsgebiet der Hofpürglhütte an leichten Aussichtsbergen Mangel leide. Aber man hat sich nur nicht die Mühe genommen, nach ihnen zu suchen! Denn tatsächlich wird es wenig Hütten geben, vor deren Schwelle ein solcher Schatz an Bergesschöne fast ungehoben schlummert.

Auch geologisch zählt der Gosauer Stein zu den interessantesten Teilen der ganzen Dachsteingruppe. Vom Steiglpaß bis zum Kramerkogel herrscht der Dolomit, dann folgt nach Osten der Muschelkalk, während der vom Mitterkogel nordwestlich streichende Seitenkamm aus Riffkalk besteht, dessen hier nahezu lotrechte Schichtung in der Nähe der Eisgruben deutlich hervortritt. Sie dürfte auch die Bildung der gewaltigen Wandflucht gegen den Hinteren Gosausee und des prachtvollen, glatten Südwestabfalles der Vorderen Kopfwand verursacht haben.

Der erste und zugleich höchste Gipfel des Hauptkammes ist der nach Süden in braungrau verwitternden Dolomitwänden abstürzende Steiglkogel, 2203 *m*. Eine leidliche Weganlage oder Markierung, deren Vornahme übrigens geplant ist, könnte ihn in einen bequemen Hüttenberg verwandeln; bisher aber ließen sich viele verleiten, vom Steiglpaß östlich dem Grate zu folgen, standen dann plötzlich vor fast unüberwindlichen Abbrüchen und wurden zu spät gewahr, daß die richtige Route entweder über oder gegen die erste, südlichste von einem viereckigen Turm flankierte Scharte des Nordgrates führt. Im ersten Falle bringt eine kurze Kletterei über brüchige Dolomitstufen auf den begrünten, nordwestlichen Gipfelhang, im zweiten quert man noch unter der Schartenrinne über brüchigen Fels nach rechts und ersteigt die Höhe des nun bis zum Gipfel gut gangbaren Westgrates.

Ein nur um weniges schwierigerer Weg als diese, vom Steiglpaß etwa 1 1/2 Stunden beanspruchenden Anstiegslinien ist der vom Mitterkogel her über den Ostgrat, wobei der unbedeutende Grathöcker des Rotofens, 2057 *m*, überschritten wird.

Er wurde zuerst im Juli 1902 von G. Jahn und L. Opel begangen. Die Nordostwand des Steiglkogels wird in der Richtung auf die erwähnte Scharte im Nordgrat von einem breiten, rinnenartig vertieften Bande durchzogen, auf dem man, ohne den Gipfel selbst betreten oder den Umweg durch das Tiefe Kar machen zu müssen, unmittelbar zum Steiglpaß hinüberqueren kann.

Über die Südwand wurde der Steiglkogel zuerst durch R. Damberger und Leutnant A. Listhuber am 1. August 1909 erklettert. Der Einstieg befindet sich, etwa in der Fallinie des Gipfels, bei einem, rechts von einem spitzen Plattenkegel flankierten Schneefeld. Durch einen etwa 50 *m* hohen, nassen und oben schwierigen Kamin gelangt man auf das Schartel zwischen dem Wandabfall und der Spitze des Kegels, dann nach 30 *m* langem Quergang auf einem Schuttbande rechts an den unteren Rand jener großen, dreieckigen Plattenterrasse, die sich oben in gelbe Überhänge hineinspitzt. Aus dem obersten Winkel geht es nach links an die Kante der Begrenzungsrippe und nach Bewältigung eines schwierigen Wandstückes über ein Köpfel wieder nach rechts in die Schlucht hinab. In ihr zwei Seillängen fort und abermals auf die Kante, die über einige schwierige Absätze — der unterste wird links umgangen — zum Gipfelgrat verfolgt wird. Die an sich recht eindrucksvolle, stellenweise sehr schwierige Kletterei erfährt durch die Brüchigkeit des Gesteins starke Beeinträchtigung. Sie erfordert etwa drei Stunden und wurde, wohl wegen der leichten Erreichbarkeit des Einstieges, bereits mehrere Male wiederholt. Natürlich sind noch einige Varianten hinzugekommen, so 1910 durch K. Texel und O. Wurm, die unter Vermeidung des Einstiegskamines, knapp rechts von dem erwähnten Plattenkegel zum Bande emporkletterten, und durch den Bergführer Franz Vierthaler, der mit Hilfe eines langen und schwierigen Kamines[1]) einen etwas höherliegenden Ausstieg erzwang.

Die Ersteigung über den Nordgrat mit Überkletterung sämtlicher Zacken von seinem Eckpfeiler, dem kleinen, aber kecken Eisgrubenturm, 2110 *m*, angefangen, gelang Leutnant A. Listhuber im Jahre 1910. Der Nordgrat des Steiglkogels baut sich aus steil nach Süden fallenden Kalkbänken auf, die Kletterei ist daher, im Gegensatz zu der im Dolomit, sehr hübsch und luftig. Die Scharte südlich des Eisgrubenturmes ist von Westen durch eine unschwierige Rinne oder aus dem Tiefen Kar über einen steilen Rasenhang erreichbar, die Kletterei am Turme selbst ganz kurz und ohne jede Schwierigkeit.

Als einziger „Schimugel“ und leichtester Berg im Gosaukamm kann der Mitterkogel, 2125 *m*, gelten, weil im Westen saftiggrüne Schafweiden bis zum Gipfel emporführen. Von der Hofpürglhütte hat man den Steiglpaß zu überschreiten und sich, einer roten Markierung folgend, über grobes Blockwerk dem Nordabfall des Eisgrubenturmes zuzuwenden, worauf man, anfänglich etwas absteigend, unter den Wänden des Steiglkogels zum Sattel östlich des Rotofens quert und über den grünen Hang, nach kaum einstündiger Wanderung vom Steiglpaß, den höchsten Punkt gewinnt. Da der Steiglpaß von Süden her für Schiläufer nur wenig Gelegenheit bietet und nur bei ganz günstigen Schneeverhältnissen von dieser Seite her erstiegen werden kann, kommt für solche nur die Zugangslinie durch die Eisgruben und das Tiefe Kar in Betracht. Die Vorzüge dieses Berges liegen aber nicht nur in seiner leichten Ersteiglichkeit, sondern auch in den prachtvollen Rund- und Tiefblicken von seinem Gipfel, weshalb er bequemen Turisten gar nicht genug empfohlen werden kann. Der Bau eines Weges durch die „Rote Rinne“ würde den Zeitaufwand von der Hütte auf etwa 1¼ Stunden herabmindern.

Geübte Geher werden auch auf dem Ostgrat, dessen Höhe man, vom Kramersattelwege abzweigend, über Gras und Schrofen leicht erreichen kann, keine

[1]) „Vierthalerkamin.“

Kramerspitze Grumetköpfe Sammetkopf Löckgang

Naturaufnahme von Karl Wieshammer

Bruckmann aut. et impr.

Gosauer Stein von der Hofpürglhütte



Schwierigkeiten finden. Nur der brüchige Fels zwingt hier zur Vorsicht, auch darf man nicht gerade schwindlig sein. Vom Mitterkogel zweigt ein mächtiger, erst nördlich, dann nordwestlich verlaufender Seitenkamm ab, dessen nächste Erhebungen, die Adelwand, 2136 *m*, — eine schöne, begrünte Felsspitze — und die Hintere Kopfwand, 2102 *m*, über den zum Teil plateauartig verbreiterten Verbindungsrücken vom Mitterkogel her oder unmittelbar aus dem Tiefen Kar ohne Schwierigkeiten ersteigbar sind. Der erste Ersteiger der Adelwand soll 1894 Ludwig Purtscheller gewesen sein, wahrscheinlich dürfte aber eine Verwechslung mit dem Steiglkogel vorliegen.

Bezüglich der Namen dieser Gipfel herrscht ja auch heute noch, selbst in modernen Kartenwerken, die größte Unklarheit. Schon Prof. Friedrich Simony führt den neuerdings wieder auf der Freytagschen Dachsteinkarte auftauchenden Namen „Selwand" auf eine unrichtige Lesart des Wortes „Adelwand" zurück, dessen Anfangsbuchstaben in alten Karten häufig verdruckt waren, verwechselt jedoch diesen Gipfel mit der Kopfwand, da zwischen dem Mitterkogel und der wirklichen Adelwand nur einige unbedeutende Grathöcker liegen, auf die sich der Name keinesfalls beziehen kann, und da schon mit dem ersten namhaften Gipfel, eben der Adelwand, jene Knickung des Kammverlaufes nach Nordwesten erfolgt, von der im Dachsteinwerke die Rede ist. Der Gipfel der Adelwand ist ein luftiger, aber bequem gangbarer Grat, der einen an Großartigkeit kaum zu überbietenden Blick auf den 1000 *m* tiefer liegenden Hinteren Gosausee erschließt.

Hierauf wird der Kamm wieder zur Karrenfläche mit der Randerhebung der Hinteren Kopfwand, verschmälert sich abermals zu einer scharfen, gerundeten Felsschneide, der Vorderen Kopfwand, 2072 *m*, und stürzt dann als prachtvolle, ungemein kühngeschwungene Kante zur „Gabellucken" ab. Die Wanderung vom Mitterkogel über die Adelwand zur Hinteren Kopfwand, dann zurück auf die Adelwand und durch das Tiefe Kar zum Steiglweg, zählt zu den schönsten und genußreichsten Bergfahrten im Bereiche der Hofpürglhütte. Auch die Vordere Kopfwand läßt sich von der Hinteren Kopfwand über die dazwischenliegende kleine Einschartung in kurzer, leichter Kletterei erreichen.

Dagegen ist der zuerst von A. und F. Steinmaier und H. Reinl am 5. Oktober 1913 unternommene Aufstieg über die jedem Begeher des Steiglweges in die Augen fallende Nordwestkante als eine zwar einzig schöne aber sehr schwierige Tur zu bezeichnen. Von der Gabellucken, die aus dem Ahornkar über Geröll und Karrenstufen von rechts her gewonnen wird, steigt man über einen Latschenfleck, dann teils auf, teils rechts neben der Kante gegen einen auffallenden, überhangenden Zacken, der rechts in einer Verschneidung umgehbar ist, empor und gelangt, unter der Gratschneide fortkletternd, in die Scharte vor dem mittleren Steilaufschwung. Nun an vorzüglichen Haltpunkten bis unter den mächtigen, schwarzen Gratüberhang und am unteren Rande der hier befindlichen großen Platte anfänglich horizontal, dann ein wenig absteigend, sehr schwierig und ausgesetzt zu einer zweiten, etwas versteckten, kleinen und nassen Platte. Der hier rechts anschließende Absatz bringt in eine bald kaminähnliche, bald mehr rißartige Felsrampe, die nun den weiteren Anstieg ermöglicht und ziemlich hoch, bis in eine kleine, grasige Mulde hinauf verfolgt wird. Hier quert man über Platten an die Kante zurück und gelangt nach Überwindung mehrerer, sehr glatter und griffarmer Stellen, zuletzt über ein luftiges Schartel, zum Gipfel der Vorderen Kopfwand. Die Kletterei dauert nur 1½ Stunden, gehört aber infolge der unvermittelten, beiderseitigen Tiefblicke wohl zu den eindrucksvollsten, die sich im Gosaukamm unternehmen lassen.

Der Weg auf den Endgipfel des Seitenkammes, den Gabelkogel, 1905 *m*,

wird durch südlich bis zur Spitze reichende Latschenhänge vorgezeichnet. Turistisch ist der Berg ohne Bedeutung. Den Namen hat er von einem senkrechten, den Gipfel in zwei Teile spaltenden Einriß. Die nach Norden in steilen Wandabsätzen abfallende Gabellucken kommt als Übergang nicht in Betracht, ist aber schon einige Male von Wildschützen überschritten worden.

Nicht minder bedeutungslos ist der dem Mitterkogel östlich benachbarte Gipfel des Hauptkammes, der Kramerkogel, 2006 *m*, er ist nichts anderes als ein kleiner, der Muschelkalkunterlage aufgesetzter Dolomitbrocken. Die Ersteigung erfolgt aus der westlichen Scharte über ein Band und den daranstoßenden, brüchigen Gipfelgrat und dauert kaum fünf Minuten. Gegen den Kramersattel fällt der Zacken mit einer kamindurchzogenen Steilwand ab, über deren Erkletterung bisher noch nichts bekannt geworden ist.

Der Kramersattel, 1947 *m*, so benannt nach einer etwa 3 *m* hohen Steinfigur, die einem „Krämer mit hochbepackter Kraxe" ähneln soll, verdient schon wegen seiner leichten Erreichbarkeit und der landschaftlichen Schönheit seiner Zugänge, noch mehr aber deshalb erhöhtes Interesse, weil er nach Vornahme einiger Wegverbesserungen oder einer Markierung im Frühjahr, wenn die Begehung des Linzerweges infolge der Schneehänge an der Nordseite des Hochkesselkopfes nicht jedermanns Sache ist, einen leichten und schneefreien Übergang von der Hofpürgl- zur Adamekhütte ermöglichen würde. Von der Hofpürglhütte auf die Sattelhöhe braucht man bei dem noch guten Zustande des oberhalb der Kesselwand vom Linzerweg abzweigenden Steiges schon heute kaum mehr als eine Stunde und hat drüben nur darauf zu achten, daß der scheinbar über leichtes, begrüntes Gelände in kurzer Zeit erreichbare Hintere Gosausee von den grünen Karrenböden des Kramerkares durch einen von oben nicht sichtbaren Wandabfall geschieden ist. Man wendet sich deshalb bald auf einem Jagdsteige scharf östlich zu einer verfallenen Steinhütte in der grünen, vom Reißgangsattel nordwestlich herabziehenden Mulde und quert dann, Steigspuren und Wildwechsel sorgfältig beachtend, auf Latschenterrassen gegen den Reitweg, der nach Überschreitung des Kreidenbaches unterhalb der Grobgesteinhütte betreten wird. Will man zum Hinteren Gosausee absteigen, so hat man einer von der erwähnten Steinhütte nördlich hinabführenden Pfadspur zu folgen, die anfänglich durch die krummholzbestandenen Hänge einer geneigten Terrasse, später steil durch eine rasige Verschneidung an den Rand eines auf undeutlichen Spuren von Osten her zu überwindenden Abbruches führt. Weiter geht es über einen Schuttkegel auf einem Jagdsteig und durch Jungwald zum Gosauer Reitweg am Seeufer. Beide, etwa zwei Stunden vom Kramersattel erfordernde Wege sind in ihrem gegenwärtigen Zustande nur Geübten und nur bei klarem Wetter anzuraten.

Östlich des Kramersattels erheben sich mehrere, einander sehr ähnliche Felsspitzen, deren Gipfelkörper an der Nordseite leicht zu umgehen sind, während sie nach Süden, gegen das Rinderfeld, in hoher, klammdurchrissener Wandflucht niederbrechen. Sie bestehen fast durchweg aus Muschelkalk. Der erste bedeutendere Felszacken, dessen Nordfuß durch einen mächtigen, im Gerölle liegenden Felsblock gekennzeichnet wird, die Kramerspitze, dürfte zuerst von Dr. Oskar Simony betreten worden sein. Der Aufstieg kann entweder über die plattige Westkante oder besser aus der östlichen, wie alle anderen, von Norden her leicht erreichbaren Scharte unternommen werden. Die folgenden, hübschen Türme, der Vordere und der etwas höhere Hintere Grummetkopf, 2034 *m*, wurden zuerst am 5. Oktober 1913 durch die Brüder Steinmaier und den Verfasser, gelegentlich der Begehung des ganzen Grates von der Gabellucken bis zum Löckgang, erstiegen und überschritten. Hierbei wurde der erste

Turm über seine plattige, in der Mitte einen ziemlich schwierigen Abbruch zeigende Westkante erklettert und der Abstieg über den schmalen, brüchigen Ostgrat in die nächste Scharte durchgeführt. Ein weiter Spreizschritt über einen Gratabbruch auf ein gegenüberliegendes Köpfel bildete den eindrucksvollsten Teil dieser Kletterstrecke. Über begrünten Fels ging es hierauf zur Spitze des zweiten Turmes, dann über ungemein steilen, plattendurchsetzten Rasen, an einem etwa 10 m^2 messenden, vom Linzerwege gut sichtbaren Steinfenster vorbei, auf den nun längere Zeit gut gangbaren Gratrücken hinab. Weiter über zwei felsige, latschengekrönte Erhebungen und Rasen ganz leicht auf den östlichsten Gipfel des Gosaukammes, den schon bei der ersten Katastralvermessung Oberösterreichs von Geometern erstiegenen Sammetkopf, 2058 *m*.

In weiterer Verfolgung der Gratschneide wurde dann über den bis dahin noch unbetretenen Ostgrat zum Löckgang hinabgeklettert. Ganz oben kommen leichte Felsen, dann ein plattiger Abbruch, endlich eine ganz dünne, sehr steile und plattige Gratstrecke, an der es schwierig und sehr ausgesetzt zu einem latschenbewachsenen Absatz hinunterging. Vom nächsttieferen, durch einen plattigen Kamin erreichbaren Latschenrücken gelangte man links über sehr steilen, brüchigen Fels in eine Rinne und, nördlich am Fuße der letzten Gratzacken querend, ohne Schwierigkeit auf die Sattelhöhe. Die hübsche und ausgesetzte, doch nicht allzuschwierige Kletterei nimmt vom Kramersattel bis zum Löckgang etwa 3½ Stunden in Anspruch und kann geübten Bergsteigern, die mit dem Übergang zur Adamekhütte eine Tur verbinden wollen, empfohlen werden.

Der Löckgang ist heute als Gebirgspaß bedeutungslos geworden, da der Kramersattel und der Reißgang viel leichter zu begehen sind, während beim Löckgang ein steiler, südlicher Wandabfall in großer Schleife von rechts nach links, oder schwieriger, durch eine Kaminreihe erklettert werden muß.

LITERATURVERZEICHNIS

1881: H. Ritter von Rumpler: Kleine Bischofsmütze, 2400 *m* (Dachsteingruppe). Ö. A.-Z., Jahrg. 1881, S. 267 und 281.
Prof. Dr. Friedrich Simony und Georg Geyer: Die Dachsteingruppe. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1881.

1893: Prof. Dr. E. Richter: Die Erschließung der Ostalpen, Bd. I, S. 352.

1894: Prof Dr. Friedrich Simony: Zur Nomenklatur des Gosauer Kammes. Ö. A.-Z. 1894, Nr. 416.

1895: Das Dachsteingebiet. Wien, Verl. von Ed. Hölzel.

1896: Theodor Keidel: Aus den Gosauer Bergen. Ö. A.-Z. 1896, S. 137 und 149.

1903: Edmund Gütl: Pfingsten im Gosauer Stein. Ö. A.-Z. 1903, S. 160.

1908: Alfred von Radio-Radiis: Spezialführer durch das Dachsteingebirge. Wien, A. Holzhausen.

1914: Dr. G. Frhr. v. Saar: Der Däumling im Gosaukamm. Ö. A.-Z. 1914, S. 177.

DIE SAMNAUNGRUPPE
VON DIPL.-ING. LEO HANDL UND UNIV.-PROF. DR. HERMANN WOPFNER

(L. H.) Trotzig nickt ein buschiger Nelkenstock mit goldgelben, strotzenden Köpfchen von meinem Fenster hinab, wenn durch die bergumsäumte, herrliche Innsbrucker Stadt der Südwind fegt. Manch einer der Fahrtgenossen, der ihn dort erspäht und mit begehrlichen Augen mustert, fragt mich, wo man solch seltene Zierde finden mag und wie sie zu gewinnen sei. „Das ist ein Kind des sonnigen Samnauns, dort blühen solche und ähnliche Blumenwunder; doch nicht um schnöde Münze sind des Samnauners Schmuck und Freude feil, nur wem sich sein Herz in Lieb' und Treu erschlossen, der kann sich solcher Zierde, der Freundschaft Pfand, erfreu'n."

Drum ist mir der Stock so lieb und wert als eine Erinnerung an jenes einsame, wenig besuchte Gebiet mit seinen alten Häusern, in deren kleinen Fenstern vielfarbiger Blumenschmuck prangt, und an die biederen Bewohner, an deren Herd ich manche Dämmerstunde plaudernd saß. Es sind markige, sehnige Gestalten, äußerlich derb und rauh durch des Daseins schweren Kampf und vieler Geschlechter harte Arbeit. An vielen Häusern kann man aus verwitterten Aufschriften einen Spruch entziffern, der uns den Ernst ihrer Lebensauffassung vor Augen führt:

Mit Müh' hab ich gebaut dies Haus,
Doch zieh ich bald draus wieder aus,
Zieh in ein Haus gar eng und klein,
Darin ich muß zufrieden sein;
Schau ich zum Fenster stolz hinaus,
So mahnt's mich an dies kleine Haus.

Oder:
Wir bauen Häuser hoch und fest,
Darin sind wir nur fremde Gäst';
Wo wir müssen ewig sein,
Da bauen wir nur wenig drein.

Aus diesen Worten fühlt man, daß ihnen ihre Lebenszeit zu kurz bemessen erscheint, um große Anderungen herbeizuführen; daher blieb vieles so unverfälscht und unberührt.

Wir treffen allenthalben auf die Spuren einer alten Kultur und früheren Wohlstandes, der Verkehr und Handel seinen Ursprung verdankt; aber seit Jahrhunderten wurden diese in andere Bahnen gelenkt und es ist daher still und einsam geworden. Welch eine Fülle von unvergeßlichen Erinnerungen werden in mir wach, wenn ich alle meine Samnaunfahrten an mir vorüberziehen lasse; es wird mir schwer zu entscheiden, ob ich der sonnigen Sommerszeit, die uns einladet, über blumenduftende Matten und würzige Almweiden zu steilem Felsgrat emporzusteigen, oder den schimmernden, eiserstarrten Flächen des winterlichen Hochgebirges, über die wir auf den flinken Gleithölzern in stolzem Fluge dahineilen, den Vorzug geben soll.

Du aber, mein blühendes Stöckchen, entrissen deiner beschaulichen, bescheidenen Ruhe in der zirbelgetäfelten Bauernstube eines samnaunischen Dörfchens und versetzt in die unruhige, verkehrsreiche Stadt — zürne mir nicht, wenn ich von deinem Mutterlande erzähle und es schildere, damit recht viele kommen in seine freundlichen Gefilde, in seine harzduftenden Wälder, zu schauen und zu besteigen seine finstern, schroffen Felsenriesen, auf daß wieder neues Leben hervorsprosse und alles sich hebe und verjünge — zürne mir nicht, öffne deine Kelche und nicke mir freundlich zu mit deinen goldgelben Blumenköpfchen.

ALLGEMEINES Mit dem Namen Samnaungruppe bezeichne ich jenen Gebirgszug, der nördlich vom Unter-Engadin an der Tirolisch-Schweizerischen Grenze gelegen ist und von der Silvretta-, Ferwall-, Lechtaler- und Ötztalergruppe umschlossen wird[1]). Ein Blick auf die Übersichtskarte (auf Seite 268) zeigt, daß die natürlichen Grenzen sehr deutlich gezogen sind. Sie bilden ein langgestrecktes Viereck, dessen Längsseiten das Paznaun- und Inntal sind; die kürzere Nordseite wird von dem Zusammenflusse der Sanna und des Inns, die südliche vom Fimber- und Sinistratal gebildet. Der Name Samnaungruppe nach dem wichtigsten und einzig bewohnten Quertal des ganzen Gebietes hat ohne Zweifel seine volle Berechtigung. Das Tal ist nicht nur landschaftlich, sondern auch geschichtlich sehr bemerkenswert. Seine Besiedlung erfolgte einst durch romanische Volksstämme; die Jagdgründe und großen Weideflächen dürften hierzu schon früh angelockt haben.

Vor der Erschließung des Arlbergs pulsierte hier eine wichtige Verkehrsader zwischen Italien und dem Bodenseegebiet. Diese Straße verlief vom Vinschgau durch das Samnaun über das Zeblesjoch, durch das Fimber- und Paznauntal und weiterhin über das Zeinisjoch hinab in das Montafon. Hier prallten die Wogen des Romanen- und Alemannentums aufeinander. Zu ergründen, inwieweit sich diese zwei Elemente verschmolzen oder getrennt weitergebildet und vorangebracht haben, ist eine interessante und sehr lehrreiche Aufgabe, deren sich Herr Professor Wopfner unterzogen hat und worüber er uns im folgenden eingehender berichtet.

Der vorherrschende Kamm der Samnaungruppe verläuft in der Richtung der Trisanna und des Inns; er erhebt sich durchschnittlich zu einer Höhe von 2800 *m*, gekrönt von mehreren Dreitausendern, wobei zu bemerken ist, daß sich die Jöcher durchgehends in einer Höhe von 26—2700 *m* halten. Auf der West- oder Paznauntalseite ist der Gebirgsstock reich gegliedert; aus acht größeren und kleineren Tälern fließen der Trisanna (= Dreibach) schwatzend und murmelnd die Gebirgsbäche zu, von denen mehrere auf ihrem Wege kleine Seen bilden, die Leben, Farbe und Spiegelfläche in die Landschaft bringen. Von den Tälern gleicht eines dem andern; sie gehören zu den ausgesprochenen Hängetälern. Als Ursache hierfür dürfte das ungünstige Verhältnis an Wasserreichtum zwischen Hauptfluß und seinen Nebenbächen anzusehen sein. Die Trisanna verdankt ihren Wasserreichtum den Gletschern der Silvretta, ihre Zuflüsse hingegen bestehen größtenteils aus Quellwasser.

Von der Bachsohle bis zur Flucht der Alpenmatten steigt ein urwaldartiger, dichter Fichtenbannwald zur Höhe; dort wird er lichter, franzt sich aus in Lockerbestände und verliert sich schließlich in das bekannte Bild der Blitzzirbel und der letzten Krüppelhölzer. Damit ist das Gebiet der Alpenmatten erreicht, auf denen sommerüber frisches Sennerleben herrscht. Die Bewohner des Samnauns leben in erster Linie von Viehzucht und Holzhandel. Ihr Getreideeigenbau genügt den Bedürfnissen nicht annähernd, wie dies in den meisten Hochtälern Tirols der Fall ist. Das Samnauner Rindvieh ist sehr geschätzt; die Rasse ist klein und gedrungen, die Milch aber entsprechend der Futterunterlage reichlich und kräftig. Auch die Schaf- und Ziegenzucht steht in Blüte und wird durch den Umstand sehr begünstigt, daß das leicht verwitterbare Gestein im Süden des Hauptkammes die Pflanzenwelt bis weit hinauf vordringen läßt. Im Herbste finden große Viehmärkte statt, das schönste Vieh wird von bayerischen Händlern angekauft, während das weniger gute nach Südtirol kommt. Der Erlös der Viehzucht ist ein wechselnder und hängt von dem wirtschaftlichen Erfolg oder Mißerfolg der Nachbargaue ab.

[1]) In mehreren alpinen Führern wird das ganze Gebiet als Antirätikon bezeichnet, ein wenig zutreffender Name.

Das Klima ist ausnehmend mild; verschiedene Getreidesorten gedeihen noch in einer Höhe von 1400 *m*. Es herrscht schwacher Südwind vor. Die Sonnenscheindauer ist eine hervorragende. Seit einer Reihe von Jahren wird den klimatischen Verhältnissen in Tirol und besonders in diesem Gebiete eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, denn nicht nur vom meteorologischen, sondern auch vom medizinischen Standpunkte aus empfindet man den Mangel von langjährigen Beobachtungsreihen. Gerade die Ärzte weisen auf die große Bedeutung hin, die den Winter- und Sommerhöhenkuren in reiner Luft mit durchdringender, lang andauernder Sonnenbestrahlung für viele, namentlich tuberkulose Erkrankungen, zukommt[1]). Seit dem Jahre 1910 ist in Obladis, das sich wegen seiner hohen, sonnigen Lage besonders gut eignet, eine meteorologische Beobachtungsstation aufgestellt worden. Es seien hier einige Mittelwerte aus den Beobachtungen der drei verflossenen Jahre mitgeteilt:

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Mittel	Bem.
Temperatur	—5·8	—4·1	—1·9	+0·3	+5·4	+8·8	+10·5	+9·3	+5·7	+3·1	—3·2	—2·3	—17·1 +43·3	
Bewölkung	4·5	4·3	4·5	5·6	6·3	5·1	5·0	5·6	6·0	4·4	5·5	4·8	5·1	Skala 0—10
Niederschlag	8*	10 1	12 1	16 5	6 11	1 129	13	15	2 9	4 6	14 1	13 1	86 47	*Schnee Regen
Windrichtung	Vorherrschend schwacher Südwind													

Wichtige Schlüsse zu ziehen und Vergleiche mit andern Orten anzustellen, sind wir aber erst berechtigt, wenn uns mehr Beobachtungsmaterial zur Verfügung steht.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Pflanzenreich und Tierwelt im Samnaun sehr gut vertreten sind. Auf den hochgelegenen Almwiesen lachen uns in ungeahnter Reichhaltigkeit die Kinder der Berge entgegen; wenn wir im Geschröfe umhersteigen, erfreuen uns sogar Edelweiß und Edelraute. Von dem einstigen Wildreichtum der Gegend geben noch verschiedene Namen Zeugnis, wie: Gemsbleiß, Marderschlag, Bärenfallen, Wolfsbleiß u. a. Heutzutage trifft man häufig Feld- und Schneehasen und anderes Niederwild. Kommen wir in das Blockwirrwarr der letzten und äußersten Seitenschlupfwinkel und haben wir ein bißchen Glück, dann überrascht uns plötzlich der schrille, so durchdringende Pfiff der Alpenmurmeltiere (Murmenteln genannt), ihm folgt ein zweiter und dritter und gleich darauf sind die ungemein scheuen und behutsamen Wachttiere samt Sippe im Labyrinth der reichgegliederten, unterirdischen Gänge verschwunden. Die Kletterkünste der flinken Gemsen hingegen können wir manchmal mit Muße beobachten. Die Jagd liegt größtenteils in den Händen der Einheimischen. Eine große Hegejagd, in der Mitte des Gebietes angelegt, würde den Naturschutzgedanken vorderhand ersetzen können und den Wildreichtum in kurzer Zeit auch in den Nachbargebieten emporbringen.

Nun einiges über die Berge der Samnaungruppe und deren Ersteigungsgeschichte. Der Gebirgsstock gliedert sich durch fünf deutlich ausgeprägte Jocheinschnitte ungezwungen in folgende sechs Gruppen:

[1]) Die klimatischen Verhältnisse in Tirol haben gerade in letzter Zeit durch die Arbeit des Professors Dr. Posselt-Innsbruck „Winterhöhenkuren in Tirol" eine eingehende Würdigung erfahren.

1. Der Mondinstock bis zum Zeblesjoch.
2. Die nördliche Umrahmung des Samnauntales mit dem Bürkelkopf und der Vesulspitze (Alp trida und Alp bella).
3. Das Gebiet der Fließeralpen oder das Zandersgebiet.
4. Das Gebiet des Hexenkopfes.
5. Das Gebiet der Komperdellalpe mit dem Furgler.
6. Das Ascherhüttengebiet einschließlich des Urgtales.

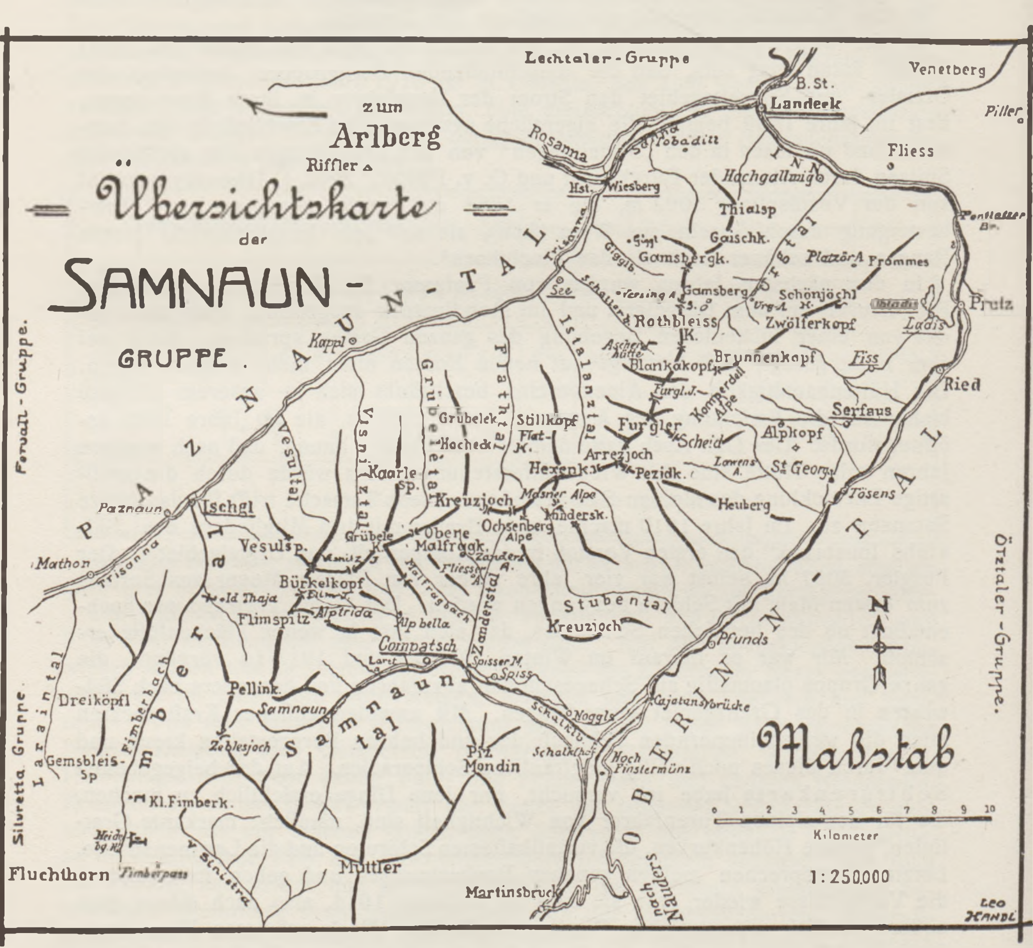
In der alpinen Literatur ist von dieser Bergwelt nur selten die Rede; Schuld daran mag sein, daß die umschließenden Berggruppen, besonders das Ötztaler- und Silvrettagebiet den Strom der Bergfahrer in ihren Bann zogen. Erst im Jahre 1889 beginnt die eigentliche systematische Erschließung des Samnauns und wir lesen in den „Mitteilungen“ von den Ersteigungen der wichtigsten Spitzen durch Alexander Burckhardt und O. v. Pfister. Prof. J. Janovsky schreibt von der Vesulspitze, 3092 *m*, die er 1883 als zweiter bestiegen hatte (Erstbesteigung durch Specht aus Wien 1866), sie sei „ein Aussichtspunkt ersten Ranges und schöner noch als das Fluchthorn“.

In den nächsten Jahren wurden von Professor Dr. W. Paulcke schneidige Kletterturen auf dem Bürgelgrat und im Mondinstock ausgeführt. Man kann somit von einer lückenlosen Begehung des ganzen Grates sprechen; damit sei aber nicht gesagt, daß Anstiege auf neuen Routen nicht mehr möglich wären. Die Hüttenbautätigkeit des Alpenvereins beschränkt sich in unserem Gebiete bisher auf die Errichtung der Ascherhütte, 2350 *m*, die im Jahre 1896 eröffnet wurde. Der Gau Asch hatte damals wohl keine Ahnung, daß nach wenigen Jahren seine Hütte eine Art Wiederauferstehung feiern würde durch die großartige Entwicklung des alpinen Schilaufes. Diese Tatsache trifft für das ganze Samnaun zu. Im Jahre 1910 machte mein Bruder mit drei Mitgliedern des „Skiklubs Innsbruck“ den ersten Vorstoß in das Komperdell- und Urgtalgebiet [1]). Der Furgler, 3007 *m*, selbst war vier Jahre vorher von Pfarrer Meyer aus Serfaus zum ersten Male mit Schiern bezwungen worden. Der kleine Vortrapp war hochentzückt ob des herrlichen Schilandes, das sich ihm in weiter Flächenfülle erschloß. Mir war es hierauf im Winter 1912/13 und 1913/14 vergönnt, die ganze Gruppe planmäßig auf Schneeschuhen abzufahren und besonders nach Südwesten in das Grenzgebiet vorzudringen. Mit unwiderstehlicher Kraft lockten mich die weißschimmernden Schneefelder und hehren Berggestalten kreuz und quer durch dieses noch völlig jungfräuliche Schiparadies. Auf der beigegebenen Schiturenkarte habe ich versucht, nur jene Dinge ersichtlich zu machen, die für den alpinen Turenfahrer von Wichtigkeit sind, nämlich: markante Gratlinien, genaue Höhenkurven, die vorteilhaftesten Schiruten und die Lawinenstriche. Letztere entsprechen meinen genauen Beobachtungen und geben insbesondere die Verhältnisse wieder, wie sie sich im Frühjahr 1914, also nach einem ganz außerordentlich schneereichen Winter, vorfanden. Nach schweren Neuschneefällen und Temperaturstürzen sind natürlich die als lawinengefährlich bezeicheten Stellen zu meiden; bei gewöhnlichen Verhältnissen sind die meisten Turen gefahrlos zu unternehmen; bei unsichtigem Wetter leisten Kompaß und Höhenbarometer ausgezeichnete Dienste.

GEOLOGISCHES Die geologische Zusammensetzung der Samnaungruppe ist folgende: Der ganze Kamm und seine Ausläufer nach Westen und Norden, einschließlich der Berge des Urgtales, sind aus Gneiß-, Glimmer- und Hornblendeschiefern aufgebaut. Auf der Südostseite tauchen die

[1]) Siehe „Skichronik“ 1910; Von Landeck in die Samnaungruppe, von Hans Handl, „Skiklub Innsbruck“.

steilen Gratrippen nach kurzem Verlaufe teils in den Gehängeschutt, teils in jene weichen, feinblätterigen, bunt gefärbten Gesteinsmassen ein, die von den meisten Geologen als bunte oder Bündener Schiefer bezeichnet werden. Besonders verwickelt sind die Gesteinsunterlagen an der westlichen Begrenzung des Samnauntales in der Gegend des Zeblesjoches bis zur Alp trida; es ist ein buntes Durcheinander von Schiefern, Grauwacken und anderen Schollen, deren



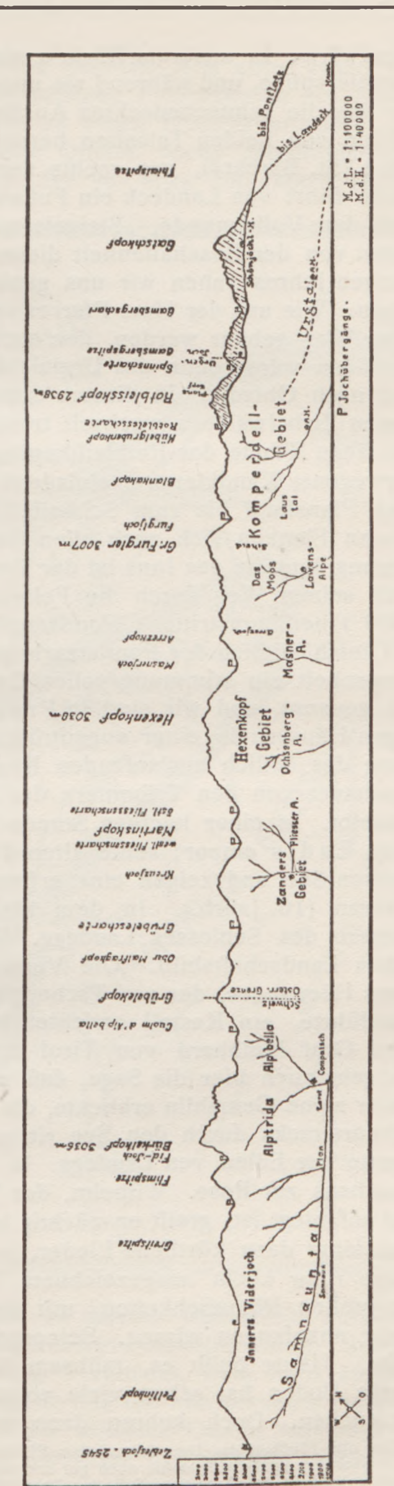
Verarbeitung einer einheitlichen Darstellung große Schwierigkeiten entgegenstellt und noch manchen Geologen beschäftigen wird[1]).

ZUGANGSWEGE Es erübrigt noch, von den Eintrittsstationen in Kürze zu berichten. Von Norden her kommen zwei Haltestellen an der Arlbergbahn in Betracht: Wiesberg am Ausgange des Paznauntales und Landeck am Zusammenfluß der Sanna und des Inns. Von Süden her führt der

[1]) Eine umfassende geologische Darstellung soll das Gebiet in nächster Zeit durch Prof. Dr. Paulcke erfahren. Einstweilen siehe Geologie von Tirol von Prof. Dr. J. Blaas, Innsbruck 1907, Wagnersche Univ.-Buchh.

Schienenstrang bis Mals, der Endstation der Vinschgaubahn. Von hier aus leitet die Finstermünzstraße über die Malserheide und den Paß Hochfinstermünz zur Kajetansbrücke und nach Pfunds. Bei dieser Brücke mündet die neue österreichische Schalklstraße, welche die kürzeste Verbindung mit dem Unterengadin herstellt. Kommen wir von der Schweiz, so bedienen wir uns der kunstvollen, rätischen Bergbahn, die von St. Moritz über Ardez bis zu dem bekannten Kurort Schuls-Tarasp führt. Der Ausbau dieses Schienenstranges bis zur österreichischen Grenze (Martinsbruck) soll schon beschlossene Sache sein. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Verbindungslinie Landeck-Pfunds ebenso schnell der Verwirklichung entgegenginge, dann würde das Samnaungebiet auf der wichtigsten Seite in seiner ganzen Länge gestreift. Die Gruppe steht also allseitig offen und trotzdem wurde ihr bisher nur wenig Beachtung geschenkt.

INNTALSEITE Im Norden, wo Sanna und Inn sich vereinigen, liegt zu Füßen des stolzen Schlosses Landeck die gleichnamige Stadt. Wenn die Schneeschmelze kaum vorüber ist, knattern unaufhörlich Kraftwagen über die Reichsstraße; sie kommen von allen Seiten aus dem Norden herein, um dem sonnigen Süden zuzufliegen. Ein noch größerer Verkehr herrschte zu Beginn des vorigen Jahrhunderts; er nahm seinen Weg von Mailand über das Stilfserjoch, den Finstermünzpaß und ging dann weiter über den Fern- und Arlbergpaß. Diese Kunststraße wurde 1824 dem Verkehre übergeben, wodurch die kürzeste Verbindung zwischen Italien und Deutschland hergestellt war [1]). In 20 Tagen trafen die Wagen von Mailand in Berlin ein und auch im Winter wurden 5—6000 Fässer Salz über den Arlbergpaß gefrachtet. Erst die Eröffnung des Splügenpasses, der die Reise um drei Tage verkürzte, hatte eine Verschiebung des Verkehrs zur Folge. Landeck ist ein günstiger Ausgangspunkt, um in das Samnaun selbst einzudringen. Eine schöne Straße führt am schäumenden Inn entlang,



Längenprofil und Ansicht der Samnaungruppe von Südost

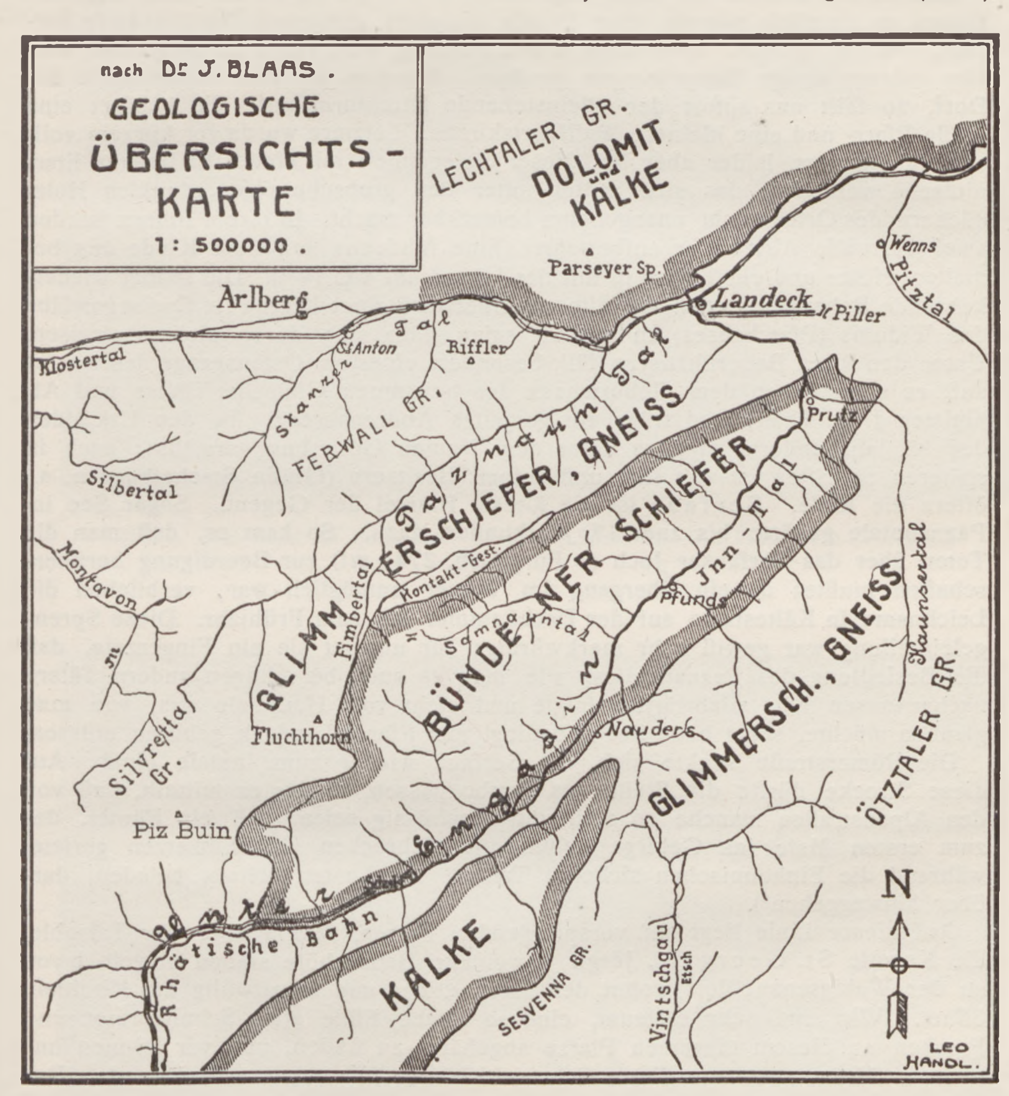
[1]) Die jetzige Arlbergstraße ist ein Werk des berühmten Ingenieurs Joseph Duile. Wie mir Herr J. Müller, der Besitzer des Posthotels in Landeck, erzählte, hatte sein Großvater den ganzen Transport von Mailand bis Augsburg mit einem Bestande von 1000 Pferden in der Hand.

talaufwärts. In unserem Rücken steht die scharf geschnittene Gestalt der kühnen Parseierspitze, und während sie unserm Auge immer mehr entschwindet, wachsen vor uns die schneebedeckten Ausläufer des Kaunergrates empor. Zwei Kirchen grüßen von beiden Talseiten herunter, von links die doppeltürmige Kirche von Fließ (St. Barbara), von rechts der spitze Turm von Hochgallmig. Zu diesem Dorfe führt von Landeck ein Fußsteig hinauf, so steil, daß „selbst die Hennen", nach dem Volksmunde, „Steigeisen tragen müssen". Wir kamen in die Lage, uns selbst von der Beschaffenheit dieser Himmelsleiter zu überzeugen; im Frühjahr vorigen Jahres sahen wir uns genötigt, die Schier hier mit Steigeisen zu vertauschen. Wie uns der Herr Pfarrer versicherte, soll nächstens ein neuer und besserer Weg gebaut werden, der auch vom turistischen Standpunkte aus sehr zu begrüßen wäre; denn das Urgtal bildet einen bequemen Zugang zur Ascherhütte und nach Obladis. In diesem einsamen Hochtal mit seinen dunkeln, schweigsamen Zirbelwäldern wechselt trotzige Wildheit mit weichen Formen: Im Westen die jähen Wände des Rotbleißkopfes und seiner Trabanten, die nicht einmal ein verwegener Wandkletterer einladend finden wird, auf der gegenüberliegenden Seite vom Planskopf bis zum Schönjöchl ein langgestreckter, rundlicher Riesenleib, dessen Flanken sich nach allen Seiten flach abdachen. Seine natürliche Fortsetzung jenseits des Inns ist der Vennetberg, 2513 *m*; an der Stelle, wo sich der Fluß seinen Weg durch die Felsen bahnte, liegt die einst (im Jahre 1703 und 1809[1]) heiß umstrittene Pontlatzerbrücke.

Gleich südlich der Pontlatzerbrücke (Pons Lateris?), an deren ruhmvolle Vergangenheit ein stimmungsvolles Denkmal erinnert, weitet sich das Tal, Tullen-Au genannt, und wir sind in Prutz: „stattlich gebaut, mit vielen sehr anständigen Häusern in einer augentröstlichen Ebene, die sich felderreich in der Öffnung des östlich auslaufenden Kaunertals verliert, von Westen her trotzig angeschauet von den Trümmern der Ruine Laudegg", wie ein Chronist zutreffend schreibt. In einer leichten Stunde steigen wir zu dem reizend gelegenen Dörfchen Ladis empor; seine alten Häuser gruppieren sich unregelmäßig um einen kleinen See und zeigen eine erfreuliche Fülle gut erhaltener Fresken und Stukkaturen (16. Jahrh.). In dem kleinen Wasser spiegeln sich die verwitterten Mauern des Schlosses Laudegg. Von seinen Zinnen überschaut man ein herrliches Landschaftsbild. Die Vermutung, daß bereits die Römer zum Schutze ihres Heerweges, der von Tschuppbach über den Serfauser-Hochboden hier vorüberführte, ein Kastell errichtet hätten, liegt sehr nahe. Im 13. Jahrhundert wird Graf Meinhard von Tirol als Besitzer der Herrschaft Laudegg genannt. Es geht auch hier die Sage, daß ein von einem Kreuzzug heimkehrender Ritter, als er seine Gemahlin erblickte, die ihm vom Schloßerker herab freudig zuwinkte, schnurstracks durch den See ritt und dort sein nasses Grab fand. Er war der Letzte der Edlen von Laudegg. In einem der ältesten Häuser befindet sich das Gasthaus zur Rose. Wilhelm, der Wirt, hat einen guten Tropfen, und wenn er gut aufgelegt ist, greift er mächtig in die Saiten seiner treuen „Klampfe" (Gitarre) und singt dazu köstliche Lieder, ja er bearbeitet sogar ein kleines Harmonium; seine Frau kocht ausgezeichnete Tiroler Knödel. Die Gaststätte ist überreich an großen Räumlichkeiten, mit denen die heutigen Bewohner nichts Rechtes mehr anzufangen wissen. Seinerzeit waren bessere Verhältnisse hier gang und gäbe. Heute heißt es, mühsam das Feld bestellen und das Vieh warten; der karge Boden hat schon viele veranlaßt, jenseits der See zeitweilig ihr Glück zu suchen. Doch kehren dann wohl die meisten mit ersparter Münze in die

[1]) Das alte Flußbett des Inns ist auf dem Piilersattel hoch über der jetzigen Talsohle noch gut erkenntlich. Damals erfolgte der Zusammenfluß des Inns mit der Sanna nicht bei Landeck, sondern erst in der Gegend des heutigen Imst.

heimatlichen Berge zurück, die sie nicht missen können. Aus einer Höhe von 200 *m* über Unterladis blickt aus dem hochstämmigen Fichtenwalde ein Ansitz herab, der uns nach Lage und Aussehen ganz an einen Edelsitz erinnert. Es ist das „Hotel Obladis"; dort entspringt eine Quelle, deren geheimnisvolles Murmeln von einem Hirten zu erzählen weiß, der vor etwa 700 Jahren (1212)



die Vorliebe der ihm anvertrauten Weidetiere zu diesem Wässerlein auffällig fand und so zum Entdecker der wohlbekannten Sauerbrunnquelle wurde. Später schenkte Kaiser Max, besonders aber Erzherzog Ferdinand, dem heilkräftigen Wasser große Aufmerksamkeit. Der Erzherzog, an den die Marmorsäule vor der Trinkhalle erinnert (aus dem Jahre 1576), ließ die seltsame Quelle von seinem Leibarzt genauestens untersuchen, der sie als die beste der damals bekannten Heilquellen erklärte.

Ganz in der Nähe tritt eine Schwefelquelle zutage, die erst später aufgefunden worden sein soll. Beide Quellen werden wegen ihrer Heilkraft vielseitig verwendet. Bisher war Obladis ein beliebter Sommeraufenthalt, seit dem Winter 1912 entwickelt es sich als Winterkurort und Sportplatz.

Eine Stunde südlich von Ladis liegt das Dorf Fiß, 1431 *m*, das nach Lage und Bauart so ziemlich seinem, eine Stunde südwärts gelegenen Nachbardorfe Serfaus, 1427 *m*, gleicht. Über diese uralte Siedlung wäre vieles zu berichten, aber hier müssen einige Bemerkungen genügen. Betreten wir zum ersten Male das Dorf, so fällt uns sofort der alleinstehende Kirchturm auf. Er behütet eine große Pfarr- und eine kleinere Wallfahrtskirche. Letztere wurde vor kurzem vollständig erneuert, leider aber bei dieser Gelegenheit mit einem hellgrauen Eternitdache versehen, das sich mitten unter den grobschuppigen, dunklen Holzdächern des Ortes recht unangenehm bemerkbar macht. In ihrem Innern werden zwei wertvolle Altertümer aufbewahrt: Eine Madonna mit dem Kinde aus bemaltem Holze und ein Taufstein mit der Jahreszahl 4 C IV [1]). Die immer wiederkehrende Behauptung, daß die ältesten Überreste einer Kirche im Speisegewölbe des Widums (Pfarrhauses) zu suchen seien, läßt sich durch nichts beweisen. Unter den alten Bauernhäusern fällt besonders eines am Ostausgange des Dorfes auf; es steht neben dem Geburtshaus des bekannten Gletscherfahrers und Alpinisten J. G. Thöny und trägt ein gemaltes Andreaskreuz. In den Urkunden des 15. Jahrhunderts wird es unter dem Namen Götterburg erwähnt; auch in späteren Schriften ist von ihm und seinen Besitzern (Gräfin Stachelburg u. a.) öfters die Rede. Serfaus ist die älteste Pfarrei der Gegend. Sogar See im Paznauntale gehörte bis zum 17. Jahrhundert dazu. So kam es, daß man die Toten über das Serfauser Joch (= Furgljoch, 2744 *m*!) zur Beerdigung herüberschaffen mußte; da ein Übergang im Winter unmöglich war, verblieben die Leichname in Kältestarre auf der Dachkammer bis zum Frühjahr. Diese Sprengeleinteilung war gewiß sehr merkwürdig; für uns ist sie ein Fingerzeig, daß die Besiedlung des Paznauntales, wie man es auch bei einigen andern Tälern nachgewiesen hat, talabwärts erfolgte und nicht vom Haupttale aus, wie man glauben möchte, sonst hätte See unbedingt zur Pfarre Landeck gehören müssen.

Die Römerstraße senkte sich von Serfaus wieder zum Inntale hinab. Auf diese Strecke dürfte die Stelle aus Strabo passen, in der er mitteilt, daß von den Alpenstraßen manche so steil und abschüssig seien, daß ein Römer, der zum ersten Male ins Gebirge komme, in Schrecken und Entsetzen geriete, während die Einheimischen sicheren Trittes, mit Lasten schwer beladen, darüber hinweggehen[2]).

Auf dieser Linie liegt auf vorspringenden Felsen, 200 *m* über der Talsohle, die Kapelle St. Georg (St. Jörg). Zwei alte Bauernhöfe stehen unweit davon an der Waldgrenze; dort wohnt der Mesner, der uns bereitwillig das Kirchlein öffnet. Wir sind sehr erstaunt, eine so reiche Fülle alter Schnitzereien und Fresken an diesem einsamen Platze angehäuft zu finden, und wir können uns nicht erklären, von wem dieses Schmuckkästchen einstmals erbaut wurde. Das ursprüngliche Viereck (vielleicht aus dem 8. oder 9. Jahrhundert) wurde auf

[1]) Die Rückseite der Madonna trägt die eingeritzte Zahl 427 in gotischer Schrift. Aus der Schrift sowie aus dem Aussehen des Kunstwerkes schließen wir, daß diese Jahreszahl genau in jene Zeit paßt, wo der Tausender gewöhnlich nicht geschrieben wurde. Es sollte also heißen: 1427. Diese Bemerkung verdanke ich einer Mitteilung der Herren Dr. Ing. G. Baumeister und Dr. K. Dörrer, Innsbruck.

[2]) Einige ethymologische Bemerkungen aus der Serfauser Gegend: Dort gibt es einen Fūon-a-Büchl, was von Fanum = Götterheiligtum herkommen dürfte. Die tiefer liegenden Wiesen heißen Damuenes von Daemones, dem Orte der bösen Geister. Ein Tälchen wird Valmid genannt = Val mitis = mildes Tal. Ein Wiesenkomplex heißt Paschlön, soviel wie Pascuae planae = ebene, glatte Wiesen; das Wort Komperdellalpe (Gamperdell gesprochen) enthält das lateinische Campus = Feld. Das Wort Furgl kommt von Furca = fuorcla (Gabel), im ladinischen Dolomitengebiet forcella genannt.

Dr. Karl Dörrer phot.

Abb. 1. Alp trida im Samnaun. Mutller-, Stammer- und Vesilspitze-Zeblesjoch

Dr. Hermann Wopfner phot.

Abb. 2. Blick vom Piz Munschuns gegen Piz Ott und Viderjoch

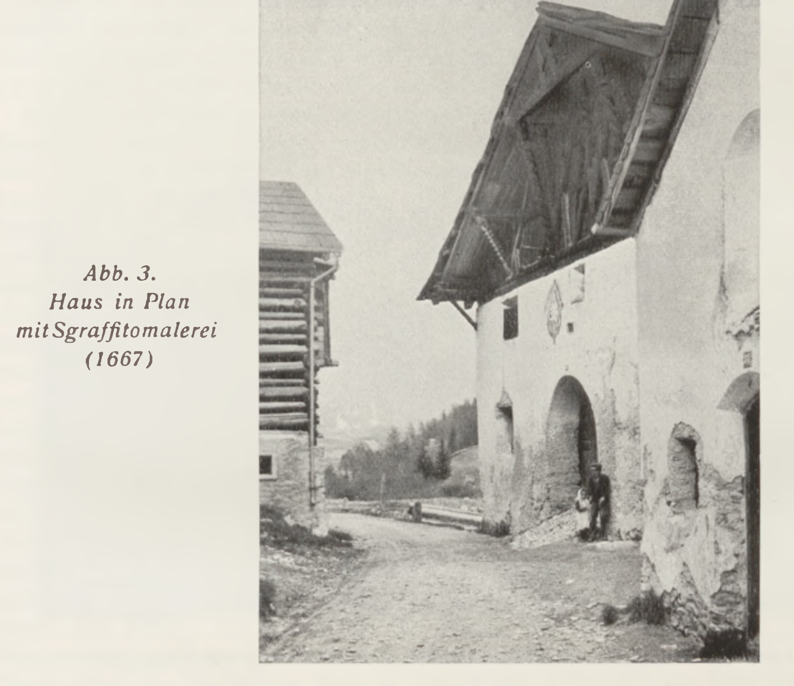


Abb. 3.
Haus in Plan
mit Sgraffitomalerei
(1667)

Photographische Aufnahme von L. Handl

Dr. Hermann Wopfner phot.

Abb. 4. Häuser in Plan

einer Schmalseite aufgebrochen und im Jahre 1496 ein Chor dazu gebaut. Aus dieser Zeit stammen die schönen Fresken, die einen sehr gewandten Pinsel verraten, und der gotische Flügelaltar, die hl. Anna selbdritt darstellend. Jeder Kunstfreund wird entzückt sein über die herrliche Ausführung der einzelnen Figuren. Hier stand auch der berühmte Reliquienschrein, nach Domanig italienischen — und zwar sienesischen — Ursprungs, der sich jetzt im Innsbrucker Museum befindet. Ein 78jähriger Greis, der gerade am Kirchlein vorüberkam, erzählte mir: „St. Jörg ischt die älteschte Kirchn im ganzen Tal und glei danöbn habn früher die Schiff anglegt, wie no a See da gwesen ischt." Die Vorstellung eines Sees, der vor dem Inndurchbruche mit Sicherheit bestanden hat, ist also im Volke noch vorhanden; ganz ähnlich wie im Vinschgau. Ein schmaler Steig führt von hier zum Inn hinab und nach dem jenseitigen Dorf Tösens (6 *km* südlich von Ried am Inn).

DAS SAMNAUNTAL

ZUGÄNGE Eine halbe Stunde südlich von Pfunds stehen wir am Scheidewege. Die Kajetansbrücke, ein altes, schönes Holzbauwerk, überspannt die blauen Fluten des schäumenden Inns und weist der Finstermünzstraße den Weg, die sich jenseits des Flusses tief in die Felswand eingräbt. Gerade vor der Brücke zweigt die neue Schalklstraße ab. Sie führt innaufwärts, übersetzt mit einem mächtigen Steinbogen die wilde Schalklschlucht und mündet beim Gasthaus Weinberg in die schweizerische Samnaunstraße. Erstaunliches haben hier die Straßenbauingenieure geleistet, um das herrliche Fleckchen Erde von Hochfinstermünz, koste es, was es wolle, dem Verkehr von allen Seiten zu erschließen. Dies gilt besonders auch von der Samnaunstraße, die sich um den Schalklkopf nördlich herumwindet, wobei sie zahlreiche Lawinengänge mit Tunnels und andern Schutzbauten umgehen muß, worauf sie bei Spissermühle, der Vereinigung des Samnaun- und Zanderstales, den schwierigsten Teil überwunden hat. Auf österreichischer Seite führt ein recht holperiger Weg von der Kajetansbrücke über die Weiler Noggls und Spiß ebendorthin (drei Stunden). Nun biegt der Schalklbach mehr nach Südwesten — parallel zum Streichen der Bündener Schiefer —, bald weitet sich das Tal und wir erblicken rechts am Hang das Dorf Compatsch, 1717 *m*. Zwischen den alten, dunkeln Bauernhöfen stehen neue, weißgetünchte, kastenförmige Häuser, die beinahe an Italiens Gefilde erinnern. Wagrechte Straßen gibt es in diesem „Hängdorfe" natürlich nicht. Das Dorf ist aber noch nicht die höchste Siedlung. Über Laret (= Lärchenwald), Plan (= Ebene) und Raveisch (= Murbrüche) erreichen wir in einer Stunde den Weiler Samnaun selbst, 1848 *m*. Er liegt am Fuße des steil aufstrebenden Piz Ott (= hohe Spitze) in einer alpenmäßigen Gegend; an mehreren Häusern kann man Spuren von hübscher Sgraffitomalerei bemerken, ein Zeichen, daß ihre Erbauer sogar in dieser Höhenlage ein bißchen Kunst nicht missen konnten. In dem einzigen Gasthaus findet man bescheidene Unterkunft. Für die Turen in die Mondingruppe und über das Zeblesjoch zur Heidelberger Hütte im Fimbertal ist Samnaun ein wichtiger Stützpunkt.

PAZNAUNTALSEITE

EINE HERBSTTUR Ende Oktober 1913 brachte uns wieder einmal der Arlbergzug im Fluge von Innsbruck nach Landeck. Freund Wopfner und ich waren bereit, Land und Leute des von Matthias Schmid der Welt wieder erschlossenen Paznauntales näher kennen zu lernen und mit unseren photographischen Apparaten schwarz auf weiß, aber auch in der ganzen Farben-

pracht festzuhalten und nach Hause zu entführen. Auch ein „Photographenhimmel“, tiefblau, nur von weißen Wolkenstreifen durchzogen, war uns beschieden. So überschritten wir frohgemut die alte Landecker Holzbrücke, um über Perfuchs, Tobadill, Giggl und andere Weiler in dem Dorfe See, 1058 *m*, den Talhauptboden zu erreichen. Vor uns ragten die weißen Kalkwände der Passeierspitze in die Höhe, deren Gipfel weißgesäumte Wolkenknäuel umwogten; talaufwärts, dem Arlberg zu, strahlte die hehre Gestalt des Rifflers mit seinem blauschimmernden Hängeferner uns in tadelloser Frische entgegen. Gar prächtig wanderte es sich durch die goldgelben Lärchenwälder südlich von Tobadill. Dort, wo Trisanna und Risanna zusammenrauschen, blickt eine Burg gar zornig in die Tiefe, als wollte sie Schildwache auf vorspringender Felsenhöhe halten; zur Not läßt sie das feurige Dampfroß durch den Fels, auf dem sie selbst gegründet wurde, hindurchrasen und schaut ganz erstaunt ihm nach, wie das Stahlungetüm auf zartem Gitterbogengeflechte in schauriger, schwindelnder Höhe eine Schlucht kreuzt, um im nächsten Augenblick in einem neuen Felsenloch zu verschwinden. Kurz vor See weist beim Lammwirt eine Tafel zur Ascherhütte hinauf. Ein andermal auf Wiedersehen! Wir müssen eilen, die Sonne spiegelt sich gerade noch auf den letzten Spitzen des Ferwalls und es sind noch 10 *km* bis Ischgl, unserem heutigen Bestimmungsorte. Wir lassen Langesthey (= Frühlingsalpe) und das Dorf Kappl zur Rechten liegen und gelangen nach 7 Uhr abends nach Ischgl, 1362 *m*. Große, elektrisch beleuchtete Häuser treten uns entgegen, wir glauben beinahe in einer Stadt zu sein. Man denkt da der Zeit, in der hier noch der behäbige Kaufmann zu Hause war; damals mußte das Zeinisjoch die Stelle des Arlbergs vertreten. Uns beschäftigte aber die Frächterzeit nicht lange, der hellerleuchtete Flur der „Post“ umfing uns, auch Lautenschlag und Zitherklang drang uns aus der Stube entgegen. Wir waren aufs beste aufgehoben. Unser Schlafgemach war einfach fürstlich; es war das schönste der elf (!) mit Zirbelholz getäfelten Zimmer; die Türeinfassungen bestehen aus zierlich geschnitzten Säulchen mit vergoldeten Kapitälen, in der Ecke steht ein buntbemalter Barockaltar und unsere Betten waren so weich und gut.

BÜRKELKOPF, 3036 *m*

Am Allerheiligentage trennten wir uns erst spät von der gastlichen Stätte. Über eine Steilstufe führt der Weg in das Fimbertal, der Grenze zwischen Samnaun und Silvretta. Nach einstündigem Marsche bogen wir in das ostwärts steil ansteigende Hochtälchen ein. Der dichte Wald lichtet sich, Zirbeln treten auf und die weiten Weidegründe der Id Thaya, 2122 *m*, lassen unsere Schifahrerherzen höher schlagen.

Unser nächstes Ziel war das Flim-Joch (Fid-Joch), 2761 *m*. Ein steinernes Trümmermeer mußte noch überwunden werden, bis ein Firnfeld sich unser erbarmte und bequem zum Joche emporführte, wo sich uns mit einem Schlage die prächtige Fernsicht nach Süden eröffnete. Wir hatten aber einen Dreitausender aufs Korn genommen, und da es schon spät am Nachmittage war, hieß es frisch angreifen! Unser Ziel war der südliche Bürkelkopf, 3036 *m*, eine der schönsten Felsgestalten der Samnaungruppe. Eine steile Blockhalde leitete uns bis zu den aufstrebenden Felsen hinan. In lustiger Kletterei stiegen wir durch einen gegen Südwesten abfallenden Riß rasch hinauf, bis ein Quergang uns auf den überwächteten Grat führte. Nun stapften wir mit eiligen Schritten zum kleinen Steinmann hin, dem nur selten die Ehre eines Besuches zuteil wird. Zum Danke dafür beschert er uns einen Sonnenuntergang, so klar und farbenreich, wie ihn nur der Spätherbst hinzumalen versteht. Die blutigrote Sonnenscheibe schickt sich an, hinter dem scharfzackigen Fluchthorn hinabzutauchen. Von der

Zugspitze über das Karwendel, die Otztaler- und Ortlergruppe fluten Farben in allen feurigen Tinten vom Gelb bis ins Mennigrot und in den Tälern schieben sich die violetten Dämmerschatten höhenwärts; im Süden tauchen aus dem feinen Nebelschleier Königspitze und Bernina empor und die Weißkugel grüßt vom Osten den letzten Abschiedsgruß herüber. Freund Wopfner hatte in Eile die Kamera aufgestellt, um einen farbigen Abglanz dieser Schönheit mit heimzunehmen.

Wo des Tages müde Sonne
Lächelnd noch in Sterbenswonne
Stumm ihr Feuerblut verspritzt,

Und die Zacken all und Zinken
Stolz wie Königskronen blinken,
Von Rubinenglut umblitzt. (Br. Willram.)

Kaum war die Sonne verschwunden, so packten wir zusammen, kletterten auf demselben Wege abwärts und eilten zu unseren Rucksäcken zurück. Über Schneefelder und Blockhalden ging's zur Alp trida hinunter und wir hatten, da es schon völlig dunkel geworden war, keine freie Minute zum Bewundern der glitzernden Sternenwelt über uns. Wir huschten an dem riesigen Block — die Samnauner bezeichnen ihn als den größten erratischen Block in der Schweiz —, an den sich die Hütten der Alp bella anschmiegen, vorbei und waren froh, als wir endlich den Weg unter den Füßen hatten, der uns nach Compatsch hinabführte, wo wir manches Glas funkelnden Glühweines auf die gelungene Herbstfahrt hin leerten. Der nächste Tag galt den Siedlungen im Samnauntal und eine abendliche Wagenfahrt von Pfunds nach Landeck beendete die gelungene Allerheiligen-Fahrt.

SCHIFAHRTEN URGTAL-ASCHERHUTTE

Ich gedenke der Jahreswende 1912/13. Eine bunte Gesellschaft hatte sich im Hotel Obladis, dessen Wintereinsamkeit erstmals gestört worden war, zusammengefunden. Gemeinsame Schifahrten hatten die kleine Schar der Gäste — sie waren von weither gekommen — zu einer Familie vereinigt. Beim Zwölfuhrschlag klangen die Gläser voll Schaumwein in der Sauerbrunnhalle und mit einem dreimaligen Schiheil fürs neue Jahr zogen wir uns zu weiterem frohem Tun in das warme Jagdzimmer zurück. Der nächste Tag war noch Rasttag. Aber am 2. Jänner zogen zwei dunkle Gestalten, der erste mit der Laterne in der Hand, durch den morgendüsteren, tiefverschneiten Wald, dem Urgtal zu[1]). Die Urgalpe, 1880 *m*, war um 9 Uhr vormittags erreicht. Der sanft ansteigende Langweg und lockerer Pulverschnee hatten unsere Fahrt verkürzt. Der tiefe Schnee ließ von der Hüttentüre nur den obersten Teil frei; sie war zum Glück nicht verschlossen. Wir, mein Begleiter Führer Johann Heiseler aus Ladis und ich, krochen hinein und hatten uns einen schönen Frühstücksplatz erobert. Nach halbstündiger Rast fuhren wir weiter, ein kleines Stück taleinwärts, dann rechts hinauf über einen steilen Rücken. Mehrere, in einer Linie stehende Zirbelbäume, die den Lawinen getrotzt hatten, wiesen uns sichere Spur. Die prächtigen Bäume hatten borstiges Rauhreifkleid angelegt, in dem sich der erste Sonnenstrahl (10 Uhr vormittags) mit Wohlgefallen verfing. Mein Begleiter, ein leidenschaftlicher Jäger, spähte nach seinen Gemsen. Er hatte sich nicht getäuscht. Wir zogen gerade über die erstarrte Fläche des Spinnsees, etwa 2300 *m*, einher und sahen gar bald an der Gamsbergspitze ein kleines Rudel Grattiere. Nur ein Steilhang trennte uns von der schmalen Spinnscharte, 2693 *m*, zu der uns einige steile Spitzkehren hinaufbrachten (3½ Stunden). Welch ein Fernblick nach allen Seiten eröffnete sich uns da! Über die sanften Formen des Schönjöchlkammes ragten die zackigen Bergriesen des Kaunergrates trotzig hervor, als ob sie sagen wollten: Uns kommt nicht so bald

[1]) Herr L. Lang aus Innsbruck ließ diesen Weg herrichten. Er benützte dazu einen aufgelassenen Wasserwall, der einfach zugeschüttet wurde (drei Stunden Gehzeit). Man sieht daraus, welch große Wasserbauten in früherer Zeit von den Bauern zu Bewässerungszwecken aufgeführt wurden.

einer im Winter nahe. Jenseits des Paznauntales beherrscht der Riffler, der östlichste Eckpfeiler der Ferwallgruppe, die Umgebung. Westwärts von der Spinnscharte streicht eine Mulde ab, die wir in eitel Genuß und Freude durchsausten; anfänglich drechselten wir vorsichtig einen Telemark um den andern, dann hieß es: Füße zusammen, Stöcke unter die Arme, die Knie leicht gebeugt, die Muskeln federnd gespannt und — los! 300 *m* tiefer bogen wir nach Süden und strichen in die weiten Schneefelder des Kübelgrundes hinein zur Ascherhütte. Wir hatten sie von weitem für einen verschneiten Felsblock gehalten. Sie war unser heutiges Ziel (2 Uhr 30 Min. nachmittags). Einen vorzüglichen Herd, auf dem wir eine warme Suppe und andere Kunstprodukte herstellten, und sogar warme Pantoffel fanden wir in der wohlversorgten Hütte vor. Nur wenige Namen waren im Hüttenbuch zu lesen. Schuld daran mag sein, daß die Zugänge von See und vom Furgljoch her nicht ganz lawinensicher sind.

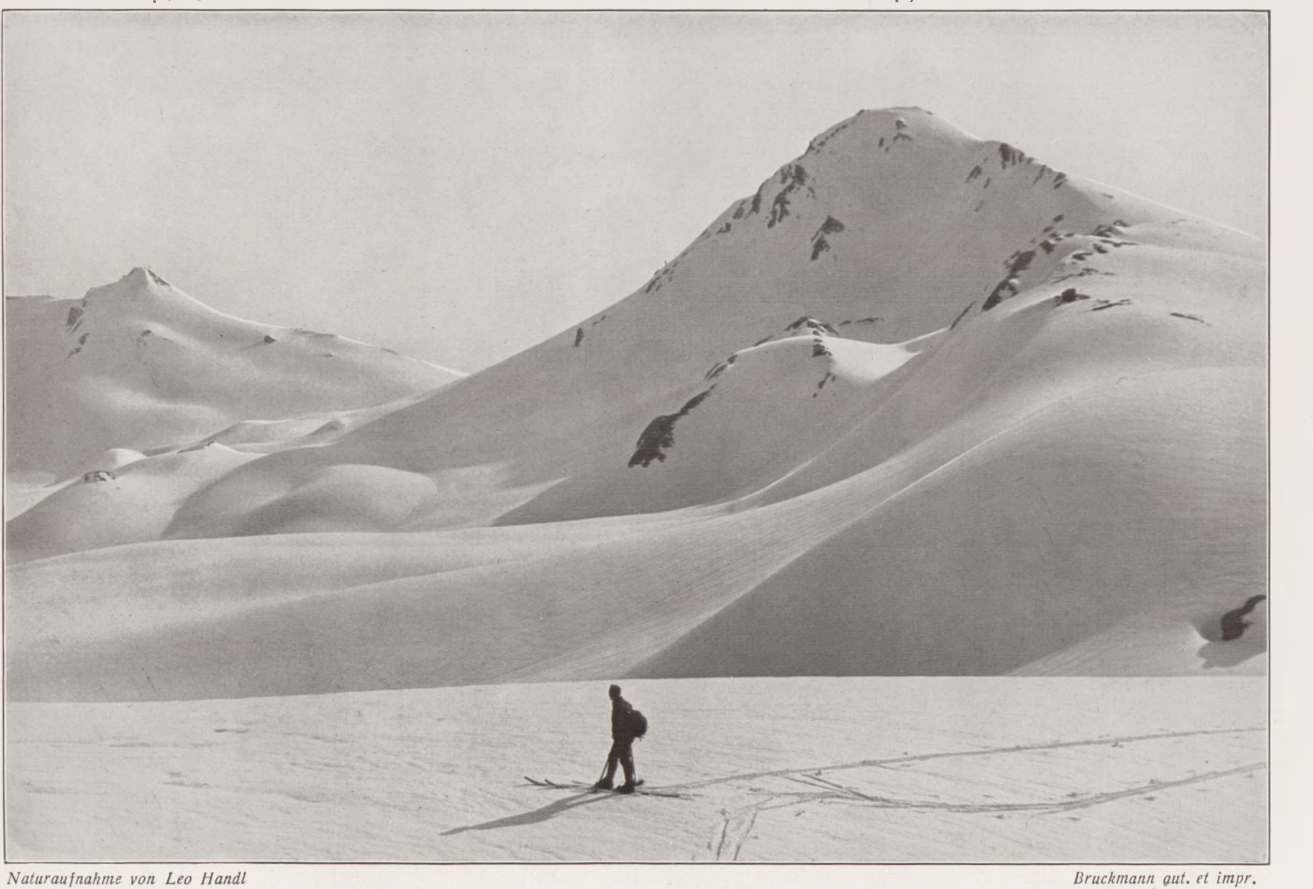
Bevor wir kunstgerecht unter die Decken krochen, traten wir vor die Türe in die stille Winternacht, lauschten zu den funkelnden Sternen empor und suchten teilzunehmen an ihrem stillen, weltfernen Glücke, das des Tales schnöde Sorgen so leicht vergessen läßt.

MASNERJOCH, 2693 *m*
MINDERSTKOPF, 2781 *m*

Der nächste Morgen sah uns um 7 Uhr das Quartier verlassen. Wir waren froh, als wir den steilen, lawinengefährlichen Nordhang des Medrigs hinter uns hatten, den man nicht umgehen kann. Schlecht angebracht wäre es, diesen Aufstieg bei Tauwetter erzwingen zu wollen. Die Kälte machte uns fest ausgreifen. Wir fuhren in das vom Furgljoch herabziehende Tal hinein, überschritten den Kaltenbach und nahmen von jetzt an den Sommerweg auf den Hexenkopf auf, dessen rote Markierung uns öfters an großen Blöcken zu Gesichte kam. Der Zugang zum Istalanztale ist von dieser Seite, der steilen Rinnen wegen, die gequert werden müssen, nur unter günstigen Schneeverhältnissen zu empfehlen. In dem ausgezeichneten, leichten Schnee gewannen wir rasch an Höhe; nach vierstündiger Arbeit grüßte von der Höhe des Masnerjoches (2693 *m*, in der österr. Spezialkarte Felsenloch genannt) eine rote Flagge ins Tal und warm umflutete uns die heißersehnte Sonne (11 Uhr vormittags). Vor uns lag ein riesiges, gewelltes Schneebecken, „schier des Schiläufers Märchenland, ungeahnt prächtig, unentweiht weiß", — so hatte es mir mein Bruder voll Begeisterung beschrieben. Mit Siegesfreude musterte ich das ganze Masnergebiet und konnte es kaum erwarten, bis wir unten waren. Aber das ging nicht so einfach, denn wir standen auf einer Wächte und darunter befand sich ein von Felsen durchzogener Steilhang. Daher verfolgten wir den Grat nach Osten, bis sich eine Möglichkeit bot, nach Süden abzusteigen. Auf einer alten, gefrorenen Lawine stapften wir Schritt für Schritt abwärts und konnten bald unsere Schier wieder anlegen, um sie in das Masnergebiet hineinschießen zu lassen. Nun blieb das Gepäck zurück; in Hemdärmeln, ganz ohne Belastung, fühlten wir uns jetzt so leicht wie Vögel; die Stöcke mit den breiten Schneetellern kamen in dem tiefen Blätterschnee voll zur Geltung. Als wir die Minderstscharte befuhren, brachte uns die Aussicht nach Westen eine neue Überraschung: die weiß blinkenden Gefilde der Ochsenbergalpe. Als Hans ihrer ansichtig wurde, sagte er voll winterlicher Begeisterung: „Hier habe ich als kleiner Bub viele Jahre Schafe geweidet; daß es im Winter aber so schön ist, hätte ich nicht gedacht." Während ich mich an die Besteigung des Minderstkopfes, 2781 *m*, machte, um meine Karte zu vervollständigen und Ausschau zu halten, benützte mein braver Begleiter die Zeit, um in dem herrlichen Schnee

Minderstkopf, 2781 m

Masnerkopf, 2827 m



Naturaufnahme von Leo Handl

Bruckmann gut. et impr.

Masneralpe mit Masnerkopf und Minderstkopf

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1914



den „verteufelten“ Telemark zu üben. Mit einem weithin schallenden „Hoiahoh“ verließ ich die Spitze, — auf Wiedersehen ein anderes Mal, heute müssen wir leider nach Obladis zurückkehren, obwohl für uns das Samnauntal viel schneller zu erreichen wäre. Kurz vor 2 Uhr traten wir den Rückweg an; noch gegen 20 *km* über Berg und Tal lagen vor uns: über das Arrezjoch, 2589 *m*, — die Scheid (= Wasserscheide, 2436 *m*) — ins Laustal hinunter und jenseits schief aufwärts quer durch die ganze Komperdellalpe auf den Beutelkopf — oberhalb Dorf Fiß vorbei, bis die elektrisch beleuchtete Promenade von Obladis uns aufnahm und dorthin geleitete. Ich kam gerade recht, um meine äußere Verfassung, die in den zwei Tagen ziemlich gelitten hatte, auf eine höhere Stufe zu bringen und noch die vier Gänge der Abendtafel würdigen zu können.

FLATTAL, ÖSTLICHE FLIESSERSCHARTE, 2667 *m*, ZANDERSTAL

Fünf Wochen später, in der schönen Faschingszeit, sollten wieder einige Samnaunpläne in Erfüllung gehen. In Landeck trafen wir, K. Huter und ich, mit zwei alten Münchner Studienkollegen (Dr. Ing. F. Vogt und Dipl.-Ing. H. Wiedemann) pünktlich zusammen. Ich hatte ihnen schon lange eine schöne Tur mit tadellosem Pulverschnee versprochen; nun mußte ich mein Wort einlösen, wenn auch seit drei Wochen keine Schneeflocke mehr gefallen war. Wir entstiegen um 7 Uhr abends in Wiesberg dem Personenzug und begannen die Wanderung ins Paznauntal. Hinter uns sahen wir unsern Zug feuersprühend über die Trisannabrücke rollen, dazu summten die Turbinen des darunter liegenden Elektrizitätswerkes ihr unermüdlich Lied. Nach einer Stunde blitzten die Lichtlein des Dorfes See auf; wir marschierten indes auf der Straße weiter und nahmen erst die Schier bei Fuß, als wir eine halbe Stunde später beim Gasthaus zum „Frohsinn“ anlangten. Dieses Asyl war für unsere Zwecke, weil unweit der Mündung des Flattales, sehr günstig gelegen. In der Stube saßen am großen Holztische einige Jäger; der eine von ihnen, seinem Äußern nach ein wilder Geselle — ein Gewehrlauf war ihm geplatzt und hatte seiner rechten Gesichtshälfte übel mitgespielt —, gab bereitwillig Auskunft auf meine Fragen; er versicherte, daß die Fließerscharte schon öfters von Schmugglern und Jägern im Winter überschritten worden sei. Dann werden auch wir darüberkommen, dachten wir bei uns und legten uns voll Selbstvertrauen in die „Kisten“. Es dunkelte noch, als wir in den kalten Morgen hinaustraten. Wir hatten 1600 *m* zu steigen und veranschlagten dafür ungefähr sechs Stunden; die Rechnung sollte beinahe stimmen. Mehr als eine Stunde konnten wir einen Holzziehweg benützen; er hätte, was Glattheit und Anlage der Kurven betrifft, einer Bobbahn alle Ehre gemacht, aber uns, die wir unverzeihlicherweise nur zum kleineren Teil mit Steigeisen versehen waren, kostete er manchen Seufzer. Auf einer Waldblöße hörte der ausgetretene Weg auf. Wir schlängelten uns also durch den dichten Hochwald hinauf, und wenn die Felle ihren Dienst versagten, mußten die langen Fichtenzweige zu Hilfe gezogen werden. Nach $2^1/_2$ stündiger Arbeit verflachte sich das Gelände und die Bäume wurden spärlicher. Da blitzte endlich der erste Sonnenstrahl über den Grat und es hob ein tausendfach Funkeln und Glitzern auf den unzähligen Eiskristallen der Bäume und des Blätterschnees auf dem Boden an. Voll Bewunderung standen wir still: Unter uns die tiefe Furche des Paznauntales in seiner noch ungestörten Winterruhe; über dieser dunkeln, kalten Linie rosiges Leuchten, wärmendes Leben auf allen Gipfeln. Also vorwärts, das Schlimmste ist schon vorüber! Wir folgten einer breiten Hirschspur und standen endlich an der Waldgrenze. Leider waren wir zu weit westlich geraten; ein Felsriegel nahm uns die Hoffnung, ohne Höhenverlust zum Bachbette hineinqueren zu

können. Kurz entschlossen setzten wir uns auf unsere Doppelstöcke und ritten auf ihnen in einer engen Lawinenrinne langsam und sicher abwärts bis zum Bache. Von jetzt an konnten wir ordentlich ausgreifen, denn ein langgestreckter, sanft ansteigender Talboden lag vor uns. Ich war schon neugierig, die Flattalalpe, 2027 *m*, zu sehen, aber die Schneemassen hatten mit den Felsblöcken auch die kleine Hütte zugedeckt. Nach einer kurzen Rast gingen wir die Östliche Fließerscharte, 2667 *m*, an, die uns bequemer erreichbar schien als die Westliche, 2684 *m*. Das letzte Stück kostete uns einige Anstrengung. Zum zweitenmal ging hier für uns die Sonne auf, als wir den breiten Grat betraten. Eine Wächte hatte sich fast 20 *m* weit in die schmale Scharte nach Süden vorgeschoben, so daß wir einen bequemen Lagerplatz zur Verfügung hatten. Da meine kalten Füße Bewegung brauchten, begann ich gleich den Aufstieg zum Martinskopf, 2735 m. Bis knapp unter die Spitze konnte ich mit den Brettern fahren, dort zwang mich ein Felskopf, die Schier stecken zu lassen; nach wenigen Minuten war der Gipfel erreicht. Wie ich nun so von der Höhe aus unseren ganzen Aufstieg überblickte, erkannte ich, wie vorteilhaft es wäre, wenn im Grunde des Flattales eine gastliche Hütte stehen würde. Fürwahr, das wäre ein auserlesener Platz für den Schiläufer! Die sonnengeschützte Lage verbürgt die besten Schneeverhältnisse bis ins Frühjahr hinein und die Reichhaltigkeit des Turenprogramms ist eine große. Beinahe hätte ich über all dem Sinnen meine erfrorenen Zehen vergessen. Ich eilte zu meinen Kameraden zurück; sie waren gerade beim Photographieren. Hierauf befuhren wir den Grat nach Osten und querten zur Zandersscharte (im Schiführer Ochsenbergscharte genannt, etwa 2800 *m*) hinüber. Mein erster Blick galt dem Minderstkopf; von dieser Seite hätte ich ihn kaum mehr erkannt; er schien fragend herüberzublicken, als hätte er gerne gewußt, wo und wie wir uns anschleichen könnten. Uns bezauberten aber die weiten, welligen Hochböden der Ochsenbergalpe, die uns zu Füßen lag. Wir mußten es uns zwar versagen, sie heute zu durchschneiden, aber den zweiten Zugang hatten wir gefunden; die Abfahrt konnte beginnen. Zwischen Martinskopf und Fließerberg durch, an der Zanderstalalpe vorbei bis hinunter zur großen Fließeralpe, 1988 *m*, war kein Hindernis weit und breit sichtbar, nur flache Mulden, unter deren dicker Schneehülle die vielgewundenen Wasserfäden lautlos dahingurgeln. Für uns begann jetzt eine weniger genußreiche Fahrt; wir schossen kreuz und quer in der engen Bachschlucht talabwärts, bis uns die Lichtlein von Spissermühle, 1471 *m*, am Zusammenflusse des Schalkl- und Zandersbaches gelegen, entgegenblitzten. Es kam uns fast eigenartig vor, als wir wieder auf Schusters Rappen standen, nachdem wir uns elf Stunden lang von den treuen Bretteln nicht mehr getrennt hatten. Auf der breiten Samnaunstraße bummelten wir in einer halben Stunde nach Compatsch, 1717 *m*, hinauf; dort waren wir im Gasthaus Piz Urezza, bei Herrn Carnot, wohl geborgen.

ALP BELLA, 2066 *m*, — GRÜBELEKOPF, 2897 *m*, — CUOLM D'ALP BELLA, 2698 *m*

Der kommende Tag galt der Erforschung des südwestlichen Samnauns. Gleich bei der Kirche schnallten wir an und bogen in das Tal der Alp bella ein. Bis zur Alpe selbst, 2066 *m*, die unter einem großen erratischen Block liegt, benötigten wir eine Stunde. Sie blieb links liegen und wir steuerten geradeaus, dem Bache folgend, auf den Grübelekopf zu. Nach dreistündigem Aufstiege betraten wir eine in seinem Südgrat gelegene Scharte, 2731 *m*, die allseits freien Ausblick bot. Besonders schön war die Sicht gegen Westen auf die zwei kühnen Felsgestalten des Bürkelkopfes, 3038 *m*, und der Vesulspitze, 3092 *m*; im Süden, hinter dem zerrissenen Mondingipfel, hoben sich jenseits der Malserheide die

weichen Linien der Zufallspitzen (Cevedale) vom blauen Himmel ab. Zwei der Fahrtgenossen mußten heimwärts ziehen und wollten den Abendzug in Wiesberg erreichen. Die Wächte aber, auf der wir standen, brach in einer ungefähr 15 *m* hohen, senkrechten Schneewand ostwärts ab und zwang sie daher, einen Umweg nach Süden zu machen. Sie durchmaßen darauf die breite Mulde des obersten Malfragtales und verschwanden im Grübelejoch, 2715 *m*. Bei ihrer weiteren Abfahrt durch das Grübeletal traten ihnen keine besonderen Hindernisse entgegen; unterhalb des Sees ist ein Stück sehr lawinengefährlich; der letzte, mühsame Abstieg durch den dichten Hochwald kann durch sitzendes Abfahren in einer Holzschleife vorteilhaft gekürzt werden. — Wir zwei Zurückgebliebenen waren indessen nicht müßig; Freund Vogt schlängelte sich zum Cuolm d'Alp bella, 2698 *m*, hinauf, der den Übergang ins herrliche Visnitztal[1]) vermittelt, und ich legte meine Schleifen in den südlich abfallenden Hang des Grübelekopfes, bis ich auf seinem Südgrat stand. Hier ließ ich die Schier zurück, denn es galt noch einen Steilhang von 40—50 *m* zu erklimmen. Ich bohrte die umgekehrten Doppelstöcke bis an die Schneeteller in den Boden und zog mich daran langsam und vorsichtig in die Höhe. Die Maulwurfarbeit ging verhältnismäßig flott vonstatten. Auf dem Grat war der Schnee verharrscht und ließ mich unschwierig die wächtengekrönte Spitze, 2897 *m*, erreichen. Nun war alle Anstrengung vergessen, sogar der hungrige Magen vertröstete sich auf den Abend, denn von hier aus gab es soviel Herrliches zu schauen. Der Grübelekopf, über den die österreichisch-schweizerische Grenze verläuft, ist einer der frühestbesuchten Berge der ganzen Kette. Beda Weber, von Geburt ein Paznauner, schrieb 1838, daß „der Grübelespitz dem Auge die wundervollste Doppelsicht über das Paznaun- und Samnauntal und viele der erhabensten Berge“ gewährt. Im Osten reiht sich ein Talkessel an den andern. „Sollte es nicht möglich sein, an einem Tage sie alle zu durchfliegen?“, so raunte mir heimlich ein ganz kleiner Bergkobold ins Ohr. Eine Durchquerung der ganzen Gruppe mußte also wenigstens versucht werden. Mit solchen Gedanken trennte ich mich von meiner Hochwacht, stampfte abwärts zu meinen Schiern und dann begann ein regelrechtes Schwingen den Hang hinab, bis ich in die Spuren meines Vorläufers einlenken konnte, der ein Stück vorausgefahren war. Die Neugierde trieb mich noch auf den Munt da Cherns (= Silberberg, 2694 *m*) hinauf, während Freund Fritz das letzte Abendleuchten mit seiner Kamera festhielt. Nun war unser Gipfelheißhunger gestillt und wir kehrten, der Aufstiegspur folgend, nach Compatsch zurück, um unsere Kräfte für den morgigen Tag wieder herzustellen.

DURCHQUERUNG DER SAMNAUNGRUPPE

Als wir uns am nächsten Morgen von unserem freundlichen Wirte verabschiedeten, meinte er mitleidig: „Heute ist der kälteste Tag vom ganzen Jahr, da werden Sie schön frieren.“ Wir liefen daher wie die Windhunde die schon bekannte Strecke nach Spissermühle und durch das Zanderstal zur Fließeralpe. Von hier aus trieb uns leider der Forschergeist in der Tschigenbachschlucht aufwärts. Wir wähnten darin eine Abkürzung. Aber in diesem „Hennenloch“, wie es die Bauern nennen, wurde es uns bald zu ungemütlich, und wir kletterten westwärts ohne Schier empor; drei mühe-, gefahr-, und wertvolle Stunden

[1]) Das Visnitztal stellt die kürzeste Verbindung zwischen Paznaun und Samnaun dar und ist ganz lawinensicher. Es wurde von K. Huter-Innsbruck zum ersten Male besucht. Der Verfasser machte eine Woche darauf zu Ostern 1914 mit A. Habtmann, Dr. Dörrer und F. Huter vom A. A. V. I. die neue Tur: Kappl—Visnitztal — über den Bürkelferner auf die Bürkelscharte, etwa 2950 *m*, und auf den Gipfel des Bürkelkopfes, 3030 *m*, — hervorragende Rundsicht, besonders auf die Vesulspitze — Abfahrt ein Stück zurück, dann auf die Höhe 2677 *m*, die den Übergang zur Alp trida vermittelt, über deren weite Flächen wir in einem Schuß bis Compatsch fuhren (10 Stunden auf Schiern). Dies ist neben der Durchquerung die schönste Schitur, die man im Samnaun machen kann.

gingen uns so verloren, denn beinharter Schnee, wechselnd mit grasdurchzogener, nasser Erde, hinderten uns am Weiterkommen. Mißmutig arbeiteten wir uns aufwärts und erreichten erst nach 1 Uhr das Zandersjoch, etwa 2800 *m*. Da lag zum zweiten Male die Ochsenbergalpe, unberührt und unentweiht zur Winterszeit, uns zu Füßen. Ihr Anblick gab uns neuen Mut und wir gingen frisch an die Abfahrt. Ist es doch ein wahrhaft königliches Vergnügen, im Fluge im Angesichte der herrlichen Bergwelt wie ein Vogel dahinzusegeln! Der Hexenkopf reckte seinen zackigen Leib vor uns in die Höhe; wir spotteten seiner Wildheit und stiegen zur Scharte in seinem Südgrat auf (in meinem Schiführer Hexenscharte genannt, etwa 2700 *m*). Südlich davon liegt die namenlose Erhebung, P. 2827 *m*, die als der schönste Schiberg des Masnergebietes mit „Masnerkopf" bezeichnet wurde. Während Freund Vogt die Ochsenbergalpe mit seiner Kamera „einfing", machte ich mich gleich an den Anstieg; über den hartgewehten Westgrat ging es zuerst mit, dann ohne Schier rasch in die Höhe. Der Tiefblick auf die beiderseitigen Schneebecken, die in der letzten Abendsonne wie ein Sammetteppich vor mir ausgebreitet lagen, wird mir unvergeßlich sein. Erst um 4 Uhr trieb uns die Kälte zur Weiterfahrt; wir querten die Masneralpe und betraten kurz vor 5 Uhr das Arrezjoch, wo ich am Fuße des fahnengeschmückten Bildstöckels einen vor fünf Wochen hier zurückgelassenen Handschuh wieder festnehmen konnte. Die nächsten 16 *km* bis nach Obladis waren dank des märchenhaften Mondscheines in vier Stunden zurückgelegt. Der kleine Bergkobold hatte mir also nicht umsonst ins Ohr geflüstert; die Durchquerung war trotz einiger Hindernisse auf das beste gelungen und wird in Zukunft gewiß noch öfters wiederholt werden[1]). Wenn einmal die Comperdell- und Fließeralpe als Standquartiere dienen können, was bereits im Jahre 1914 der Fall sein dürfte, so ist diese Wanderung auch minder tüchtigen Schiläufern auf das beste zu empfehlen.

Du aber, mein blühendes Stöckchen, Kind der Blumenwiesen Samnauns, zürne mir nicht, wenn ich den Schleier, der deine lieblichen Heimatsgefilde und deine herrliche Bergwelt lange Zeit umhüllte, lüftete und, vom Erinnerungszauber erfaßt, meinen Lesern von deinem Mutterlande erzählte und es — allerdings nur in schwachen Farben — zu schildern versuchte.

Nicke mir freundlich zu mit deinen gelben, leuchtenden Blumenköpfchen.

SIEDELUNGSGESCHICHTLICHES AUS DEM PAZNAUN UND SAMNAUN[2])

(H. W.) Freund Handl hat in seinen vorausgehenden Schilderungen unsere gemeinsame Allerheiligenbergfahrt auf den Bürkelkopf gar anmutig beschrieben. Er hat aber — das muß ich als wahrhafter Historiker bemerken — verschwiegen, daß er mich fast nur unter Anwendung von Gewalt auf diesen Dreitausender hinaufbrachte. Nicht, daß ich etwa ein Gegner von Bergfahrten wäre, aber den Sonnenuntergang auf einem Berg abwarten, wenn eine mondlose Nacht folgt, wenn man keine Laterne hat und ein wegloser vielstündiger Abstieg durch Steinlammern bevorsteht, ist nicht, was mein Herz begehrt. Gewiß, auf dem Bürkelkopf war es schön, aber das Hinabstolpern in der Finsternis war nicht schön. Ich erwähne dies deswegen, weil mich auch zur Einlieferung dieses vorliegenden Beitrags mein lieber Freund in ähnlicher Weise „herbeigeschafft" hat wie damals auf den Gipfel des Bürkel-

[1]) Ostern 1914 vollführte ich mit A. Habtmann die zweite Durchquerung: Compatsch—Serfaus in zwölf Stunden, wobei der Zanders-Schafkopf und Frudiger zum ersten Male bestiegen wurden. Eine Woche später statteten wir, durch das Flattal aufsteigend, dem Kreuzjöchl und Ob. Malfrag den ersten Besuch ab und befuhren das Grübeletal zum zweiten Male.

[2]) Es war meine Absicht, durch erneuten Besuch dieses Gebietes es mir zu ermöglichen, manches weiter auszuführen und tiefer zu begründen, was hier vorgebracht wird. Meine Einberufung zum Waffendienst hat mir aber den Wanderstock wie die Feder aus der Hand genommen.

kopfes. Auch der Abstieg in die Tiefen der Siedelungsgeschichte wird nur dann erfolgreich unternommen, wenn der Weg genügend erhellt ist. Das ist aber beim gegenwärtigen Stand der siedelungsgeschichtlichen Forschung hinsichtlich unseres Gebietes noch nicht der Fall. Und so fürchte ich denn, daß ich auf diesem Weg ebenso stolpere, wie bei dem Abstieg vom Bürkelkopf. Sollte aber auch diese Wanderung gut ausgehen, wie jener Abstieg, so will ich mich wie damals mit einem Glas kräftigen Glühweins von den Strapazen erholen, wozu der Leser, wenn er mit mir den holperigen Weg gegangen, freundlichst eingeladen ist.

Während der Nordosten Tirols von den Bajuwaren annähernd zur gleichen Zeit oder doch nicht viel später als das Gebiet der bayerischen Hochebene besetzt wurde, also etwa in der ersten Hälfte oder um die Mitte des 6. Jahrhunderts, ist Westtirol südlich der Lechtaler Alpen noch bis tief herauf ins Mittelalter von Romanen bewohnt und von romanischen Kultureinflüssen beherrscht geblieben. Das äußere Ansehen der unscheinbaren, häufiger dunkelhaarigen und dunkeläugigen Oberländer gegenüber den hochgewachsenen Unterinntalern, bei denen die blonden blau- und grauäugigen Individuen einen viel höheren Prozentsatz bilden, läßt noch heute die verschiedenartige Rassenmischung im Westen und im Osten Tirols ersichtlich werden. Im Verlauf des Mittelalters büßte das Romanentum immer mehr an Boden ein, bis es endlich in der Neuzeit zurückgedrängt wurde auf die Tallandschaft des Oberengadins, des Münstertals und auf einige angrenzende Gebiete. Je näher wir dieser heute noch romanischen Sprachinsel kommen, desto stärker werden die Spuren der einstigen weiteren Ausdehnung romanischen Volkstums.

Wie gewöhnlich, so sind es auch hier die verkehrsärmeren Gebiete, in denen diese Spuren sich stärker erhalten haben. Der Verkehr hat auf das Kulturleben ähnlich eingewirkt, wie der diluviale Gletscher auf die Talform. Wie dieser die Ecken und scharfen Kanten abrundete und ihre Schärfe abschliff, so verwischt der Verkehr die völkischen und kulturellen Eigenheiten einer Tallandschaft und wirkt in dieser Weise ausgleichend. Darum sucht die volkskundliche Forschung mit Vorliebe verkehrsarme Gebiete auf. Von den beiden Tälern nun, die hier in Betracht kommen, sind beide verhältnismäßig verkehrsarm, wenigstens insoferne, als sie von größeren Linien des modernen Verkehrs abseits liegen. In früherer Zeit war die Stellung der beiden Täler in dieser Hinsicht eine ungleiche, Samnaun ein einsames, schwer zugängliches Hochgebirgstal, Paznaun aber von einer Verkehrslinie durchzogen, die wenigstens vor dem Neubau der Arlbergstraße unter Kaiser Joseph II. mit der Arlberglinie in Wettbewerb trat. Das Zeinisjoch ist nur um weniges höher als der Arlberg, 1858:1802 *m*, seine Zugänglichkeit im Wesen von jener des Arlbergs nicht verschieden. Die ungleiche Lage zum Verkehr hat vor allem bewirkt, daß das Samnaun viel länger romanisch geblieben ist, während Paznaun frühzeitiger germanisiert wurde.

Beide Täler gehörten einstens zum Siedlungsgebiet der Westromanen. Fragen wir uns, welche Teile in den beiden Tälern am frühesten besiedelt worden sein dürften, so begegnen wir in beiden Tälern einer merkwürdigen Übereinstimmung. Bereits die natürlichen Bedingungen für die Siedlung erweisen sich in beiden Tälern ähnlich. Der Zugang zu den Tälern — in das Samnaun vom Inntal her, in das Paznaun vom Stanzertal her — vollzieht sich durch eine schluchtartige Talenge, die erst in geologisch jüngerer Zeit entstanden ist. Die vorderen Talhänge sind steil, im rückwärtigen Teil wird das Tal breiter und günstiger für die Besiedelung; ein ansehnlicher Murenkegel des Fimbertales trägt Ischgl, im Samnaun tragen die sanfter geneigten Hänge an der Einmündung des zur

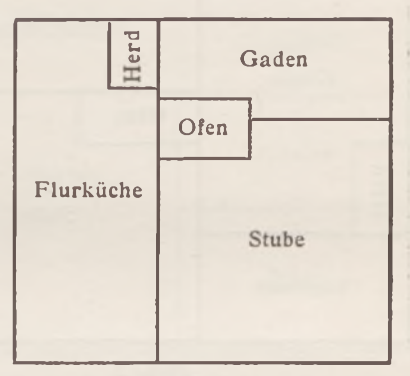
Alp bella führenden Tales ins Haupttal die Ortschaften Compatsch und Laret. Dem breiten Talschluß bei Galtür an der Vereinigungsstelle zweier Täler, des Vermont und Jambaches, an der die diluvialen Eisströme jener beiden sich vereinigenden Täler eine breite Talmulde aushobelten, entspricht eine gleichartige Stellung im innern Samnaun an der Gabelung von Val Maisass und Samnauntal, an welcher der Weiler Samnaun gelegen ist. In beiden Tälern trägt auch beachtenswerterweise das Tal den Namen eines im innersten Talteile gelegenen Weilers: in Paznaun des Weilers Paznaun bei Ischgl, im Samnaun des Weilers Samnaun. Mag nun der Weiler nach dem Tale oder das Tal nach dem Weiler benannt worden sein, jedenfalls spricht dieser Umstand dafür, daß diese Weiler zu den ältesten Siedelungen der beiden Täler gehören. Die Namen selbst sind auf den ersten Blick als vordeutsche zu erkennen.

Bei Betrachtung der Namensverteilung ergibt sich im Paznaun die Beobachtung, daß die Siedlungen im Talinnern vorwiegend romanische Namen tragen. Da ist es die Gemeinde Ischgl mit der Fraktion Mathon und die Gemeinde Galtür; die Weiler und Höfe tragen zum Teil gleichfalls vordeutsche Namen wie Versahl, Vergröß, Velzur, während freilich unter den Hof- und Weilernamen auch eine Anzahl deutscher sich findet, entsprechend dem Umstande, daß noch spät im Mittelalter eine weitere Ausdehnung der Siedelung durch Rodung erfolgte. Noch im Jahre 1459 konnte eine Kommission der tirolischen Regierung, die die Wälder beschauen sollte, berichten, daß in diesem Jahre die Bauern 40 neue Rodungen in Paznaun vorgenommen hätten, im Vorjahre 20. Die Gemeinde des vorderen Tales, Kappl mit ihren großen Fraktionen See und Langesthey, deren Siedlungen zum größten Teil an den steilen Hängen und nur zum geringsten auf dem engen Talboden selbst gelegen sind, zeigen deutsche Namensgebung (Langesthey-Alpe oder Theye, die im Langes oder Frühling bezogen wird). Die Hofnamen sind bis auf ganz wenige vordeutsche durchaus deutsch.

Das legt uns die Vermutung nahe, daß der innere Teil des Tales viel früher besiedelt wurde als der äußere, eine Vermutung, die an Glaubwürdigkeit gewinnt, wenn wir die schon oben erwähnte Verschiedenheit in der Gunst der Bodenverhältnisse im innern und im vordern Talteile in Erwägung ziehen. Woher kamen nun diese romanischen Siedler? Hierüber gibt uns eine andere Beobachtung Aufschluß. Die Gemeinde Ischgl gehörte lange Zeit kirchlich zur Pfarre Sins im untern Engadin, Galtür zur Pfarre Ardez ebendaselbst. Das weist uns darauf hin, daß die romanischen Siedler des innern Paznauns aus dem Engadin herübergekommen sind. Die Engadiner mögen einstens auf der Suche nach neuen Almweiden von ihren Almen in der Val Urschai und Val Tasna über den Futschölpaß, 2764 *m*, ins Jamtal und von ihren Almen in der Val Sinestra über den Fimberpaß, 2605 *m*, ins Fimbertal gekommen sein. Wenn auch der eine dieser Übergänge — der Futschölpaß — vergletschert ist, so ist doch auch er so leicht passierbar, daß Almvieh herübergetrieben werden konnte. Daß Almweiden im Fimbertal einst in wirtschaftlicher Beziehung zum Engadin standen, darauf deutet auch der Umstand hin, daß von einer Alm dieses Tales Zins nach Tarasp im Engadin gezahlt wurde. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung im Engadin mochte es dann zur ständigen Besiedlung der günstigen Stellen am Ausgang des Fimber- und Jamtales, zur Besiedlung von Ischgl und Galtür gekommen sein. Die Siedler behielten aber, wie das gewöhnlich der Fall ist, ihre pfarrliche Zugehörigkeit zur heimatlichen Kirche im Engadin bei. Ein derartiger über Jöcher greifender Besiedelungsvorgang ist nicht selten; so deutet die gerichtliche und pfarrliche Zugehörigkeit der Gemeinde Pfafflar zu dem jenseits des Hahntennjoches im Inntal gelegenen Imst auf einen ähnlichen Verlauf

der Besiedelung, ebenso auch die einstige Zugehörigkeit von Vent zur Pfarre Tschars im Vinschgau auf eine Besiedelung, die von Süden her über das vergletscherte Niederjoch übergriff.

Neben der siedelungsgeschichtlichen Beziehung zum Süden wird im Paznaun eine solche zum Westen klar ersichtlich, wenn ihr auch nicht jene Bedeutung zukommt, wie der ersteren. Wir müßten uns wundern, wenn eine solche Beziehung fehlen würde, da sie doch durch die natürliche Verkehrsrichtung über das leicht zugängliche Zeinisjoch von Natur aus gegeben war. Es läßt sich urkundlich erweisen, daß im Jahre 1320 Walser sich in Galtür niederließen. Die Walser sind alemannischen Stammes und hatten sich ursprünglich im obern Rhonetal, im sogenannten Wallis, niedergelassen. Als ihnen auch hier der Raum zu enge wurde, entsandten sie Kolonisten gegen Osten hin. Solche Walserkolonisten haben die Walsertäler in Vorarlberg besetzt, auch das Montafon weist Walsersiedelungen auf. Die Walser haben bei ihren Siedelungen, die im späteren Mittelalter erfolgten, sich auch mit ungünstiger gelegenen Ländereien abfinden müssen, da natürlich das beste Land schon besetzt war. Sie haben namentlich hochgelegene Gebiete, in denen wohl Viehzucht, nicht aber Getreidebau betrieben werden konnte, unter Kultur genommen. Ein solches Gebiet ist Galtür (cultura). Es ist aus den Angaben über ihre Niederlassung allerdings nicht zu ersehen, ob sie die ersten Siedler in Galtür waren oder ob sie neben bereits schon bestehenden Besiedelungen sich hier niederließen. Auch die Herkunft der Walser, die sich in Galtür niederließen, ist nicht sicher. Am nächsten liegt es aber, anzunehmen, daß sie aus dem Montafon über das Zeinisjoch herübergestiegen sind.



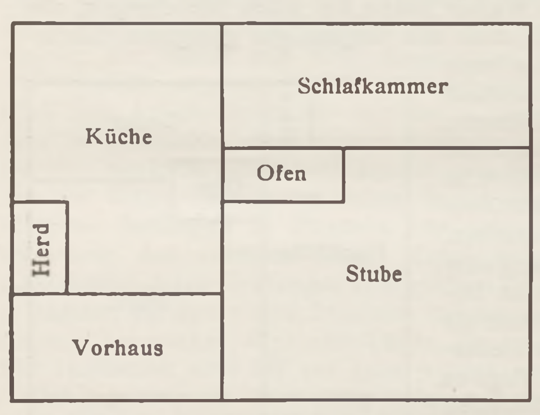
Figur 1

Auf Beziehungen zum Montafon, wie sie vielleicht gerade durch die Walser vermittelt wurden, weisen einzelne ältere Hausformen im innern Paznaun hin, die jene charakteristische Einteilung der Wohnräume zeigen, wie sie in Vorarlberg, namentlich im Montafon, überaus häufig vorkommt, für Tirol aber durchaus zu den Ausnahmen gehört. Es ist dies eine Form des Flurküchenhauses, das deswegen von den Hausforschern so benannt wurde, weil der Zugang zu den Wohnräumen durch einen Flur erfolgt, der zugleich Küche ist. Der schematische Grundplan solcher Häuser, wie sie nur noch in zwei Exemplaren im Paznaun sich finden, ist in Figur 1 zu ersehen.

Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Schulleiters Mathoy in Ischgl sind heute nur noch zwei solche Häuser im Tal vorhanden, das eine im Weiler Fasche, Gemeinde Kappl, das andere im Weiler Piel, Gemeinde Ischgl (an der Grenze gegen Galtür). In Galtür soll ein solches vor Jahren am Eingang ins Fermunttal, genannt am „Gorfen“, gestanden haben.

Auf die seit alters her bestehenden Beziehungen zum Westen verweist auch die Verehrung des hl. Edmund. Nach Aufzeichnungen, die Herr Geheimrat Brandl so freundlich war, zur Verfügung zu stellen, steht in der Friedhofkapelle zu Kappl das Bild des hl. Edmund. Die Verehrung dieses englischen Heiligen und Märtyrers ist durch angelsächsische Mönche nach St. Gallen gebracht worden und von hier aus dürfte, wie Geheimrat Brandl vermutet, die Verehrung dieses Heiligen den Weg nach Ischgl gefunden haben.

Die Besiedlung von Samnaun zeigt starke Ähnlichkeit mit jener von Paznaun. Am Eingang des Tales liegen die zu Tirol gehörigen Ortschaften Noggls, Gstalda und Spiß, deren Namen wohl als deutsche angesprochen werden dürfen. Die endbetonten Namen Compatsch, Laret, Raveisch, Samnaun erweisen sich durchaus als romanisch. Der merkwürdige Umstand, daß die linke vordere Talseite zu Tirol gehört, alles übrige zur Schweiz, läßt uns auch hier vermuten, daß die Besiedlung von verschiedenen Seiten her erfolgte. Die Besiedlung der günstiger gelegenen innern Talseite wird sich in ähnlicher Weise, wie wir das für das innere Paznaun annahmen, über die Alpen in der Val Sinestra (einem linken Seitental des Unterengadins) und Val Tiatscha über die leicht überschreitbare Fuorcla Maisaß und Val Maisaß herüber ins Samnaun vollzogen haben. Die Leute des schweizerischen Samnauns sprachen denn auch bis herauf in das 19. Jahrhundert „romauntsch"; erst damals ist durch einen aus Tirol stammenden Lehrer das Romanische durch das Deutsche in der Schule gänzlich verdrängt worden und allmählich ganz verschwunden. Auch der Verkehr talaus, der vor dem Bau der neuen schweizerischen Samnaunstraße auf dem linken Ufer über Spiß und Noggels nach Pfunds im tirolischen Oberinntal ging, hat natürlich germanisierend gewirkt. Der Umstand, daß Samnaun katholisch blieb, während das Engadiner Mutterland sich dem Kalvinismus zuwandte, hat zweifelsohne von seiten der katholischen Kirchenleitung eine Begünstigung des Verkehres mit dem katholischen und deutschen Tirol auf Kosten des kalvinischen und romanischen Engadins zur Folge gehabt. Ähnliches können wir ja auch im obern Vinschgau beobachten, wo die katholische Geistlichkeit bewußt an der Germanisierung der romanischen Bevölkerung arbeitete, um die Verbindung mit den romanischen Kalvinern des Münstertals und Engadins abzuschneiden.



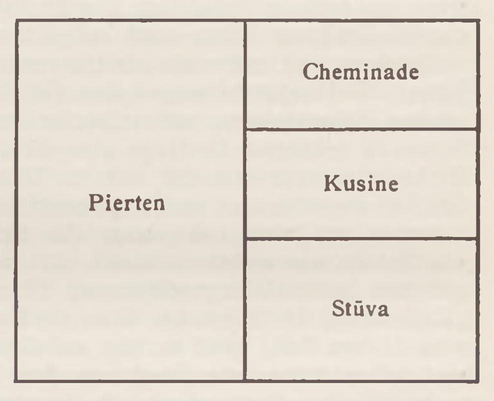
Figur 2

Die Beziehung zum Engadin ergibt sich für das innere Samnaun auch noch aus den Eigennamen der Bewohner der Pfarre Samnaun. Ich fand im Friedhof zu Compatsch hauptsächlich fünf Namen immer wiederkehrend: Jenal, Denoth, Karnoth, Walser und Prinz. Die ersten drei Familiennamen sind entschieden romanisch und sind typische Engadinernamen.

Recht beachtenswert ist, daß im innersten Samnaun die Form des Hauses auf eine Herkunft der Siedler aus dem Engadin hinweist. Im vordern österreichischen Talteile treffen wir Häuser, die im Wesen, soviel ich ersehen konnte, jene Formen des Hauses aufweisen, denen wir häufig im oberen Inntal begegnen. Nur ein Haus in Noggls zeigt merkwürdigerweise eine Einteilung der Wohnräume, die jener der Häuser in Vorarlberg, namentlich der Montafonerhäuser, entspricht. Es ist dies eine Hausform, die sich als Modifizierung des schon genannten Flurküchenhauses darstellt. Es ist bei diesen Hausformen vom ursprünglichen Küchenflur ein eigener Vorraum abgetrennt worden (vergleiche Figur 2). In Compatsch und Laret, den volksreichsten der geschlossenen Siedlungen des Tales, begegnen wir einer modernen Form des Wohnbaues, die mit ihren flachen Dächern und ihren öden

Verhältnissen wahrhaft abscheulich wirkt. In den zu innerst gelegenen Weilern des Tales aber, in Plan und in Samnaun, haben sich einige alte Bauernhäuser erhalten, die durchaus die charakteristischen Formen des Engadinerhauses aufweisen, wie es uns Hunziker schildert und wie ich es selbst in zahlreichen Exemplaren im Engadin und Münstertal angetroffen habe. Der Grundplan solcher Häuser stellt sich ursprünglich in der Weise dar, wie es das Planschema Figur 3 zeigt:

Der Eingang ins Haus erfolgt durch ein großes gewölbtes Tor, das dem Heuwagen die Durchfahrt gestattet, der denn auch in der Tat durch dieses Tor und den dahinter anschließenden großen Vorraum (Pierten) in die Tenne (ēre) geschoben wird. Das Tor zeigt auch im Samnaun häufig jene charakteristische Dreiteilung, die wir beim Engadinerhaus regelmäßig bemerken, für den gewöhnlichen Verkehr ist nur der mittlere Flügel geöffnet. Das Erdgeschoß, soweit es nicht vom Pierten ausgefüllt wird, ist regelmäßig dreizellig; eine Stube, eine meist gewölbte Küche und ein ebenfalls meist gewölbter Vorratsraum ist für das ältere Engadinerhaus typisch. Der obere Stock enthält eine Reihe von unheizbaren Schlaf- und Vorratskammern, die durch schießschartenartige Fenster notdürftig erleuchtet werden. An das Wohnhaus schließt sich als selbständiges Bauwerk — im Gegensatz zu den in Nordtirol verbreiteten, Wohn- und Wirtschaftsgebäude unter einem Dach und unter einem ungebrochenen Dachfirst vereinigenden Einbauten — der über dem Stall aufgebaute Stadel an. Das Wirtschaftsgebäude wird im Romanischen als tablet (tabulatum), oder talvō bezeichnet; Häuser, die diese typische Eigenheit des Engadinerhauses aufweisen, finden sich sowohl im Weiler Plan wie im Weiler Samnaun. In der innern Einteilung zeigt sich im Haus von Plan gegenüber den ältesten Engadinerbauten ein Fortschritt in der Hinsicht, daß das übermäßig große Vorhaus, der Pierten, durch Abtrennung von Räumen (Stube und Kammer) zu einem noch immerhin breiten Mittelflur verkleinert wurde, eine Entwicklung, die der Pierten auch im Engadin durchgemacht hat. Wie das Engadinerhaus zeigt auch seine Nachbildung im Samnaun den charakteristischen Schmuck durch Sgraffito, das namentlich oft zur Verzierung der Tore und Hausecken verwendet erscheint.



Figur 3

Die Siedlung im schweizerischen Samnaun erweist sich in ihrer Anlage als typisch romanisch. Die Häuser in den dorfartigen Siedlungen Compatsch, Laret und Plan sind eng aneinander gebaut; an dieser winkeligen Bauweise romanischer Dörfer vermochte auch die Modernisierung der Häuser, die ja auf die Beibehaltung der alten Bauplätze angewiesen waren, nichts zu ändern. Im Weiler Samnaun ist zwar die geschlossene Bauweise nicht zu beobachten, aber auch hier sind die Häuser nahe aneinander, den Talweg entlang angeordnet, eine Bauweise im Hofsystem wie in Tälern Deutschtirols (so im Voldertal, Wattental u. a.) ist für das Samnaun gänzlich untypisch.

AUS DER SILVRETTAGRUPPE (MADLENERHAUS UND WIESBADENER HÜTTE)

VON DR. KARL BLODIG

Es war im Frühling des Jahres 1902, als sich der D. u. Ö. Alpenverein rüstete, seine Hauptversammlung in Wiesbaden abzuhalten. Damals wandte sich die Schriftleitung der Deutschen Alpenzeitung an mich um einen Aufsatz aus dem Arbeitsgebiete der festgebenden Sektion. Die mit Bildern prächtig ausgestattete Arbeit erwarb dem Schauplatze der Tätigkeit der Sektion Wiesbaden neue Freunde, wenn das bei der Beliebtheit des höchsten Berges Vorarlbergs und des Bereiches der Wiesbadener Hütte noch möglich erschien.

Seitdem sind mehr als ein Dutzend Jahre verstrichen, und da in den letzten Jahren die Haupterhebungen des Gebiets, wie Gr. und Kl. Piz Buin, sowie das schöne Silvrettahorn, auf teilweise neuen Routen bestiegen wurden, wirklich Neues in größerem Umfange also nicht mehr zu erwarten stand, glaubte ich, im Einverständnisse mit der Sektion Wiesbaden, endlich das Hüttengebiet dieser Sektion auch einmal in der „Zeitschrift“ nach Gebühr würdigen zu dürfen.

Schon im Jahre 1884 hatte die Sektion Vorarlberg unweit der Bielerhöhe ein Schutzhaus erstehen lassen, das nach dem verdienstvollen, leider noch im gleichen Jahre dahingeschiedenen Obmann „Madlenerhaus“ genannt wurde. Die „Zeitschrift“ 1888 brachte dann als Beilage ein sehr gut gezeichnetes Panorama vom Hohen Rad, 2912 *m*, das auf Grund der Aufnahmen von Thaddäus Immler und Julius Ritter von Siegl von dem Letztgenannten angefertigt wurde. Es ist wohl hier der Ort, auf eine Reihe von Unrichtigkeiten in der Namengebung, die Prof. Dr. Johannes Frischauf besorgte, hinzuweisen. Auf Blatt 2 ist der mit „Eckhorn, 3136 *m*“ bezeichnete Berg das Silvrettahorn, 3248 *m*, die mit „Silvrettahorn, 3222 *m*“ bezeichnete Erhebung ist die Schneeglocke, 3225 *m*, die nächste Spitze, auf die der Pfeil bezogen wird, ist die Schattenspitze, 3222 *m*. Der Gipfel, über dem die Bezeichnung „Rothfluh“ steht, ist das Mittlere Eckhorn, 3136 *m*; zur Rechten unterhalb des Pfeiles befindet sich das Nördliche Eckhorn, 3142 *m* (Öst. Sp.-K.); der mit Piz Mon, 3136 *m*, benannte Punkt ist der Piz Jeramias, 3134 *m*, und der mit 2977 *m* bezeichnete namenlose Berg ist der Piz Mon, 2984 *m*.

Bis 1896 war das Madlenerhaus der beste Stützpunkt für die Besteigung des höchsten Berges des Landes Vorarlberg, des Piz Buin, von Norden her. In diesem Jahre erbaute die Sektion Wiesbaden, deren Tätigkeit in Vorarlberg wärmstens begrüßt wurde, etwa 2½ Stunden taleinwärts vom Madlenerhause am Rande des Großen Fermuntferners in einer Höhe von 2480 *m* eine Hütte, durch die die Besteigung aller Hauptgipfel der nördlichen Silvrettagruppe um ein bedeutendes erleichtert wurde. Nach weiteren zehn Jahren einigten sich die beiden Sektionen Vorarlberg und Wiesbaden dahin, daß auch das altehrwürdige Madlenerhaus in den Besitz der Sektion Wiesbaden überging.

Noch waren die Festlichkeiten, die die Sektion Lindau den Teilnehmern an der damaligen Generalversammlung bot, nicht vorüber, als ich am 3. September 1888 im Schlepptau der Herren G. Freytag, Heinrich Heß und Ludwig Purtscheller nach dem Madlenerhause wanderte. Noch hatte keine Sektion Wiesbaden den Weg verbessern lassen und wir stapften durch knietiefen Morast in später

Nachtstunde unserem Ziele zu. Bei recht zweifelhaftem Wetter zogen wir am 4. September um 5 Uhr 15 Min. vom Madlenerhause aus; in kühnen Sprüngen übersetzten wir die zahlreichen kleineren und größeren Arme der Ill und betraten um 7 Uhr den Gletscher. Dräuend sah der größte Eisbruch Vorarlbergs vom Hange des Silvrettahorns auf uns einsame Wanderer herab und Purtscheller trieb angesichts der zerborstenen Eiswand zu größter Eile. Auf dem heute nur noch selten betretenen Wege, der das „Wiesbadener Grätchen“ in weitem Bogen umsäumt, gingen wir unter Purtschellers Führung durch den stark zerklüfteten Gletscher nach der Buinlücke und arbeiteten uns dann mit einiger Schwierigkeit durch den tiefen Neuschnee auf den Großen Buin hinauf. Sieben Stunden nach unserem Aufbruche vom Madlenerhause standen wir auf dem Gipfel. Nur ab und zu zerrissen die Nebelmassen, dann erblickten wir Teile des Kleinen Buins, des Linards, der Verstanklahörner und der Litznergruppe. Da Purtscheller auch die östliche Spitze besuchen wollte und seine Gefährten bei der schlechten Beschaffenheit der Wächte zögerten, sich ihm anzuschließen, erbot ich mich schnell mitzugehen. Diesem Umstande verdankte ich es, daß mich Purtscheller einige Jahre darauf zur Teilnahme an einer Reise in das Berner Oberland einlud. Am anderen Tage bestiegen Heß, Purtscheller und ich als erste die Torwache, den kleineren Bruder des Verstanklahorns, und kehrten über Signalhorn und Eckhorn wieder heim. Am dritten Tage gingen wir, immer vom Madlenerhause aus, durch das Klostertal und über den Gletscherrücken nach dem Groß-Litzner und eröffneten in doppelter Hinsicht einen neuen Weg auf diesen berühmten Berg, indem wir an der Litznerscharte wagrecht nach Osten querten und den Gipfel durch eine Folge von flachen Kaminen erreichten. Den Rückweg nahmen wir durch die steile, zwischen Sonntagsspitze, 2929 *m*, und Verhupspitze, etwa 2980 *m*, zum Klostertale sich absenkende Felsschlucht und landeten wohl zufrieden beim Madlenerhause. Seither war ich nicht mehr in das eigentliche Gebiet der Wiesbadener Hütte gekommen, obgleich ich bei aufmerksamerem Lesen unserer „Zeitschrift“ schon 1910 unfehlbar dahin gegangen wäre. Im Jahre 1909 erschien nämlich ein Aufsatz aus der Feder des Herrn H. Cranz aus Stuttgart über die Umgebung des Jamtalerferners. In dieser Abhandlung findet sich eine Bemerkung, die mir das Blut in die Finger- und Zehenspitzen jagte: Cranz spricht von „der leichten Ersteiglichkeit der Dreiländerspitze von allen Seiten (außer über die bis jetzt und wohl auch ferner jungfräulich steile Eisflanke im Westen)“.

SCHNEEGLOCKE, 3225 *m*
SCHATTENSPITZE, 3222 *m*
SILVRETTAHORN, 3248 *m*

Ich verreiste am 15. Juli 1912 mit meinem Freunde Herrn Dr. Franz Braun um Mittag von Parthenen. Bei einer wahrhaft infernalischen Hitze gingen wir zum Madlenerhause hinauf, wo wir nach mehreren kurzen Rasten um 3 Uhr 30 Min. ankamen. Ein wundervoller Regenbogen hatte uns bei dem Wasserfall in der Hölle einige Zeit verschnaufen lassen. In halb gebratenem Zustande betraten wir das unter den Händen seiner neuen Herren sehr zu seinem Vorteile veränderte Haus. Der nach althergebrachtem Muster hergestellte Bau sticht ja freilich gegen die allerliebsten neuen Hütten stark ab. Täfelung und freundliches Hausgeräte aber machten die Räume ganz anheimelnd; allerdings konnte man die kleinen Fenster, die Schießscharten zum Verwechseln ähnlich sehen, nicht wegzaubern. Bei trefflicher Verpflegung und zuvorkommender Bedienung warteten wir vergeblich auf unseren Genossen Herrn G. W. Gunz, dem sein Beruf nicht gestattet hatte, gleichzeitig mit uns abzukommen. Um 4 Uhr 30 Min. setzten wir, unter dem ge-

waltigen Gewichte unserer Rucksäcke ächzend, die Reise fort. Gleich hinter dem Madlenerhause beginnt die neue, noch in steter Verbesserung befindliche Weganlage. Ungezählte Male strömten Worte des Dankes gegen die Sektion Wiesbaden von unseren Lippen und die Güte des Steiges ließ uns zuletzt sogar unsere Lasten weniger schwer erscheinen. Mit größtem Interesse musterten wir die umliegenden Berge. Zuerst die in das Klostertal herniederblickenden Höhen, die den Scheiderücken zwischen diesem und dem Cromertale bilden, die Lobspitzen, die wirklich vornehme Verhupspitze, die Sonntagsspitze und endlich die beiden Gablertürme, die bei uns glücklichen Erstersteigern besonders freudige Erinnerungen wachriefen. Dann treten die zwischen Klostertal und Fermunt gelegenen Eckhörner hervor; zuletzt die südlich von diesen stehende Schattenspitze, 3222 *m*, wie sie über dem — von uns so bezeichneten — Schattenferner sich gebietend aufschwingt. Je höher man steigt, um so gewaltiger wird das Bergrund, bis zuletzt das schlanke Silvrettahorn und der Herrscher Buin auftauchen und das Bild zu einem wahrhaft erhabenen machen. Der Weg führte zwischen den in üppigster Blüte stehenden Alpenrosenbeständen und reizvollen Polstern von Ranunkeln und Silenen dahin; zahlreiche Bäche rauschen von den Hängen des Hohen Rades und der Bieltalerköpfe herab, überall ein wucherndes Pflanzenleben hervorrufend. Etwa eine halbe Stunde unter der Wiesbadener Hütte kam uns unser allverehrter E. T. Compton entgegen, trotz seiner 63 Jahre mit einer Elastizität des Schrittes, daß ihn jeder Gymnasialschüler darum beneiden könnte. Seit einer Woche harrte er unser in Eis und Schnee, und nur die schweren Niederschläge der letzten Tage konnten unser Zögern entschuldigen. Um 6 Uhr 30 Min. betraten wir die Wiesbadener Hütte, auf der sich ein förmlicher Hotelbetrieb entwickelte. Die Reichhaltigkeit und Güte des Gebotenen zwang uns bei 2480 *m* Höhe alle Bewunderung ab.

Herrlich glitzerten die Sterne, als ich um 2½ Uhr aufstand und die gute Kunde erhielt, daß auch unser Vierter im Bunde, Freund Gunz, gegen 10 Uhr nachts eingetroffen war. Um 3 Uhr 45 Min. brachen wir auf, nachdem schon zahlreiche Partien sich nach dem unbestrittenen Löwen der Gegend, dem Piz Buin, auf den Weg gemacht hatten. Ich war in den letztvergangenen Jahren fast nur in den Westalpen herumgewandert und fühlte mich auf das angenehmste überrascht, als uns ein gut gehaltener Pfad nach dem Gletscher führte. Wenn des Morgens die Glieder noch nicht ordentlich „eingeölt“ sind, empfindet man solche Erleichterungen doppelt angenehm. Bald bogen wir von der heute gebräuchlichen Buinroute gegen Westen ab und querten den damals völlig spaltenlosen Ferner gegen jenen Moränenrücken hin, der den Fermuntgletscher in zwei nahezu gleiche Teile teilt. Um 4 Uhr 10 Min. standen wir auf der Moräne und blickten in einen geräumigen Kessel hinab, der ein Seelein umschließt. Leicht ansteigend nähern wir uns über den prächtig tragenden Firn dem Vorbau des Silvrettahorns, dessen glitzernder Eisfall zu unserer Linken blieb. Um 5 Uhr hatten wir die große Terrasse erreicht, die sich zwischen dem Ostgrate des Silvrettahorns und dem Ostgrate der Schattenspitze, 3222 *m*, ausbreitet. Ihr entragen neben den genannten Bergen noch die Rotfluh, 3186 *m*, und die Schneeglocke, 3225 *m*. Von hier gesehen gewährt die Schattenspitze einen geradezu packenden Anblick, der sehr wohl mit dem des Zinalrothorns in den Zermatter Bergen verglichen werden darf. Leider hatten wir vergessen, von der Wiesbadener Hütte Wasser mitzunehmen, so daß zwei aus unserer Gesellschaft zur Herbeischaffung dieses nötigen Stoffes ausgesandt wurden. Da ich dabei ohne Nutzen war, ging ich allein weiter, um die verfügbare Zeit zur bequemen Betrachtung der Gegend zu benutzen. Um 5 Uhr 35 Min. betrat ich die zweite, obere Firn-



Gezeichnet von E. T. Compton

Mezzotinto Bruckmann

Wiesbadener Hütte mit Schattenspitze



terrasse und nun trat die Frage an mich heran, welche der beiden zum Kamme hinanziehenden Firnkehlen ich unter den obwaltenden Umständen wählen wollte. Wie schon von der Hütte aus geplant, entschied ich mich nun endgültig für die südlichere, der Schneeglocke, 3225 *m*, zunächst gelegene, obgleich diese von einer ganz achtunggebietenden Wächte gekrönt war. Die nördlicher gelegene Firnrinne führte allerdings etwas höher an die Schattenspitze heran, doch schien der Einstieg in die Felsen schwieriger zu bewerkstelligen. Nach einer halben Stunde kamen meine Freunde heran; mangels eines Pergamentblattes hatten sie das Wasser tropfenweise auffangen müssen. Rasch wurden nun die Steigeisen angelegt und es ging im Zickzack über den glasharten Hang zur Schattenlücke hinan. So nenne ich nämlich die zwischen der Schneeglocke, 3225 *m*, und der Schattenspitze, 3222 *m*, gelegene, etwa 3100 *m* hohe Einsattlung.

Da der Morgen kalt war, hatte ich der Wächte halber keine besonderen Bedenken; am Nachmittage allerdings würden wir diese Route nicht gewählt haben. Wir betraten die Höhe um 7 Uhr 5 Min. und unsere Erwartung auf Aussicht hatte uns nicht getäuscht, da sich ein überaus malerischer Blick auf die Seehorn—Litznergruppe sowie auf Scesaplana, Drusenfluh und Sulzfluh eröffnete. In weiter Ferne erblickt man die Tödigruppe und den langgestreckten Glärnisch. Aber alle diese Berge werden durch den im Südosten aufragenden Piz Buin in Schatten gestellt, der sich in einer so ungewohnt spitzen Form aufbäumt, daß man ihn kaum zu erkennen imstande ist. Compton suchte sich sofort ein bequemes Plätzchen am Hange der sich von hier majestätisch auftürmenden Schattenspitze zur Arbeit aus; wir anderen aber brachen um 7 Uhr 25 Min. auf und wandten uns der Schneeglocke, 3225 *m*, zu. Ich hatte nämlich vor, von der Schattenspitze eines der Eckhörner zu besuchen. Compton erklärte, wenigstens eine Stunde arbeiten zu müssen; inzwischen konnten wir die zierliche Schneeglocke „mitnehmen“. Eine tiefe Trasse führte von deren Gipfel nach der Schattenlücke herab; jedenfalls waren es recht unerfahrene Leute, die die Tritte hergestellt hatten: sie verliefen nämlich zweimal auf der Höhe der Wächte, die von dem Kamme der Schneeglocke gegen Osten mächtig auslud. Wir bogen achtungsvoll gegen das Massiv des Berges ab und standen trotz des hier oben schon sehr erweichten Schnees schon um 7 Uhr 55 Min. auf der in der Exkursionskarte des Schweizer Alpenklubs vom Jahre 1898 mit 3225 *m* verzeichneten Spitze. Hinter den Blöcken, die den Gipfel bilden, konnten wir uns gegen den ziemlich empfindlich blasenden Nordwind schützen; die völlig klare Luft gab uns die Möglichkeit, die überaus umfassende Aussicht, die uns alle überraschte, zu bewundern. An den nahen Rätikon mit der hochthronenden Scesaplana schließt sich die Tödigruppe mit ihren weithin schimmernden Eisfeldern; dann erscheint der zackige Dammastock und dicht daneben erhoben die Zierden der Schweizer Alpen, die Berge des Berner Oberlandes, ihre mächtigen Häupter. Gleich dabei breitet sich die firnbedeckte Gruppe des Rheinwald- und Guferhorns aus und ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich zwischen den zuletzt genannten Höhen und dem Tambohorn die unvergleichliche Ostwand des Monte Rosa mit Nordend, Dufourspitze, Zumsteinspitze und Signalkuppe erblickte. Rasch wanderte der Zeiß von Hand zu Hand, denn keiner wollte sich dieses seltene Schaustück entgehen lassen. Die reckenhaften Gestalten des Oberhalbsteins sowie die in vollem Sonnenglaste schimmernde Forno- und Berninagruppe bot weitere Ergötzung. Meine Begleiter interessierten sich besonders für die Dosdègruppe, sowie für die ganz außerordentlich mächtige Cima di Piazzi. Als breit ausladendes Massiv mit blinkendem Eisgewande stellte sie alle die Berge ihrer Umgebung in Schatten. Unmittelbar anschließend, aber bei der allzugroßen Entfernung weniger hervor-

tretend, erscheint die Adamello- und Presanellagruppe. Mein Notizbuch schweigt sich über die Ortlergruppe aus, also dürfte sie der Buin verdeckt haben. Wenn ich von der in unserer nächsten Nähe aufragenden Silvrettagruppe nichts sage, so geschieht dies aus dem Grunde, weil ich sonst einfach den Heß-Purtscheller-schen „Hochtourist“ oder das Gipfelverzeichnis des Itinerars des Schweizer Alpenklubs abschreiben müßte. Im Herzen der Gruppe gelegen, gewähren Silvrettahorn, Schneeglocke und Schattenspitze einen trefflichen Blick auf alle diese Größen. Was die Gruppierung betrifft, ist freilich die Aussicht vom Groß-Litzner oder Groß-Seehorn vorzuziehen. Gegen Norden breitet sich die zwischen Rhein und Inn gelegene Bergwelt in schier unübersehbarer Weite aus; Rote Wand, Patteriol, Parseierspitze und Zugspitze bilden die bemerkenswertesten Punkte.

Es war 8 Uhr 20 Min., als ich den Abstieg begann; nach zehn Minuten stand ich in der Schattenlücke. Leider war der Schnee gar nicht geeignet, um auf ihm abfahren zu können. Die oberste Schichte war hart gefroren; man brach aber stets durch, wenn man einmal nur etwas kräftiger auftrat. Wir brauten nun auch für Compton einen erfrischenden Trank und sprachen unseren Vorräten eifrig zu. Um 9 Uhr 25 Min. begannen wir dann den Anstieg gegen die Schattenspitze. Ich willfahrte anfänglich dem Wunsche meiner Begleiter, die an der Ostseite des Berges einen Aufstieg versuchen wollten. Das brüchige Gestein aber ließ mich besonders bei dem Umstande, daß wir zu viert waren, bald davon absehen, hier ein Durchkommen zu erzwingen. Compton und ich hatten gleich anfänglich zu den Felsen westlich von einem Wasserlaufe, der die Südwand des Berges durchzieht, das größte Vertrauen gefaßt, und wir sahen mit stiller Genugtuung nun unsere Ansicht zu Ehren kommen. Da feiner Schutt auf den ziemlich geneigten Platten lag, mußte man sich dem Wasserrisse mit einiger Vorsicht nähern. Wir verbanden uns mit dem Seile, denn die Felsen erwiesen sich als steil, plattig und nicht gänzlich zuverlässig. Die Kletterei ist sehr anregend, es kommen reichlich hübsche Stellen vor, das Ganze ist nicht gerade leicht. Im untersten Drittel querten wir einmal in die von einem kräftigen Wasser durchströmte Rinne, die wir aber sofort wieder verließen. Um 10 Uhr 45 Min. — zu zweit würde man die Strecke wohl in der halben Zeit durchklettern können — traten wir auf ein Firnfeld hinaus, wo wir uns des Seiles entledigten, denn von hier an schien die Neigung des Berges wesentlich geringer zu werden. Nun wechselten größere und kleinere Plattenschüsse mit Firnkehlen, und um 11 Uhr 20 Min. betrat ich den Gipfelgrat etwas nordwestlich von der höchsten Erhebung. Da der Schnee an der Nordflanke des Berges — und nur diese und der Grat selbst kamen für den Weiterweg in Betracht — nicht ganz verläßlich war, stieg ich mit größter Vorsicht gegen den Gipfel weiter, den ich um 11 Uhr 25 Min. erreichte. Nach etwa zehn Minuten kamen meine Gefährten an.

Da von allen Seiten am Horizonte aufsteigende Dünste die Fernsicht verschleierten, vertieften wir uns um so mehr in die nächste Umgebung. Herrlich ist bei den allseits steil abfallenden Flanken der Tiefblick auf die umliegenden Gletscher, auf den Klostertalferner, Schattenferner, Fermuntferner und den Silvrettagletscher. Die Rundschau deckt sich bis auf Einzelheiten mit der von der Schneeglocke. Mit Ausnahme der Wiesbadener Hütte erblickte ich nur zwei menschliche Wohnstätten, nämlich das Dörfchen Innerbartolomäberg ob Schruns und daneben talauswärts ein Kirchlein, das ich für das von Thüringerberg hielt. Wenigstens erinnere ich mich, von dem letztgenannten Orte aus Groß-Litzner und Groß-Seehorn gesehen zu haben, und die Richtung, in der diese Gipfel liegen, weicht nicht erheblich von jener der Schattenspitze ab. Während Compton fieberhaft arbeitete und meine Gefährten die verschiedenen Anstiegsmöglichkeiten besprachen,

durchstöberte Freund Gunz den Steinmann und fand eine Visitenkarte, die er sorgfältig abschrieb. Am 18. Juli 1908 hatten die Herren Hans Seidel und Hans Margreiter vom Akademischen Alpenklub Innsbruck von der Wiesbadener Hütte ausgehend das Eckhorn, 3158 *m*, Silvrettahorn, die Rotfluh, 3186 *m*, und die Schneeglocke, 3225 *m*, überschritten und dann den Aufstieg zur Schattenspitze zwischen Grat und Wasserrinne durch die Südwand ausgeführt. Wenn unsere Vorgänger den Berg zwischen Grat und Wasserrinne erstiegen, dann sind unsere Routen ganz getrennt, denn wir stiegen westlich vom Wasserrisse auf.

Den Plan, noch die Eckhörner zu besuchen, hatte ich längst aufgegeben, denn wir kamen zu viert viel zu langsam fort, um eine sicherlich schwierige Kletterei noch zu so vorgeschrittener Zeit zu beginnen. Um 12 Uhr 30 Min. machten wir uns zum Abstiege bereit. Da uns manche Stelle unserer Anstiegsroute nicht gerade in der angenehmsten Erinnerung geblieben war, verfolgten wir den Grat etwas über jenen Punkt hinaus, wo wir ihn zuerst betreten hatten, und kletterten dann über eine große Platte in die Südwand hinab. Hier wechselten kleinere und größere Wandstufen, sowie kurze Grasbänder mit Felsrissen; es war ein ziemlich unerquickliches Fortkommen, da wir in steter Sorge waren, mit dem Seile lose Steine auf die jeweils unten Kletternden zu werfen. Gewöhnlich bewegte sich nur einer von uns, was das Tempo natürlich ungemein verzögerte. Auf einem breiten Bande angekommen, wandten wir uns wieder östlich gegen den mehrfach erwähnten Wasserriß und landeten dann ohne weitere Fährlichkeit am Fuße der Felswand auf dem obersten Firnfelde des östlichen Armes des Klostertalferners. Um 3 Uhr 30 Min. standen wir wieder in der Schattenlücke.

Nun wurde wegen der Rückkehr zur Wiesbadener Hütte Rat gehalten. Der kürzeste Weg hätte natürlich durch die Firnrinne geführt, die wir am Morgen zum Aufstiege benützt hatten. Ich fand aber, als ich die Rinne betrat, den Schnee als im höchsten Grade lawinengefährlich; auch tropfte es bedenklich stark von der die Paßhöhe krönenden Riesenwächte. An zweiter Stelle kam der Weg über den Klostertalerferner nach dem Madlenerhause in Betracht; aber die Aussicht auf den dann nötig werdenden Aufstieg zur Wiesbadener Hütte erschien keinem von uns sehr lockend. Endlich riet Compton, über das Silvrettahorn zur Eckhornlücke, 3091 *m*, zu gehen und auf dem sogenannten „Alten Buinwege" zur Hütte zu wandern. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und nach einem kleinen Imbiß begannen wir um 4 Uhr den Anstieg auf die Schneeglocke. Über den in völliger Auflösung befindlichen Schneehang erreichten wir die Spitze nach einer halben Stunde, zum zweiten Male an diesem Tage. Compton arbeitete bis 5 Uhr, während wir anderen es uns wohl sein ließen. Um 5 Uhr 5 Min. begannen wir auf nun auch für uns neuem Gelände die Wanderung gegen die mit 3186 *m* gemessene Erhebung, die auf manchen Karten den Namen Rotfluh trägt. Diese Bezeichnung gebührt aber wohl nur dem alleinstehenden, mächtig aus dem „Gletscherrücken" zwischen dem Klostertaler- und Silvrettaferner aufsteigenden Gipfel, der auf der Exkursionskarte des Schweizer Alpenklubs die Kote 3171 trägt. Obgleich die erstgenannte Erhebung höher ist, muß sie doch als gänzlich unbedeutend bezeichnet werden. Gunz allein fühlte die moralische Verpflichtung, hinaufzugehen, während wir andern uns damit begnügten, entlang dem Westhange des Berges zu der mit 3163 bezeichneten Einsenkung, für die ich den Namen „Silvrettalücke" vorschlage, hinüberzugehen. Infolge eines mißverstandenen Zurufes — wir waren bald in Wolken gehüllt — stiegen Freund Gunz und ich über die sanftgeneigten Schnee- und Trümmerhänge auch noch auf das Silvrettahorn, 3248 *m*, hinauf — 6 Uhr 20 Min. —, während Dr. Braun und Compton der Eckhornlücke zustrebten. Ich möchte jedermann warnen, deren Beispiel zu

folgen. Der Weg über den Gipfel des Silvrettahorns ist so bequem und leicht, daß man, ganz abgesehen von der herrlichen Aussicht, die der Berg bietet, auch bei schlechtem Wetter viel besser tut, ihn zu überschreiten, als ihn zu umgehen. Da wir in dichtem Nebel staken, gingen unsere Freunde von der falschen Voraussetzung aus, daß sich die Umgehung leichter ausführen lasse, und verzichteten auf die Besteigung. Gunz und ich blieben etwa zehn Minuten auf dem Gipfel, da zerriß der Wind die Nebel und wir genossen noch einen wunderbaren Blick auf den Piz Buin, den wir nun immer richtiger einschätzen lernten. Die Ansicht des Berges von Norden her gibt keinen rechten Begriff von der Bedeutung dieses Gipfels; besonders von der Bieler Höhe gesehen, erscheint er viel zu gedrückt. Es versäume daher niemand die Besteigung des Silvrettahorns, das als ebenso leicht zu erreichender wie lohnender Aussichtsberg im Gebiete der Wiesbadener Hütte wohl einzig dasteht.

Um 6 Uhr 30 Min. liefen wir über Schneefelder und Schutthalden auf eine kleine Felsnase hinab, wo wir unsere Gefährten zu erwarten gedachten; es dauerte aber längere Zeit, bis sie, nach manch hartem Kampfe mit dem erweichten Schnee, bei uns anlangten. Ein deutlich ausgetretener Pfad — das Silvrettahorn wird besonders vom Silvrettahause des Schweizer Alpenklubs aus überaus häufig bestiegen — führte uns über Felshänge nach dem großen, in den Silvrettagletscher mündenden Firnfelde hinab, über das wir zuletzt in lustiger Fahrt um 7 Uhr 55 Min. die Eckhornlücke, 3091 *m*, erreichten [1]). Es gibt keine Himmelsrichtung, aus der ich den Groß-Litzner nicht gesehen hätte, aber am schmälsten sieht er vom Wege zwischen Silvrettahorn und Eckhornlücke aus; wir wurden nicht müde, seine an die kühnsten Dolomitnadeln erinnernde Gestalt zu bewundern. Einer stark ausgetretenen Trasse, die sich aber bald verlor, folgend, kamen wir beim Abstiege nach dem Großen Fermuntferner leider etwas zu weit nach Norden. In wenigen Minuten war indes der Fehler wieder gut gemacht, wir lenkten in den sogenannten Alten Buinweg dicht unter dem Eisbruch des Silvrettahorns ein und kamen auf den teilweise begrünten Moränenrücken, den wir am Morgen überschritten hatten. Die letzten 200 *m* hatten wir, stets von dem Gletscherbruche bedroht, in einem ganz rasenden Tempo zurückgelegt. Bald betraten wir den Vereinspfad, der von der Hütte nach dem Gletscher führt, und um 9 Uhr 10 Min. erreichten wir die Plattform vor dem gastlichen Hause. Das Betreten des Hauses aber wurde uns, vorderhand wenigstens, auf das allerentschiedenste verwehrt. Herr und Frau Walther aus Wiesbaden hatten es sich nämlich in der allerliebenswürdigsten Weise in den Kopf gesetzt, uns den Tag zu einem in jeder Hinsicht unvergeßlichen zu machen. Mit herzgewinnender Freundlichkeit kamen uns die Genannten, unterstützt von einigen Herren aus der schönen Taunusstadt, mit gefüllten Gläsern entgegen; daß wir uns nach der 17 ½ stündigen Tur nicht lange zierten, brauche ich wohl nicht zu versichern. Leider war kein Kinematograph zur Stelle. Einer nämlich aus unserer Gesellschaft neigte sich, als er das schäumende Kelchglas in Händen hatte, zu seinem Nachbarn und sagte mit Flüsterstimme: „Bier?" Wenn Blicke töten könnten, wäre er entseelt zu Boden gesunken, denn den Rheinländern würde es wohl als eine unsühnbare Tat erscheinen, jemand mit Bier zu empfangen. Wir ließen die edlen Spender des kostbaren Tropfens sowie die Sektion Wiesbaden hoch leben und die Träume, die uns in jener Nacht umschwebten, konnten nicht schöner sein, als die Wirklichkeit an jenem Tage gewesen war.

[1]) Der „Hochtourist" von Purtscheller und Heß weist auf S. 214 die Bezeichnung „Kammlücke, 3091 *m*", auf; das wurde von verschiedenen so aufgefaßt, als wenn die Einsenkung zwischen Silvrettahorn und Eckhorn „Kammlücke" hieße. Dem ist aber nicht so. Im Itinerar des Schweizer Alpenklubs 1898 von Imhof steht S. 56: „Die Kammlücke bei P. 3091", und S. 57: „Zum Grateinschnitt bei P. 3091", woraus deutlich hervorgeht, daß das Wort „Kammlücke" hier nicht ein Eigenname, sondern ein Gattungsname ist. Wir nannten die erwähnte Einsenkung „Eckhornlücke", sowie wir die mit 3163 bezeichnete Scharte zwischen Silvrettahorn und Östlicher Rotflub, 3186 *m*, „Silvrettalücke" tauften.

DREILÄNDERSPITZE, 3212 *m* (NEUE ROUTE DURCH DIE WESTFLANKE). GRATWANDERUNG ZUM PIZ JERAMIAS, 3134 *m*

Nach der langen Tur vom 16. Juli hielten wir dafür, daß unser „Training“ für den Versuch auf die jungfräuliche Westflanke der Dreiländerspitze hinreiche. So setzten denn Dr. Braun, Gunz und ich uns am 17. um 5 Uhr 30 Min. in Bewegung. Freund Compton hatte der Dreiländerspitze schon eine Anstandsvisite abgestattet, hielt also heute nicht mit. Wir folgten vorerst der Route gegen den Fermuntpaß; die spaltenlosen Firnwellen des Großen Fermuntferners erlaubten ein sorgloses Dahinschlendern. Bei P. 2764 bogen wir nach Osten ab und schritten dem hintersten Winkel zu, der weltabgeschieden zwischen dem West- und dem Südgrate der Dreiländerspitze eingebettet liegt. Von hier aus erblickten wir einige Gipfel des Rosegkammes, sowie den Piz Bernina, die über den Fermuntpaß zu uns herüberguckten. Immer mächtiger wuchs zwar der Große Piz Buin in die Höhe, unsere Aufmerksamkeit richtete sich aber naturgemäß am meisten auf die uns gerade zugewandte Flanke der Dreiländerspitze. Um 7 Uhr 10 Min. waren wir so weit vorgedrungen, daß ich die letzte günstige Gelegenheit, auf ebenem Platze zu frühstücken, ausnützen zu müssen glaubte. In fünf Minuten war dies erledigt und wir wandten uns neu gestärkt dem Berge zu. Ich muß hier einer Episode gedenken, die verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Dr. Braun, der für Gletscherbrand ungemein empfindlich ist, ließ sich kurz nach Sonnenaufgang von mir mit Zeozoncreme einsalben. Dabei geschah es, daß eine wirklich verschwindende Menge der Salbe in den Bindehautsack der Augen gelangte. Anfänglich schmerzte die Sache ziemlich stark, in etwa fünf Minuten aber war das Gefühl des Brennens vorüber und trotz des überaus heißen Tages bemerkte Dr. Braun am Abende und nächsten Morgen nicht die geringsten üblen Folgen, trotzdem er ohne dunkle Brillen ging, was sonst bei seiner Überempfindlichkeit von den schlimmsten Zuständen begleitet worden wäre.

Vor uns lag eine steile, mit blankem Eise bedeckte Rinne, in der zahlreiche lose Blöcke lagen. An ihrer orographisch linken Seite türmten sich die Felsen ziemlich unnahbar auf; zur rechten befanden sich wasserüberronnene Platten. Gunz wurde von uns eingeladen, voranzuklettern, da er am wenigsten gewöhnt ist, die Köpfe der Nachkletternden als Zielscheiben für die losgetretenen Steine zu betrachten; dann folgte ich, während Dr. Braun den Zug schloß. Das Gestein war derart unverläßlich, daß ich, um Dr. Braun nicht zu gefährden, auf die teilweise vereisten Felsen nach links ausstieg. Um hinaufzukommen, tut man am besten, mit großen Spreizschritten die beiden Begrenzungswände der Rinne zu benutzen. Über Schnee und Fels gingen wir dann zum großen Firnfelde hinauf, das sich als ein ausgesprochener Lawinenzug fast bis zum Gipfel erstreckt. Bis hierher deckte sich unsere Aufstiegsroute mit jenem Wege, den als erster Herr Dr. Emil Burckhardt mit Führer Georg Valér von Davos am 13. September 1893 im Abstieg beging. In vorgeschrittener Tageszeit herrscht hier Steinschlag, wie die unten auf dem Gletscher befindlichen Geschosse Herrn Dr. Burckhardt bewiesen. Es war 7 Uhr 45 Min. geworden, als wir hier die Steigeisen auspackten; leider zeigte es sich, daß die neuen Schuhe Dr. Brauns etwas zu breit geraten waren, so daß er sich gezwungen sah, auch weiterhin Dr. Burckhardts Route zu folgen, d. h. die Firnhalde links liegen zu lassen und sich einen Weg durch die Felsen zu suchen. Gunz und ich begannen den Aufstieg um 8 Uhr, den wir so bewerkstelligten, daß ich über die stellenweise bis zu 55° geneigte Firnhalde hinaufging, bis unser Seil abgelaufen war; dann trieb ich meinen Pickel bis zur Klinge in den sehr harten Firn und holte das Seil

ein, bis Gunz neben mir stand. Dieser Vorgang wiederholte sich des öfteren, bis wir wenige Minuten vor 9 Uhr dicht unter der westlichen Spitze an der Scharte zwischen beiden Gipfeln ankamen. Wohl lockten mehrfach leichte Felsen zu einem Ausweichen nach rechts oder links, aber wir blieben standhaft auf dem zuletzt glasharten Firn und hielten genau die Fallinie gegen die mit einer Stange bezeichnete Westspitze ein. Ein Teil des Gepäcks blieb in der Scharte zurück, wo wir Dr. Braun antrafen; er hatte inzwischen den Ostgipfel überschritten, was eine ziemlich ausgesetzte Kletterei erfordert hatte. Um 9 Uhr faßten wir auf der Dreiländerspitze Fuß und schüttelten uns froh über die wohlgelungene Erstlingstur die Hände. Eine vor uns von der Wiesbadener Hütte mit Führer Lorenz aufgebrochene Partie hatte uns vom Gipfel aus beobachtet. Die Firnhalde, über die wir den Weg genommen hatten, war in der denkbar besten Verfassung. Es war ein Genuß, wenn wir fühlten, wie die Spitzen unserer haarscharfen Steigeisen eingriffen. Ich mußte manchmal im Zickzack ansteigen, da für eine direkte Linie sich der Hang stellenweise als zu steil erwies. Im ganzen war ich aber doch in betreff der Schwierigkeit der Tur schwer enttäuscht. Ich hatte mit ganz anderen Neigungswinkeln gerechnet. Ohne Steigeisen freilich würde man, Stufen schlagend, wohl die dreifache Zeit benötigen.

Auf dem Schnittpunkte dreier Landesgrenzen gelegen, beherrscht die Dreiländerspitze das vorarlbergische Groß-Fermunt, das tirolische Jamtal und das schweizerische Tuoital. Während die beiden erstgenannten Täler in ihren oberen Abschnitten große Gletscher aufweisen, ist die „Val Tuoi“ ein größtenteils schneefreies, einsames Hochtal, dem man, von oben gesehen, wenig Geschmack abgewinnen kann. Ganz anders aber ist die Sache, wenn man das Tal durchschreitet, indem der Piz Buin nach dem Urteile erfahrener Alpinisten einen Talschluß von unbeschreiblicher Großartigkeit bildet. Zwei Stunden genossen wir die Gipfelfreude einer bis in die kleinste Einzelheit klaren Aussicht. Den Glanzpunkt in der Nähe bildet der Piz Buin, dessen ganz unnahbar aussehende und doch schon öfter durchkletterte Ostwand auf wenig mehr denn zwei Kilometer Entfernung vor uns sich aufschwingt. Neben diesem Schaustück ersten Ranges kommt nicht so bald etwas anderes zur Geltung. Ganz überirdisch duftig erhob sich die Wildspitze über den langen Zackengraten der Ötztaler Alpen und nur der durch Höhe und Masse alles erdrückende Ortler läuft ihr den Rang ab. Tresero, Presanella und Adamello leiten zur majestätischen Cima di Piazzi hinüber, dann bilden die selten besuchten Felsbauten der Dosdègruppe den Übergang zur unvergleichlichen Berninagruppe. Aber immer wieder suchten wir den Ortler auf, der in solcher Machtfülle dastand, daß ich nur die ungeheure Masse des Montblanc damit vergleichen möchte.

Es war 11 Uhr geworden, als wir uns zur Gratwanderung nach dem Piz Jeramias rüsteten. Wir erstiegen vorerst den Ostgipfel der Dreiländerspitze, aber da stockte die Kolonne das erstemal. Ich wagte es nämlich nicht, ohne Seilversicherung über die anscheinend nicht ganz zuverlässigen Felsen auf den Grat hinabzusteigen, obgleich mich Dr. Braun, der doch hier heraufgeklettert war, dazu ermunterte. Schließlich zog ich es vor, das Hindernis an der Westseite zu umgehen. Ein prächtiger Blockgrat, der von der Sonne manchmal schon zu stark erwärmt war, ermöglichte ein genußvolles Klettern. Wenn die zahllosen Felstürme nicht rasch überklettert werden konnten, wichen wir stets in die Ostflanke des Berges aus. Einen überaus wechselvollen Anblick gewährten die riesigen Grattürme der Vorderen Jamspitze; jedes Bergsteigerherz mit Wonne erfüllend, ragten sie in den abenteuerlichsten Formen in die Lüfte. Wer da Zeit hätte! Bei uns wechselten in rascher Folge Firngrate mit Felspartien, so daß die —

die Rasten abgerechnet — etwa zweistündige Gratwanderung nie ermüdend wird. Es gibt da interessante Querungsstellen an praller Wand, bei denen der an die senkrechten Felsen angeschmiegte Kletterer gerade noch aufrecht stehen kann; dann heißt es hoch oben unter der luftigen Gratschneide auf einem schmalen Bande zur nächsten Scharte hinüberkriechen, während nur eine Hand notdürftigen Halt in einer Felsenspalte findet. Nach jeder überwundenen Schwierigkeit lehnt man sich, bis die Gefährten nachkommen, an die Felswand und bewundert die Eiswelt der Ötztaler- und Ortleralpen. Als ich einmal eine solche „Traversierstelle“ an der Ostflanke des Berges etwas bedenklich fand, und die Erkletterung der bezüglichen Grattürme sich anscheinend noch schlimmer anließ, stieg ich in der Westseite etwas ab und erblickte dort eine so glänzend polierte Platte, daß der geübteste Steinschleifer sie nicht sauberer hätte herstellen können.

Um 1 Uhr 30 Min. hatten wir den Piz Jeramias, 3134 *m*, erreicht, dessen oberster Gipfelbau eine recht hübsche Kletterstelle bietet. Wir bezeichneten die Kletterei von der Dreiländerspitze her als im ganzen mittelschwer; in umgekehrter Richtung dürfte sie etwas leichter sein, schon weil man im Aufstiege das Terrain übersichtlicher vor sich hat. Die ganz außergewöhnliche Hitze jenes Tages hatte unsere Kehlen derart ausgedörrt, daß wir beschlossen, alles, was unsere Rucksäcke an Flüssigkeit oder wenigstens zu Flüssigem Verwandelbarem in sich bargen, seiner Bestimmung zuzuführen. Zwischen den Gipfelblöcken liegend gaben wir uns dem wonnigsten Nichtstun hin, und nur mit Rücksicht darauf, daß wir am nächsten Tage sehr früh aufzubrechen vorhatten, rissen wir uns endlich um 2 Uhr 30 Min. los und stiegen gegen den Oberen Fermuntpaß, 2931 *m*, hinunter. Schon hatten wir die obersten Firnfelder des Fermuntgletschers dicht vor uns, als eine schlimme Stelle, die einzige während des ganzen Tages, die auch nicht leicht umgangen werden konnte, Halt gebot. Wir entfalteten sofort das Seil, das bis dahin im Rucksack geruht hatte, und stiegen, Gunz und Dr. Braun von mir versichert, am Seile hinab, da eine ziemlich lange und steile Platte, die nahezu keine Griffe bot, überwunden werden mußte. Es folgten die Rucksäcke und die Pickel, und dann suchte ich nach einem Blocke, um mich abzuseilen. Ein solcher war wohl in wünschenswerter Größe und Lage vorhanden; aber als ich das umgelegte und hinabgeworfene Seil von meinen Gefährten probeweise nachziehen lassen wollte, zeigte es sich, daß es sich festklemmte. Ich probierte lange herum, da meine Genossen immer wieder versicherten, daß die besprochene Platte sich ohne Seilhilfe nicht mit Sicherheit bewältigen lasse. Endlich fand ich am Rande der kleinen Terrasse, auf der ich stand, einen Riß, der anscheinend leichter zu durchklettern war. Ich seilte mich doppelt an, meine Gefährten nahmen unten bestmöglich Stellung und ich ließ mich in den Schlund hinab. Aber da gab es Griffe und Tritte in Überzahl, und mit ungeahnter Leichtigkeit kam ich bei den Freunden an. Noch ein paar Sprünge über die mit Schneeflecken durchsetzten Felshänge und um 4 Uhr standen wir am Rande eines Schneefeldes, das uns dann in köstlicher Fahrt auf den Gletscher hinabbrachte. Bis zu jener Stelle, an der wir unsere Trasse vom Morgen erreichten, gingen wir, der Regel gehorchend, am Seil, dann versorgten wir dieses und eilten der Wiesbadener Hütte zu, die wir um 4 Uhr 55 Min. erreichten.

VERSTANKLAHORN, 3301 *m*

Es war eine recht unruhige Nacht gewesen; spät noch waren Turisten angekommen, und bis alle versorgt waren, wurde es reichlich 11 Uhr. Um 12½ Uhr wurde eine benachbarte Türe heftig zugeschlagen; ich erhob mich, sah nach dem Barometer: es war unverändert auf seinem mittleren Stande geblieben. Einzelne Sterne

flimmerten am Himmel, nach Norden hin sah es etwas düster aus. Ich weckte Dr. Braun, begutachtete das infolge einer kleinen Unachtsamkeit etwas schmerzhafte Knie Gunz' und endlich beschlossen wir, die Schaffnerin zu wecken. Auch Compton war dafür, wenigstens einen Versuch zu wagen. Um Punkt 2 Uhr verließen wir die gastliche Stätte und schritten unter tagheller Beleuchtung des Pfades vonseiten eines bei der Hütte stehenden Herrn durch eine Acetylenlampe nach dem „Wiesbadener Grätchen" hinauf. Es war das erstemal, daß ich dieses betrat, und ich wunderte mich, bei dem meist labilen Gleichgewicht der unterschiedlichen Platten und Blöcke, daß sich hier erst ein nennenswerter Unfall zutrug. Wie ich nachträglich erfuhr, trägt sich die Sektion Wiesbaden mit dem Gedanken einer völligen Umlegung der Route, die freilich einige Versicherungen bedingen dürfte. Um 4 Uhr 5 Min. standen wir unter dem Grätchen auf dem Gletscher; wir waren schon bis hierher meistenteils tief in den Schnee eingebrochen; der Weg nach der Fuorcla del Confin, 3058 *m*, war aber noch weit schlimmer. Zahlreiche Schispuren liefen neben uns her und Dr. Braun und Gunz bedauerten, diese nützlichen Dinger nicht bei der Hand zu haben. Ich bin fest überzeugt, daß in fünfzig Jahren auf allen nur erdenklichen Punkten in unseren Alpen Schilager anzutreffen sein werden. Die drei Viertelstunden nach der Fuorcla waren uns bei dem schlechten Schnee recht sauer geworden. An der Nordseite des Kleinen Buins gingen zahlreiche Steinschläge nieder; das waren ja recht hübsche Aussichten für die Besteigung des Verstanklahorns, wenn schon am frühen Morgen die freundlichen Grüße von oben begannen! Wir gestatteten uns auf der Felsplatte eine kurze Frühstücksrast und setzten um 5 Uhr 5 Min. unsere Reise fort. Unter trefflicher Führung Dr. Brauns, der keinen Meter an Höhe unnütz verlor, umgingen wir den „La Cudéra" genannten Teil des Tiatschagletschers in weitem Bogen gegen das Verstanklator, 2951 *m*, das wir um 5 Uhr 40 Min. erreichten. Aus der tief zu unseren Füßen eingeschnittenen Val Lavinouz erhebt sich der Piz Linard in einem einzigen Gusse. Kein Vorbau, kein Strebepfeiler oder Gratzacken, keine Schulter ist da vorhanden; als vierseitige gigantische Pyramide steht er in einer Wucht ohnegleichen da und erdrückt alle seine Nachbarn sichtlich. Schön und edelgeformt, wie wir es von der Königin des Rätikons gewohnt sind, erhob sich über der grünen Furche des Verstanklatales die Scesaplana; aber sie bot keinen glückverheißenden Anblick, denn ein fahler Himmel spannte sich über alles aus, der wenig Gutes für das Wetter erwarten ließ. Compton zeichnete, ich saß mißmutig und stellte Limonade her, Gunz befühlte sein leidendes Knie; nur Dr. Braun war tatenlustig und trieb zum Aufbruche. Um 6 Uhr 20 Min. stiegen wir denn auch an dem steilen Firnhange hinauf, dessen oberste Schneebedeckung das Abrutschen in allernächste Aussicht zu stellen schien; er führte uns nach Parait Alba, an dessen Rande, etwa 30 *m* oberhalb des Punktes 2967 der Siegfriedkarte, wir haltmachten. Compton, dem die Schneeverhältnisse und die Witterungsaussichten gar nicht gefielen, sowie Gunz, dessen Bein ein liberum veto gegen weitere Anstrengungen einlegte, entschlossen sich zur Umkehr; ich kämpfte heroisch gegen eine Magenverstimmung. Nachdem diese überwunden war, verbanden Dr. Braun und ich uns durch das Seil und dann ging es, mit dem Gesicht gegen die Schneewand gekehrt, vorsichtig hinab in den weiten Kessel von Parait Alba, der heute keine Spur von Fels zeigte; die mächtige winterliche Schneedecke bedeckte noch allenthalben das Gestein. Sehr mühsam erstritten wir uns jeden fußbreit Boden; durch 35 Minuten gingen wir schrittweise nur immer einer vor, da der nasse steile Schnee das gemeinsame Gehen verbot, und jeder Tritt erst kräftig und doch mit einer gewissen Vorsicht geschlagen werden mußte. Stellen von 20 und 25 *m* Länge



Gez. von E. T. Compton

Abb. 1. Ausblick von der Dreiländerspitze

Gez. von E. T. Compton

Abb. 2. Vallüla von Südwesten

Gez. von E. T. Compton

Abb. 3. Rotfluh vom Südwestgrat des Silvrettahorns

Gez. von E. T. Compton

Abb. 4. Madlenerhaus mit Hochmaderei

wurden öfters ganz nach der Seite gehend bewältigt, das Gesicht stets der Schneewand zugekehrt. Unser nächstes Ziel war der Punkt 3172. Manchmal erblickten wir eine Art Trasse, die aber stets sofort wieder verschwand. Auch führten die nur schwach ausgeprägten Spuren nicht immer über die unter den gegebenen Verhältnissen passendsten Stellen. Der Pickel, auch wenn er bis zur Klinge eingetrieben wurde, gab keinen verläßlichen Halt; wir gruben daher die Arme tief in den erweichten Schnee, wobei wir natürlich bald völlig durchnäßt wurden. Zweimal brach Dr. Braun in die kleine Randkluft ein, sobald sich unsere Route den Felsen näherte. Endlich, um 7 Uhr 40 Min., betraten wir den Scheiderücken zwischen Parait Alba und dem Maisasgletscher und sahen nun unseren Berg das erstemal von Angesicht zu Angesicht. Vor uns lag der schön gerundete Gletscherboden des obersten Vadret dellas Maisas, dessen Umrahmung der Schwarzkopf, 3225 *m*, der Vernelasattel, 3129 *m*, das Verstanklahorn, 3301 *m*, und die Torwache, 3188 *m*, bilden. Vergeblich sucht man von hier aus die schlanke, elegante Form des Berges zu finden, die den Gipfel, von Norden und Westen gesehen, so bewundernswert macht. Hier sind es drei mächtige, fast darf man sagen, ungeschlachte Erhebungen, von denen keine so recht dominiert.

Wir hinterlegten hier einen Teil unseres Gepäckes, darunter die Steigeisen, denn es war leider nur zu klar, daß wir diese heute nicht mehr nötig haben würden. Dr. Braun bedauerte, keine Schier zur Hand zu haben; ich hätte auch mit einer Rodel die Abfahrt nach dem Maisasgletscher ohne Bedenken unternommen. So schnell, als es der schlechte Schnee erlaubte, liefen wir gegen den Fuß des Vernelasattels und stiegen dann zum Bergschrund hinauf, den wir kriechend vor 8 Uhr 10 Minuten überwanden. Aber ein anderer Umstand trat nun zutage, der uns mit großer Sorge erfüllte und das Gelingen der ganzen Tur in Frage stellte: Auf dem Vernelasattel befanden sich nämlich mehrere ganz riesenhafte Wächten, die, teilweise geborsten, sturzbereit in das Couloir hereinhingen. Wenn der Firn in der Rinne in schlechtem Zustande ist, sei es, daß der aufgelagerte Schnee lawinengefährlich erscheint, oder daß blankes Eis das Fortkommen erschwert, dann bedient man sich zum Aufstiege der Felsen, die sich in der Mitte des Couloirs oder an dessen orographisch linker Begrenzung befinden. Diese beiden Felspartien wurden aber von den oben lagernden Eis- und Schneemassen bestrichen und wir durften auf das Wagnis, sie zu betreten, unter keiner Bedingung eingehen. Wir querten daher die Rinne nach links, in südwestlicher Richtung, und stiegen auf die ihre orographisch rechte Seite bildende Felswand hinauf. Diese könnte als Musterbild für jene Stellen gelten, auf denen so viele Edelweißsucher ihr Leben lassen: steile Flecken kurzen, harten Grases wechseln mit kleinen Wandeln, die in den allerseltensten Fällen einen wirklich verläßlichen Griff bieten. Man muß sich fast durchweg, um einen Ausdruck des verewigten Robert Hans Schmitt zu gebrauchen, „hinaufschmeicheln". Dabei sind große Felsnasen dem Boden nur locker eingefügt, so daß man jedweden Tritt und Griff peinlich genau prüfen muß. Die Neigung der Felswand ist eine ganz beträchtliche und dürfte nach unserer Schätzung 65° erreichen! Wir hatten eben einen Absatz erstiegen und ich ließ meinen Gefährten an mir vorbeigehen, da er nun vorausklettern wollte, als auf dem Vernelasattel ein kurzer, dumpfer Knall ertönte und die größte der drei Wächten mit ohrenbetäubendem Getöse durch das Firncouloir herabstürzte. Der Boden schien unter unseren Füßen zu wanken, und obgleich wir so sicher und außer aller Gefahr waren, als etwa unsere Genossen auf der Fuorcla del Confin, fuhr uns doch der Schreck gewaltig in die Glieder. Dr. Braun wurde totenblaß und ich soll wie ein schlechtgeratener Schweizerkäse ausgesehen haben. Zischend

und krachend fuhren die gewaltigen Massen Eis und Schnee hinab, füllten den großen Bergschrund im Nu völlig aus und schossen dann über ihn nach dem Maisasgletscher hinab. Wir brauchten einige Minuten, um uns von dem mächtigen Eindruck zu erholen, dann stiegen wir durch einen recht brüchigen, flachen Kamin zu einem Bande hinauf, das uns unter der Felsenmauer des Schwarzkopfs nach dem Vernelasattel führte. Wir zwängten uns zwischen den Felsen und der Wächte durch und erblickten zu unserem Entsetzen auf der Bekrönung der Wächte eine anscheinend ziemlich frische Fußspur! Dr. Braun meinte, daß, wenn sie von Führerlosen herrühre, diese durchgeprügelt zu werden verdienten, und wenn Führer dabei waren, gebühre diesen das gleiche und man sollte ihnen das Führerbuch entziehen. Wir waren um 10 Uhr auf dem Vernelasattel, 3129 *m*, angekommen und erholten uns durch eine Viertelstunde von der Kletterei, die mehr die geistigen, als die körperlichen Kräfte angespannt hatte. Nochmals lasen wir an Ort und Stelle die Anweisungen des „Hochtouristen" nach, obgleich ich den Aufsatz Dr. Paulckes im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs schon fast auswendig wußte. Um für alle Fälle vorzuarbeiten, legte ich vom Sattel weg eine genügend große Zahl roter Markierungsblätter, wenn wir auch die Absicht hatten, den Berg nach dem Verstanklasattel hin zu überschreiten. Im großen und ganzen ergibt sich die beste Route durch die Gestaltung des Berges von selbst, wenn man auch des öfteren die Wahl zwischen mehreren Wegen hat; ich wunderte mich mit Dr. Braun, daß das Verstanklahorn auf diesem Wege jemals mit dem Groß-Litzner verglichen werden konnte. Das sind zwei so verschiedene Berge, daß man sie gar nicht in einem Atem nennen sollte! Hier ein großer, ausgedehnter Stock, dessen Flanken und verschiedene Gratbildungen auch vom Vernelasattel aus eine reiche Anzahl von Varianten zuläßt, — der Groß-Litzner ein in der Richtung des kürzesten Durchmessers höchstens 30 bis 35 *m* aufweisender Obelisk, an dessen typischen Stellen jeder beinahe vorbeikommen muß, wenn er sich einmal für eine Route entschieden hat. Auch ist die Steilheit des Verstanklahorns, wohlgemerkt: auf der Route vom Vernelasattel aus, eine so mäßige, daß einem der Litznerturm dabei gar nie in den Sinn kommt.

Über ziemlich leichte, gut kletterbare Felsen, breite Gesimse und gestufte Rinnen, die ein Queren des Berges ermöglichen und nur ab und zu durch eine größere heikle Plattenstelle unterbrochen sind, gelangten wir in der Westflanke bis 11 Uhr 25 Min. zu jener großen, charakteristischen Schneehalde, die im Spätsommer ohne Steigeisen schwere Stufenarbeit kostet. Ein riesiger Gratturm bleibt dabei links unten liegen. Der Übergang vom Fels zum Firn war etwas mißlich, da man über mehrere vereiste Platten auf den besseren Schnee gehen mußte. Dr. Braun, der stets voranging, schlug mit einer Hand — wie wohl tat da der kurze Eckensteinpickel! — eine Reihe Stufen, dann stemmte er sich in der Randkluft auf Seillänge hinauf, verankerte sich in einer soliden Schneestufe und erwartete mein Nachkommen. Die Überwindung einer Felsecke gab noch etwas Arbeit mit dem Pickel, dann wurde der Schnee recht unverläßlich und man konnte nur unter guter, abwechselnder Seilversicherung mit reinem Gewissen den folgenden Firnhang ersteigen, der uns bald zu dem unfernen Gipfelgrate führte. Eine Reihe großer, rauher Platten, die nach allen erdenklichen Richtungen übereinander getürmt waren, ermöglichten ein rasches Vordringen, und um 12 Uhr standen wir auf dem unter den geschilderten Verhältnissen schwer errungenen Gipfel des Verstanklahorns, 3301 *m*.

Die Verschleierung des ganzen Horizontes, die Wetterfahnen auf einem und dem anderen Hochgipfel, die viel zu hohe Temperatur, das alles waren Dinge, die wir während des Aufstieges geflissentlich mit keinem Worte erwähnt hatten,

da jeder fürchtete, der andere würde von Abbrechen der Tur sprechen. Nun einigten wir uns sofort darüber, daß wir unseren Plan der Überschreitung des Berges aufgeben mußten: wir durften vielmehr froh sein, wenn wir noch in die mittleren Regionen gelangten, bevor das von Westen heranziehende Gewitter unseren Berg erreichte. Während wir in möglichster Eile unseren Hunger und Durst stillten, stellte ich fest, daß man ein einziges bewohntes Tal, nämlich das von Klosters, vom Gipfel aus erblickt; das macht die Rundschau etwas weniger abwechslungsreich als die von den anderen Höhen der Silvrettagruppe. Um 12 Uhr 30 Min. begannen wir den Rückweg nach dem Vernelasattel. Nun bildete ich die Nachhut und wir erreichten unter steter Benützung des Seils den Sattel um 1 Uhr 30 Min. Wir hatten wohl einige Male Versuche gemacht, von Grateinschnitten aus in die Flanke gegen den Maisasgletscher abzusteigen, aber jede Scharte war gleichermaßen mit einer mehr oder minder großen tropfenden Wächte versehen, so daß wir endlich beschlossen, vorerst bis zum Vernelasattel hinabzugehen. Wären wir allein in die Berge gezogen und hätten wir nicht allerlei kostbare Gepäckstücke auf dem Sattel gegen Parait Alba zurückgelassen, dann wäre der Abstieg nach dem Vernelagletscher und zur Vereina-Klubhütte weit vorzuziehen gewesen. Da gab es keine Wächten und keine Lawinengefahr. Aber wir wollten weder unsere Freunde durch unser Nichtkommen in nur zu gerechtfertigte Angst versetzen, noch das Gepäck einem mindestens sehr unsicheren Geschicke überlassen. So nahmen wir denn die schlimmen Felsen, über die wir notgedrungen heraufgestiegen waren, wieder in Angriff. Kaum hatten wir daran eine Seillänge weit hinabgeturnt, als das Gewitter losbrach; in wenigen Minuten waren wir durchnäßt, und es bedurfte nun doppelter Vorsicht und Geduld, um mit erstarrten Händen auf den nassen Felsen und schlüpfrigen Graspolstern genügenden Halt zu finden. Nur weit langsamer noch, als im Aufstiege konnten wir uns bewegen und dabei prasselten Regen und Hagel kräftig auf uns hernieder und ein Donnerschlag nach dem andern entlud sich über unseren Köpfen. Als wir tief genug gekommen waren, um an den Einstieg in das gefürchtete Couloir denken zu können, betrachteten wir die Sachlage recht genau und kamen zu dem Schlusse, daß wir gut daran tun würden, so lange als es tunlich war, in den Felsen hinabzusteigen, um das Couloir nur so kurz als möglich benützen zu müssen. Eine nach landläufigen Begriffen senkrechte Steilstufe gebot uns endlich, es war 2 Uhr 45 Min. geworden, Halt. Wir banden uns los, um das Seil zur freien Verfügung zu haben, schlangen es um einen großen Block und hangelten dann daran über eine grifflose nasse Platte in das Couloir hinab. Unter einem überhangenden Felsen gegen alle Gefahren gedeckt, verbanden wir uns wieder mit dem Seil und sprangen dann mit mächtigen Sätzen gegen den Lawinenzug hinüber. Abwechselnd — die Steilheit erlaubte noch kein gemeinsames Gleiten — fuhren wir bis zum Bergschrund; dann schossen wir mit atemraubender Schnelligkeit über die Kluft hinab nach dem obersten Maisasgletscher. Als wir außer Schußweite der Wächten waren, blieben wir stehen, seilten uns los und warfen einen Blick der Erleichterung und der Freude über unser gewonnenes Spiel zum Sattel hinauf. Um 3 Uhr begannen wir den Aufstieg nach dem Punkt 3042 auf Parait Alba, wo wir unser Gepäck wußten. Bei jedem Schritte gluckste das Wasser in unseren Schuhen; wir stampften nach Kräften aufwärts, um etwas Wärme in unsere völlig gefühllosen Füße zu bringen. Nach einer halben Stunde standen wir bei unseren zurückgelassenen Habseligkeiten, aßen etwas und marschierten dann, wenn dieser Ausdruck nicht zu schönfärberisch für die Art unserer Vorwärtsbewegung befunden werden sollte, gegen den Kamm oberhalb des Verstanklatores. Jetzt,

wo die ganze Trasse sorgfältig ausgetreten war, ging die Querung des Hangs etwas rascher vonstatten als am Morgen, doch war es bei dem inzwischen noch nässer gewordenen Schnee immerhin nötig, einen großen Teil der Strecke seitlings gehend zu überschreiten. Um 4 Uhr 15 Min. passierten wir neben dem Verstanklatore vorbei, und um 5 Uhr 25 Min. betraten wir an der Fuorcla del Confin österreichischen Boden. Der Fermuntferner war einem Sumpfe ähnlicher geworden als einem Gletscher. Mühsam stapfend und oft bis zum Oberschenkel versinkend, erreichten wir um 6 Uhr 5 Min. das Wiesbadener Grätchen. Den Abstieg gegen den Gletscher bezeichneten wir an jenem Tage als eines der gefährlichsten Stücke der ganzen Tur. Die zahlreichen Besucher des Piz Buin pflegen sich, von den Führern von oben gehalten, an der fraglichen Stelle von den oberen Felsen bis zu dem kleinen, kanzelartigen Absatze mehr oder weniger hinabgleiten zu lassen. Dadurch wurden bei dem elenden Schnee die ganzen Stufen verdorben, darunter befanden sich Eis und glatte Felsplatten, so daß der Pickel keinerlei Halt fand. Kommt aber jemand dort ins Gleiten, so gibt es kein Halten mehr und er fällt ebensogut zu Tode, wie an den berühmtesten Stellen am Matterhorn oder Schreckhorn. Auch Compton und Gunz fanden das fragliche Wegstück recht bedenklich.

Schlag 7 Uhr kamen wir in der Wiesbadener Hütte an. Glücklicherweise konnten wir uns nahezu vollständig umkleiden. Wäre mir mehr Zeit zur Verfügung gestanden, so hätte ich an jenem Tage die Tur, ebenso wie Compton und Gunz es getan, beizeiten abgebrochen. Nun freilich freuten Dr. Braun und ich uns doppelt, daß wir gegen alle Tücken von Wetter und Schnee Sieger geblieben.

DER OSTGRAT DES SILVRETTAHORNS, 3248 *m* ERSTE BEGEHUNG

Während der Wanderung vom Madlenerhause nach der Wiesbadener Hütte hat man jenen Gebirgszug zu seiner Rechten, der sich aus dem Winkel zwischen Klostertal und Ochsental über die Eckhörner, die Schattenspitze, die Schneeglocke und die Östliche Rotfluh zum Silvrettahorn hinaufzieht. Dann senkt sich die Kammlinie ziemlich plötzlich zur Eckhornlücke hinab. Durch mehr denn 1 1/2 Stunden hat man den kühnen Ostgrat des Silvrettahorns vor sich und er ist es auch, der uns beim ersten Schritte aus der gastlichen Wiesbadener Hütte vor Augen tritt. Nach unserer Besteigung des Verstanklahorns fiel Neuschnee bis zur Hütte herab und erst am 19. August des regenreichen Sommers 1912 wagten Freund Gunz und ich uns wieder in das Montafon. Spät abends erreichten wir die Wiesbadener Hütte. Wir hatten nach Comptons Anweisung diesmal den oberen Weg gewählt, der viel aussichtsreicher, wenn auch etwas unbequemer ist; nur möchte ich bei nassem Wetter oder vorausgegangenen reichlichen Niederschlägen doch vor seiner Begehung warnen.

Kurz nach unserem Eintreffen in dem uns liebgewordenen Hause brach ein Gewittersturm los, der während der ganzen Nacht anhielt und den Bau in seinen Grundfesten erzittern machte. Erst gegen 8 1/2 Uhr ließ der wütende Sturm etwas nach und wir entschlossen uns, aber gegen besseres Wissen, wenigstens einen Versuch auf den Ostgrat des Silvrettahorns zu machen. Um 9 Uhr hörte auch der Sprühregen etwas auf und wir liefen über den Fermuntgletscher nach dem Fuße des Silvrettahorns hinüber.

Der Grat zeigt drei deutliche Absätze. Der erste ist durch eine Einsattelung gekennzeichnet, zu der sich ein Firnfeld aus jenem, dem Nordfuße des Berges vorgelagerten Gletscher, den ich Schneeglockenferner nenne, hinaufzieht. Da es uns nicht darum zu tun war, das Silvrettahorn zu besteigen, sondern den Ostgrat kennen zu lernen, ließen wir das erwähnte Firnfeld rechts oben liegen und er-

klommen die Felsen, die zum Grate hinaufführen. Vom Sturme umbraust und ab und zu von einem Regenschauer überschüttet, stiegen wir dann, stets dem Kamme folgend, in ziemlich unschwieriger Kletterei zu jenem großen Turm hinauf, der das Ende des zweiten Absatzes bezeichnet. Es war 12 Uhr 20 Min., als wir nach Erbauung eines kleinen Steinmannes die Tur aufgaben. Die Kälte setzte uns derart zu, daß wir kaum die Pickel zu halten imstande waren, während mächtige Wolkenmassen über die Fuorcla del Confin nach Vorarlberg hereindrangen. Wir stiegen nach dem von der Eckhornlücke herabkommenden Firnstrom hinab und erreichten über den alten Buinweg ziemlich durchnäßt um 2 Uhr 40 Min. die Wiesbadener Hütte. Um 4 Uhr 30 Min. benützten wir eine Regenpause, um nach dem Madlenerhause hinabzuflüchten. Gunz blieb in Gesellschaft eines Freundes dort über Nacht, während ich um 1 Uhr 10 Min. morgens Schruns erreichte. Am anderen Tage lag der Neuschnee bis unterhalb des Madlenerhauses und dann gab es keine zwei aufeinanderfolgenden schönen Tage mehr bis zum 17. September, um welche Zeit aber das Hochgebirge schon im Zeichen des Winters stand.

Am 20. August 1913 verließ ich mit meinen Freunden Dr. Franz Braun, G. W. Gunz und K. Powondra die Wiesbadener Hütte um 3 Uhr 15 Min. morgens. Nur von dem Massiv des Großen Buins flatterte eine mächtige Nebelfahne gegen Osten; die anderen Gipfel waren frei. Der Mond beleuchtete unseren Pfad, über der Dreikaiserspitze erglänzte der Jupiter zauberhaft. Im Anfang folgten wir der gewöhnlichen Buinroute, dann bogen wir gegen Westen ab und querten den Großen Fermuntferner bis unter den Gletscherbruch. Hier nahmen wir um 4 Uhr das Seil und gleich darauf fiel auch einer der Genossen in eine Spalte. Auf dem öfters in diesen Blättern geschilderten Wege näherten wir uns dem Felssporne des Silvrettahorn-Ostgrates, umgingen ihn nördlich und wandten uns dann wieder westlich dem großen Schneefelde zu, das sich vom Schneeglockenferner zum ersten, untersten Drittel des Ostgrates hinanzieht. Es war 5 Uhr 15 Min., als wir den Fels betraten. Mit dem Herannahen des Tages war allmählich Farbe in die Landschaft gekommen und die Bergwelt von der Roten Wand an der Lechquelle bis zum Fluchthorn weckte manch liebe Erinnerung bei uns. Leider hieß es bald „Gewittersturm naht sich von Norden, starkes Gewölk staut sich dort auf". Aber den Sirenenstimmen meiner Begleiter, die nach einer Frühstücksrast verlangten, setzte ich energischen Widerstand entgegen. Hatte ich sie einmal hoch genug auf dem Grate, dann gab es kein Umkehren mehr; ich rechnete nämlich schon in den ersten Stunden mit Sicherheit auf einen kleinen Schneesturm, der auch tatsächlich gegen 8 Uhr, wenn auch in bescheidenem Maße, einsetzte. An den Felsen angekommen, querten wir den Hang über mit Geröll bedeckte Platten, mit Gras durchsetzte Schrofen und einzelne kleine Schneeflecken. Um 6 Uhr betraten wir den eigentlichen Ostgrat, der uns gleich anfänglich mit einem zierlichen Wächtengrate einen Vorgeschmack der Dinge, die da kommen sollten, gab. Nach 20 Minuten kamen wir an der zweiten bedeutenderen Steilstufe an. Da der große Felsturm unserer Ansicht nach nicht gut zu überklettern war, umgingen wir ihn südlich auf einem schmalen Bande. Der Schnee war nicht besonders zuverlässig, wir bedienten uns daher von hier ab des Seiles. Kriechend überwanden wir die ziemlich heikle Stelle und standen um 6 Uhr 40 Min. wieder auf dem Hauptgrate, den wir allerdings früher hätten auch erreichen können; nur wäre dann ein zweiter kleiner Gratturm zu umgehen gewesen, weshalb wir es vorzogen, beide in einem Bogen zu umkreisen. Wenige Seillängen ging es in leichter Kletterei aufwärts, bis ein prall nach beiden Seiten abstürzender Gendarm unserem Vordringen ein Ende setzte. Während Gunz, der mit mir durch

das Seil verbunden war, festen Fuß auf dem Schneegrate faßte, schickte ich mich an, den Turm zu ersteigen. Das außergewöhnlich lockere Gestein machte dies ziemlich schwierig; aus unsicherer Stellung räumte ich die lose aufliegenden Platten weg und schleuderte sie über die Köpfe meiner Hintermänner auf den Firnhang hinab. Endlich war die mühsame Arbeit getan und ich konnte mich, aber stets noch mit aller Vorsicht, an der senkrechten Stufe aufdrücken. Langsam zog ich ein Knie nach, richtete mich auf und erfaßte einen sicheren Griff, mit dem ich schon lange von unten geliebäugelt hatte. Ein kräftiger Zug und ich stand tief aufatmend auf dem Turme; meinen Gefährten war das Nachkommen nun wesentlich leichter gemacht, indem alles lockere Gestein nach der Tiefe befördert worden war. Etwa eine halbe Stunde lang wechselten nun Fels und Firn, bis ein glatter Turm, der nach beiden Seiten völlig senkrecht abstürzte, uns ein entschiedenes Halt gebot. Es war kurz vor 8 Uhr, ein leichter Graupel- und Schneefall hatte eingesetzt; unsere Finger waren trotz der Handschuhe ziemlich steif geworden. Vielleicht könnte man bei völlig trockenen Felsen und warmem Wetter diesen Turm überklettern; praktischen Wert hätte die Sache aber nicht, da die Umgehung viel rascher bewerkstelligt und die nächste Scharte vom Turme aus doch nur mit Abseilen erreicht werden kann. Wir stiegen auf dem schmalen Firnhange eine halbe Seillänge zurück und kletterten nach Süden durch eine äußerst auffallende, tief eingeschnittene enge Rinne etwa 8—9 *m* hinab; gute Griffe und Tritte ermöglichten ein rasches Fortkommen. Ein von oben recht schwierig aussehendes Band, das sich dann als gut gangbar erwies, führte uns schräg nach rechts aufwärts in eine kleine Scharte, die von einer Wächte gekrönt war; diese Scharte liegt aber nicht im Hauptgrate, sondern in einer seitlichen Rippe. Wir stiegen zu ihr an und arbeiteten uns dann ziemlich mühsam durch den weichen, tiefen Schnee hinauf zum Hauptgrate. Der Pickel gab Kunde davon, daß wir uns auf ziemlich glatten Platten befanden. Die Steilheit des Hanges ist eine beträchtliche und nur die niedere Temperatur ließ uns die Bildung einer Lawine als unwahrscheinlich ansehen. Es war nun 9 Uhr 45 Min. geworden und wir staken seit fast zwei Stunden in ziemlich dichtem Nebel. Phantastisch türmte sich vor uns der steile Grat auf; der Blick nach Norden hin versank in das Leere, während nach Süden die obersten Partien des Fermuntferners ab und zu sichtbar wurden. Die folgende Stunde wird uns allen in schöner Erinnerung bleiben. Gunz und Powondra, die noch nicht in der Schweiz gewesen waren, kamen aus der hellen Bewunderung nicht heraus; aber auch Dr. Braun und meine Wenigkeit waren überrascht von der Steilheit des Aufbaues dieser Firnschneiden und Wächtengrate. Wir balanzierten, sorgsam Fuß vor Fuß setzend, auf den schmalen Kanten dahin, während rechts und links die Welt hinter wallenden Nebeln in das Nichts verschwand und öfters ein Windstoß unser Gleichgewicht ernstlich zu stören drohte. Da Powondra als unser bester Felsenmann bislang den Vortritt gehabt hatte, ließ ich es mir natürlich nicht nehmen, voranzugehen, sobald es sich um Schnee und Eis handelte. Gunz ließ als mein Hintermann das Seil langsam ablaufen und in regelmäßigen Zeiten erscholl der Ruf: „Noch vier Meter, noch drei, noch zwei Meter“ — „Seil ist aus!“ Dann hieß es oft einen Schritt oder zwei zurückgehen, weil der jeweilige Standpunkt es mir nicht erlaubt hätte, den Nachkommenden zu sichern. Besondere Mühe machte uns eine Stelle von etwa 15 *m* Länge. Während die nach Süden abfallende Flanke mit so schlechtem Schnee bedeckt war, daß auch nur ein Mann sich ihr nicht mit Sicherheit anvertrauen durfte, zeigte die nördliche Abdachung des Grates eine solche Steilheit, daß wir mit ihr nichts zu tun haben wollten. Der Grat selbst war mit einer etwa 1 ½ *m* überhangenden Wächte besetzt, deren Tragfähig-

keit sehr gering erschien. Einige Schritte wagte ich auf ihrer Höhe, bis mich Gunz aufmerksam machte, daß er am Ende der Wächte, wo sie an einen Felskopf ansetzte, durch sie hindurchsehen könne. Dieser Umstand bestimmte mich, ein anderes Verfahren einzuleiten. Ich stellte mich am Beginne des Überhanges fest und schlug die Wächte langsam ab; der darunterliegende Schnee erwies sich als fest, standen wir jetzt doch auf dem eigentlichen Grate. So drang ich langsam zwar, aber völlig sicher vor, bis es wieder hieß: „Noch zwei Meter Seil, Seil ist aus.“ Später wechselte die Richtung der Wächte, sie hing nun nach Norden über und bei Begehung des Verbindungsstückes war die äußerste Ruhe und Vorsicht nötig. Plötzlich leuchtete aus dem Nebel zu unserer Rechten eine glänzend weiße Firnhalde auf, die in unheimlicher Neigung nach aufwärts führte. Wir wußten aus früher aufgenommenen Lichtbildern, daß der Gipfel nun nicht mehr weit sein könne. Etwa eine Viertelstunde lang stiegen wir wie über eine Leiter in dem nassen Schnee hinauf, dann erblickten meine Genossen auf den seitwärts abschließenden Felsen eine Konservenbüchse, und um 11 Uhr, 7¾ Stunden nach unserem Aufbruche von der Wiesbadener Hütte, standen wir neben dem Steinmanne auf dem Gipfel des Silvrettahorns, 3248 *m*.

Nach allgemeiner gegenseitiger Beglückwünschung wurde das wohl verwahrte Gipfelbuch des Schweizer Alpenklubs hervorgezogen und eine kurze Eintragung gemacht. Ich kredenzte Himbeersaft, dann traten wir um 11 Uhr 15 Min. den Abstieg an. Man glaubte sich auf den Schutthalden und sanft geneigten Schneefeldern in eine andere Welt versetzt. In einer Art Dauerlauf ging es trotz des dichten Nebels — wir hatten alle den Weg vorher schon mehrfach gemacht — in einer halben Stunde zur Eckhornlücke hinab. Hier verbanden wir uns wieder durch das Seil und stapften gegen den sogenannten alten Buinweg, auch Winterweg geheißen, hinunter. Wir folgten dann einige Zeit einer Trasse, die von drei Führerlosen herrührte, die morgens von der Wiesbadener Hütte nach der Silvrettahütte gegangen waren. Da wir aber gewohnt sind, weniger der Vorsehung zu vertrauen, als die Vorsicht walten zu lassen, bogen wir bald nach Osten ab. Kaum waren wir auf dem spaltenlosen Teile des Großen Fermuntferners angekommen, als zwei mächtige Eisstürze vom Gletscherbruche unterhalb des Silvrettahorns herabdonnerten und ein längeres Stück des betreffenden Pfads meterhoch unter ihren Trümmern begruben. Mir fiel der Ausspruch meines Freundes Eckenstein ein, der gelegentlich sagte: „Es beweist die große Ungefährlichkeit der Berge, daß bei der durchschnittlichen Unerfahrenheit der Leute nicht mehr Unglücksfälle passieren!“ Zwei Stunden nach unserem Aufbruche vom Gipfel betraten wir die Wiesbadener Hütte. Wir waren darin einig, daß die Ersteigung des Silvrettahorns über den Ostgrat die schönste und reizvollste Unternehmung im Gebiete der Wiesbadener Hütte darstellt.

KLEINES ECKHORN, 2839 *m* (KLOSTERTALER ECKHÖRNER)

Es ist ein fast völlig als Neuland zu bezeichnendes Gebiet, dem die folgenden Zeilen gewidmet sind. Spärlich nur sind die Berichte über diese Berge. Das „Itinerarium des Schweizer Alpenklubs für die Silvrettagruppe“, bearbeitet von Ed. Imhof, sagt darüber: „Die neue Exkursionskarte nennt die nördliche Fortsetzung des Grates Eckhörner (3136 *m*).“ Im „Hochtourist“ von Heß-Purtscheller, Seite 215, heißt es: Die topographischen Verhältnisse dieses das Klostertal von dem Ochsental trennenden Zweigkammes sind noch nicht völlig klargestellt; in den Karten wird dieser Kamm, der obige Gipfel trägt, als Eckhörner bezeichnet.“ — Endlich bringt der 16. Jahresbericht des Akademischen Alpenklubs Innsbruck eine kurze Notiz, daß die Herren

Hans Seidel und Hans Margreiter am 28. Juli 1908 die erste Ersteigung des Punktes 3136, des „Südlichen Eckhorns“ ausführten. Von Osten her, etwa vom Hohen Rade gesehen, fallen diese nördlich von der Schattenspitze, 3222 *m*, gelegenen Berge nicht sonderlich auf, während sie von Westen, sei es vom Groß-Litzner oder der Verhupspitze aus, als scharfprofilierte, in prallen Wänden dem Klostertalerferner entragende Pyramiden sich darstellen.

Noch lag der winterliche Schneemantel von 2100 *m* aufwärts als geschlossene Masse auf den Bergen Vorarlbergs, als ich in Gesellschaft der Herren Dr. Franz Braun und Franz Nikolai am 11. Juni 1913 die „Schneckenpost“ in Gaschurn verließ, um nach Parthenen zu wandern. Die frisch beschotterte Straße entlockte uns manchen Kraftausdruck, bis wir nach dreiviertelstündigem Marsche ein Viertel vor 6 Uhr beim Essigwirt ankamen. Nach gründlicher Stärkung brachen wir um 6 Uhr 45 Min. auf und erreichten um Punkt 10 Uhr das Madlenerhaus. Die Herren Winterturisten hatten es im Vergleich mit anderen Gebieten noch ziemlich gnädig getrieben, wenn auch gar vieles zu wünschen übrig geblieben war. Nach vieler Mühe und reichlich vergossenen Tränen brachten meine Freunde etwas Wasser zum Kochen; ich hatte gleich anfänglich auf Tee verzichtet, denn das Verweilen in der entsetzlich rauchigen Küche war mir unerträglich. Dagegen war der Aufenthalt im großen Eßzimmer sehr gemütlich. Ziemlich spät erst bezogen wir die prächtig ausgestatteten Schlafzimmer, und die sybaritischen Betten ließen uns sofort einschlafen.

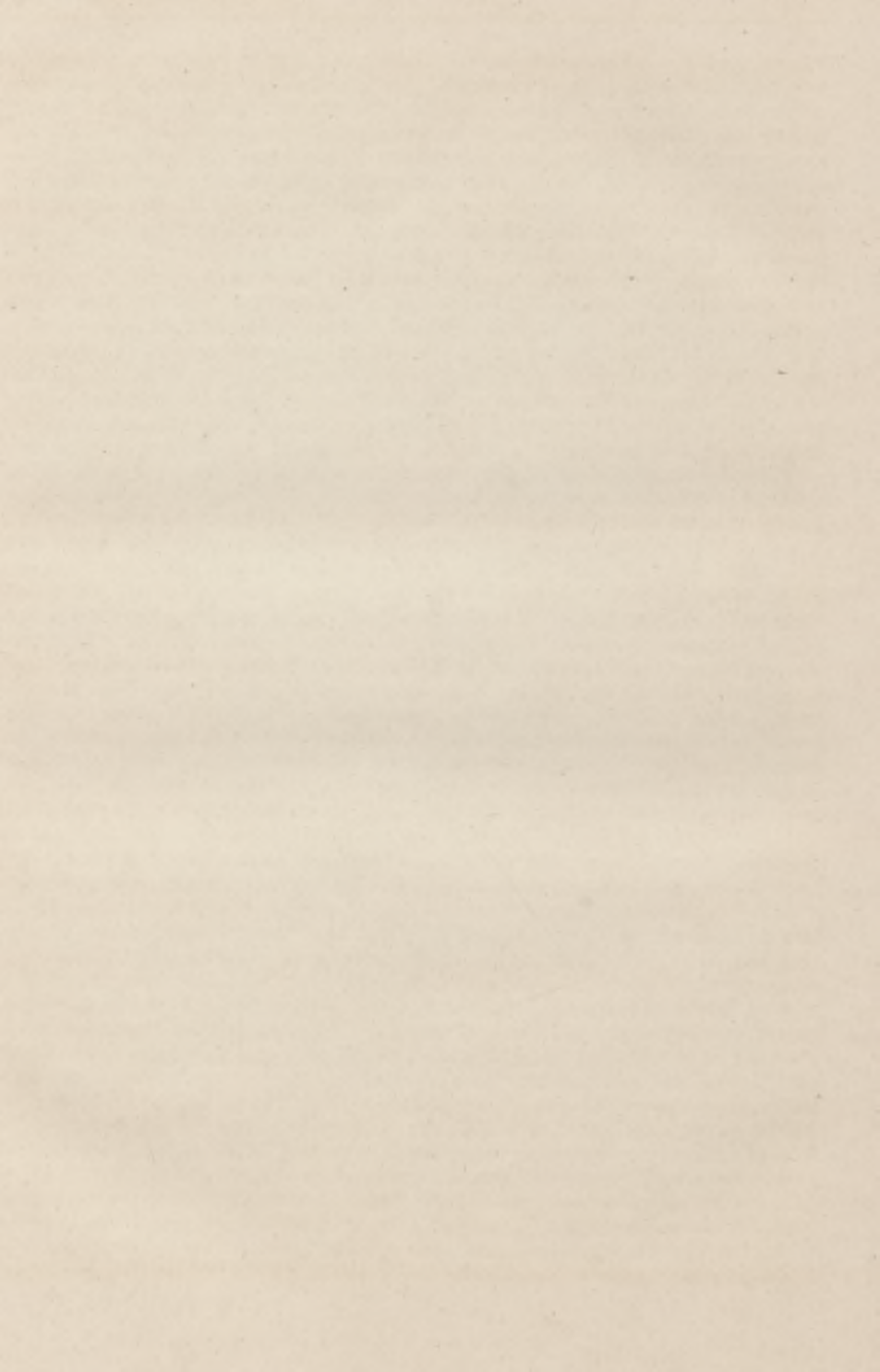
Als ich am 12. Juni um 2¹/₂ Uhr morgens nach dem Wetter sah, konnte ich wenig Erfreuliches melden. Der Nebel lag nahezu bis in die Talsohle, nur über uns blinkten zwei Sternlein. Wenige Minuten darauf ging Dr. Braun vor die Hütte und berichtete, daß sowohl die Vordere Lobspitze, als auch andere Gipfel völlig sichtbar seien. Als ich um 3¹/₂ Uhr nach den Aussichten für den kommenden Tag mich umsah, da waren einige blaue Flecken am Himmel sichtbar und um 4 Uhr 10 Min. schritten wir gegen die Brücke, die die Ill übersetzt, und kamen um 5 Uhr 10 Min. am Eingange des Klostertales an. Die Ill und deren Nebenflüsse erwiesen sich als sehr hochgehend. Vergeblich suchten wir nach den Balken, die den Übergang nach dem rechten Ufer des Klostertalerbachs vermitteln sollten; es war ganz unmöglich, das tobende Wasser zu überspringen, und wir folgten am linken Flußufer dem gewöhnlichen Wege, der teilweise — aber recht ungenügend — bezeichnet nach dem Klosterpasse, 2820 *m*, führt. Während wir kurz nach dem Verlassen des Madlenerhauses einen entzückenden Blick auf die im ersten Morgenlichte aufflammenden Gestalten des Großen und Kleinen Piz Buins, sowie des Silvrettahorns genossen, versteckte sich die Sonne bald hinter dichten Wolkenmassen, die wie gutgeleitete Heeresmassen von Nordosten, Norden und Nordwesten konzentrisch gegen uns heranrückten. Um 6 Uhr 5 Min. waren wir an jenem Punkte angelangt, wo auf der Exkursionskarte des Schweizer Alpenklubs der einzige Wasserlauf eingezeichnet ist, der der Klostertaler Ill von Osten her zuströmt. Endlich war es nun möglich, die Ill zu überschreiten, da sie noch unter der Schneedecke verborgen strömte. Meine Gefährten hatten schon lange mit dem schlanken Turme geliebäugelt, der aus dem Grate der Kleinen Schattenspitze zwischen Kloster- und Ochsental sich aufschwingt. Später erwies er sich aber als ein ganz unwesentlicher Block, den zu besuchen sich nicht lohnen würde. Wir betraten hier den zusammenhängenden Schnee und steuerten einigen Felsplatten zu, auf denen wir uns zum Frühstücke niederließen. Die beiden Gabler und die Verhupspitze sind hier die einzigen Gipfel, die Interesse einflößen. Auf der über der Talöffnung aufragenden Vallüla setzten sich schon jetzt des öfteren Nebelfahnen an, unsere Hoffnungen auf einen halbwegs schönen



Gezeichnet von E.T. Compton

Mezzotinto Bruckmann

Piz Buin von unterhalb der Schattenlücke



Tag wurden auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Um 6 Uhr 20 Min. begannen wir den Aufstieg nach jener Einsattelung, die südlich von Punkt 2839 des Topographischen Atlas eingeschnitten erscheint. Da der Schnee in der großen Mulde, die zu ihm hinaufführte, teilweise schlecht trug, benützten wir mehrmals die an ihrer nördlichen Begrenzung befindlichen Blockhalden; auf diesen fanden wir schwache Steigspuren: das spärliche Gras dient im Hochsommer den zahlreichen Schafherden zum Futter. Nach etwa halbstündigem Steigen wurden endlich die zwei nördlichsten Eckhörner sichtbar: von hier gesehen waren es zwei trutzige Gesellen, die eines Besuches schon wert waren. —

Wir steuerten der südlich von ihnen gelegenen Mulde zu; gegenüber, im Grate selbst, stehen vier bizarre Felsgestalten, die nur um das Dreifache höher sein sollten; dann würden sie zu den beliebtesten Klettergerüsten der Gegend zählen. Wir erreichten, stets in Windungen ansteigend, die mehrerwähnte Einsenkung; um 8 Uhr 10 Min. legten wir unsere Rucksäcke in den Schnee und gingen mit wesentlich besserem Schritte um 8 Uhr 15 Min. nach dem uns zunächst liegenden höheren der beiden nördlichsten Eckhörner hinauf. Der Schnee gestattete gerade noch den Anstieg ohne Steigeisen, die wir an jenem Tage nutzlos mitgeschleppt hatten. Nach wenigen Minuten standen wir an der Felswand, die etwa 50 *m* betragen mag. Die unterste Partie ist bequem zu ersteigen, einer plattigen Stelle halber bedienten wir uns in der Mitte des Seiles; die fühlbare Kälte ließ aber kein richtiges Klettervergnügen aufkommen; man fragte sich öfter zweifelnd, ob man denn die Felsen wirklich in der Hand hatte, da die Finger völlig gefühllos wurden. Um 8 Uhr 45 Min. standen wir auf der sturmumbrausten Höhe, 2839 *m*, und erblickten zu unserem nicht geringen Ärger eine rostige Konservenbüchse! Mit der erhofften Erstersteigung war es also nichts. Da das Wetter sich immer mißlicher gestaltete, Litzner und Genossen schon lange im Nebel staken, beeilten wir uns und es ging schon nach fünf Minuten nach Norden hinunter gegen den zweiten, niedrigeren Gipfel des Kleinen Eckhorns. Hier war die Kletterei äußerst anregend; es wechselten kleinere und größere Wandstufen und hübsche Felsrinnen mit kleinen Kaminen. Die schönste Stelle bot ein prächtiges Felstor. Sobald man vor dieses Tor trat, erblickte man tief unten die Firnfelder, die zum Ochsentale hinabschießen, darüber erhob sich die Kette vom Hohen Rad bis zur Dreiländerspitze als vielfach gezackter Felsgrat. Wir bedauerten, unser Gepäck nicht bei uns zu haben, denn der Abstieg gegen das Ochsental war sicherlich noch von niemand gemacht worden.

Eine flache Rinne führte uns dann nach Nordwesten auf den Schnee hinab. Der Grat selbst ist nicht gangbar, da völlig senkrechte Felstürme das Weiterkommen verwehren; der brüchigen Felsen halber gingen wir hier sehr langsam und es wurde dem Letzten gar nicht leicht, die unter ihm Gehenden nicht durch losgetretene Steine zu gefährden. Glücklich erreichten wir die Schneehalde, der unser Doppelgipfel entragte. Die Überschreitung des Firns machte uns ziemlichen Spaß. Man konnte sich bei der Härte des Schnees und der grimmigen Kälte in die schönsten Gebiete der Schweiz versetzt glauben. Die nun folgenden Felsen waren noch leichter begehbar als auf dem höheren südlichen Gipfel, und schon um 9 Uhr 40 Min. war unser zweites Ziel, das Nördlichste Eckhorn, erreicht. Wir erbauten einen kleinen Steinmann und leerten dann unsere Taschen, in denen wir verschiedene Leckerbissen mitgenommen hatten. Wir konnten hier feststellen, daß von der Kleinen Schattenspitze, dem ersten Gipfel südlich von der Gabelung des Kloster- und Ochsentales, bis zu unserem Standpunkte kein einziger nennenswerter Berg sich befindet.

Um 10 Uhr begannen wir den Abstieg und querten den Schneehang, dem beide eben erstiegenen Gipfel entragen, in gleicher Höhe bleibend, gegen unser

Gepäck hin, das wir um 10 Uhr 15 Min. erreichten. Da mit vollster Gewißheit zu erwarten stand, daß das von Nordwesten heranziehende Unwetter uns in der kürzesten Zeit überraschen müsse, gaben wir uns mit dem heute Gewonnenen zufrieden und fuhren, unserer Anstiegsroute im großen folgend, in einer halben Stunde zum Talboden hinab. Um 10 Uhr 50 Min. überschritten wir die Klostertaler Ill und gestatteten uns auf blumiger Wiese eine halbstündige Rast. Dann eilten wir, während kleine Regenschauer mit kargen Sonnenblicken wechselten, zum Madlenerhause hinaus (12 Uhr 30 Min.). In 2½ Stunden gingen wir dann nach Gaschurn und bedauerten nur, daß die Verlegung des Weges oberhalb des Wasserfalles noch nicht durchgeführt wurde. Es bedürfte nur einer Brücke, um das unangenehmste Wegstück zwischen Madlenerhaus und Parthenen wegfallen zu machen.

SCHATTENSPITZE, 3222 *m* (ERSTE ERSTEIGUNG ÜBER DEN NORDOSTGRAT), MITTLERES ECKHORN, 3136 *m*, NÖRDLICHES ECKHORN, 3142 *m* (ÖSTERR. SPEZIALKARTE)

Da ich sichere Kunde davon hatte, daß einige unternehmende Innsbrucker Alpinisten die Silvrettagruppe im Juli aufsuchen wollten, um da „aufzuräumen“, lag mein Rucksack stets gepackt; aber nach unserer nur teilweise gelungenen Unternehmung auf die Eckhörner im Juni schneite und regnete es abwechselnd durch sechs Wochen. Am 26. Juli endlich zeigte der Himmel ein freundlicheres Gesicht, und am 27. Juli eilte ich mit meinem Freunde, cand. ing. Karl Powondra, nach der Wiesbadener Hütte. Schon in Parthenen erzählten uns Führer und Turisten von den ungünstigen Schneeverhältnissen; auf dem Buin war man auf weiten Strecken bis zur Hüfte eingesunken. Vom Madlenerhause aufwärts konnten wir uns mit eigenen Augen von den schier winterlichen Verhältnissen überzeugen. Dazu war der Abend sehr warm, so daß die Aussichten für den anderen Tag ziemlich trübe waren. Ich sah um 2 Uhr nach dem Wetter. Die Gipfel des Silvrettahorns und der Schattenspitze waren zwar frei, aber Nebelfahnen gab es in bedenklicher Anzahl. Als wir um 2 Uhr 45 Min. vor das Haus traten, war es völlig dunkel und nur der gute Weg machte es möglich, daß wir ohne Laterne zum Gletscher gehen konnten. Gleich die ersten Schritte auf diesem ließen unsere Befürchtungen sich erfüllen. Schon hier unten brach man bis zu den halben Unterschenkeln ein; das konnte gut werden. Ein hellerer Streifen über dem Illtale in der Richtung gegen den Arlberg war das einzige tröstliche Zeichen. Aber unser Mut sank auf den Nullpunkt, als nach einer halben Stunde mein Genosse feststellte, daß der Buin und die Dreiländerspitze „einhängen“. Kurz vor 4 Uhr trat ein plötzlicher Umschlag zum Besseren ein. Die Mondsichel trat scharf aus den Wolken heraus und die ehrwürdige Gestalt des Buins schüttelte die sie umhüllenden Nebelmassen ab: der helle Streifen im Norden wurde breiter und breiter, und leichte, rosa gefärbte Wölkchen flogen an den Gipfeln des Silvrettahorns und der Schattenspitze vorbei. Auch über uns zeigte sich mehr und mehr Blau, und als wir um 4 Uhr 15 Min. beim Felssporn am Ostgrate des Silvrettahorns vorüberschritten, waren nur mehr einige Wolkenballen über dem fernen Inntale sichtbar. Wir durchpflügten den Schneeglockenferner westlich vom Punkt 2760 (der Schweizerischen Exkursionskarte) und näherten uns den großen Firnrinnen, die von der Schattenlücke, beziehungsweise von der Ostwand der Schattenspitze zum Gletscher herabziehen. Wir ließen sie links liegen und stiegen gegen jene Felswand hinan, die anscheinend ziemlich unzugänglich zum Nordostgrate der Schattenspitze hinaufführt. Je näher wir aber kamen, um so harmloser erwies sich die Wand, so daß wir es vorzogen, sie

zu durchklettern, statt uns dem steilen Firn anzuvertrauen, der vom Punkt 2921 im Nordostgrate des Berges herabkommt. Wenn auch das Gestein nicht durchweg verläßlich ist, gestaltet sich die Kletterei bei einiger Vorsicht doch ganz ungefährlich. Wir betraten die Felsen um 5 Uhr 5 Min. und erreichten schon um 5 Uhr 45 Min. die Gratschneide südwestlich von Punkt 2921. Powondra bedauerte lebhaft, daß Meister Compton nicht zur Stelle war. Ich konnte ihn glücklicherweise darüber beruhigen, da ja Compton ein Jahr vorher von der Schattenlücke aus, die mit unserem Standpunkte als nahezu gleichliegend bezeichnet werden kann, eine Aufnahme des Piz Buins gemacht hatte. Heute aber gab es noch ein andere Dinge, die unser Blut ins Wallen brachten; das waren der zackige Ostgrat und die eisige Nordwand des Silvrettahorns. In berückender Schönheit schwang sich die zarte Spitze in den Morgenhimmel auf, und man konnte sich eines leichten Schauderns nicht erwehren, wenn man die furchtbar steilen Firnhalden betrachtete, die sich zum Schneeglockenferner absenken. Durch etwa zehn Minuten stiegen wir über leicht begehbare Felsen auf dem Grate an, dann betraten wir um 5 Uhr 55 Min. den ziemlich breiten Firngrat, der sich gegen Norden in den Schattenferner fortsetzt. Eine fortlaufende Reihe allerliebster Wächten säumte den Firn zu unserer linken Seite ein. Manchmal mußten wir ziemlich weit nach Norden ausweichen, wenn Knickungen im Grate auftraten. Auf des Hüttenwartes Lorenz' Rat hin hatten wir Steigeisen mitgenommen. Ich bedauerte, den Zeiß nicht bei der Hand zu haben, der wäre uns bei dem wundervollen Wetter von größerem Nutzen gewesen. Auch hier oben war der Schnee völlig durchweicht, so daß Schier hätten prächtig verwendet werden können.

Um 6 Uhr 45 Min. standen wir auf dem eigentlichen Felsgerüste. Hier schwingt sich der Berg in achtunggebietender Steilheit auf. Während der Wanderung vom Madlenerhause zur Wiesbadener Hütte haftet der Blick wohl jedes unternehmenden Bergfreundes gar oft an dieser Stelle: Aus glitzerndem Firngrate erhebt sich gänzlich unvermittelt und darum so überaus wirkungsvoll der dunkle Felsbau. Nicht mit Unrecht erwarteten Powondra und ich hier die schwerste Stelle. Ein Umgehen in den Flanken ist gänzlich untunlich. Zur Linken verwehrt ein senkrechtes Gemäuer jeden Gedanken auch nur an einen Versuch. Rechts sind die Platten grifflos und derart ungünstig geschichtet, daß nichts zu wollen ist. Wir nahmen hier das Seil, denn wenn auch die Versicherung für den Vorangehenden so ziemlich auf einer Einbildung beruht — die Stelle ist nämlich so lang, daß ein Sturz von 12—15 *m* erfolgen würde —, so trägt der Gedanke, angeseilt zu sein, doch sehr zu einer unbefangeneren Beurteilung der Lage bei. Ich liebe Berge, beziehungsweise Anstiege auf Berge, die typische Stellen haben, die jeder, der überhaupt hinauf will, bewältigen m u ß. Die Route über den Ostgrat der Schattenspitze gehört in diese Klasse: da gibt es kein „Auskneifen", wie sich Powondra ausdrückte. Der unterste Absatz der Felswand war bald erklettert, dann aber handelte es sich darum, auf einem schmalen Bande, das teilweise mit Moos bewachsen war, schräg aufwärts nach rechts hin sich hinaufzuarbeiten. Nennenswerte Griffe waren überhaupt keine vorhanden, der Körper wird durch die überhangende Bedachung des Bandes hinausgedrückt, und nur ruckweise schiebt man sich mit äußerster Vorsicht hinauf, während die Finger sich in den schmutzigen Detritus notdürftig eingraben. Powondra, der in den Felsen als der bessere Kletterer voranging, bezwang die Stelle in bewundernswerter Art, während ich das Seil zollweise nachließ. Etwa 12 *m* waren abgelaufen, als er „Nachkommen" befahl. Ich hatte bei der Ausgesetztheit der Stelle und meinem ziemlich unsicheren Stande bange Minuten durchlebt. Meiner Gepflogenheit folgend, schaute ich mir die heikle Stelle erst gründlich an; dann kroch ich mit „Regen-

wurmtechnik“ nach und stellte fest, daß wir für die wenigen Meter eine Viertelstunde benötigt hatten. Powondra hatte sich stehend hinübergeschmeichelt, was mir nicht gelingen wollte. Aus dem die Fortsetzung des Bandes bildenden plattigen Kamine aussteigend, kamen wir auf eine Firnhalde, die in ziemlich großer Ausdehnung den Aufstieg nach der letzten Steilstufe unter dem eigentlichen Gipfelbau vermittelt. Das war vielleicht das bedenklichste Stück unserer Unternehmung. Schon während der letzten halben Stunde waren nämlich nah und fern Lawinen abgegangen. Erst mit leisem Zischen, dann mit stärkerem Rauschen beginnend, schoben sich die abgleitenden Schneemassen über die steilen Plattenhänge hinab, in ihrem Laufe alles mitnehmend, was nicht niet- und nagelfest war. Gewaltig krachend stürzten schließlich die Felstrümmer mit Schnee untermischt über die Wände, bis ein dumpfer Donner den Sprung über irgend eine senkrechte Stufe bezeichnete. Da der Schnee völlig durchweicht war und der Pickelstock stellenweise in das Bodenlose versank, war die Überwindung des sehr steilen Hanges ebenso ermüdend als heikel. Der solide Hintergrund wird hier aus glatten Platten gebildet, die natürlich nur schlechten Halt boten. Wir steuerten tunlichst von einem Felsblock zum anderen hin, so daß meistens wenigstens einer von uns sicheren Stand hatte. Von 7 Uhr 55 Min. bis 8 Uhr 45 Min. arbeiteten wir uns, jede Stufe zweimal antretend und den Schnee vorsichtig feststampfend, auf allen Vieren diesen letzten Schneehang hinauf. Dann endlich kamen zusammenhängende Felsen zum Vorschein und zwar von solcher Steilheit, daß Powondra, der als tiefer Stehender keinen guten Einblick hatte, mich fragte, was ich denn an dem Überhang zu schaffen hätte. Aber die Griffe waren von solcher Güte und die Felsen so rauh und solide, daß wir seit unserem Aufbruche von der Hütte hier das erstemal mit vollem Genusse zugreifen konnten. Von hier aus dürfte bei normalen Schneeverhältnissen keine Schwierigkeit mehr zu überwinden sein; wir hatten der reichlichen Schneebedeckung halber jeden Tritt zu bedenken. Um 9 Uhr 5 Min. setzten wir den Fuß auf den Gipfel der Schattenspitze, 3222 *m*.

Da kein aperes Plätzchen vorhanden war, beschlossen wir, sofort weiterzugehen und traten unverzüglich den Abstieg nach der nächsten Grateinsenkung an. Das erste Stück war mir allerdings noch vom Vorjahre her bekannt; aber die Wächten, die heute den Grat bekrönten, versetzten mich im Geiste in das Wallis oder in das Berner Oberland. In den seltensten Fällen konnten wir beide zugleich absteigen, da der tückisch aufgelagerte Schnee ein stetes gegenseitiges Versichern nötig erscheinen ließ. Ein riesenhafter Felsturm wurde links gegen Westen umgangen, sonst blieben wir stets dem Grate treu. Manchmal wird dieser geradezu messerscharf, schmale schneebedeckte Gesimse mußten im langsamsten Tempo begangen werden, und wir waren sehr verwundert, als wir, in der südlichen Eckhornscharte angekommen, wahrnahmen, daß wir zur Bewältigung dieses Gratstückes zwei Stunden und fünf Minuten nötig gehabt hatten! Bei trockenen schneefreien Felsen dürfte man mit Kletterschuhen kaum die halbe Zeit gebrauchen. Wir stiegen noch etwas gegen das Mittlere Eckhorn — wie es Gottlieb Lorenz nennt — an und lagerten uns dort auf den einzigen aperen Platten. Die Aussicht deckt sich naturgemäß fast völlig mit der von der Schattenspitze und jener der Schneeglocke, weshalb ich bloß auf deren Schilderung hinweise. Überwältigend ist der Anblick der Schattenspitze, deren Südwest- und Nordostflanken ihresgleichen suchen. Um 11 Uhr 40 Min. brachen wir wieder auf; auch die in einer Stunde bewerkstelligte Besteigung des Mittleren Eckhorns, 3136 *m*, vollzogen wir zum größten Teile längs des Grates. Wo wir gezwungen waren, den Grattürmen auszuweichen, geschah dies ausnahmslos an der Westflanke. Hochinteressant gestaltete sich dann der Abstieg nach der Nördlichen Eckhorn-

scharte. Hier sind es drei große Gratabbrüche, die auch für den besten Kletterer nicht zu unterschätzende Hindernisse in den Weg stellen. Einer dieser Abbrüche wurde von uns durch Abseilen überwunden, zwei umgingen wir der Zeitersparnis halber, wobei der Schnee uns manchen Possen spielte. Um 2 Uhr standen wir in der Nördlichen Eckhornscharte und besprachen schon jetzt die Möglichkeit, von ihr nach dem Schattenferner, also gegen Osten, abzusteigen. In mäßigem Schritte gingen wir dann nach Ablegung des Seiles auf dem ziemlich zahm gewordenen Grate nach dem Nördlichen Eckhorn hinauf. Hier war die Schneeauflagerung weit geringer, als wir hoffen durften. Manchmal war der Grat flach, aber so schmal, daß ein wirkliches Balancieren nötig war; nach beiden Seiten schießen die Bergflanken steil hinunter, was den Reiz der Lage erhöhte. Gegen Südwesten gingen noch immer Lawinen ab, während gegen Nordosten mit dem Sinken der Sonne allmählich Ruhe in die Landschaft kam. Genau zwölf Stunden nach unserem Aufbruche von der Wiesbadener Hütte, um 2 Uhr 45 Min., standen wir auf dem Nördlichen Eckhorn, das 3142 *m* hoch sein dürfte, wenn die Kote 3136 für das Mittlere Eckhorn zutrifft.

Ich stehe nicht an, die ganze Wanderung von der Schattenspitze zum Nördlichen Eckhorn der Überschreitung des Nadelgrates im Wallis an die Seite zu stellen. Nur sind einige Grattürme auf dem Eckhorngrate völlig ungangbar und die Haupterhebungen schwingen sich noch unvermittelter auf als aus dem Nadelgrate. Der Rückblick, besonders von dem Nördlichen Eckhorn gegen die Schattenspitze, riß uns zur lauten Bewunderung hin. Unsere Trasse auf den unterschiedlichen Schneefirsten und Abhängen sah ganz unheimlich kühn aus und es übertrifft die ganze Wanderung beispielsweise den Gratübergang von der Dreiländerspitze zum Piz Jeramias, sowohl was Schwierigkeit als was Großartigkeit anlangt, bei weitem. Wir blieben eine volle Stunde auf dem Gipfel und freuten uns unseres Erfolges, des herrlichen Tages und der entzückenden Aussicht. Die Fiescherwand und das Finsteraarhorn, der Monte della Disgrazia, die Wildspitze und die Zugspitze waren zum Greifen nahe gerückt. Tief unten lagen die Kleinen Klostertaler Eckhörner, die doch von unten gesehen mit ihren 2839 *m* als recht stattliche Gesellen erscheinen.

Gerne hätten wir den Abstieg gegen das Klostertal unternommen, aber die Aussicht, dann vom Madlenerhause aus nach der Wiesbadener Hütte hinaufgehen zu müssen, schreckte uns doch ab. Außerdem wollten wir das Schicksal auf den steilen Schneefeldern doch nicht gar zu sehr herausfordern.

Um 3 Uhr 45 Min. nahmen wir von dem prächtigen Gipfel, den ein großer Steinmann zierte, Abschied und erreichten um 4 Uhr 25 Min. wieder die Nördliche Eckhornscharte. Hier war guter Rat teuer. Powondra schlug auf meinen Wunsch den größten Teil der die Scharte bekrönenden Wächte ab, damit sie uns nicht während unseres Abstieges auf die Köpfe fiele. Dann sahen wir uns nach einer Abseilgelegenheit um. Da lag denn auch ein etwa einen drittel Kubikmeter messender Block wagrecht auf einer Felsplatte. Mein Genosse rechnete mir aus dem spezifischen Gewichte des Steins, dem Inhalte des Blocks und der Zugrichtung unseres herumgelegten Seiles das Gewicht aus, das nötig wäre, um den Block in das Gleiten zu bringen. Da ich in seine technischen Kenntnisse großes Vertrauen setzte, ergab ich mich in mein Schicksal, nahm das doppelte Seil in die Linke und stieg, mit dem Gesichte gegen die etwa 65° geneigte nasse Schneewand gekehrt, in die Tiefe. Mit den Armen stieß ich tiefe Löcher und mit den Füßen tastete ich vorsichtig den Grund ab, da allenthalben glatte Platten unter dem Schnee lagen. Manchmal versank ich wohl einen halben Meter tiefer, als ich wollte, aber mit Geduld kam man doch ohne Inanspruchnahme des Seiles

hinab. Gerade als das Seil abgelaufen war, ragte ein richtiger Abseilblock aus dem Firn. Ich trat beiseite und wartete, bis mein Freund nachgekommen war; wir zogen die Leine ein und wiederholten das Spiel noch einmal. Nun waren wir aus dem Schlimmsten, denn vor uns lag der allmählich an Steilheit abnehmende Schneehang, der in den Schattenferner mündet. Wir stiegen, anfänglich vorsichtig, dann immer dreister auftretend, hinunter, nur einmal trat ich eine kleine Lawine los, die uns aber die Abfahrt über den ganz schmalen Bergschrund erleichterte. Um 5 Uhr 10 Min. standen wir auf dem Schattenferner und wateten durch den aufgeweichten Schnee zwischen zwei großen Firnbrüchen hinab. Um 6 Uhr betraten wir die Moräne und gleich darauf die Wiesenhänge. Ein Umstand machte uns noch Kopfzerbrechen: nämlich wie wir über die hochangeschwollene Ill kämen. So lange sie in der Klamm hinabbrauste, war ein Überschreiten ausgeschlossen. Wir gingen also am linken Ufer hinab, um später durchzuwaten. Aber nach kaum einer Minute Gehens erblickten wir unten in der Felsschlucht einen Steg, den wir mit Jubel begrüßten.

Um 6 Uhr 35 Min. betraten wir den Hüttenweg und um 7 Uhr 15 Min. hielten wir unseren Einzug in das Heim der Sektion Wiesbaden. Wie uns der Hüttenwart Lorenz sagte, hatte er uns den ganzen Tag über beobachtet, sogar das Abseilmanöver hatte er mitangesehen; er teilte uns auch mit, daß er von der Nördlichen Eckhornscharte vor Jahren über zwar glatte, aber völlig trockene Platten zum Schattenferner abgestiegen sei.

Zum Schlusse möchte ich mir noch gestatten, allen jenen, die jene herrliche Tur wiederholen wollen, den Rat zu geben, dies nur bei aperen Felsen zu tun. Dann ist die geschilderte Bergfahrt gewiß eine der genußvollsten, großartigsten und dabei abwechslungsreichsten im Gebiete der Wiesbadener Hütte.

Was die Karten betrifft, so bezeichnet die Österreichische Spezialkarte das Gebiet als Hennebergerspitzen, P. 3191 ist die Rotfluh (Schw. Map. 3186), P. 3195 die Schattenspitze (Schw. Map. 3222), P. 3142 das Nördliche Eckhorn, das auf der Schweizerkarte gar nicht kotiert ist. Auch das Mittlere Eckhorn ist auf der Österreichischen Spezialkarte gut eingezeichnet, aber ohne Höhenziffer.

Die Schweizerkarte verzeichnet nordwestlich von der Schattenspitze, 3222 *m*, einen Punkt 3136 *m*. Da aber der Hauptkamm erst im Nördlichen Eckhorn gegen die Kleinen Eckhörner und einen westlich gelegenen Felssporn, der in das Klostertal sich absenkt, gabelt, kann der Punkt 3136 nur das Mittlere Eckhorn sein.

LITERATUR:

Akad. Alpenklub Innsbruck, Nr. 16: Schattenspitze, Südliches Eckhorn. Hans Seidel.
Akad. Alpenverein München, 1904: Bielthalerspitzen. Dr. H. Losser und Genossen.
Hochtourist: Heß-Purtscheller I.
Itinerarium, Schweizer Alpenklub, Silvretta und Ofenpaßpruppe, Ed. Imhof.
Mitteilungen D. u. Ö. Alpenvereins 1891: Verstanklahorn, A. v. Rydzewski; 1898: Silvrettahorn von Norden, Dr. M. Henze; Kleiner Buin von Norden, Dr. M. Henze;
Österreichische Alpenzeitung 1897: Piz Buin von Osten, Oscar Schuster; 1899: Piz Buin von Norden, Dr. Bröckelmann; Kleiner Buin über den Ostgrat, F. Hörtnagel;
Schweizer Alpenklub, Jahrbuch III. Allgemeines, J. Coaz; IV. Piz Buin, J. J. Weilenmann; V. Kleiner Buin, O. W. Stein; XII. Piz Buin, O. v. Pfister (sehr lesenswert); XIX. Dreiländerspitze, O. v. Pfister; XXIII. Verstanklahorn A. Rzewuski; XXXIII. Verstanklahorn, W. Paulcke; XLIII. Buin von Nordost, Dr. G. Frey und Konrad Sterner; XLIII. Buin von Süden, J. Reich und Fritz Triner.
Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins. 1870/1: Theodor Petersen, Dreiländerspitze.
Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins. 1909: Die Jamtalgruppe, H. Cranz.

DIE PUEZGRUPPE
VON DR. HANS PAUL KIENE

Nach meiner in der allgemeinen Beschreibung der Gruppe (Zeitschrift 1912) gegebenen Einteilung besteht deren östliche Hälfte, der diese Arbeit gewidmet ist, aus: 1. dem Gardenazzastock, 2. den Tschier- und Rotspitzen. Vielleicht wäre es geographisch geschickter und mit der Einteilung der westlichen Hälfte in Stevia- und Puezstock im Einklang gewesen, die östliche Hälfte in: 1. Gardenazza- und 2. Krespeinastock zu zerlegen, wobei Rot- und Tschierspitzen dem letzteren beigezählt worden wären. Der Umstand jedoch, daß diese Spitzen einen von den Hochflächen Stevia, Puez und Gardenazza völlig verschiedenen Gebirgscharakter zeigen und infolgedessen ein wesentlich anderes turistisches Interesse verdienen, bewog mich, sie als selbständigen Teil der Puezgruppe zu behandeln.

Mein Gardenazzastock besteht somit: 1. aus dem eigentlichen Stocke der Gardenazza, 2. aus dem von diesem durch die Linie Langes Tal—Val Culea—Tschampatschjoch—Kolfuschg scharf getrennten Stocke von Krespeina.

DIE GARDENAZZA (Gherdenácia, Gardanátsch) ist ein Hochplateau von gewaltiger Ausdehnung, weithin von wilden Karrenflächen durchzogen, vegetations- und wasserarm. Die höchste Erhebung des Plateaus ist der Tschampani, 2673 *m*, im Norden. Die größten Einsenkungen, die schon von der Alm- und Baumzone erreicht werden, liegen am Ostrande (Sterner Alm, 2043 *m*). Nach allen Seiten hin fällt die Gardenazza, die in ihrer Öde und temperamentlosen Einsamkeit wie ein Leichnam inmitten der lebendigen Dolomitformen der Geisler-, Langkofel- und Sellagruppe liegt, mehr oder weniger jäh und zerklüftet ab. Sie ist reich an merkwürdigen, wunderbaren Bildern und herrlichen Fernblicken. Ihre ernste, ungeschlachte Front begleitet das Tal der Gader; über sonnigen Wiesen, trauten Wäldern, wohlbestellten Äckern, freundlichen Menschensiedlungen und Edelsitzen steht sie wie das geheimnisvolle, unabwendbare Geschick, sich öffnend dem Lachen des blauen Himmels und der goldenen Sonne, sich in finsteres Dräuen zurückziehend, wenn schwarze Gewitterwolken sich von ihr zu Tal wälzen und der Donner in ihren Felsen rollt. Öfter schon ist dieser unheimliche Berg zum Geschick, zum Verhängnis für sein Tal geworden; noch heute erschaut man die Spuren verheerender Bergstürze, die von ihm niedergebrochen sind. Eine anschauliche Schilderung des Bergsturzgebietes bei Pedraces gibt Alton: „ . . . . . nördlich von Pedraces, neben den Höfen Iršara und Pescol, ist das ganze Gebiet eine Schuttlawine. Hier stehen Bäume wirr durcheinander, manche gestürzt, manche geneigt, manche nur mit dem Wipfel aus dem Schlamme emportauchend. Die unterirdischen Gewalten sind hier in fortwährender Tätigkeit und dürften noch lange nicht ausgetobt haben; selbst das Gras hat einen widerlichen Geruch, der dem armen Vieh die Weide verleidet“. Diese Schilderung, wenn auch ein klein wenig phantastisch, zeichnet doch den Charakter des Gardenazzagebirgs so, wie jeder ihn empfindet: unheimlich! Ja, man muß es lieb gewinnen, es kennen lernen manchen Tag, bei Regen und Sonnenschein, um es zu verstehen und seinen Hauptreiz zu genießen: seine ewige, wilde, öde Verlassenheit. —

Von den Erhebungen des Gardenazzaplateaus sind zu erwähnen: der Col de Montigella und der Tschampani im Norden, der Col dall' Assonè in der Mitte, die Cucenes und der Sas Songher im Süden. Der Col de Montigella, 2668 *m*, ist eine doppelhöckerige, braune Erhebung unmittelbar östlich des Puezjochs. Er besteht aus verwitternden Mergel- und Kreideablagerungen, wie sie wohl einst das gesamte Plateau bedeckt haben mögen. Die höhere westliche Kuppe trägt eine Felsenkrone. Der Col de Montigella ist von der Puezhütte aus in drei Viertelstunden leicht zu erreichen und bietet eine prachtvolle Rundsicht; er ist ferner eine Fundstätte für schöne Neocom-Fossilien (Zwischenkofel). Östlich vom Col de Montigella befindet sich ein großer Plateaueinschnitt; hier beginnt die Gardenazza sich nach Norden zu wenden, ins Zwischenkofeltal schaurig zerklüftete Steilwände absetzend. Vom Col gegen Norden löst sich ein Felsdom, den einige pfeilerartige Vortürme zieren. Es sind die später zu beschreibenden Gardenazzatürme. Vom Plateaueinschnitt führt eine Markierung in nordöstlicher Richtung stetig steigend, mehr oder weniger knapp am Rande und einige Klippen und Risse umbiegend, zu jener mächtigen Triangulierungspyramide, die den höchsten Punkt des Gardenazzaplateaus bildet. Dieser Punkt führt heute den in den Karten verzeichneten Namen Tschampani (Chiampanì), 2673 *m*. Meiner Ansicht liegt hier eine ganz sonderbare Namensverwechslung vor, an der natürlich nichts mehr zu ändern ist. Alton erwähnt den Tschampani als eine sowohl von Gröden als auch von Kampill aus „deutlich sichtbare, markante Pyramide auf dem Plateau der Gardenazza". Nach diesen Gesichtspunkten aber könnte das nur der heutige Col de Montigella sein (den Alton zwar auch kennt und beschreibt, ohne an dieser Stelle vom Namen Tschampani für ihn oder für eine andere Plateauerhebung Erwähnung zu tun), da der heutige Tschampani von Gröden aus grau in grau auf dem Gardenazzaplateau keineswegs als „markante Pyramide" auffällt, wohl aber der Col de Montigella, auf dessen steilen, von der Gardenazza schon durch die merkwürdige Sandfarbe abstechenden Kegel der Name Chiampanì unvergleichlich besser paßt. Schulz erwähnt (1888) die stattliche Triangulierungspyramide auf Gardenazza, „welche die Enneberger Chiampanì nennen". Es ist also ein Widerspruch zwischen dieser herrschenden und auch von Schulz vertretenen Ansicht und der Überlieferung Altons, die mitteilt, daß die betreffende auffallende Pyramide auch von Gröden aus deutlich sichtbar sei. Die Triangulierungspyramide Tschampani ist von Gröden aus, mit freiem Auge wenigstens, nicht sichtbar. Darum ist die Bezeichnung „Chiampanì", ein der Natur abgelauschtes, die Form eines Berges deutlich charakterisierendes Wort, wohl eher für den heutigen Col de Montigella passend, wie für eine erst in verhältnismäßig junger Zeit errichtete militärische Triangulierungspyramide. Sei dem, wie ihm wolle, der P. 2673 ist durch diese Verschiebung zu einem Namen gekommen. Diese Erhebungen faßten ältere Karten unter dem Namen „Östlicher Puez" zusammen, welchen Fehler jedoch schon Professor Schulz sowohl in seinem Aufsatz über die „Grödner Dolomitgebirge" (Zeitschrift 1888, S. 398), als auch im betreffenden Kapitel der „Erschließung der Ostalpen" und neuerdings Heß-Purtschellers „Hochturist" III. Band richtigstellten. Um so mehr muß es wundernehmen, daß Herr Leon Treptow im Jahre 1909 wieder in den alten Fehler zurückfiel. Herr Treptow hat[1]) zu seiner Ostlichen Puezspitze in Klammern den Namen Chiampani gesetzt, er preist ziemlich ausführlich die herrliche Rundsicht vom Col de Montigella, den niemand zu besuchen versäumen solle, und läßt überdies das Puezjoch zwischen der Mittleren und Östlichen Puezspitze liegen, während es in Wirklichkeit zwischen Puezkofel und Col de Montigella liegt.

[1]) Alpine Hüttenbücher, Nr. 1: Die Regensburgerhütte und ihre Berge. Von Leon Treptow. Schöpping, München 1909.

Die bereits oben erwähnten Gardenazzatürme wurden am 3. August 1911 von Herrn Julius Silbermann-Allenstein mit den Führern Josef Kostner-Kolfuschg und Rudolf Schietzold-München erstmals bestiegen und erhielten damals ihre Namen. Über diese Ersteigungen, die seither kaum mehr wiederholt worden sein dürften und dessen auch nicht sehr würdig sind, sagt das Turenbuch der Puezhütte folgendes: „Aus dem Kar zwischen Col de Montigella und Chiampani zum I. Turm, der nördlich des Col ins Zwischenkofel niederstürzt. Er wird von der Scharte aus leicht von Süden erreicht. Gardenazzaturm II: Vom Chiampani den Grat südlich an den Abhängen des Zwischenkofels verfolgend zur Scharte des II. Turmes und über den Ostgrat leicht zum Gipfel. Abstieg auf der Südseite durch einen leichten Kamin in der Fallinie des Gipfels (½ St.) und gleich weiter an der Südseite auf einem kleinen Schuttfeld zum unbedeutenden III. Turm, Vor- und Hauptgipfel; beide von Süden her sehr leicht."

Wendet man sich von der Triangulierungspyramide auf Tschampani gegen Nord, so erreicht man bald den Rand des Gardenazzaplateaus an einer Stelle, wo eine tief eingeschnittene Schlucht ihre Trümmer in das Zwischenkofeltal hinabspeit und schaurig zerrissene, von Eis durchzogene Wände von bedeutender Höhe, ewig schattig und unheimlich düster einrahmen. Es ist einer der gewaltigsten, erschütterndsten Tiefblicke, die die Puez hier preisgibt. Am Ausgange dieser Schlucht erblickt man den schlanken, zierlich zugespitzten Freytagturm, der wie ein Torwächter vor den Wänden steht. Er wurde in sehr schwieriger Kletterei erstmals im Sommer 1911 durch C. Baron Freytag von Loringhoven aus Riga mit den Führern Adang und Simplicio Dapunt erstiegen.

Gegen Nordnordost schiebt die Gardenazza einen spitz zulaufenden Keil vor, dessen waldige Ausläufer: Soël, 1731 *m* (Übergang von St. Leonhard nach Kampill), Tschengles, 1962 *m*, Spizang, 1840 *m*, und Prediz, 1719 *m*, den Winkel zwischen Gader- und Kampillertal ausfüllen. Auf der Ostseite vermittelt das Gerölltal Nalatscha (Val ácia) einen beschwerlichen Aufstieg von Pedraces auf das Plateau.

Col dall'Assonè, 2653 *m*. Ungefähr im Zentrum des Gardenazzaplateaus erhebt sich, mit wunderbarer Regelmäßigkeit aufgebaut, ein eigenartiger Schuttkegel, dessen Scheitel gelbrote Felsen krönen. Wie ein erloschener Vulkan oder eine zerstörte Akropolis sieht er aus. Die Karten verschweigen seinen Namen, kein Turist steigt zu ihm empor, obwohl er jedem auffällt, der von der Krespeina oder von Kolfuschg zur Puezhütte wandert. Höchstens einige Hirten, die ihre Schafe über die Gardenazza treiben, haben ihn erstiegen. Es ist der seltsame Col dall'Assonè, der „Sonnenhügel". Herr Kostner, der bekannte Bergführer und Zirmwirt von Corvara, teilte mir den längst vergessenen Namen dieses eigenartigen Gebildes mit und ich fand ihn dann auch auf einer veralteten Karte. Von allen Seiten ist dieser große Maulwurfshaufen leicht über Schutt zugänglich, hegt an seiner karg begrünten Ostseite schönes Edelweiß und bietet eine Rundsicht von ganz eigenartigem Reiz. Besonders fesselnd wirkt das zu Füßen liegende, ungeheure Karrenfeld der Gardenazza, das man in seiner ganzen Ausdehnung überschaut; über seinen Rand wachsen die Geislerspitzen, die Sella, die Tschierspitzen, das vorwitzige Haupt des Sas Songher herauf, jäh, aus unsichtbarer Tiefe; sie blicken wie verwundert herein in dies öde, einsame Reich von Puez. Turisten, die von der Puezhütte zum Sas Songher oder zum Tschampatschjoch wollen, können mit geringem Zeitaufwand den eigenartigen Coll dall'Assonè „mitnehmen."

Das Bollwerk der Gardenazza im Süden, gegen die viel tiefer gelegene Mulde des Tschampatschsees und gegen das Val Soël zu, bilden die Cucenes (Kutschenes), einige Plateauanschwellungen, die als abschüssige Wandgürtel gegen

Westen, als festungsartige Bastionen gegen Süden in das Soëltal abstürzen, leicht erkennbar an ihrer rötlichen Erde auf der terrassenförmigen Höhe und daher Kutschenes (cuecen, coecinus, rot) genannt. Die Überlieferung dieser offenbar uralten Benennung verdanken wir Alton. Der südlichere der beiden dem Tschampatschsee zugewandten Felsen hat eine auffallende „Gugelhupf"-Form. Turistische Bedeutung kommt ihnen nicht zu. Zwischen den beiden westlichen Kutschenesfelsen durch, über eine hohe Einsattelung, führt der gut markierte Weg von der Puezhütte in das Soëltal, beziehungsweise zum Sas Songher. Der Teil des Gardenazzaplateaus zwischen Col dall' Assonè und den Kutschenes wird Soël genannt. Ein kleiner, ziemlich tief eingeschnittener Sattel trennt den

SAS SONGHER 2667 *m*, vom Plateau. Dieser Berg ist weitaus das auffallendste Gebilde des Gardenazzastockes, ja vielleicht der ganzen Puezgruppe; ein Berg von typisch gewordener Schönheit des Aufbaues. Mit den zu seinen Füßen gelegenen, malerischen Ortschaften Corvara, Kolfuschg und Pescosta zählt er zu den beliebtesten Dolomitmotiven der Maler und Photographen. Unvermittelt jäh steigt die edle, elegante Felspyramide aus den sattgrünen Weiden in den blauen Himmel empor. Weniger bedeutend allerdings nimmt sich dieser stolze Gipfel aus, wenn man ihn von der Seite oder von oben, von der Krespeina oder Gardenazza aus, betrachtet. Da sinkt er zu einem dem Plateau vorgelagerten Schutthaupte zusammen, über dessen Nordwestgehänge ein Zickzacksteig, dem weiter oben ein durch Drahtseile gut versichertes Schrofenstück folgt, ohne wesentliche Schwierigkeit hinanführt. Vom Sattel aus ist der Gipfel in ½ bis ¾ Stunden zu erreichen. Den Sattel ersteigt man entweder, wie schon oben erwähnt, von der Puezhütte über Soël und durch die Kutschenes oder von Kolfuschg über Pradat, wo ein gutes Steiglein vom Weg Kolfuschg—Tschampatschjoch beim Bildstock nach rechts abzweigt und unterhalb der westlichen Kutschenes emporbringt; endlich auch von Stern, also von Osten her, durch das beschwerliche, lange Gerölltal von Soël.

Die schöne herausfordernde Südwand des Sas Songher war begreiflicherweise das erste sportliche Problem, dem sich die Meister des Kletterns in der Puezgruppe zuwandten. Ingenieur Karl Berger-Innsbruck, Eduard Franzelin-Bruneck und Kostner vollbrachten am 26. August 1900 den ersten Durchstieg. Ihre Route, beschrieben in der Österr. Alpenzeitung 1900, S. 298, sowie ausführlicher vom vierten Ersteiger Alfred Hofbauer-Wien, Österr. Alpenzeitung 1901, S. 74, ist noch heute die gebräuchliche, jedoch ziemlich verwickelt. Deren unterer Teil kann auch auf leichtere Art umgangen werden. Für die Kenntnis dieses Anstiegs ist die der Beschreibung im Hochtourist III. beigefügte Anstiegsskizze von Guido Mayer von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die erste Begehung abwärts machten die Herren Silbermann, Kostner und Schietzold am 6. August 1911, und zwar, wie im Turenbuch der Puezhütte eigens betont wurde, „ohne Abseilen". Gegen Osten schickt der Sas Songher einen mächtigen Grat zu Tal, der oben zunächst in einer breiten Schulter ansetzt, die vier kecke Grattürme tragende Vorgipfel aufweist. Dieser Ostgrat des Sas Songher ist noch eines der größeren alpinen „Probleme" in der Puezgruppe.

Die Brücke zwischen den mächtigen Stöcken der Gardenazza und Krespeina bildet das Tschampatschjoch, ein steiler und hoher Geröllsattel, über den man aus der Val Culea (Langental) in den weiten Kessel zwischen Kutschenes, Sas Songher und Tschampeiseekofel gelangt. Den tiefsten Punkt dieses Kessels nimmt der kleine, im Hochsommer meist eingehende Tschampatschsee ein.

DIE KRESPEINA ist ein Hochplateau, das im großen und ganzen denselben Charakter zeigt wie die benachbarte Gardenazza; nur die Karrenbildung ist nicht so durchgreifend wie dort. Ihr Hauptschmuck ist der malerische, einsame, kleine See von Krespeina (Crespeïna), das Juwel der Puez. Er sammelt die Wasser, die von den Randerhebungen des Plateaus niederströmen. Riffe und Klippen, die in seine klargrünen Wellen vorspringen, und die zerbrochenen Felsblöcke, die seine Westbucht ausfüllen, verleihen ihm romantische Reize. Die aus der grauen Heidenzeit stammende ladinische Sage hat sich auch seiner bemächtigt. Fliegende Drachen sollen in seiner Tiefe wohnen, sollen sich furchtbare Kämpfe liefern, deren Toben man weithin hört. Manchmal verlassen sie nächtlicher Weile ihre Wohnstätte, durchfliegen die Lüfte und erhellen mit ihren brennenden Schweifen die Gegend. Die mit wahrhaftem Märchensinn gemalten Sagenbilder in der Veranda des Gasthofs „zur Kapelle“ in Kolfuschg, die jeder bewundert, enthalten auch die Sage von den Drachen im Krespeinasee:

Ljor ai tut per Gherdenacia,
Per Putz, per Putia [1]) e vigni dlacia
Sēgu oi n pu' pahè e dormi
Fe mi bèl léc dut cant l dí.

Der Krespeinasee hat keinen Abfluß. Einige Meter oberhalb des Nordufers quillt reichlich gutes Trinkwasser aus einer mit schwarzem Moos belegten Höhle. Unmittelbar im Westen des Sees verläuft das zweite linksseitige Seitental des Langen Tales, die Val de Litres (Val da Liötrös) in den Wänden, eine steile, trümmergefüllte Schlucht, die nicht begangen wird. Der nördliche Plateauausläufer der Krespeina, eine runde, zartbegraste Kuppe, trägt auf manchen Karten die Bezeichnung Col Turond. Nachdem aber schon ein bedeutenderer Randgipfel der Krespeina diesen an und für sich vulgären Bergnamen führt, ist er für diesen unbedeutenden Plateauvorsprung in den neueren Karten schon verschwunden. Allenfalls könnte man die Erhebung „Nördlicher Col Turond“ nennen. Ihr vorgelagert und gut die Angel zwischen Val de Litres und Val Culea bildend, steht ein schön losgelöster, viereckiger Turm, ähnlich dem Bergerturm in der Sellagruppe, nur höher und massiger. Ich schlage für ihn den Namen: Litresturm vor. Dieser Turm ist unersteiglich; er ist auf allen vier Seiten ganz glatt in Winkelflächen abgebrochen. Man würde sich an ihm höchstens „hinaufnageln“ können oder ihn mit Seiltänzerakrobatik bezwingen, wie Piaz seinerzeit die „Guglia Edmondo de Amicis“ oberhalb Misurina.

Im Südwesten schließt das Krespeinajoch (Jeuf de Crespeïna), die hohe Einsattelung zwischen Mont' de Soura und Col Turond, von den Ennebergern wegen der darauf befindlichen roten Erde auch Furcha rossa genannt, das eigentliche Hochplateau von Krespeina gegen das Kedultal hin ab. Das Hochplateau führte den Namen Crespeïna de dite, die innere, zum Unterschied vom breiten, kesselartigen Talschlusse von Kedul, der den Namen Crespeïna de dom, die äußere Krespeina, besaß.

Die höchsten Erhebungen des Krespeinaplateaus befinden sich im Süden. Dort bäumt es sich zu hohen Gipfeln auf, nach außen jähe Felswände absetzend, nach dem konkaven Innern hin in mächtigen Trümmerfeldern niederziehend. Alton berichtet, daß diese Höhen von den Einheimischen kurz Crēp de Crespeïna genannt werden, „nach der nordwestlich gelegenen Alpe Crespena, die einen Teil der Puezalpe bildet“. Diese Erhebungen führten damals auch noch andere Namen. „Die große Felswand, die sich an die Pič (besser an das Tschierjoch) anschließt, heißt Sas da Chiamplò. Daran reihen sich in nordöstlicher Richtung, durch eine Schlucht von dem Genannten losgerissen, Sas da Chiampače, der sich namentlich bei Mondbeleuchtung zauberhaft ausnimmt; dann, vom Vorangehen-

[1]) Peitlerkofel — Sas de Putia.

den durch einen Kamin getrennt, die glatte Felswand Poluš, noch östlicher La Dorada und endlich Piz d'Ander." Soweit Alton. Sein Sas da Chiamplò ist der heutige Col Turond, auf manchen Karten noch mit Ciamplò, auch Chiamplò und Ciamblò bezeichnet. Altons Sas da Chiampače — Poluš — la Dorada ist der heute als Sas Tschampatsch bekannte, dreigipflige Berg mit der schönen Südwand, Piz d'Ander endlich, der heutige Tschampeïseekofel. Freilich haben sich heutzutage die für den deutschen Bergsteiger einfachen, in der Schreibweise klargelegten und nähergerückten Bergnamen als Notwendigkeit durchgerungen; allein auch die durch Alton überlieferten, uralten, dem Volksmunde entsprungenen sollen nicht vergessen werden. Darum will ich sie an dieser Stelle mitgeteilt haben.

Dem Tschampatschjoch zunächst liegt, wie ein Dach gegen den Kessel des Tschampatschsees vorspringend, mit niedriger, aber jäher, gedrungener Ostwand, der

TSCHAMPEÏSEEKOFEL (Sas da Chiampeï, Piz d'Ander), 2497 m; sowohl vom Tschampatschjoch längs des Plateaurandes als auch vom Krespeinaplateau direkt aus ist der Gipfel ohne Schwierigkeiten zu erreichen, was jedoch mit wenig Reiz verbunden ist. Turistisches Interesse gewann er erst durch die Ersteigung der oben genannten Ostwand. Diese vollführten am 3. September 1910 der Führer Luigi Rizzi aus Campitello mit den Turisten Dr. E. Nohel-Saaz, Fräulein stud. phil. Renè Nothmann-Zuckerkandl und Dr. E. Kraupa-Prag. Den Originalbericht über diese Ersteigung entnehme ich dem Turenbuch des Grödnerjochhospizes: „Von Corvara ab 1/28 Uhr zum Tschampatschjoch. Unterhalb des Jochs durch Geröll links aufwärts gegen die Ostwand (1/211 Uhr). Nun über plattige Felsen ziemlich schwierig nach links gegen das untere Ende des etwa 120 m hohen, die Wand senkrecht durchziehenden Kamins. In diesem stellenweise sehr schwierig aufwärts. Die gefährlichste Stelle ist beim Ausstieg am oberen Ende, wo man aus dem Kamin ganz herausklettert und auf einer links vorspringenden Felsnase reitend auf einen kleinen Schuttfleck hinaufklimmt. Dann Quergang über Schuttfelsen gegen den Grat nach links oben und wenig schwierig zum Gipfel (3 Uhr 55 Min.). Rizzis herrliche Kletterkunst ehrend erlaubten wir uns den schwierigen Kamin Rizzi-Kamin zu benennen." Diese Tur ist nicht mehr wiederholt worden, wohl weil der mühsame Anstieg in keinem Verhältnis zu ihrem Wert steht.

Westlich schließt sich an den Tschampeïseekofel, durch eine breite Schlucht von diesem getrennt, der

SAS TSCHAMPATSCH (Sas de Chiampače), 2652 *m*. Er erscheint vom Wege Grödnerjoch—Kolfuschg oder von der Pisciaduterrasse aus gesehen als massigbreite, dreizackige Felswand. Der höchste der drei Gipfel ist der westlichste, der eigentliche Sas de Ciampač Altons; der mittlere ist Poluš, der östliche, niedrigste ist Altons la Dorada. Aus der Krespeina sind alle drei leicht zu erreichen. Der gewaltige Panzer der Südwand jedoch bildete eins der schönsten und schwierigsten Kletterprobleme der Puez. Franz Pospischil-Hohenstadt und die Führer Josef Adang und Josef Nagler lösten es am 21. August 1903. Ihnen folgte als zweite Partie am 7. September 1908 C. Baron Freytag von Loringhoven aus Riga mit Adang und als dritte am 9. August 1909 Frau Hedwig von Reppert, ebenfalls mit Adang und mit Alois Rudiferia als Führer. Diese Dame gibt im Turenbuch des Grödnerjoch-Hospizes folgende recht temperamentvolle, doch wenig belehrende Beschreibung der Route der Erstersteiger: „Die Tschampatschwand ist eine außerordentlich interessante und schwierige Tur. Man geht vom Grödnerjoch 5/4 Std. östlich über Wiesen und Latschen bis zu der von schwarzen Streifen

überzogenen Wand, die von oben herabzieht. Der Einstieg befindet sich links von der senkrecht abfallenden, gelben Wand. Diese wird von links nach rechts winkelartig nach oben schwierig überklettert bis zu einer Einbuchtung (80 *m*). Von dort nach rechts empor zu einer vorspringenden Kante. Von der Kante nach links etwa 100 *m* empor auf einen Vorbau, der von unten als solcher nicht zu erkennen ist. Er muß schräg nach rechts gequert werden bis zu einer Rinne. Von da etwa 4 *m* nach rechts absteigen und dann über eine kleine Wand nach rechts emporquerend bis zu einem Riß, der die Fortsetzung des von der Schulter herabziehenden Kamines ist. Durch den Riß empor bis zu seinem Ende. Nun einige Meter nach links zu einem engen, überhangenden Kamin, der durch Verstemmen (Rücken linke Wand) überwunden wird. Am Ende des Kamines 2 bis 3 *m* absteigen, dann die sehr ausgesetzte, schwierige Terrasse mit winzigen Griffen und Tritten an glatter Wand nach links zu einem 30—35 *m* hohen, schwarzen, engen Riß, der mit großer Anstrengung (r. Bein und r. Arm im Riß) überwunden wird. Der Schlußblock wird links umklettert. Von da einige Meter leicht über Schrofen nach rechts empor, dann links in die Höhe querend schwer und exponiert über eine Wand (20 *m*) in eine Rinne. Einige Schritte in dieser, dann rechts und zuletzt gerade empor leicht zur Spitze. Dauer der Kletterei etwa vier Stunden." — Trotz, oder eigentlich wegen seiner vielen Einzelheiten fehlt diesem Bericht jene Übersichtlichkeit, die geeignet ist, ein richtiges, klares Bild des Anstieges zu vermitteln. Die vierte Durchkletterung der Wand erfolgte auf einer neuen, schöneren, von der Natur klar vorgezeichneten Route, nämlich durch den langen Kamin, der in schöngeschweiftem Bogen zwischen dem Mittelgipfel (Poluš) und dem Ostgipfel (la Dorada) herniederzieht. Diese Ersteigung, es war die der Herren Eugen Gerhards aus München und Alois Reither aus Landshut am 26. August 1910, war auch die erste führerlose, das heißt die erste ohne den „Spezialisten" Adang. Die Eintragung im Turenbuch des Hospizes lautet: „Wir wollten ursprünglich die Adangsche Route nach der Beschreibung der Frau von Reppert forcieren, konnten jedoch nach den im Turenbuch angegebenen Notizen den Einstieg nicht finden. — Der Sas Tschampatsch hat drei Gipfel; zwischen dem mittleren und dem rechten zieht eine auffallende, schluchtartige Rinne im Bogen von rechts nach links herunter und mündet unten auf einem Schuttkegel. In dieser Rinne vollzieht sich der ganze Aufstieg. Bald wird sie schluchtartig, bald kaminartig. Mehrere Überhänge werden in der sehr plattigen Wand rechts umklettert. Teilweise sehr exponierte, schwierige Kletterei mit wenigen Griffen." Die beiden Herren ergänzten ihren schneidigen Bericht durch eine kleine Anstiegsskizze, aus der hervorgeht, daß sie den Kamin in ungefähr zwei Drittel Höhe nach rechts verließen und ihn wahrscheinlich auf dem Wege der Erstersteiger, der rechts draußen in der Wand des Ostgipfels führt, wieder erreichten. Bei der fünften Durchkletterung der Wand durch die Herren E. Thiemann aus Zerbst und A. Leinecker aus Würzburg mit den Tierser Führern Wenter und Franz Schroffenegger am 7. September 1910 wurde der lange Kamin vollständig durchklettert, was die betreffenden Herren im Turenbuch auf dem Grödnerjoch als sehr schwierig und gefährlich bezeichneten. Seither wird die Tschampatsch-Südwand jedes Jahr einige Male erstiegen, meist auf den an zweiter und dritter Stelle genannten Routen.

Zwischen Sas Tschampatsch und dem im Westen sich anreihenden Massiv des

COL TUROND (Col Turond, Sas de Chiamplò, Ciamblò), 2655 *m*, zieht eine breite, steile Geröllschlucht herab. Diese gabelt sich in ihrem obersten Verlaufe in zwei Arme, die einen unbedeutenden, aus dem

Massiv vorspringenden Zacken einschließen. Der Col Turond selbst ist ein langgestreckter, breit angeschwollener Kamm, mit Gras und feinem Schutt bedeckt und überrieselt, und setzt sowohl gegen das Tschierjoch, als auch gegen Südosten als Grenzmauer der oben erwähnten Schlucht lange, von brüchigen Blöcken gespickte Grate ab. Am besten erreicht man den Gipfel vom Krespeinajoch oder von der Crespeïna de dor aus über leicht geneigte, plattige Schrofen und Schutt längs des kurzen Nordgrates (1/2 Std.). Mühsamer und länger wegen der vielen zu übersteigenden Türmchen und Blöcke ist der am Tschierjoch ansetzende Westgrat. Auch die Ostseite, zum Sas Tschampatsch hinüber, ist ohne Schwierigkeiten gangbar. Vom Gipfel aus genießt man eine ähnliche Aussicht, wie von der Großen Tschierspitze aus. Die im Vergleich zu ihrer Nachbarin, der Tschampatschwand, bedeutend schwächere und weniger gegliederte Südwand des Col Turond birgt für den Kletterer ein Juwel: Die Schlucht, die die ganze Wand in der Fallinie des Gipfels senkrecht durchklafft. Sie birgt eine Reihe der schönsten Kamine von großem landschaftlichen Reiz, ungefähr mit den gleichen Schwierigkeiten wie der Adangkamin, jedoch bedeutend länger und abwechslungsreicher. Diese Schlucht wurde am 25. August 1912 von Prof. G. Haupt aus Würzburg, Pius Wachtler aus Bozen, meinem Bruder Kurt und mir erstmals durchstiegen. Eine Beschreibung dieser hochinteressanten Bergfahrt folgt später.

Auch den Ansprüchen der Schneeschuhläufer ist das Gebiet der Puez schon öfter gerecht geworden. So zum Beispiel gedenkt Herr Henry Hoek in seinem Aufsatze „Zehn Winter mit Schiern in den Bergen“ (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1909) einer schönen Tur, die er mit dem Zirmwirt von Corvara, Herrn Kostner, von Kolfuschg aus über das Tschampatschjoch in die Krespeina machte; er lobt die herrliche Abfahrt vom Sas Tschampatsch zum Krespeinasee und den Col Turond als einen den Tschierspitzen um nichts nachstehenden Aussichtspunkt, und schließt seinen kurzen Bericht über die vom Krespeinajoch in das Kedul und über das Tschierjoch auf das Grödnerjoch fortgesetzte Tur mit den Worten: „Es war eine sehr abwechslungsreiche Tur, die ich aber nur firmen Läufern empfehle. Auch wird man stellenweise auf Lawinen aufpassen müssen.“ Lawinengefahr besteht besonders im Tschampatschseekessel und in der Crespeïna de dor; auch das Lange Tal dürfte nur im Frühwinter und nur an guten, föhnfreien Tagen passierbar sein. Bezüglich Turen und Schneeverhältnisse gibt der zuvorkommende Zirmwirt und Bergführer Herr Josef Kostner in Corvara jederzeit verläßliche Auskunft. Sein Gasthof ist das geeignetste Standquartier für Schituren in der Puez, Sella (Boe), Fanes und für das herrliche Gelände der Alpen von Pralongia, das Kenner für das geeignetste von Südtirol halten, sowie für die Übergänge nach und von Cortina. Mancher wird im „Zirm“ jenes kleine Album bewundert haben, das Herr Robert Liefmann Kostner zum Geschenke machte und das ungewöhnlich schöne Aufnahmen aus dem Enneberger Schigebiet, unter anderen auch mehrere aus der Puez enthält. Meines Wissens wurden die Hochflächen der Puezgruppe nun schon des öfteren von Schiläufern besucht, so 1911 von Ingenieur H. Pfann aus München und Genossen, die den Übergang in das Lange Tal vollführten, und 1912 von Dr. Weitzenböck aus Graz und Ingenieur Max Dolezalek aus Bozen, die den Col de Montigella und sogar die Östliche Puezspitze mit Schiern erstiegen und gegen Tschisles abfuhren.

MONT' DE SOURA

Zwischen dem Langen Tal und dem Kedul- oder Krespeinatal setzt sich der Krespeinastock in massiger Form fort, zwei Stockwerke bildend. Das untere, auf der Seite des Langen Tales in mehreren Bändern verlaufend, spärlich begrünt und fast niemals von

Turisten betreten, trägt den Namen Four. Auf einer Verbreiterung der Terrasse erhebt sich eine turistisch bedeutungslose, schiefe Felsnadel, die wie ein Kran über den Abgrund des Langen Tales hinausragt und deren Vorspringen aus dem Massiv nur dem „Profilblick“ von der Gardenazza her erkennbar ist. Die Abstürze gegen das Lange Tal hin sind ganz senkrecht, so wie die der Stevia gegenüber. Im Süden, am Kedul, ist auf dieses erste Stockwerk, das ungefähr in gleicher Höhe mit Krespeina und Gardenazza verläuft, ein zweites aufgebaut, ein langgestreckter Rücken, der den Namen Mont' de Soura führt. Der westliche Höhenpunkt dieses Rückens mißt 2543 *m*, der östliche ist ungefähr gleich hoch, eher einige Meter höher. Man erreicht diese am besten vom Krespeinajoch aus nach nördlicher Umgehung der unbedeutenden Felsmanndeln, die gegen das Joch vorgeschoben sind, durch eine Rinne, die einige Meter leichte Kletterei erfordert (1/2 Stunde). Der Abbruch des Mont' de Soura gegen das Krespeinajoch hin bildet, vom Kedul aus gesehen, einen schönen Turm, der jedoch kaum als Pfeiler am Massiv lehnt. Als geographischen Merkpunkt gab ich ihm den Namen Eckturm und schätzte seine mit meinem Aneroid nachgemessene Höhe auf etwa 2565 *m*. Von interessantem Gepräge ist die Südfront des Mont' de Soura, die als Gegenüber der Tschierspitzen das Kedultal einschließt. Es ist ein ungefähr 150 bis 200 *m* hoher, senkrechter, auffallend gelb und rot gefärbter Wandabbruch, regelmäßig wie eine sorgsam erbaute Ziegelmauer und ungefähr 2 *km* lang. Besonders von den Tschierspitzen aus gibt sie sich wunderbar. Die obere und die untere, in Gras und Schutt gebettete Linie dieser Mauer sind wie mit dem Lineal gezogen; dazwischen sorgen einzelne Rinnen, Kamine, Schluchten und Breschen für die Auflösung und Gliederung des ganzen Massivs in einzelne Basteien, Erker und Türme. Auf der Höhe des Rückens selbst kann man nicht vom Ostgipfel auf den Westgipfel gelangen. Eine tiefe Bresche, jedenfalls durch einen gewaltigen Einsturz entstanden, verhindert dies, so daß man gezwungen ist, bis auf die untere Terrasse gegen Norden abzusteigen, oder, überhaupt gleich vom Krespeinasee aus auf der Stufe ansteigend, den Westgipfel von Nordosten durch eine Schuttmulde zu erreichen. In den letzten Winkel zwischen Langem Tal und Kedultal endlich zieht sich die untere Terrasse als mächtiger Vorbau hinein, sich nochmals zu jäher Felsform erhebend; besonders von Wolkenstein und vom Eingang des Langen Tales aus bietet dieser Vorbau und der dahinter in glatter Stirnwand abbrechende Mont' de Soura-Westgipfel einen schönen Anblick. Dieser Vorbau ist Kastell de Kedul (Chiastell de Codul), 2186 *m*, benannt, damit sowohl seine kühne, festungsähnliche Gestalt wie auch seine das Tal beherrschende Lage kennzeichnend.

DER ZUG DER TSCHIER- UND ROTSPITZEN

Tschierspitzen (Pizzes da Cir) heißen die den Kamm zwischen Val Kedul und den Ferraraalpen krönenden Felsgebilde, eine schöne, lange Kette kühn geformter Gipfel, deren Sockel hohe Schutthalden umfluten und die von hohen Scharten eingekerbt sind. Man zählt, manchen unbedeutenden Zacken nicht mitrechnend, zehn Tschierspitzen. Deren zwei, nämlich die unmittelbar oberhalb des Grödnerjochhospizes aufragende und die dem Tschierjoch benachbarte, der Reihe nach von West nach Ost gezählt die Achte und die Zehnte, fallen sowohl durch ihren massiven Bau als auch durch ihre, die übrigen Spitzen weit überragende Höhe auf. Die Achte wurde bisher vielfach als „Höchste Tschierspitze“ bezeichnet, ein Rang, der aber strittig ist. Die Zehnte steht ihr an Höhe um nicht viel nach, ja es wird sogar mehrfach behauptet, die Zehnte sei die höchste. Dieser Höhenunterschied dürfte wohl nur wenige Meter betragen. Nach

der Alpenvereinskarte Langkofel — Sellagruppe beträgt er 6 *m* zugunsten der Achten, nach der militärischen Spezialkarte 4 *m* zugunsten der Zehnten, nach der von der Sektion Gröden herausgegebenen Karte 12 *m* zugunsten der Achten. Doch das ist an und für sich ganz belanglos. Für die Achte ist ja der besser passende Namen „Große Tschierspitze" bereits allgemein geläufig, der die beherrschende Stellung dieses Gipfels gut kennzeichnet. Die Zehnte erhielt auch schon frühzeitig den ihrer Lage entsprechenden Namen „Ostliche Tschierspitze". Außer diesen beiden Haupterhebungen des Zuges besitzen noch drei andere persönliche Namen, nämlich die Neunte, doppelgipflige, nach ihrem ersten Bezwinger Clarkspitze oder Clarkspitzen geheißen, die Siebente, die „Kleine Tschierspitze", wohl in Vergleichung mit der daneben sich zu doppelter Höhe auftürmenden Großen, und die Sechste, im Führermund „Westliche Tschierspitze", weil sie sich westlich der Großen, die den Mittelpunkt bildet, erhebt. Natürlich sind diese fünf persönliche Namen tragenden Spitzen auch Felsgipfel von turistisch größerem Interesse als die fünf übrigen, die nur Tschierspitzen I bis V genannt werden. Die Bezeichnung mit Nummern führte Wolf-Glanvell in seinem „Dolomitenführer" ein. Im übrigen herrschte während der Zeit der Erschließung dieser Berge eine ziemliche Verwirrung. So z. B. gab Glanvell die Ersteigungsdaten der Kleinen Tschierspitze, seiner „Östlichen Tschierspitze II", der Clarkspitze, die damals noch gar nicht erstiegen war, während er der Kleinen nur insoferne Erwähnung tat, als er sagte, die „Westliche Tschierspitze VI" sei von der höchsten (VIII.) durch einen Zacken getrennt. Glanvell kannte also überhaupt nur neun Tschierspitzen. Die frühere Höhenmessung entbehrt einer verläßlichen Grundlage; in der Spezialkarte tragen nur die Große und die Ostliche Höhenwerte. Die privaten Aneroïdmessungen (Dr. Schönborn, von Smoluchowski) zeigen bedeutende Abweichungen. Ich hielt mich in meiner dem allgemeinen Teil beigegebenen Höhentabelle an die Werte der Alpenvereinskarte Langkofel — Sellagruppe. Nach dieser ergeben sich für die einzelnen Gipfel folgende Höhen, bei der Östlichen (X.) beginnend: X., 2591 *m*; IX. (Clarkspitze), 2459 *m* (der westliche Gipfelturm ist um einige Meter niedriger); VIII. (Große), 2597 *m*; VII. (Kleine) und VI. (Westliche) fehlen. Erstere, nach Smoluchowski, der sie von VI aus schätzte, ziemlich richtig mit 2540 *m*, letztere nach seiner Aneroidmessung ziemlich wahrscheinlich mit 2545 *m* annehmbar. V., 2552 *m*; IV., 2551 *m*; III., 2527 *m*; II., 2535 *m*; I., 2494 *m*. Rotspitzen: Östliche 2387 *m*, Westliche 2378 *m*. Im ganzen Zuge ist also eine ziemlich stetige Abnahme der Höhen von Ost nach West bemerkbar. Für die minder wichtigen Türme der Pič, deren Höhe ich schätzungsweise in der Tabelle angab, dürfte die von mir schätzungsweise angegebene „absolute" Höhe vielleicht mehr interessieren.

Der Zug der Tschier- und Rotspitzen setzt in der Einsattelung westlich des Col Turond an, die einen wichtigen Übergang vom Grödnerjoch ins Kedul und in die Puezgruppe bildet. Diese Einsattelung, an vielen Stellen der früheren Literatur nur als „Übergang zwischen Col Turond und Tschierspitzen" bezeichnet, verdient vollauf den Namen, den ihr Herr Professor S c h u l z als Erster gegeben, und der sich seither eingelebt hat: T s c h i e r j o c h (Jeuf da Cir der Alpenvereinskarte). Es ist ein wichtiger Übergang, viel wichtiger als alle anderen, denen der Name Tschierjoch schon verliehen wurde, wie z. B. dem Joch, das den Graben Danter Ceppies gegen die Ferraraalmen abschließt, und das sogar die letzte Auflage des Hochtourist III noch so nennt, oder dem Joch zwischen Tschier- und Rotspitzen in verschiedenen älteren Karten. Es wird so häufig begangen, daß ihm in erster Reihe ein Name gebührt, und ist eines der bequemsten Tore zum Reich der Puez.

1. 2. 3. 4. 5. 6. Kleine Clarkspitzen Große Adangkamin Östliche Tschierspitze

Naturaufahme von Al. Beer

Bruckmann aut. et impr.

Grödnerjoch-Hospiz gegen Tschierspitzen



Bevor ich mich aber der Beschreibung der einzelnen Tschierspitzen zuwende, wandre ich vom Tschierjoch gegen das Grödnerjoch hinab und gelange in den dort vorgelagerten Trümmerkessel der sogenannten

PIČ Ein ungeheurer Felskoloss, der einst zwischen Col Turond und der Östlichen Tschierspitze stand, muß hier zusammengebrochen sein und die Almen verschüttet haben. Mit drastischen Worten schildert Alton diese Örtlichkeit: „Zunächst auf dem Übergange (von Kolfuschg) nach Gröden stehen die tausendfach zerborstenen, lotrechten Schrofen der sogenannten Pič, welche mit ihren zahllosen Gipfeln emporstreben und ein furchtbares Bild der Zerstörung gewähren. Diese wilden Trümmerhaufen, die wirr durcheinander liegen, hier hoch in die Lüfte sich pfeilgerade erhebend, dort zur Erde gestreckt, dort wieder derart geneigt, daß für jeden Augenblick ihr Sturz zu befürchten ist, sind das Bild eines Schlachtfeldes von Giganten, auf dem Kämpfende und Gefallene versteinert sind. Einen besonderen Namen führen die einzelnen Zacken nicht, und das mit Recht; der Name Pič erschöpft den Begriff dessen, was sie bezeichnen, vollkommen." — Aber Alton hat das kommende Zeitalter des Sports noch nicht gekannt und nicht gewußt, daß manchem Sportsmann die Großzügigkeit fehlen wird, die er besaß. Die seltsamen Pič wurden ein Feld für ehrgeizige alpine Kleinarbeit, auch im Bezug auf phantastische Namengebung. Um meine Arbeit nicht als unvollständig schelten zu lassen, muß ich mich immerhin zu einer Beschreibung der alpinen „Probleme" der Pič entschließen, deren höchste Felszacken wohl kaum von der Hälfte der kletternden Menschheit wahrhaft ernstgenommen werden können, sondern die, wie die berühmte „Frankfurterwurst" bei der Zinnenhütte, nur als „Spässe der Natur" aufgefaßt werden dürften.

Unmittelbar westlich des Tschierjochs erhebt sich, eigentlich als erste Höhe des Tschierkammes, eine pittoreske, vom Grödnerjoch aus deutlich sichtbare Felsnadel von etwa 40 *m* Höhe. Es ist die vom Earl of Lovelace aus London mit den Führern M. Bettega und B. Zagonel am 30. Juli 1902 erstiegene Torre Contessina, „a lofty tower with considerable difficulty". Am 26. August 1913 erstieg C. Baron Freytag von Loringhoven mit dem Führer Adang diesen Turm zum zweiten Male und nannte ihn, in Unkenntnis der in einem alten Fremdenbuche des Grödnerjochhospizes aufgestapelten Notizen des englischen Aristokraten, nach seiner Tochter „Gundaturm". Der Earl erstieg mit seinen bewährten San-Martino-Führern im Jahre 1902 — welch schöne, große Turen hätte man damals in diesem Gebiete noch machen können! — auch die übrigen bedeutenderen Felsgestalten im Trümmerkessel der Pič und gab ihnen nicht minder zarte Namen. Man muß es gesehen haben, mit welchem Ernst die Engländer ihren Kletterstein, die Torre inglese in der Gruppe der Cinque Torri bei Cortina, angehen, wie wenn's in einen Kampf auf Leben und Tod ginge; und mit welch würdiger Grazie sie dem Führer den verblüffenden Preis für diese einstündige „Tur" bezahlen — und man wird auch die Sportspassion für die alpine Kleinarbeit in den Pič verstehen. Diese als Berge durchaus minderwertigen Zacken belegt der Führermund auch mit dem bezeichnenden Namen „Engländertürme". Zunächst die beiden auffallenden Felsen nebeneinander, um die herum der auf das Tschierjoch führende Steig sich windet, heißen Torre Theodora (etwa 30 *m* hoch, gegen Osten stark überhangend) und Torre della Signorina Geltrude (etwa 35 *m* hoch), beide am 30. Juli 1902 vom Earl und seinen beiden Führern erklommen. Auf der anderen Seite des Steiges, ungefähr in der Mitte des ganzen Kessels, ragt ein Felsen ziemlich hoch über die andern auf. Dieser Fels wurde am 20. August 1913 von Baron Freytag mit den Führern Adang und Campidell

mit einem Steinmann versehen und vom Baron „Campidellturm“ benannt. Der Führer Campidell aus St. Cassian verunglückte wenige Tage später durch Absturz. Er erstieg allein jenen auffallenden Turm rechts (westlich) vom Eingang in das Setustal in der Sellagruppe, errichtete einen mächtigen Steinmann auf dessen Spitze und wurde ungefähr eine Woche später, nachdem dieser Steinmann auf dem bisher unbetreten gewesenen Gipfel die Aufmerksamkeit mehrerer Leute auf sich gelenkt hatte, mit zerschmetterten Gliedern am Fuße des Turmes aufgefunden. An dieser Stelle möchte ich vorschlagen, diesen Turm zum Andenken an den tüchtigen, ehrgeizigen Kletterer „Campidellturm“ zu nennen. Baron Freytag erstieg am gleichen Tag (20. August 1913) die Torre Geltrude als zweite Partie, nachdem er bereits am 14. August die Torre Theodora als zweiter erklettert hatte. Der lange, aus übereinander geschichteten Blöcken bestehende Rücken, der den Hauptkessel der Pič im Süden eindämmt, wurde ziemlich treffend Sasso del Prato genannt „from the long level gras path visible from here“ (Grödnerjoch). Über die am 31. Juli 1902 erfolgte Ersteigung des höchsten Punktes schreibt der Earl folgendes: „Wir machten eine direkte Route über die aus kleinen, schwierigen Bändern bestehende Südfront, — eins von denselben ist, ich muß es schon sagen, wirklich schwierig! — Wir stiegen über dasselbe auch ab, da es ein guter Wegweiser war, nachdem wir auf dem Gipfel eine wirklich notwendige Rast genossen hatten.“ Am 27. Juli 1902 bestieg der Engländer den turistisch wertvollsten Turm der Pič, jenen markanten, vom Wege Grödnerjoch-Kolfuschg aus deutlich sichtbaren, etwa 40 *m* hohen Felszahn südlich des Sasso del Prato, und nannte ihn Torre Contessa. Auch diese Torre (etwa 40 *m*) fand in Baron Freytag mit Adang am 26. August ihren zweiten Besucher und ihre zweite Taufe, indem der Baron sie nach seiner zweiten Tochter „Benitaturm“ benannte. Von mehreren Bozner Bergsteigern habe ich auch schon die Bezeichnung „Seraphinsnadel“ dafür gehört. Damit wären die bisher gelösten „Probleme“ der Pič genügend erörtert.

ÖSTLICHE TSCHIERSPITZE Tchierspitze X, 2591 *m*. Sie ist ein massiger, breitschulteriger Bau, auf dem der Gipfelblock wie ein Kopf aufsitzt. Die erste Ersteigung unternahmen am 25. August 1892 die schneidigen Stürmer der akademischen Sektion Wien, die Herren H. Lorenz, Merz, Wessely und die Brüder von Smoluchowsky. Sie gingen den auch heute noch üblichen, leichten Weg durch den rechten Gabelarm der breiten Geröllrinne, die zwischen unserem Gipfel und den Clarkspitzen herabzieht. Den Gipfelblock erkletterten sie als Geradausgeher von Westen, um dann für den Abstieg, der sonst auf der Anstiegsroute vollführt wurde, die bedeutend leichtere Ersteigungsmöglichkeit von Osten her zu erkennen. Über die Nordostwand, aus dem Kedul, gelangte Herr Karl Riegel aus München am 13. August 1898 allein zur Spitze. Diese beinahe senkrechte Wand ist schwierig und erfordert wegen des brüchigen, mit losem Schutt bedeckten Gesteins ziemliche Vorsicht. Einen anderen, wenig wiederholten Aufstieg fand am 29. September 1898 Herr Alfred von Radio-Radiis über den Westgrat, von der breiten Scharte zwischen unserem Gipfel und den Clarkspitzen ausgehend. Nicht wiederholt dürfte die Route durch die brüchige Südwand sein, durch die am 8. August 1903 Dr. Viktor Wolf von Glanvell mit seiner Gattin Mary, Dr. Günther Freiherr von Saar und Karl Doménig ihren Weg nahmen. Die Route führt im östlichen Teile der Wand durch brüchiges, scharfkantiges Geschröf längs der wenig ausgeprägten Schlucht, welche die ganze Wand durchzieht. Einen neuen, schönen Kletterweg in festem Gestein entdeckten erst am 29. Juli 1913 Mister C. Inglis Clark und seine Gattin

Mabel, begleitet von den Führern Josef Nogler, Matthias Runggaldier und Matthias Perathoner, über die Südostkante. Die Eintragung im Turenbuch des Grödnerjochhospizes lautet wörtlich: „A new climb of no great difficulty was made up the sudost-face by a series of small ciamins and geröll, and ended in a traverse immediatly under the steep rocks near the summit. The spitz gipfel was climbed directly up the ost face, which was steep and somewhat difficult, but short.“ Schon am 7. August 1913 ward dieser Aufstieg von den Brüdern Martin und Kurt Meyer aus Berlin mit den Führern Runggaldier und Kaslatter wiederholt und am 10. August führte Runggaldier Herrn Dr. Eissler aus Wien als dritte Partie über die Südostkante auf die Östliche Tchierspitze, die damit endlich nach langem Suchen einen ebenso schönen wie kurzen Anstieg in gutem Gestein erhielt.

CLARKSPITZEN Tschierspitze IX, 2459 *m* (östlicher Gipfelturm). Eine schlanke, elegante Felsgestalt, die mit der Zeit sehr in Mode gekommen ist; auf allen Routen zum Teil sehr schwierig. Erste Ersteigung des westlichen Gipfelturmes durch Dr. Douglas Clark mit M. Runggaldier am 14. September 1898. Die in schlechtgeschriebenem Deutsch ins Fremdenbuch des Hospizes eingetragene Notiz Clarks lautet: „Wir sind direkt vom Hospiz auf den Gipfel und zurück von der Nordseite. Schwerer als Fünffinger-Daumenschartenweg! Besonders eine ganz senkrechte kleine Rinne, ein überhängender Kamin und eine glatte Platte erwiesen sich als sehr schwierig. Kleine und wenig Griffe, brüchiges Gestein. Der Wirt hat es Clark-Spitz genannt.“ Aus dieser kurzen Beschreibung ist natürlich nicht zu entnehmen, inwieweit sich Clarks Weg mit jenem deckt, den am 29. August 1907 Herr Otto Bleier aus Wien und Alois Rudiferia nahmen, und mit dem Nordwandanstieg Baron Freytags mit Adang und Campidell am 14. August 1913, sowie mit der Route E. Clément-Hannover mit Kaslatter vom 24. Juni 1902, die die Scharte zwischen den beiden Gipfeltürmen erreicht und durch einen Kamin führt. Baron Freytags Route ist wohl nur als selbständige Variante der Route Clément aufzufassen und beiden ist der Erstersteiger Clark zuvorgekommen, der die Nordwand, allerdings im Abstiege, erstmals durchkletterte. Herrn Bleiers Bericht lautet: „Nach vergeblichen Versuchen, durch den Kamin der Südwand vorzudringen, nach zwei Stunden zur Schuttrinne zurück. Von dort durch einen schwierigen Kamin senkrecht empor auf ein Rasenplätzchen. Eine Wand mit kleinen, schlechten Griffen, nahezu keine Tritte, nur zwei Rastpunkte auf einer Strecke von 30 *m*, äußerste Kraftanstrengung, so schwierig, daß Rudiferia zweimal umkehrte. (!) Als er das drittemal unter Anspannung aller Kräfte versuchte, kam er um zwei Meter weiter, und zwar an einer Stelle, die das Umkehren nur unter Lebensgefahr ermöglichte, so daß er weiterklettern mußte. (!) Ich folgte dann unter äußerster Kraftanstrengung samt dem Rucksack. Diese Stelle bietet durch die lange Kraftanstrengung, die sie erfordert, die Grenze des Möglichen (!). Es folgten dann zwei schwierige, doch nicht gefährliche Kamine. Der Weg ist hier am Berge genau vorgezeichnet. Wahrscheinlich hat Clark denselben Weg auch gemacht, mit Ausnahme der Einstiegsstelle. Zeit inklusive Zeitverlust von zwei Stunden: 4½ Stunden bis zur kleineren (westlichen) Spitze. Eine Wiederholung der Tur ist nicht zu empfehlen!“ — Trotz dieses musterhaft halsbrecherischen Berichtes wurde die Tur schon im nächstfolgenden Jahre von Herrn Christoph Fuchs aus Wien mit Pazifico Kaslatter wiederholt, nachdem bereits im Jahre der ersten Ersteigung des Westgipfels, am 29. September 1898, Herr Alfred von Radio, von der Östlichen Tschierspitze kommend, den Ostgipfel erstiegen hatte. Die Nordwand hatte, wie schon erwähnt, der Erstersteiger Dr. Clark im Abstiege und Herr Clément im Aufstiege erst-

mals durchklettert, doch fehlen nähere Berichte über diese Turen. Baron Freytag schreibt über seine Tur: „Clarkspitze. 1. Ersteigung durch die Nordwand bis zur Hälfte, dann 40 *m* absteigen, links auf ein Band bis zu einem überhangenden Riß. Durch diesen hinauf bis zu einem breiten Kamin und durch diesen auf den Grat und zum Gipfel. Schwer, interessant und sehr zu empfehlen." Jedenfalls ist die Route Baron Freytags etwas Neues, denn sowohl Clark als Clément hätten sicherlich auf die auffallende Tatsache, 40 *m* auf-, beziehungsweise absteigen zu müssen, hingewiesen. In jüngster Zeit wurden neue Wege auf diesen Gipfel eröffnet. Am 12. August 1913 durch Herrn Dr. Arthur Deutsch aus Mannheim mit Pacifico Kaslatter: „Erste Durchkletterung des großen Kamins in der Nähe der Südostkante. Schwerste Stelle etwa in der Mitte des Kamins, ein von einem eingeklemmten Block gebildeter Überhang, der am besten links erklettert wird. Man verläßt den Kamin etwa 35 *m* unter der Scharte und steigt links schwierig über eine fast senkrechte, mit sehr kleinen Griffen und Tritten versehene Wand gerade empor. Von da auf einem schmalen Bande schräg links empor bis zur Scharte zwischen den beiden Gipfelzacken. Abstieg durch die Schlucht an der Südwestkante. Ich schlage vor, den Kamin „Pacificokamin" zu nennen, schon um der Unsitte entgegenzutreten, dem Namen des an zweiter Stelle Gehenden nicht verdiente Lorbeeren zukommen zu lassen." Als Zweite durchstiegen, wenige Tage später, der „akademische" Führer Pescosta aus St. Ulrich und Herr Ernst Geiringer den Kamin und vollführten laut Turenbuch einen neuen Abstieg, ohne Näheres über diesen selbst zu sagen. An dem Tage, 12. August, da Dr. Deutsch und Kaslatter ihren Kamin durchstiegen, fanden zwei andere Mannheimer, die Herren Karl Hügel und Georg Orth, wieder einen neuen Anstieg, den sie „Mannheimerweg" tauften. Der Einstieg erfolgt zwischen dem östlichen Vorbau und der senkrechten Wand des Ostgipfels, an der Südostkante also. Zum zweiten Male begingen diesen Weg ebenfalls der schneidige cand. jur. und Führer Pescosta und die Herren Dr. Paul von Monakow und Dr. Th. Hochschild. Die Vielseitigkeit, um nicht zu sagen Verworrenheit der einzelnen Routen und Beschreibungen ist der deutlichste Beweis für die sportliche Bedeutung dieses immer mehr in Mode kommenden „Kletterobjektes".

GROSSE TSCHIERSPITZE Tschierspitze VIII, 2597 *m*, ein schöner, massiger Pyramidenbau. Erste Ersteigung am 7. August 1887 durch Johann Santner aus Bozen und Gottfried Merzbacher aus München auf dem heute noch üblichen, leichten Wege von Westen über die sanft geneigte Schrofenplatte. Die Sektion Gröden hat diesen Weg mit Drahtseilen versichert, so daß es jedem halbwegs schwindelfreien Turisten möglich ist, gefahrlos diesen, wegen seines schönen Blickes auf die Sellagruppe hauptsächlich wertvollen und vielbesuchten Gipfel zu besteigen. So leicht dieser gewöhnliche Aufstieg ist, so schwierig ist der durch den die Südwand durchspaltenden Adangkamin, der eine hervorragende Modetur geworden ist. Das zweite Septemberheft 1911 der „Deutschen Alpenzeitung" enthält eine lebendige Schilderung dieser ebenso kühnen wie reizvollen Kletterfahrt aus der Feder des Herrn Walter Schmidkunz, wozu Herr Josef March in Brixen eine Reihe origineller, unter schwierigen Verhältnissen aufgenommener Lichtbilder beigesteuert hat. Einen Überblick über die Ersteigungsgeschichte des Gipfels durch den Adangkamin gibt das im Grödnerjoch-Hospiz aufliegende „Spezialturenbuch". Aus diesem seien einige Einzelheiten wiedergegeben: Erste Ersteigung am 20. Juli 1901 durch Franz Pospischil aus Hohenstadt in Mähren mit Josef Adang, Alois Rudiferia und Josef Bernardi; gebrauchte Zeit vier Stunden (ab Einstieg).

Zweite Ersteigung: Dr. J. L. Heath aus London mit den Führern Antonio Dimai und Agostino Verzi am 3. Juli 1902. Dritte Ersteigung: Adolf Gengenbach aus Mannheim mit Adang und Rudiferia. Vierte: Eduard Urban aus Brünn mit Adang und Dimai, 1902, 2½ Stunden. 1903 keine, 1904 zwei Ersteigungen, darunter die erste führerlose durch die Herren Josef March und Pepi Kahl aus Brixen am 4. September in der Zeit von 3½ Stunden. 1905 folgten sechs Besteigungen, darunter zwei führerlose und die erste Begehung abwärts durch Frau Käthe Bröske aus Zabrze und Herrn S. Häberlein aus München; 1906 keine, 1907 sechs Ersteigungen, zwei ohne Führer; 1908 vier Ersteigungen, wovon eine führerlos: durch meine Brüder Kurt und Ernst Kiene am 4. September, die den obersten Überhang in der linken, statt wie gewöhnlich in der rechten Wand umgingen. Das Jahr 1909 sah sieben Partien, drei führerlose. Unter den Führerpartien befand sich der als tüchtiger, schneidiger Sportsmann und begeisterter Freund der Dolomiten bekannte König (damals noch Kronprinz) Albert der Belgier. Er erstieg am 5. September 1909 mit Antonio Dimai und Agostino Verzi die Große Tschierspitze durch den Adangkamin. 1910 folgten neun Ersteigungen, fünf führerlos; 1911 zwölf, davon ebenfalls fünf führerlos.

Einen neuen, seither wohl kaum wiederholten Aufstieg vollbrachte am 18. August 1909 Herr Hermann Hasmelweg aus Remscheid mit Pacifico Kaslatter durch den von ihm so benannten „Winningkamin", einen westlichen, kleineren Bruder des Adangkamines. Der betreffende Herr schrieb über seine Tur folgendes: „Der Einstieg liegt etwa 20 Meter tiefer als der übliche Zugang zur Großen Tschierspitze. Unmittelbar von der Steinschurre steigt man auf ein 12 bis 15 Meter langes Band, das stellenweise unter überhangendem Fels herführt und sehr wenig Griffe aufweist. Dann steigt man einen senkrechten Riß von etwa 25 Meter empor. Dabei muß man an einem gelben Flecken aus dem Riß heraus (sehr schwierig, keine Griffe). Kurz darüber erreicht man einen Block, die einzige Stelle, an der für Band und Riß das Seil gesichert werden kann. Auf der anderen Seite des Blocks geht es etwa 2 Meter hinunter und dann in den eigentlichen Kamin hinein. Dieser ist 23 bis 25 Meter lang, sehr glatt und am Boden mit feinem Geröll bedeckt, so daß man stemmen muß. Weiter oben hängt er mit eingekeilten Blöcken über. Man stemmt sich von einem zum anderen hinauf. Eine Stelle ist sehr glatt und schwierig, während das Stemmen einigermaßen ermüdet. Unter einem Block hindurch erreicht man eine Nische, von der aus man, 130 bis 150 *cm* spreizend, auf den Block hinaufgelangt. Über dieser Stelle, das Gesicht der Wand zugekehrt, geht es noch etwa 15 Meter über eine Wand hinauf. Dann steigt man noch über einen kleineren Block 5 bis 6 Meter bis auf den gewöhnlichen Weg. Dauer 1 Stunde 15 Min. Die Tur ist sehr interessant, jedoch sind zwei Führer für solche, die nicht führerlos gehen, zu empfehlen, da eine Sicherung, am Bande besonders und am Riß, fast unmöglich ist." Dieser Bericht, den ich hier wiedergebe, weil es der Originalbericht über eine unbekannt gebliebene, neue Tur ist, erscheint zugleich als ein Musterbeispiel dafür, wie man Berichte nicht schreiben soll. Der Entdecker einer neuen Tur erstattet seinen Bericht doch hauptsächlich zu dem Zweck, daß seine Tur von anderen wiederholt werden kann. Dazu aber sind unbedingte Haupterfordernisse genaue Angaben über die Lage, die Richtung und den Einstieg der Route. Angaben über die Notwendigkeit eines Spreizschritts von 130 bis 150 *cm* sind kaum von besonderm Wert und bilden auch keinen Gradmesser für die Schwierigkeit einer Stelle. Eine kurze, schmucklose, rein sachliche, großzügige Beschreibung der Kletterei ist für Turenbücher das Geeignetste. Der „Winningkamin" wird, zwischen den beiden Gegensätzen Sektionssteig und Adang-

kamin gelegen, kaum oft begangen werden; mit zwei Führern wird wohl jeder Turist sich dem schönen Adangkamin zuwenden.

Am 31. August 1911 unternahm Herr Rudolf Redlich aus Wien einen neuen Abstieg vom Gipfel der Großen Tschierspitze nach Norden (Jahresbericht der Sektion Bayerland): „Vom Gipfel nach links in einen langen Kamin (brüchig), der auf einem Band endigt. Nun nach rechts und über zwei schwierige Wände und Schrofen zum Ausstieg (35 Minuten)."

KLEINE TSCHIERSPITZE

Tschierspitze VII, 2540 *m*. Ein zierliches Pyramidchen unmittelbar westlich der Großen Tschierspitze und bescheiden zurückgerückt. Erster Besuch durch Dr. S. Schönborn aus Würzburg mit Josef Pescosta d. Ä. am 28. September 1896. Seit mehreren Jahren ist die Spitze ein beliebtes Modegipfelchen geworden. Die Kletterei an ihr ist kurz, anregend und nicht allzuleicht, eine reizende kleine Tur für Anfänger und für Damen. Die Grödner Führer machen sie sehr gerne mit ehrgeizigen Sommerfrischlern, die von der Besteigung des Sas Rigais entzückt waren. Meist wird das Spitzchen überschritten, was auf verschiedenen Routen möglich ist. Der gewöhnliche Aufstieg befindet sich zwischen Großer und Kleiner Tschierspitze links von dem großen schwarzen Block, der die kleine Schlucht gegen Norden sperrt. Hat man diese ganz nette Stelle hinter sich, so gelangt man auf das geräumige Schuttplateau, das den Sattel gegen das Kedultal bildet. Der von hier aus leicht zu bewerkstelligende Aufstieg auf die Große Tschierspitze als Übergangsroute von der Kleinen wurde erstmals durch die Herren R. und W. Bleistein aus Berlin mit den Führern Senoner und Kaslatter durchgeführt. Der Aufstieg auf die Kleine Tschierspitze vollzieht sich, nachdem man über ein Band nach Süden gequert hat, durch die geneigte, recht hübsche Kaminstellen enthaltende Rinne, die nach rechts emporzieht. Über eine schmale Rippe gelangt man auf die schutterfüllte Schulter. Von dieser aus gibt es mehrere Anstiegsmöglichkeiten auf den zerrissenen Gipfelbau, dessen höchste, wenig geräumige Erhebung im Westen liegt. Jede der zwischen den einzelnen Gratrippen niederziehenden Schuttrinnen kann zum Aufstieg benützt werden. Am interessantesten ist die westlichste. Durch diese erreicht man ein Schärtchen, von dem man kurz absteigt, dann bringt eine Rinne mit eigenartiger Blockstelle unmittelbar zum Gipfel. Eine Überschreitungsroute geht von der Scharte zwischen unserer Spitze und der Tschierspitze VI aus und enthält eine merkwürdige Sprungstelle für mit kurzen Beinen bedachte Turisten. Eine zweite Überschreitungsroute führt durch den genau längs der Südkante verlaufenden, engen, senkrechten Kamin, der oben auf dem kurzen Grat der Schulter mündet und bald unter dem Namen „Rudiferiakamin" bald unter dem Namen „Senonerkamin" durchstiegen wird, nachdem sich diese beiden Führer um den Ruhm der ersten Ersteigung streiten. Baron Freytag mit Adang und Rudiferia machten ihn angeblich als Erste, während Senoner behauptet, ihn früher durchklettert zu haben. Die Sache ist meiner Ansicht nach zu unbedeutend, als daß zwei so tüchtige Führer deshalb aufeinander schlecht zu sprechen sein brauchten. Die Aussicht von der Kleinen Tschierspitze ist lohnend, allerdings nicht annähernd so umfassend, wie die von der bedeutend höheren Großen; die Schwierigkeit der Kletterei ist wie am Fermedaturm, wobei natürlich die Ausgesetztheit und die Länge des Anstiegs auf dem Fermedaturm nicht mitberücksichtigt sind.

TSCHIERSPITZEN VI, V, IV, III, II, I

Ersteigungsgeschichte: Den ersten turistischen Besuch erhielt die Kette der Tschierspitzen im August 1887 durch die bekannten Pioniere Santner und

Merzbacher, welche die Höchste, Große und die zweithöchste Spitze der „Spitzkofelkette“ erstiegen. Fälschlicherweise bezeichneten sie den Gipfel als Rotspitze. Aus dem späteren Berichte des Herrn H. W. Meuser geht hervor, daß außer der Großen damals die Tschierspitze II erstiegen wurde. Der Name „Spitzkofelkette“ rührt von den alten Spezialkarten her, auf denen eine der Rotspitzen mit Spitzkofel bezeichnet war. Schon Moroder wies auf diesen Irrtum hin, „da die Grödner diesen Namen nicht kennen“. Die zweite Nachricht von Ersteigungen im Tschierzuge erhielt die alpine Literatur durch Herrn H. W. Meuser aus München unter dem Titel „Die vier mittleren Spitzen der Spitzkofelgruppe“ in den „Mitteilungen“ desselben Jahres. Am 9. September 1887 begab sich Herr Meuser von Santa Maria in Wolkenstein vor Tagesanbruch zum Grödnerjoche. Infolge einfallenden dichten Nebels mußte er bereits in den Felsen von Mesules die geplante Tur auf die Boë aufgeben. „— Nach dreieinhalbstündiger Rast in einem Heustadel erfolgte der Anstieg zur Spitzkofelkette (9 Uhr 45 Min.). Am Fuße der westlichsten Spitze, 10 Uhr 30 Min., Scharte gegen das Krespeinatal, 10 Uhr 45 Min., Spitze (etwa 2610 *m*, Aneroid), 11 Uhr. Bisher unerstiegen.“ Herr Meuser hatte somit die Tschierspitze I erreicht; begleitet wurde er auf dieser Tur vom Führer Luigi Bernard aus Campitello. Man beachte die von ihm gemessene Höhe, die gegen die wirkliche um +126 abweicht. Meusers Bericht lautet weiter: „Die sich nach Osten anreihenden Spitzen, wovon die nächste, höchste (!), etwa 2630 *m* (in Wirklichkeit 2535 *m*), von den Herren Santner und Merzbacher laut vorgefundenen Karten erstiegen (und überschritten) wurde, und die weiteren zwei (Tschierspitze III und Tschierspitze IV) zum ersten Male erstiegen, ebenfalls bisher unerstiegen waren, erreichte ich innerhalb drei Stunden, teils die Felsen querend, oder über den stark zersägten, zackigen Grat, ohne über die tief eingeschnittenen Scharten abzusteigen.“ Herr Meuser erstieg also die Tschierspitze I von Westen, überschritt sie und die zweite von Westen nach Osten, die dritte von Westen nach Südosten und erreichte die vierte von Westen her. Erst im Jahre 1892 kommen uns wieder Fahrtenberichte aus den Tschierspitzen zu. Die Herren Lorenz, Wessely, M. und Th. von Smoluchowsky von der Akadem. Sektion Wien wiederholten Herrn Meusers Tur und setzten sie fort, indem sie die Tschierspitze IV erstmals überschritten: „Der Abstieg wurde nach Südost genommen, und zwar durch einen schönen, 20 Meter hohen Kamin in eine Rinne. Eine Wandstufe in deren Verlaufe wurde links umgangen, die nächste beim Ausgange rechts.“ Der Gipfel der Tschierspitze IV ist ein kleines Plateau, auf dem eine etwa 20 *m* lange, sehr schmale und bis 5 *m* hohe Felsmauer in nordsüdlicher Richtung liegt. Die obige Tur machten die Herren am 11. August 1892, nachdem schon früher H. Lorenz, R. Lenk und die Brüder von Smoluchowsky (am 1. August) die Tschierspitze V erstiegen hatten. Sie waren durch die Rinne zwischen dieser und IV, durch die sie am 11. August abstiegen, bis zur ersten Stufe emporgegangen, waren dann über ein nach Osten führendes Band in eine unten abbrechende Rinne gekommen, durch diese bis knapp unter ein Schartel (des Südostgrates) hinangeklettert, und hatten nach links über Geschröfe den Gipfel erreicht, wo sie, da sie keine Spuren früherer Ersteigungen fanden, einen Steinmann errichteten. Über den Fortlauf dieser Tur entnehme ich dem Berichte des Herrn von Smoluchowsky: „Eine schmale, aber tiefe Scharte trennt den gegen Süd vorspringenden Gipfel von dem nächsten, westlichen, mauergekrönten (IV). Zurück bis zum Schartel. Ein sehr enger Kamin, in dem übrigens das Gestein so brüchig war, daß das Durchkommen durch Losbrechen der Wandungen bequemer gemacht werden konnte, und eine unangenehme Plattenpassage führten

in die nächste Scharte nach Ost. (Es ist aus dieser Beschreibung nicht zu entnehmen, ob diese nächste Scharte, es ist die zwischen V und VI, durch Umgehung des Massivs von V im Norden oder im Süden gewonnen wurde; leichter, und deshalb wahrscheinlicher ist letzteres.) Von dort schräg nach rechts, zur nächsten Spitze (Tschierspitze VI oder Westliche Tschierspitze) hinauf. Nette Kletterei, die aber wegen des unzuverlässigen Gesteins Vorsicht erheischte. Steinmann ohne Karten (Meuser?). Zwischen diesem Gipfel und der höchsten Spitze (VIII) erhebt sich ein um etwa 5 *m* niedrigerer, unbestiegener, der keineswegs so leicht zu erreichen sein dürfte (die Kleine Tschierspitze, VII).“ Die Brüder v. Smoluchowsky haben alle von ihnen erstiegenen Spitzen gemessen und damit Meusers Angabe, die Spitzen seien alle über 2600 *m* hoch, richtiggestellt. Der hübsche, schaufelförmige Gipfel der Westlichen Tschierspitze wurde am 31. Juli 1913 von den Herren Fritz Masbach, Franz Lartschneider (St. Ulrich), dem Fräulein Sanna Leusmann und dem Führer Engelbert Nogler erstmals überschritten. Die Partie stieg aus der Rinne zwischen ihr und der Kleinen Tschierspitze (VI. und VII.) über die brüchigen Schrofen der Ostwand hinan und erreichte dann durch den links von der Südostkante emporziehenden, sehr interessanten Kamin den Gipfel. Die westlich von den nach Personen benannten Tschierspitzen gelegenen, die erste Hälfte der zehn also, werden jede für sich kaum als dankbares Kletterziel Anerkennung finden. Eine schöne, längere Felstur ist die schon öfters gemachte Überschreitung des Kammes von I bis VI oder umgekehrt, wobei es unzählige „Varianten“ gibt, keine von allzu großer Dauer und Bedeutung. Eine erste Ersteigung der Tschierspitze I von Norden, wertlos wie sämtliche noch zu durchkletternden und auch sehr entlegenen Nordabstürze von II bis VI, unternahm am 26. August 1897 Herr Ernst Knies aus Saarbrücken mit dem Führer Pescosta d. Ä.

ROTSPITZEN (Pizzes Cùecenes), Östliche 2387 *m*, Westliche 2379 *m*, durch einen breiten, von Grasschrofen und Geröll eingefaßten Sattel vom Zuge der Tchierspitzen geschieden. Das Massiv der Rotspitzen enthält mehrere kühn geformte, allmählich im Sinne des Grates von Ost nach West an Höhe abnehmende Felsen, deren zwei höchste als die eigentlichen beiden Rotspitzen bezeichnet werden. Die erste Ersteigung der Östlichen Rotspitze erfolgte am 7. August 1892 durch die Herren H. Lorenz, V. Wessely und M. v. Smoluchowsky. Die Herren stiegen aus dem Talschlusse von Danter Ceppies über Wiesen nach Norden gegen die Schlucht an, die von der Scharte zwischen Östlicher Rotspitze und einem westlich gelegenen, schlanken Zacken herabzieht. Der untere Teil dieser Schlucht, eine breite, flache, aber steile und glattgeschliffene Rinne, wird über jähen, felsdurchsetzten Rasen links umgangen, bis unter einer hohen Wand ein Band nach rechts in die Schlucht leitet und man in ihr durch einige enge Kamine die Scharte erreicht. Von dieser durch schwierige Kamine auf den ganz schmalen Grat hinauf, dessen nun folgender, senkrechter Absatz durch einen seichten Kamin, in dem einige riesige Platten verkeilt sind, südlich umgangen wird. Gleich darauf betritt man den Gipfel. Erstmals von der Ostseite wurde die Östliche Rotspitze von S. C. Squance-Sunderland und Dr. Douglas Clark am 12. September 1900 erreicht. Diese nahmen ihre Route vom Sattel zwischen Rot- und Tschierspitzen aus und erkletterten die östliche Flanke nach Umgehung des im Sattel aufragenden „subsidiary peak“; vom Vorgipfel verfolgten sie den Grat zum Hauptgipfel. Zum zweiten Male wählte die Partie Merz-Nafe-Dr. Bertram am 11. August 1892 den Westweg und bezeichnete die Kletterei als „recht interessant“.

Joseph Lentsch phot.

Abb. 1. Krespeinasee mit Puezspitzen

Gebr. Bährendt phot.

Abb. 2. Torre Contessina und Östliche Tschierspitze vom Tschierjoch aus

Gebr. Bährendt phot.

Abb. 3. Partie aus den „Pic". Torre Contessina mit Blick gegen die Ampezzaner Dolomiten (Pralongia, Settsas und Col di Lana, rückwärts Sorapiss, Nuvolau, Antelao und Pelmo)

Joseph Lentsch phot.

Abb. 4. In den „Pic". Vorne die Torre della Signorina Geltrude und Torre Theodora, rückwärts die Sellagruppe mit Pisciadu, Pisciaduturm, Sas dal Lec, Mesules und Vallonspitze

Die Westliche Rotspitze, etwas leichter als ihre Schwester, erhielt ihren Steinmann am 10. August 1892 ebenfalls von den Herren Lorenz, Wessely und M. v. Smoluchowsky; die Tur wurde schon am 25. August desselben Jahres von den beiden Brüdern Smoluchowsky und Walter Merz wiederholt. Der Anstieg erfolgte durch die Schlucht zwischen den beiden Rotspitzen; jedoch wandte man sich jetzt, anstatt wie anläßlich der ersten Ersteigung der Östlichen drei Tage früher nach rechts, nach links, so daß der dort erwähnte, schlanke Felszacken rechts, östlich, liegen blieb, bis zu einer die Schlucht sperrenden Wandstufe; nun ging's links über eine Platte auf ein breites, grasiges Band, das nach Übersetzung einiger Einrisse nach links hinaufführte. Von seinem Ende leitete ein schmales, steiles Gesimse zu einem kleinen Absatze, von dem aus man über die etwa 10 m hohe Wand emporklettern mußte, um sich dann links zu einem Kamine zu wenden, der auf dem Gipfelgrat mündete. Der Abstieg wurde auf dem gleichen Wege genommen.

Auf die Rotspitzen folgen westlich, durch eine tief eingekerbte Schlucht getrennt, zunächst zwei derselben Wurzel entragende, scharfkantige, turistisch wertlose Türme, die keinen Namen führen. Die nächsten Erhebungen gehören bereits der Almregion an und verlaufen bald in der von prachtvollen Zirbeln bedeckten Talmündung von Kedul. Erwähnung verdient nur noch der Graben Danter Ceppies, zwischen Rotspitzen und Bustatsch, 2226 m, in sonnige Almen und schöne Waldungen gebettet, als landschaftlich schöner unmittelbarer Zugang von Santa Maria auf das Grödnerjoch und als noch dankbarere Schiabfahrt (1912 gut markiert) in entgegengesetzter Richtung.

EINE ABFAHRT DURCH DANTER CEPPIES

Am Ostermontag 1911 mittags hatte ich mit Freund Lartschneider die gastliche Stätte des Hotels Post in St. Ulrich verlassen und war nach Wolkenstein gefahren. Wir hatten die Absicht, am nämlichen Tage noch auf das Grödnerjoch aufzusteigen, um, wenn möglich, von dort aus, oder von Kolfuschg, in die Krespeina, allenfalls bis zur Puezhütte vorzudringen. Schier, Schneereifen, Seil und einen Pickel hatten wir, und außerdem soviel Mundvorrat, daß wir beinahe eine Überwinterung hätten aushalten können. In Plan kehrten wir ein und Rudiferia versäumte nicht, uns mit wohlgemeinten Ratschlägen auszustatten. Die Wetteraussichten waren nicht gerade die günstigsten. Tags zuvor hatte ich bei Sankt Jakob oberhalb St. Ulrich den ersten Enzian gefunden, der allerseits vielfach angestaunt worden war; am sonnigen Wegrand, hart neben einer schmelzenden Schneezunge, war er aus der Erde gekrochen und füllte nun seinen hoffnungsvollen, blauen Kelch mit dem Glanz des Himmels und mit dem Ahnen des nahen Frühlings. Im hinteren Tal war aber noch strenger Winter! Christina, Wolkenstein, die Berge, alles lag noch unter der großen, schützenden Schneedecke. Vom Kulatsch war heuer die alljährliche Lawine, immer wieder mehr oder minder mächtig den Jochweg überschüttend, ganz besonders wuchtig niedergegangen; sie hatte nicht nur die schon vorhandene Bresche im Wald vergrößert, sondern war sogar ein gut Stück auf das andere Ufer des Freabaches hinübergesprungen und hatte ihn verlegt, so daß Rudiferia und Genossen den ganzen Tag Arbeit hatten, um dem Wasser das gewohnte Bett freizumachen. Wir überquerten die hartgeballten Massen, deren Breite wir auf etwa 40 *m* schätzten. Je höher wir stiegen, desto verwehter wurde der anfangs gut ausgeschaufelte Weg. Einige Schlitten, bepackt mit großen, Holzschnitzereien enthaltenden Kisten, begegneten uns. Bis zum Oberschenkel sanken die armen Pferde bei jedem Schritt ein; dampfend und pfauchend arbeiteten sie sich vorwärts. Bei der ersten Hütte zogen wir

die befellten Schier an. Als wir nun aber aus dem Wald vollends ins Freie traten, lächelten wir bitter. Hinter uns, über dem Tal, lag die Sonne, zitterte orangefarbener Himmel. Vor uns aber, von Mesules und Murfreit herab hing ein undurchdringlicher, grauer Vorhang, um die Tschierspitzen wogten die Nebel; sie krochen über die verschneiten Ferarawiesen herab, schwer und düster, voll Unheil für uns! Dennoch gaben wir uns gegenseitig die Versicherung, daß morgen der schönste aller Tage sein könne. Ein Windstoß und alles sei weggeputzt! Außerdem sei die herrschende Kälte eine sichere Gewähr gegen die Lawinengefahr an den Hängen der Krespeina und des Col Turond, die uns Rudiferia kopfschüttelnd zu bedenken gegeben hatte. An den Hügeln der Alm standen meterhohe Wächten, feingekräuselt wie die Dünen am Strand; zierlich verzuckert ragten die Telephonstangen aus der großen, weißen Fläche. Über das Joch her kam ein eisig schneidender Wind und blies uns beißende Kristalle ins Gesicht. Mit festgeschlossenen Lippen und gesenkten, tränenden Augen kämpften wir uns vorwärts. Neuschnee! —

Im Hospiz erwartete man uns schon; Rudiferia hatte uns telephonisch gemeldet. Draußen stürmte es immer heftiger. Durch die Fugen des Fensters pfiff und ächzte der Wind; Flocken tanzten vor den zufrierenden Scheiben und wirbelten spielend nieder in dichtem, tollem Reigen. Der Ofen summte; neben uns murmelten ein paar wildaussehende, bärtige Badioten ihr seltsames Kauderwelsch; von unseren trocknenden Handschuhen tropfte es in eintönigem Ticktack zu Boden und des Pächters junger Hund nagte knurrend an unseren nassen Schuhen. Und wir, — wir sprachen von morgen!

In grauer Leere gähnte draußen der neue Tag, halb dunkel noch, aber hell genug, um uns erkennen zu lassen, daß der Himmel heut noch verhängter, die Nebel noch undurchdringlicher waren als gestern. Da ging's auch mit Selbstbetrug nimmer! Stumpf drehten wir uns vom Fenster weg der Wand zu und schliefen wieder ein. — Hoher Vormittag war es, als wir endlich aus den warmen Federn krochen. Draußen schien es etwas heller geworden zu sein; wenigstens hatte das Schneetreiben aufgehört. An die Durchführung unseres Planes war natürlich nicht im entferntesten zu denken; selbst die Abfahrt nach Corvara zu Kostner zu wagen, in der Hoffnung, morgen bei günstiger Witterung über das Tschampatschjoch in die Puez zu kommen, erschien uns gewagt und wenig aussichtsreich. Wir waren in den großen Frühjahrswettersturz geraten, der erfahrungsgemäß wochenlang dauern konnte. Da gab's nun nichts, als wieder an die Abfahrt in das Grödenertal zu denken. Nachdem wir den Rest des Vormittags mit Kartenspiel, teilweiser Vertilgung unseres Mundvorrats, sowie mit gründlichem Glätten unserer Bretter totgeschlagen hatten, brachen wir auf. Vor der Tür des Hospizes schon banden wir die Reifen um; dann stiegen wir in immer steiler und steiler werdendem Zickzack empor. Das sich gegenseitig zu doppelter Wirkung verstärkende Zwielicht des frischen Schnees und glänzenden Nebels blendete uns derart, daß die Schneebrillen kaum genügend Schutz dagegen boten. Keinen dunkeln Punkt gab es rundum im Kreise von etwa zwanzig Schritten, so weit man sehen konnte, auf dem das Auge hätte ausruhen können. Alles blendend weiß, kaum zu unterscheiden, ob Schnee, ob Nebel —! Noch bevor wir die Höhe des Riegels, der den Abschluß des Tälchens Danter Ceppies gegen das Grödnerjoch hin bildet, erreicht hatten, waren wir gänzlich vom Nebel umhüllt; ein eiskalter Wind trieb ihn durcheinander, wie im Schleiertanze wogte er, brodelte, zischte, dampfte wie aus unsichtbaren Kratern. Und wir standen bald ratlos auf einer schmalen Schneid, die, vor uns sich gabelnd, nach zwei verschiedenen Himmelsrichtungen hin jäh in die Tiefe, ins schleierhafte Nichts hinunterlief. Lartschneider

suchte sich mit vieler Mühe zu orientieren; er hatte ja die sonst ganz zahme Abfahrt durch das Danter Ceppies schon öfter gemacht, allerdings bei „so schönem Wetter“ noch nie, wie er ärgerlich hinzusetzte. Ratlos irrte er jetzt die Hänge hinab, kam schnaufend und aufgeregt wieder zurück herauf, wandte sich auf die andere Seite, blieb wieder stehen und ließ einen kräftigen ladinischen Fluch vom Stapel. Ich kümmerte mich nicht um ihn; hatte unterdessen aus den vier Bretteln eine tadellose Sitzgelegenheit geschaffen, lehnte an meinem prallen Rucksack und paffte in aller Gemütsruhe eine unter den schwierigsten Verhältnissen angezündete Zigarette in den Nebel hinaus. Als Lartschneider mich so ruhig und sorglos da sitzen sah, während er, um unser Heil besorgt, die steilen Firnhänge auf- und abirrte, sprang er zu mir her und bettelte um Feuer. So saßen wir nun, rauchten und warteten auf des Himmels Gnade. Schon die zweite Zigarette war an der Reihe, als sich's endlich langsam vor uns auftat. Der Kamm des Bustatsch ward sichtbar, die Flanke des Murfreit drüben, die Wurzeln der nahen Tschierspitzen. Gerade unter uns aber lag der Talschluß von Danter Ceppies und dünne, dunkle Arme des Waldes, die zögernd in die verschneite Alm hereingriffen. Auf! Angeschirrt! — Der Schnee war körnig naß, doch wir hatten gründlich gewachselt. Es glitt famos. Das oberste, sehr steile Stück vorsichtig in kurzen Stemmbögen nehmend, fuhr Lartschneider voran. Plötzlich stieß er kräftig ab und entschwand meinen Blicken. Nach einer Minute erst erblickte ich ihn wieder; ganz tief unten segelte er als winziger, schwarzer Punkt in das weite Feld der Alm hinein und kam nach einem schönen Schwung zum Stehen. Mir erging es weniger glücklich. Mitten im schnellsten Schuß, als ich eben eine von oben unsichtbar gewesene, harstige Geländewelle passiert hatte, kam ich infolge meines nicht gerade leichten Rucksackes in ein arges Pendeln und tauchte tief in den weichen Schnee, während die Brettel gen Himmel starrten. Das Aufstehen war ein heikles Stück Arbeit; ich mußte einige nicht ganz einwandfreie Schwimmbewegungen machen, eh' ich den Knäuel meiner beschierten Beine zu lösen imstande war. Und dann ging es an das Pickelsuchen; im Sturze noch hatte ich die teure Bergwaffe (unentbehrlich zum Ausgraben von Hüttentüren und Quellen, sonst aber lästig) weit von mir geschleudert, um mich nicht zu verletzen. Sie stak tief im Schnee. Nach diesem kleinen Unfall landete ich in wenigen Augenblicken bei den Hütten, wo der Freund mich lachend begrüßte. Die Hütten waren ganz mit Schnee vermummt und verweht; lange Eiszapfen hingen von den Giebeln nieder. Auf einem Dache setzten wir uns zur Ruhe. Da sieh — es war gerade so, als wolle uns die Natur für ihre sonstigen Launen mit einer Köstlichkeit überraschen und entschädigen — urplötzlich riß der Nebelschleier entzwei, ein kleines Stück Himmel, darin die Sonne stand, äugte lieblich auf uns nieder; wie der Vorhang eines Theaters wichen die dichten Schwaden auseinander und vor uns lag die zierliche Kette der Rotspitzen, blitzend und funkelnd wie deamantbesetztes Krongeschmeid über dem Hermelinmantel der winterlichen Alm. Es war ein prachtvoller Anblick! — In aller Hast machte ich mit Hilfe des Pickels das Tor einer Tenne frei und lieferte einen alten Hackstock zutage, der Lartschneider als Ständer für seinen Knipskasten hätte dienen sollen. Aber das Ganze war nur wie ein Märchentraum gewesen — öd und grau empfing uns von neuem der heftig einfallende Nebel wieder, öd und grau wurde das Bild der in der letzten Wintersonne verglimmenden Rotspitzen, die Lartschneider um wenige Sekunden zu spät in seinen Zauberkasten hineingeknipst hatte. Nach einem fürstlichen, aus mehreren Gängen bestehenden „Diner“ an Bord des Almhüttendachs ging es weiter. Wir übersetzten einige Grundlawinen jüngerer Herkunft, die vom Bustatsch herabgekollert waren. Als der Wald dichter wurde, mußten

wir uns allerdings an den Weg halten; in schönen Schleifen ging's zwischen den Stämmen durch, steil bald, bald fast eben, in wunderbarer Ruhe unter dem schneebestäubten Dache breitkroniger Zirbeln und Kiefern, an blauschimmernden, jungen Tannen vorbei, die unter der reinen, flockigen Last des frischen Schnees in stiller Ergebung zu beten schienen. Im Vergleiche zur Abfahrt vom Grödnerjoch nach Plan fand ich die Abfahrt durch Danter Ceppies unvergleichlich interessanter und lohnender. Je tiefer talwärts wir kamen, desto klebriger wurde allerdings der Schnee und auf den Wiesen von Santa Maria konnten wir uns nur mit Hilfe der Stöcke stoßweiße fortrudern. Während wir beim Hirschen in Wolken stein die Jause einnahmen, fing es abermals zu schneien an. Ungeheure Wolkenmassen wälzten sich über die Stevia herab, und der Langkofel stand da, wie gepeitscht vom Nebel. Unendlich trostlos! — Wir gaben unsere Schier zur Post, damit sie der Wagen morgen mitnähme; selbst erreichten wir am nämlichen Abend noch in gestrecktem Galopp St. Ulrich, mit aufgestellten Krägen und eingezogenen Schultern. Der Wind und die nasse Kälte gingen durch und durch!

Am nächsten Morgen war ganz Gröden frisch weiß verhüllt. Es war der letzte Schnee, der letzte trotzige Gruß des sterbenden Winters.

DIE ERSTE ERSTEIGUNG DES COL TUROND DURCH DIE SÜDWANDSCHLUCHT

Zwei Tage der Feste! — Am 23. August 1912 Eröffnungsfeier des „Pößnecker Weges“ mit jeder sportlichen Askese spottendem Festmahl in den gastlichen Hallen des Sellajochhauses; am 24. karawanengleiche Begehung des neuen Klettersteigs mit schlafsüchtigen Gliedern und brummendem Schädel, und zur vollständigen Ernüchterung und Aufpulverung eine zu fünft unternommene Ersteigung des luftigen Bergerturms. Hierauf Festmahl in der Bamberger Hütte anläßlich der Einweihung ihres neuen Zubaues und Abendspaziergang auf die Boë. Am nächsten Tage erst, als alles nach verschiedenen Richtungen auseinanderflatterte, kamen wir bei vollem Bewußtsein ans Schmieden unsrer Pläne für die Zukunft. Vormittags wurde eine äußerst muntere Besteigung des Dent de Mesdì zu siebent durchgeführt, nachmittags um eins schon saßen wir auf dem Grödnerjoch, um von dem liebenswürdigen Vorstande der Sektion Pößneck, Herrn Dr. Körner, Abschied zu nehmen. Auch Paul Mayr und der sangesfrohe Schlernpatron Mahlknecht wurden abtrünnig und zogen schweren Herzens zum schwülen Tale hinaus in die noch schwülere Häusermasse an der Talfer.

Es blieben noch wir vier übrig: Professor Gabriel Haupt, Pius Wachtler, mein Bruder Kurt und ich. Schon von der Pisciaduseehütte aus, wo wir kurze Gabelfrühstücksrast gehalten hatten, hatte ich Haupt und Kurt auf das „Problem“ aufmerksam gemacht, das mir lange schon im Sinne lag und das den heutigen Nachmittag wohl auszufüllen geeignet war: auf die auffallende, tiefeingerissene Schlucht, die die Südwand des sonst reizlosen Col Turond kerzengerade in der Fallinie des Gipfels durchklafft. Sie erschien uns, von Pisciadu aus gesehen, gut gangbar, und wir hatten nicht die mindeste Ahnung, daß es uns heute noch beschieden sein sollte, eine so wunderschöne, schwierige Tur zu machen; einen Kamin zu finden, der sich würdig in der Gesellschaft des Adangkamins zeigen kann, der landschaftlich sogar großartiger und bedeutend abwechslungsreicher ist. Auch bei meiner etwa vierzehn Tage früher unternommenen Erkundungstur auf den Col Turond hatte die Schlucht, in die ich vom Gipfelplateau aus allerdings fast keinen Einblick hatte, meine Neugierde erregt.

Schon auf Pisciadu waren alle mit der von mir vorgeschlagenen Fahrt einverstanden. Und so brachen wir genau um halb drei Uhr vom Grödnerjoch auf, mit

Minimalbelastung, wovon allerdings Haupts neues, besonders langes und schweres Seil eine Ausnahme machte. Über die Wiesen bummelten wir unmittelbar in der Richtung auf den Auslauf der Schlucht zu, den wir uns als über einem Schuttkegel gelegen gemerkt hatten. Die Sonne brannte unbarmherzig herab und der eben und mit der gewissen schmerzlosen Abschiedsgeschwindigkeit genossene Asti gärte durch alle Adern — wir wußten so gar nicht recht, wie es eigentlich kam, daß wir uns plötzlich mitten in einem sturmgepeitschten Meere von Latschen und Gestrüpp befanden, in einem Chaos von stechender Widerspenstigkeit, durch das wir uns nun wohl oder übel durchschlagen mußten, eine zwar wenig angenehme Arbeit, doch eine empfindliche Strafe für Leute, welche die „kulinarischen und potatorischen Paragraphen“ der Sportgesetzgebung in letzter Zeit so mit Füßen getreten hatten wie wir. Endlich erreichten wir schweißbedeckt die obere Küste des Latschenmeeres und bald darauf den der Schlucht entströmenden Schuttkegel. Einige Meter in die schattige, noch breite Schlucht hinein, und wir stehen unter dem ersten Hindernis, einem aus riesigen, verkeilten Blöcken bestehenden Überhange, der eine ebenso schwierige Einstiegsstelle, wie treffliche Bergungsmöglichkeit für unsre Nagelschuhe bildete. Rasch wird drüber hinaufgeturnt, Kurt und Wachtler an einem, Haupt und ich am zweiten Seil, welche Reihenfolge jedoch im weiteren oftmals gewechselt und getauscht wurde. Auch kletterten stets zwei zugleich, sogar bei gekreuzten Seilen, um durch die Verkürzung der Kolonne die Steinschlaggefahr im Kamin zu verringern. Nach dem Schotterabsatz über der Einstiegsstelle wird der Kamin im Grunde der Schlucht bald sehr eng, moosig und mehr als senkrecht. Ein Überhang von Seillänge, ähnlich dem Schmittkamin-„Kirchl“, folgt. In schöner Stemmarbeit geht's empor durch die schlüpfrigen, schwarzen Wände. Den so ziemlich in der Mitte des Kamins befindlichen imaginären „Stand“ benützt Haupt, um sich für Wachtler und mich zu interessieren und uns theoretischen Unterricht zu erteilen. Die Erfolge, die er hierbei erzielt, veranlassen ihn bald, zu Kurt emporzuklettern, dessen scharfe Augen nach oben gerichtet sind, wo wir hinmüssen. Nach dem Kamin gibt es eine technisch recht interessante Stelle: einen schrägen, vollständig glatten und grifflosen „Schluf“, in dem es zwar kein Fallen, aber auch kein rechtes Vorwärtskommen gibt; nur ein Empordrücken, -biegen und -schnellen, ähnlich einer Forelle, die vom Trocknen wieder in den Bach hineinwill. Ober dieser kurzen Stelle wird der Grund der Schlucht seicht, die Seitenwände haushoch. Zunächst Schutt, dann eine ziemlich lange, plattige Schrofenpartie, über die wir unschwierig und rasch hinankommen, bis wir vor einem hohen, rotwandigen Abbruch stehen, den die Fortsetzung unsrer Schlucht, ein schmaler, vorhängender Riß durchzieht. Aber hinauf müssen wir zunächst gar nicht! Es wird unten hineingekrochen und wir sind in einer herrlichen Grotte. Ein kalter Luftzug weht uns entgegen. Hoch droben fällt durch unsichtbare Fenster das Tageslicht herein und streift die bemoosten Wände mit zauberhaft blauen Reflexen. Drinnen leuchtet grobkörniger Schnee. Es ist unsagbar schön hier. Hinter der schmalen Mündung verbreitert sich der Raum; ungefähr 30 Meter in den Berg geht er hinein und ist etwa 40 Meter hoch, ein mächtiger Überhang, kein „Kirchl“ mehr, ein gewaltiger Dom, mit schwarzen, überronnenen Wänden und vielen großen und kleinen eingekeilten Blöcken. Wir sagen uns, daß es die eindrucksvollste Kaminstelle ist, die wir kennen; natürlich auch die schwierigste dieser Tur. Auf ganz sonderbare Weise sind wir hinaufgekommen. Kurt als Erster; er sah bald ein, daß drinnen an den schlüpfrigen Wänden nicht viel zu machen war, ging wieder hinaus an die Mündung, wo sich die Kaminwände näher kommen, und spreizte mit seinen überlangen Beinen auf den ersten eingekeilten Block hinauf. In

weiterer, immer stumpfwinkliger werdender Spreizerei turnte er über eine Anzahl anderer Blöcke herein, bis er endlich auf dem geräumigen Dache des größten Blocks stand, der sich so ziemlich über uns befand. Unterdessen war aber auch Haupt nicht untätig geblieben. Er hatte seine Handschuhe angelegt und war an der rechten Kaminwand emporgeklettert, an winzigen Griffen und Tritten, sie behutsam mit seinem grünen „Goaserhüatei“ von Sand und Moos reinigend. Bis in die Höhe des großen Blocks ging’s, um aber auf ihn hinüberzukommen, dazu fehlten die nötigen Finger- und Zehenbehelfe; alles war abschüssig glatt und vom Wasser überrieselt. Dennoch gelang es Haupt, nachdem ihm Kurt ein Seil zugeworfen. Wachtler und mir wurde die Sache in Anbetracht des gehörigen Zeitverlustes, den wir durch diese Versuche erlitten hatten, ziemlich leicht gemacht. Kurt stieg vollends unter den Giebel des „Domes“ hinauf, hatte uns am Seil, und Haupt stand auf dem großen Block. Wir kletterten auf Haupts Wege an der Wand empor, dann ein Abstoßen — ein kurzer Flug durch die Luft — ein Landen in Haupts Armen. Bei meiner Beförderung hatte Kurt die Länge und die Ausdehnungsmöglichkeit des Seiles für den Flug etwas schlecht berechnet; ich flog so ziemlich unter den Block hinein und mußte mich ziemlich umständlich hinaufarbeiten. Von dem Blocke, der so ungefähr in halber Höhe des „Doms“ verankert ist, führt ein kurzer, sehr schwieriger Riß, sodann ein schmales, brüchiges Kriechband, das Anforderungen an den Gleichgewichtssinn stellt, in der rechten Wand empor. Über ein Köpfel sehr ausgesetzt zurückquerend, gelangen wir auf eine Plattform, die das Dach des Domes darstellt. Staunend schauen wir hinab in die schwarzgewölbte Kluft, deren Rätsel wir in „schwindelhaftem Fluge“ gelöst hatten — Wachtler und ich. Kurt aber schüttelt sich noch vor Lachen über meine verunglückte Landung am Block. Wieder geht’s tief in den feuchten Kamin hinein. Eine überhangende Nische von 15 Meter Höhe, aus deren kaltem Innern man, sich durch ein enges, schiefgebautes Loch durchwindend, wieder ins Tageslicht kommt. Über uns ebnet Kurt den Weg und räumt rücksichtslos alles lose Zeug hinab. Große und kleine Blöcke tanzen und poltern in den Schlund hinunter; es ist wie eine Explosion, Steinsplitter spritzen umher, die Ruhe des Domes ist gestört und um seine gotischen Pfeiler rauchen die zerborstenen Trümmer. Bald wird der Kamin wieder schluchtartig, sein Grund seicht und mit grobem Geröll bedeckt. Eine überhangende Stelle, deren Dach gespalten ist, wird mit äußerster Vorsicht genommen; dennoch ist’s kaum zu vermeiden, daß die Nachfolgenden Steine abkriegen. Ein paar erregte Worte fliegen hin und her; jeder redet sich auf das Seil aus. Haupt doziert. Sein berühmter Hut ist wie aus Betonmasse. Wer’s mit dem Schimpfen wirklich einen Moment lang ernstnahm, der wird ausgelacht. Wieder folgt ein Überhang. Wettklettern: Kurt und ich außen drüber, Haupt und Pius zehn Meter drinnen durch die Röhre. Wir sind viel früher oben und sehen schadenfroh zu, wie die beiden anderen mit gänzlich beschmierten Kleidern aus dem lettigen Schlunde kriechen. Besonders Pius ist über die Verunstaltung seiner äußeren Hülle sehr ungehalten. Wieder wird die Schlucht seichter. Wir spüren, daß sie zu Ende geht. Eine verwitterte Holzlatte, die ich aus dem Geröll grabe, deutet darauf hin, daß wir uns unterhalb des Gipfels befinden. Es ist jedenfalls der Rest einer Triangulierungspyramide, die irgendeine Gewalt stückweise hinabbeförderte, denn weiter oben finden wir wieder ein Brettchen. Noch einmal wird die Schlucht von einigen ungeheuren, ineinander verkeilten Blöcken gesperrt. Auf der rechten Seite gelingt uns der Durchstieg ziemlich rasch und leicht und wir finden uns bald nachher in einem kleinen Kessel, von dem aus unsere Schlucht sich in zwei Äste gabelt. Links führt eine seichte Rinne leicht gangbar empor

und endigt, wie wir dann später vom Gipfel aus feststellen, in den reizlosen Grasschrofen der Südwand. Rechts geht's steiler, schwieriger, wahrscheinlich unmittelbar auf den Gipfel. Das war jedenfalls das Interessantere und Sympathischere! Erst ein enger Kamin mit eingeklemmten Blöcken, der eine feine Kletterei zuläßt; dann eine steile Schuttrinne, die uns in die letzte Scharte des kurzen, jähen, vielzerzackten Südostgrates bringt, der unsere Schlucht ostseitig heraufbegleitet. Mit einem Male öffnet sich der Blick auf die schimmernden Karrenfelder der Gardenazza und auf die Südflanken des benachbarten Sas Tschampatsch sowie hinunter in die tiefe Schlucht, die diesen vom Col Turond trennt. Einen Augenblick lang stehen wir mit offenem Mund vor dem letzten Hindernis: der Gipfelbau türmt sich in der Fortsetzung des Grates als Stirnwand, mit roten und gelben Abbrüchen gepanzert, auf, senkrecht, stellenweise sogar vorhängend. Aber draußen, ganz rechts draußen an der wie mit dem Lineal gezogenen Kante, ist ein kleiner Riß in die plattige Wand eingeritzt. Gut! Aber dann weiter oben, wo man um die Kante steigen mußte? — ? „Probieren! Die Natur macht nichts halb, gar so einen schönen Aufstieg nicht!“ Kurt ist auch schon dabei, über die Platte emporzuklimmen, sorgfältig alle Griffe zu prüfen und das Brüchige über die einige hundert Meter hohe Ostwand hinabzubefördern. Pius baut unterdessen mit meiner Hilfe in der Scharte einen Steinmann und Haupt zieht seine Handschuhe aus, bevor er an diese letzte, heiklere Arbeit geht. Nach zwanzig Metern hat Kurt in einer Runse einen verhältnismäßig guten Stand erreicht und heißt mich nachkommen. Wie über eine Leiter geht's hinan über diese Platte, an wenigen und kleinen, aber sicheren Griffen, gar nicht so schwer, wie es aussah. Sodann steigen wir in der Runse selbst weiter und queren, nicht gerade schwierig, jedoch ungemein ausgesetzt, um die Kante herum in die Ostwand des Gipfelbaues und in eine auffallend rot gefärbte Rinne, die uns gleich darauf bequem auf den östlichen Vorsprung des langgezogenen, mit samtigem Gras bedeckten Gipfelgrates bringt. Beim Steinmann strecken wir uns nieder. Meine Gefährten sind überrascht von der Sicht in die Puez, die ihnen noch unbekannt ist. In klarem Blau funkelt der See von Krespeina, saugt den Widerschein der sinkenden Sonne von den grellen Wolken auf, die über ihm stehen. Kurt zieht einen listig verleugneten Apfel, an dem die Spuren unserer Kaminarbeit sichtbar sind, aus der Tiefe seiner Rocktasche; und wir messen schon mit wachsendem Behagen den vierten Teil des nicht unbedeutenden Kubikinhaltes dieser Frucht. Doch wir müssen machen, daß wir weiterkommen, so schön's auch da ist. Fast drei Stunden haben wir gebraucht und die Sonne steht schon tief draußen hinter der schimmernden Seiseralm. Rasch werden die Seile aufgewickelt und dann geht es beinahe im Laufschritt über Platten und durch feines, gelbes Geröll in das Kedultal hinab auf den Steig zum Tschierjoch. Auch der Anblick der seltsamen Pič entlockt meinen Gefährten einen Ausruf des Erstaunens. In blauem Schatten stehen die wilden Zacken und Trümmer schon, ein stimmungsvoller Vordergrund zur rotglühenden Sella, deren starre Wand die letzten Sonnenstrahlen trinkt. Und wie ich dann zu erzählen anfange, daß diese Klettersteine von einem sportbeflissenen Briten als „alpine Probleme“ turistisch erstiegen und getauft wurden, da wird Haupt ein wenig ungehalten und wir alle mit ihm. Da hinaufrennen und eine so schöne, wertvolle, großzügige Tur wie unsre heutige, die wenige hundert Meter weit weg ist, nicht ausfindig machen, dazu gehört wahrhaft britisches Bergverständnis, meint er. Und unter allgemeinem Gelächter beginnt er auf einem vier Meter hohen Pič einen übergroßen Steinmann zu erbauen und eine Ersteigungsurkunde zu verfassen, die genaue Angaben über die einzelnen „Routen“ enthält, wobei er sich daran erinnert, daß wir auf dem

Gipfel des Col Turond nichts derartiges zurückgelassen haben. Auch einen Namen erhielt der „Turm", den ich aber leider schon vergessen habe.

Indessen ist die Dämmerung eingefallen. Wir sind aus dem Trümmerkessel der Piċ wieder an den Fuß des Col Turond herabgekommen, zum Einstieg, und haben die Genagelten angezogen. Im Tale wachsen die Schatten in ein eintöniges Dunkel hinein; graue Nebel wälzen sich durch das Vallon Pisciadu und umbranden die Bastionen der zweiten Sellaterrasse. Der Schimmer auf der Seiseralm ist erloschen und die Schneebänder über Murfreit sind totenbleich geworden. Nur am Sas long drüben glimmt noch ein leises Rot und die Konturen des Schlerns werden von einem buntfarbigen, glühenden Streifen gesäumt. Durch die Zwergkiefern singt ein leiser Wind, er stöhnt im silbergrauen Geäst der blitzgetroffenen Zirbeln. Drüber stahlgrauer Himmel, durch den rosenrote Wolkenschleier ziehen. Der Halbmond steht über dem Antelao, schüchtern seinen silbernen Glanz sammelnd. Vor ihrer Hütte sitzen die Mähder und der Senn ums Feuer, schauen in den Kessel und rauchen ihre Pfeifen. Sie sind alle verblüfft, wie sie uns aus dieser ungewohnten Richtung mitten durch die Wiesen kommen sehen mit Seil und „Patschlen". Sie grüßen und lachen uns nach. Wunderbar duftet das frische Heu, das in langen Zeilen liegt. Tiefer unten klingen Kuhglocken und zwischenhinein die hellen, hohen der Ziegen. Über dem Sas long sind die ersten Sterne aufgegangen. Das Rosenrot der Felsen ist verblaßt und das der Wolken hat der Himmel aufgesogen, durch den schimmernd das Silber der Milchstraße wächst. Schwarz stehen die Wände der Sella und die Wiesen vor uns dehnen sich wie ein weites, weites Meer. Mitten drin aber hebt sich wie ein Schiff das Hospiz, in dem sie bereits alle Lichter angezündet haben.

SCHLUSSWORT

Winter. Eine große Stadt. Wie von flinken Tausendfüßlern belebt erscheint die Straße, das schreit, tobt, keucht, brüllt; ein Chaos, darin die Menschen wie Marionetten an den tausend unsichtbaren Fäden ihrer Daseinspflicht tanzen. Eine düstere, krankhaft verfärbte Atmosphäre hüllt alles ein; und ein einziger Zug ist in all den bleichen, verhärmten Gesichtern: Hast, armselige Unzufriedenheit, unstillbarer Heißhunger nach dem, was sie Kultur nennen. Und ihre Stadt heißen sie den kostbaren Tempel der Gegenwart, den Himmel und die Hölle des modernen Lebens, das Heiligtum der Nation!

Es mag wohl so sein! Ich habe mich darin nie wohlfühlen können und mein Heiligtum war diese Stadt nie!

Sinnend setze ich mich an meinen Schreibtisch. Unendliche Sehnsucht nach dem schweren, blauen Himmel meiner Heimat erfaßt mich. Ich denke an die Berge, die jetzt unter der weiten, glitzernden Firndecke liegen, und an die Almen, drauf die grauen Lärchen im Wind singen und die morschen Hütten unter der Last des Schnees kauern. Und dann denke ich an den letzten Tag des heurigen Sommers im Gebirg. Ein stiller, prächtiger Tag war es, und wir schritten schweigend zu Tal. Die Sonne stand schon ganz draußen, tief in fliehenden Wolken; wie Tränen perlten ihre roten Strahlen über die Alm herein. Glühgolden flammten ringsum die Felsen. An den Wiesen, durch die wir gingen, nagte herbstlicher Rost. Die Blumen waren verblüht; der Enzian dürr und verschrumpft, aus dem goldgelben Rade der Arnika fielen die Speichen und im Alpenrosengestrüpp leuchteten spärliche, späte Blüten aus mißfarbnem Laub. Unsere Schritte verhallten im monotonen Rieseln eines Almbachs, der nahbei kühl und in dünnen Fällen sein silbernes Wasser talwärts trieb. Wir waren

unsagbar traurig. Herrliche Tage hatten wir in den Bergen verlebt, voll von Gefahren und voll wohltuenden Müdewerdens, uns hingebend dem Zauber der prächtigen Landschaft, die uns geboren, gezogen und zum Mann gemacht, die wir mit uns, tief in unserer Brust, herumtragen. Ein Senner kam uns entgegen. Er hatte ein gutmütiges, gebräuntes Gesicht und helle, zufriedene Augen. Und ich erinnere mich, wie wir ihm neiderfüllt nachsahen, als er mit elastischen Schritten den Hang hinaufeilte. Er hob den Blick kaum vom Boden und kaute an seiner kurzen, qualmenden Pfeife. Mitten in den Wundern des Gebirgs ist dieser Mensch aufgewachsen, freut sich über seiner Hände harten Dienst und hängt an allem, selbst an den steilen, steinigen Wegen, die er gehen muß. Selbst wie ein Fels steht er in seiner heimatlichen Scholle, unerschütterlich, ein Stolzer, Freier, der das Leben jener großen, kleinen Welt mitlebt, die ihn hervorgebracht hat. Glücklicher! Er wird den Sommer vollends sterben sehen, die glutenden Farben des Herbstes, die glitzernden Zauber des ersten Schnees und wie aus dem letzten die zarten Anemonen des Frühlings brechen! Wir aber müssen fort!

Und nun ist es Winter. Die Schier stehen untätig in der Ecke, anstatt mit flinken Spitzen durch kristallnen Schnee zu zischen, und ich selbst fühle mich nicht zu Hause im Getriebe der großen Stadt. Oft sitze ich still an meinem Schreibtisch und blättere in den Annalen der verflossenen Sommer. Unsagbares Heimweh mildert nur die Erinnerung an herrlich verlebte Tage voll Freiheit und Lebensfreude, und ich erlebe alle noch einmal, verklärter und schöner, nachhaltiger vielleicht, als sie in Wirklichkeit waren. —

In solchen Stunden schrieb ich von den Bergen der Puez und deren Wundern. Und zerstörte damit vielleicht ihr schönstes: ihre weite, märchenhafte Einsamkeit!

BERICHTIGUNG

Im allgemeinen Teil über die Puezgruppe, Zeitschrift 1912, Seite 248, hat sich zufolge meiner Unachtsamkeit ein bedauerlicher Irrtum eingeschlichen. Nach meinen Angaben wäre Herr Emil Terschak in seinem 1895 erschienenen „Illustrierten Führer durch die Grödener Dolomiten" der Erste gewesen, der von einer einheitlichen Puezgruppe spricht. Das ist nicht richtig; denn in dem 1894 erschienenen Werke „Die Erschließung der Ostalpen" bearbeitete Herr Prof. Dr. Karl Schulz-Leipzig die Puezgruppe als einheitlich in sich abgeschlossene, eigene Gruppe. Der Irrtum entstand dadurch, daß ich das Erscheinungsjahr der beiden Arbeiten nicht beachtete. Herr Prof. Schulz löste in dieser Arbeit auch den von mir auf Seite 265 erwähnten Widerspruch mit Meuser, betreffend die erste turistische Ersteigung der Mittleren Puezspitze. Der Verfasser.

IM HERZEN DER PALA-GRUPPE

VON KARL PLAICHINGER

Fast mitten im Herzen der Pala-Gruppe liegt einsam und verlassen — einem weltvergessenen Eilande gleich — ein ernstes Hochkar. Hohe, vielzackige Mauern umranden fast vollständig den welligen Boden, der der Schauplatz eines stillen, aber zähen Kampfes ist, den spärliche Rasenbänke gegen mörderisch andrängende Schnee- und Schuttfelder führen. Feierliche Ruhe — ewiger Sonntagsfriede herrscht hier; selten nur mag der lockende Ruf eines Schafhirten, der schrille Pfiff der sichernden Gemse die hehre Stille durchbrechen. Noch viel seltener aber verirrt sich ein weltscheuer Wanderer in den schweigenden Winkel und findet, was er suchte — er ist allein!

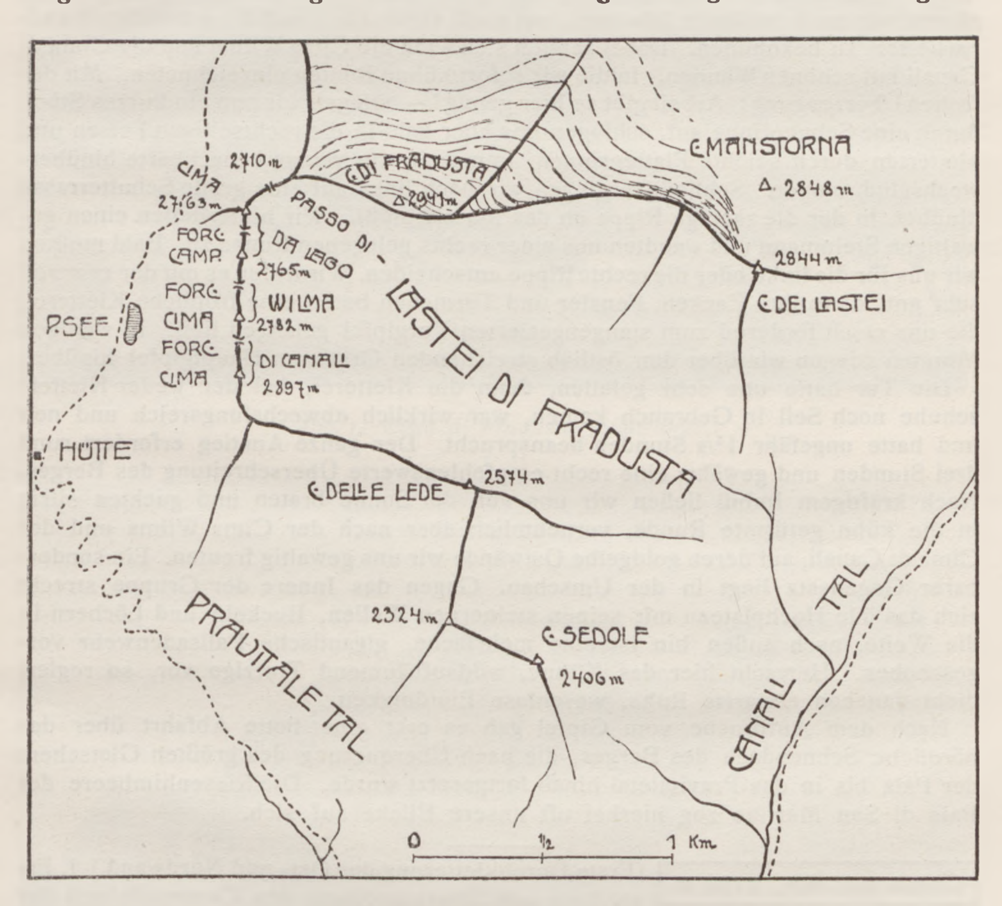
Lastei di Fradusta nennen die Karten die Örtlichkeit; die wenigen Einheimischen aber, die sie kennen, sagen lieber Vallon delle Lede. Viele mögen schon von den verschiedenen Randspitzen aus einen Blick hinabgesandt haben in die stille Weitung, betreten aber haben sie nur wenige, obwohl zwei gute Hütten — die Canalihütte einerseits und die Pravitalehütte anderseits — günstige Ausgangspunkte bilden. Des freuten wir uns weidlich, als wir im Sommer 1913 ein paar ungestörte frohe Tage hier verlebten und das Revier auf Entdeckerpfaden durchschritten.

In San Martino di Castrozza, dem neuerlich mächtig erblühten, hatte endlich das unerwartet lange hinausgeschobene Wiedersehen mit unseren wohlgefüllten Koffern stattgefunden. Dafür stiegen wir auch am nächsten Tag wie der Vogel Phönix, von den Schlacken der vorangegangenen zehntägigen Bergwanderung geläutert, zu lichter Höh' empor! Um nicht gleich wieder all der schönen Behaglichkeit der Hotels Valet sagen zu müssen, schalteten Freund Rudolf Hamburger und ich dem eigentlichen Programme die wunderschöne Tur durch die Rosetta-Südwestwand vor und fanden uns mittags wieder mit entsprechendem Appetit an der Tafel ein. Da traf uns die erfreuliche Nachricht, daß fürsorgliche Hände in der Ferne einen leckeren Kirschkuchen gebacken und abgesandt hätten; leider traf das Paketauto erst um neun Uhr abends ein und der Kuchen wurde nicht mehr ausgefolgt! Morgen wollten wir — wie heroisch! — frühzeitig weg, da war es also wieder nichts mit einer Belebung des kärglichen Rucksackvorrats!

Noch vor wenigen Jahren mußte der Wanderer, der zum Passo di Ball wollte, seinen Weg durch die geröllreiche Val di Roda nehmen und beim Talschluß über die versicherte Felswand „Scaletta“ den engen Eingang zur großen Schneeschlucht erreichen, die — nicht selten infolge von Spalten und unterhöhlten Stellen schlecht begehbar — zum Passe hinaufzieht. Wir aber konnten schon den nahezu vollendeten Baron-von-Lesser-Weg benützen, der, kostspielig angelegt, hoch über dem Talgrunde zum Fuße der mächtigen Pala führt und von dort sich der Rosetta zuwendet, während ein Alpenvereinsweg die Verbindung zum Passo di Ball herstellt. Leider hat man bei der ganzen Anlage in bezug auf die Steigung der Bequemlichkeit allzu große Zugeständnisse gemacht und dadurch nur erreicht, daß die Wanderung ermüdend und endlos wirkt. Zweifellos wird jeder Bergsteiger, wie auch wir, keine sich bietende Gelegenheit unbenützt lassen, der unheimlichen Wegschlange einige überflüssige Windungen abzuschneiden. Der langweilige Anstieg wurde, abgesehen von den prächtigen Ausblicken, nur durch eine kleine Feierlichkeit unterbrochen, als der eine der beiden Pilger nämlich in der Nähe

der Gamsbockbühelhütte ein Kleidungsstück — weil nicht mehr ganz hochzeitlich — aussetzte! Herr, erbarme dich des redlichen Finders!

Um nicht zu rosten, erstiegen wir nicht nur den Passo di Ball, sondern auch seine beiden stolzen Torsäulen, die Cima und den Campanile di Pravitale, und bezogen dann in der schmucken Pravitalehütte der Sektion Dresden für einige Tage unser Standquartier. Seit etlichen Jahren ist die Wirtschaft in guten Händen. Sehr nette Leute aus Primiero erfüllen unaufgefordert, was sie einem an den Augen ablesen können, und nach patriarchalischer Sitte eröffnet und schließt jeden Tag der Händedruck der ganzen Familie. Und das geht streng nach der Ordnung: erst



kommt der Vater, dann die Mutter, zum Schluß das herzige Mäderl! — Als vieldeutiges und eifrigst benütztes Ausdrucksmittel herrscht hier das Nebelhorn. Hat die aufsteigende Partie glücklich einen der umliegenden Gipfel erreicht, so grüßt das sanfte „Tuut, tuut!" anerkennend aus der Tiefe. Ertönt aus irgend einer Gegend ein fragender Juchschrei, so ermuntert alsbald ein freundliches „Tuut, tuut!" zum Weiterwandern. Und breitet nach Sonnenuntergang die Nacht ihre dunklen Fittiche über das Gelände, so macht das weithinhallende „Tuut, tuut!" einen etwa Verirrten auf das gastliche Heim aufmerksam. So vermag das unscheinbare Nebelhorn in jeglicher Lage zu vermitteln.

CIMA DI FRADUSTA, 2941 *m* (Erste Durchkletterung der Südwand.) Am 24. August marschierten wir den markierten Steig bis nahe zum Passo di Fradusta dahin und stiegen nach der Angabe des Wirtes rechts über Schneefelder und Blockwerk zum Passo di Lastei di Fradusta hinauf. Da spähten wir gar neugierig in den Vallon delle Lede hinab und sahen Erfreuliches genug. Fürs erste wies die Cima di Fradusta unmittelbar vor uns eine ganz stattliche Südwand auf, die eine Durchstiegsmöglichkeit auf den ersten Blick außer Zweifel setzte. Wir gingen auch gleich an die Arbeit. Die aus der Wand am weitesten vortretende Südrippe, die ein paar abenteuerliche Zacken trägt, umgingen wir nach mäßigem Abstiege, um auch einen Blick auf die jenseitige Wandpartie frei zu bekommen. Dabei zeigten sich auch die Cima Wilma und die Cima di Canali mit schönen Wänden, in die wir sofort kühne Routen einzeichneten. Mit der frohen Überzeugung: Arbeit gibt es hier genug! — stiegen wir nun ein kurzes Stück durch eine Schneerinne auf, schlugen uns aber bald in die rechtseitigen Felsen und kletterten durch seichte Plattenrinnen, immer in die rechts benachbarte hinüberwechselnd, empor. Schließlich gingen wir nach links auf eine große Schutterrasse hinüber, in der die zackige Rippe an das Massiv stößt. Wir hinterließen einen gewaltigen Steinmann und wandten uns einer rechts gelegenen Runse zu. Bald mußten wir uns für die linke oder die rechte Rippe entscheiden. Wir trafen es mit der ersteren sehr gut, denn ihre Zacken, Fenster und Türmchen boten eine fröhliche Kletterei, die uns rasch fördernd zum stangengezierten Vorgipfel gelangen ließ. In wenigen Minuten stiegen wir über den östlich streichenden Grat zum Hauptgipfel hinüber.

Die Tur hatte uns sehr gefallen, denn die Kletterei, bei der weder Kletterschuhe noch Seil in Gebrauch kamen, war wirklich abwechslungsreich und nett und hatte ungefähr 1½ Stunden beansprucht. Der ganze Anstieg erfordert rund drei Stunden und gewährt eine recht empfehlenswerte Überschreitung des Berges. Nach kräftigem Imbiß ließen wir uns von der Sonne braten und guckten eifrig in die kühn getürmte Runde, vornehmlich aber nach der Cima Wilma und der Cima di Canali, auf deren goldgelbe Ostwände wir uns gewaltig freuten. Ein sonderbarer Gegensatz liegt in der Umschau. Gegen das Innere der Gruppe streckt sich das öde Hochplateau mit seinen steinernen Wellen, Buckeln und Löchern in die Weite, nach außen hin ist eine mehrfache, gigantische Palisadenwehr vorgeschoben. Herrscht hier das Kühne, wildaufbäumend Trotzige vor, so regiert dicht daneben erstarrte Ruhe, wesenlose Eintönigkeit.

Nach dem Aufbruche vom Gipfel gab es erst eine flotte Abfahrt über das nördliche Schneedach des Berges, die nach Überquerung des größten Gletschers der Pala bis in das Pravitaletal hinab fortgesetzt wurde. Die Riesenhimbeere der Pala di San Martino zog hierbei oft unsere Blicke auf sich.

CIMA WILMA, 2782 *m* (Erste Durchkletterung der Ost- und Nordwand.) I. Ersteigung und Überschreitung des Campanile und der Cima da Lago. Der 25. August galt der Cima Wilma. Schon seit vielen Jahren kam es mir unnatürlich vor, daß es auf den schönen Berg nur eine einzige Anstiegsmöglichkeit geben solle. Daß diese aber schon als recht schwierig gilt, gab allerdings zu denken. Schon hatten wir den ziemlich unscheinbaren Pravitalesee passiert, als Freund Hamburger nochmals zurücksprang, um vom Hüttenwirt einen wuchtigen Maurerhammer auszuborgen; vielleicht konnte er uns gute Dienste leisten! Wie der leibhaftige, von seinem Mietwagen in Stich gelassene Ase Tor kam er nach einiger Zeit wieder nachgestürmt und jagte mir mit drohend geschwungener Waffe seinen einstweilen weitergeschleppten Rucksack wieder ab. Heute schlugen wir einen neuen Weg zum Passo di Lastei

K. Plaichinger phot.

Abb. 1. Cima di Fradusta (Südwand)

K. Plaichinger phot.

Abb. 2. Cima und Campanile da Lago und Cima Wilma vom Passo di Ball

K. Plaichinger phot.

Abb. 3. Cima Wilma (Ostwand)

K. Plaichinger phot.

Abb. 4. Cima di Canali (Ostwand)

ein und ersparten hierbei eine Viertelstunde Zeit. Wir verließen den Weg schon dort, wo er sich rechts einer schwarzgelben Felswand am stärksten nähert und gingen zu jener Schneeschlucht hinüber, die von der Hütte aus gut sichtbar ist. Durch sie und links daneben, sowie über anschließende Schuttstufen stiegen wir gerade zum Steinmanne des Passes hinauf. Dann liefen wir am Fuß der Wände im Vallon delle Lede abwärts. Dort, wo man vom Fuße der Cima Wilma aus das erstemal das Wandprofil der Cima di Canali vortreten sieht, nahmen wir den Einstieg; aus der Mitte des Massivs zieht hier ein tiefer Kamin herab, der bei vorgelagerten plattigen Schrofen endet. Das Aneroid versprach zwar nur 230 *m* Kletterhöhe, die konnten aber immerhin recht hübsch sein!

Mit unseren Vorbereitungen waren wir sehr rasch fertig und bald nach 7 Uhr packte der Gefährte den großen Kamin an, aber beileibe nicht dort, wo er mit senkrechter, nasser Stufe endet, sondern in kühner Schleife von rechts her. Schattig und kühl war es in der tiefen, feuchten Schlucht, in der über uns ganz sonderbar verklemmtes Gestein einen mächtigen Überhang vortäuschte. Ich muß ganz in Bewunderung des Bildes versunken gewesen sein, sonst hätte ich unmöglich meine Nase für einen „Tennispracker“ halten können, gut genug um damit einen herabsausenden Stein zu parieren! So kam ich plötzlich zu einem kleinen Aderlaß, doch war ich mit der neuen Linienführung meines Gesichtserkers nicht einverstanden! Beim nächsten, wirklichen Überhang stiegen wir über die steile Wand rechts hinaus und gelangten oberhalb einer hohen Mauer durch eine kleine Nebenrinne in eine geräumige Wandbucht. War die Kletterei bis jetzt ziemlich pikant, so sank nun die Schwierigkeit auf ein bürgerliches Maß zurück und wir klommen mit einiger Enttäuschung über steile Wandstufen zur Scharte nördlich des obersten Gipfelaufbaues hinauf, in deren Nähe man auch auf dem gewöhnlichen Wege durch die Westseite vorüberkommt. Schon um 1/2 9 Uhr saßen wir beim Steinmann und wurden bald von der Hütte aus bemerkt, denn das Nebelhorn rief anerkennend: „Bravo!“

Die Aussicht ist ja keine sehr umfassende, dazu wird unser Berg zu sehr von der Cima di Canali überhöht, aber die schönen Nahbilder zeigten uns einiges, das unser Interesse weckte. So z. B. konnten wir auf dem nördlich benachbarten kühnen Turm, der unserem Gipfel kaum an Höhe nachsteht, mit bestem Willen keinen Steinmann entdecken, wodurch ein neuer Plan in unseren Gesichtskreis gerückt wurde. — Nun war es erst 1/4 10 Uhr, da wäre es tatsächlich schade gewesen, auf dem gewöhnlichen Weg in etwa 1 1/2 Stunden wieder zur Hütte zurückzukehren. Die Begehung der Ostwand des Berges war uns geglückt, vielleicht läßt auch die Nordseite ein Wort mit sich reden!

Nach wenigen Minuten waren wir wieder bei unserer Ausstiegsscharte und bald darauf spähten wir aus dem Schärtchen zwischen den beiden nördlichen Vorzacken hinab. Zu einer kleinen Terrasse kamen wir leicht hinab, dann aber brach der Berg in einer senkrechten Wand zur etwa 100 *m* tieferen Scharte ab. Da wollte nun der sonst so schneidige Freund und Gefährte gar nicht recht anbeißen; er hatte ja auch als zweiter das ungleich größere Risiko zu übernehmen. Aber schließlich gelang es mir doch, ihn für den Abstieg zu gewinnen. Zwei seichte Rinnen, durch einen schwachen Bug getrennt, sind die einzige Gliederung der Wand. Langsam und äußerst vorsichtig ging's abwärts, und als das 30 *m*-Seil zu Ende war, hatte ich etliche Stellen hinter mich gebracht, die wunderbar geeignet wären, die Begriffe „senkrecht“ und „überhangend“ vor Augen zu führen. Da auch weiterhin nichts Unmögliches zu kommen schien, trieb Hamburger mit weithin klingenden Schlägen oben einen Mauerhaken zur Selbstsicherung ins Gestein, worauf das Nebelhorn von unten mit sanftem „Tuut“ zur Vor-

sicht mahnte! Bald war er bei mir; auch er war überall, das letzte Stück vollständig frei herabgeklettert. Eine kleine Seillänge ging es noch senkrecht hinab, dann war die Schwierigkeit zu Ende, denn über niedere Wandstellen und Schuttplätze gelangten wir rasch in die enge Scharte hinab. Wir tauften sie Forcella Wilma. Über zwei Stunden waren seit dem Gipfel her vergangen und mit Genugtuung stellten wir den abschreckenden Anblick der Wand fest. Wenn auch vielleicht weiter östlich eine leichtere Route eingehalten werden könnte, so ist trotzdem die Ersteigung nur wegen des verläßlichen Gesteins ausführbar.

Nun hatten wir mehrere Wege zur Wahl. Nach Ost und West ziehen eisige Schluchten hinab, von denen die erstere sanfter geneigt erschien. Von der westlichen wußten wir, daß sie mit einem hohen, nassen, vielleicht im Aufstieg ungangbaren Kamine abbricht. Da wählten wir doch den dritten Weg: über den unerstiegenen Turm. Bald turnten wir durch einen östlich versteckten, 40 *m* hohen, griffigen Kamin auf einen Vorbau hinauf, von dem ein ebenes Gratstück zum schlanken Gipfelturm zieht. Über die prächtig steile Gratkante war nach kurzer Zeit der höchste Punkt erreicht. Bevor wir uns noch gegenseitig beglückwünschen konnten, hatte dies schon das Nebelhorn getan und wir sahen, daß wir eine Menge vor der Hütte stehende Zuschauer gehabt hatten. Da hieß es nun einen ordentlichen Steinmann bauen, dann die Höhe bestimmen und einen passenden Namen ersinnen. Wir einigten uns mit Rücksicht auf den benachbarten Pravitalesee auf Campanile da Lago, 2765 *m*.

Im Laufe des Tages waren wir nun dem Passo di Lastei schon recht nahe gerückt. Aus der mäßig tiefen Scharte nördlich des Campanile schwingt sich der Grat nochmals über zwei kühne Zacken zu einer blockigen Kuppe auf, um von ihr als sanfter Schuttkamm zum Passe zu streichen. Es reizte uns, den Gratübergang weiter zu versuchen und so den Ring des Tages am Passe zu schließen. Schon nach einer halben Stunde kehrten wir, da ein unmittelbarer Abstieg wenig Aussicht hatte, auf den Gratsattel zurück, um von der östlichen Schutterrasse zur Scharte hinabzugelangen. Dort jedoch, wo wir einen Kamin vermutet hatten, zeigte sich nur eine unpassierbare Wandfalte. Auf äußerst luftigen Gesimsen setzten wir daher den Quergang westlich so lange fort, bis uns gangbare Felsen unmittelbar oberhalb der Scharte gelangen ließen; aber weitbauchig überhangend wölbt sich auch hier der Fels in den Abgrund. Da mußte der Quergang noch weiter fortgesetzt werden! Nach längerem Suchen fanden wir auch einen Durchschlupf und gelangten, nachdem wir den Turm zu drei Vierteilen umkreist hatten, glücklich über eine senkrechte und gefährliche Rippe auf ein Band hinab, das schattig überwölbt in die Scharte zog. Leider hatten wir es unterlassen, nach einem vernünftigeren Abstieg Umschau zu halten; wir wollten eben längere Aufenthalte vermeiden, denn diese Irrfahrt rund um den Berg hatte uns ohnedies wieder an die zwei Stunden gekostet. Nur das eine hielten wir für erwiesen, daß der Zugang zur Forcella da Lago von keiner Seite ernstliche Schwierigkeiten bereiten dürfte.

Rasch wurden die Schuhe gewechselt und über ein steiles Schneefeld und Bänder die zwei wilden Grattürme umgangen, dann bauten wir auf dem Trümmerhügel der Cima da Lago, 2765 *m*, den letzten Steinmann des Tages. Gott sei Dank! sagten wir damals, denn unsere Fingerspitzen verrieten nun schon eine ganz unüberwindliche Abneigung gegen jede Berührung mit dem Fels!

Einen herrlichen, ereignisreichen Tag hatte uns wieder ein gütiges Geschick zuteil werden lassen und voll Dankbarkeit für das Erlebte und Geschaute warfen wir noch einen liebevollen Blick zurück über all die Türme bis zur Cima Wilma. Dann jedoch liefen wir, um die Teestunde nicht zu versäumen, gar eilig zum

Paß und durch unsere Rinne zur Hütte hinab. Freund Hamburger konnte leicht lachen, winkte ihm doch dort eine bequeme Bärenhaut! Mir jedoch blühte das keineswegs angenehme Amt, die reiche Ausbeute des Tages im Turenbuche der Hütte gewissenhaft zu buchen. Ich muß gestehen, die saure Arbeit bereitete mir Dank der empfindlich gewordenen Finger und der klobigen Fäuste fast mehr Schwierigkeiten als die Arbeit des Tages selbst!

CIMA DI CANALI, 2897 *m* (Erste Erst. über die Ostwand). Es ist etwas sonderbares, wie sehr des Menschen Zuversicht und Selbstvertrauen durch äußere Umstände beeinflußt werden. Oft genügt eine mißglückte Tur oder ein paar Tage schlechten Wetters, um alle Unternehmungslust einer Berggesellschaft im Keime zu ersticken. Wir jedoch waren durch das herrliche Wetter und die paar Erfolge der letzten Tage so selbstbewußt geworden, daß wir, ganz gegen unsere Gewohnheit, jedem, der es hören wollte, anvertrauten, daß wir morgen die Cima di Canali über die noch unberührte Ostwand ersteigen würden. Natürlich wußte es auch jene ganz hervorragend verproviantierte Gesellschaft, die am gleichen Tage den Berg mit Zecchini d. J. über die Nordseite ersteigen wollte. Aber fast hätten wir uns den Schnabel verbrannt! Das gute Wetter blieb uns wohl treu, dafür „legten uns" jedoch heuchlerische Felsen gründlich „hinein".

Wir hatten uns an der Nordostecke einen wunderhübsch-kecken Einstieg ausgedacht; als wir aber zu guter Morgenstunde an die Ausführung schritten, erreichte mein wackerer Vordermann nicht mehr, als daß er innerhalb einer „geschlagenen" Stunde 15 *m* hoch und — Gott sei Lob! — wieder zurückgekommen war! Wir waren den berüchtigten, abwärts geschichteten Platten aufgesessen! Ingrimmig und kleinlaut mußten wir einen neuen Einstieg suchen und fanden ihn ein gutes Stück weiter südlich, wo eine große Terrasse aus der steilen Plattenwand vorspringt[1]). Machtvoll leuchtete die Sonne über uns und umwob die einsamen Gipfel der Croda Grande mit seltsamen Zauberschatten; das bläulich dämmernde Canalital schied sie von uns.

Mit frischem Mute gingen wir um 9 Uhr der Cima di Canali neuerlich zu Leibe und stiegen über steile Platten zu einem kurzen Kamin hinauf. Der folgende ausgesetzte Quergang über kleine Felsköpfe brachte uns rechts in die Nähe der so gerne aufgesuchten „Gipfelfallinie", wo wir gute Aussichten erhofften. Ohne uns von den drohend vorgebauchten Überhängen abschrecken zu lassen, klommen wir über eine wundervolle Plattenwand bis dicht zu ihnen hinan und wichen vorsichtig über brüchige Felsen rechts aus. Dort ließ uns eine senkrechte Rinne zu einer Schrofeninsel hinaufgelangen, zu der eine jäh aufstrebende Rippe mit gelber, löcheriger Wand absetzt. Neugierig lugten wir rechts um die Kante und fanden eine tiefe Plattenrinne mit reichlich Wasser. Letzterem zuliebe stiegen wir hinüber und quälten uns dann eine Zeitlang mit den steilen Platten ab, mußten jedoch bald wieder zur früher verlassenen Rippe zurückkehren. Über uns baute sich nun der Fels unverkennbar mit größter Steilheit auf und mit dem dunklen Gefühle, daß erst jetzt die Entscheidung nahe, eilten wir über steile Wandstufen im Zickzack empor. Der gelben Steilwand eines Riesenturmes zu entgehen, wandten wir uns wieder nach rechts, der Fortsetzung unserer Rinne zu. Da überfiel uns mit einem Schlage die schwerste Enttäuschung, denn alles, was wir sahen, verriet die Niederlage! Unmeßbar hoch baute sich die ungegliederte Steilwand in den Gipfelnebel hinein, als einzigen Ausweg

[1]) Nachfolgern sei als Zugang zur Ostwand der Cima Wilma oder Cima di Canali die Forcella di Canali empfohlen. Man erreicht sie über das Einstiegsband der Canali-Nordroute und steigt jenseits durch einen kurzen Kamin ab.

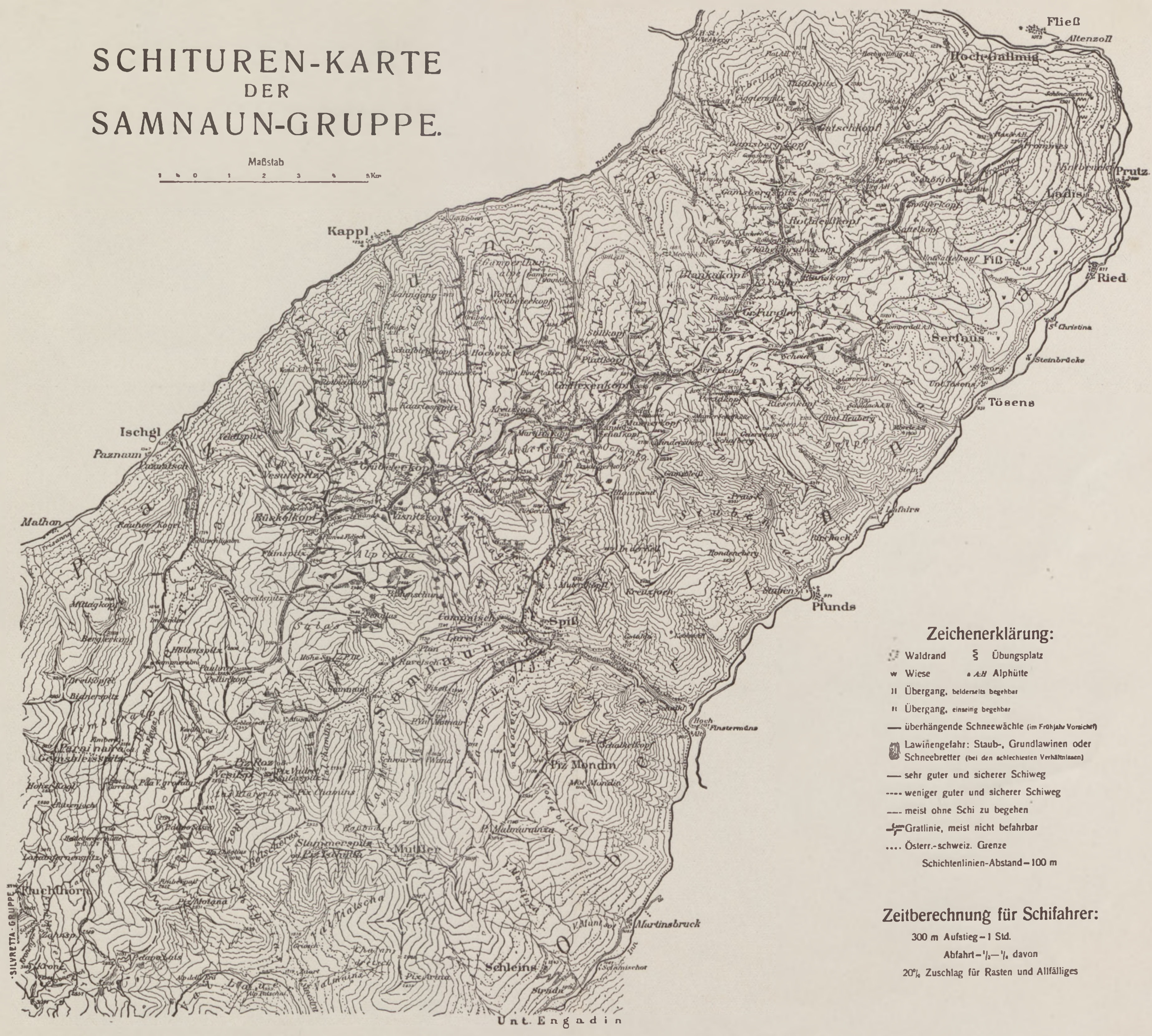
eine schauerlich steile und enge Eisrinne weisend. Schon war der schmerzliche Gedanke an abermalige Umkehr nahe, da entdeckten wir am linken Ufer der Schlucht einen hohen Kamin, der den steilsten Teil der Mauer spaltet. Er mußte uns zum Siege verhelfen! Bald waren mit einem spitzen Steine die paar Tritte zur Querung der Schneesohle gemeißelt und auf einem Bande der höhlenartige Überhang erreicht, mit dem der Kamin endet. Voll Begier zog und schob sich der Gefährte eine Seillänge empor. Dann nahm er seinen Weg über die rechte Kante in fabelhafter Steile zum Kaminende hinauf. Forschend spähten unsere Blicke durch dünne Nebel zur Höhe empor, und was sie nun erschauten, erfüllte uns mit heller Freude. Das Spiel war gewonnen! Nur mehr eine prächtige Steilwand schied uns vom wild zerhackten Seitengrat, den wir uns von Anfang an zum letzten Gipfelanstieg erkoren hatten. Um 12 Uhr war unser Ziel erreicht.

Die andere Gesellschaft war schon wieder abgestiegen und so konnten wir nochmal für uns allein nach Herzenslust die freie Gipfelruhe genießen — es sollte die letzte sein im Bereiche der Pala! Froh und dankbar kreiste mein Blick von Berg zu Berg und ich gedachte der köstlichen Stunden, die ich im Umkreis verlebt. Mochten auch schon Jahre über manche davon hinweggerauscht sein, mochten auch traurige Ereignisse und bittere Erfahrungen ihre düsteren Schatten dazwischen geschoben haben, ich schaute sie hell und klar wie ehedem und sah sie um eine erkleckliche Anzahl bereichert. Wahrlich viel Schönes und Erhebendes schenktest du mir schon, du ragend Gipfelheer! Bewahre auch weiterhin mir die Treue, bis wir uns wiedersehen!

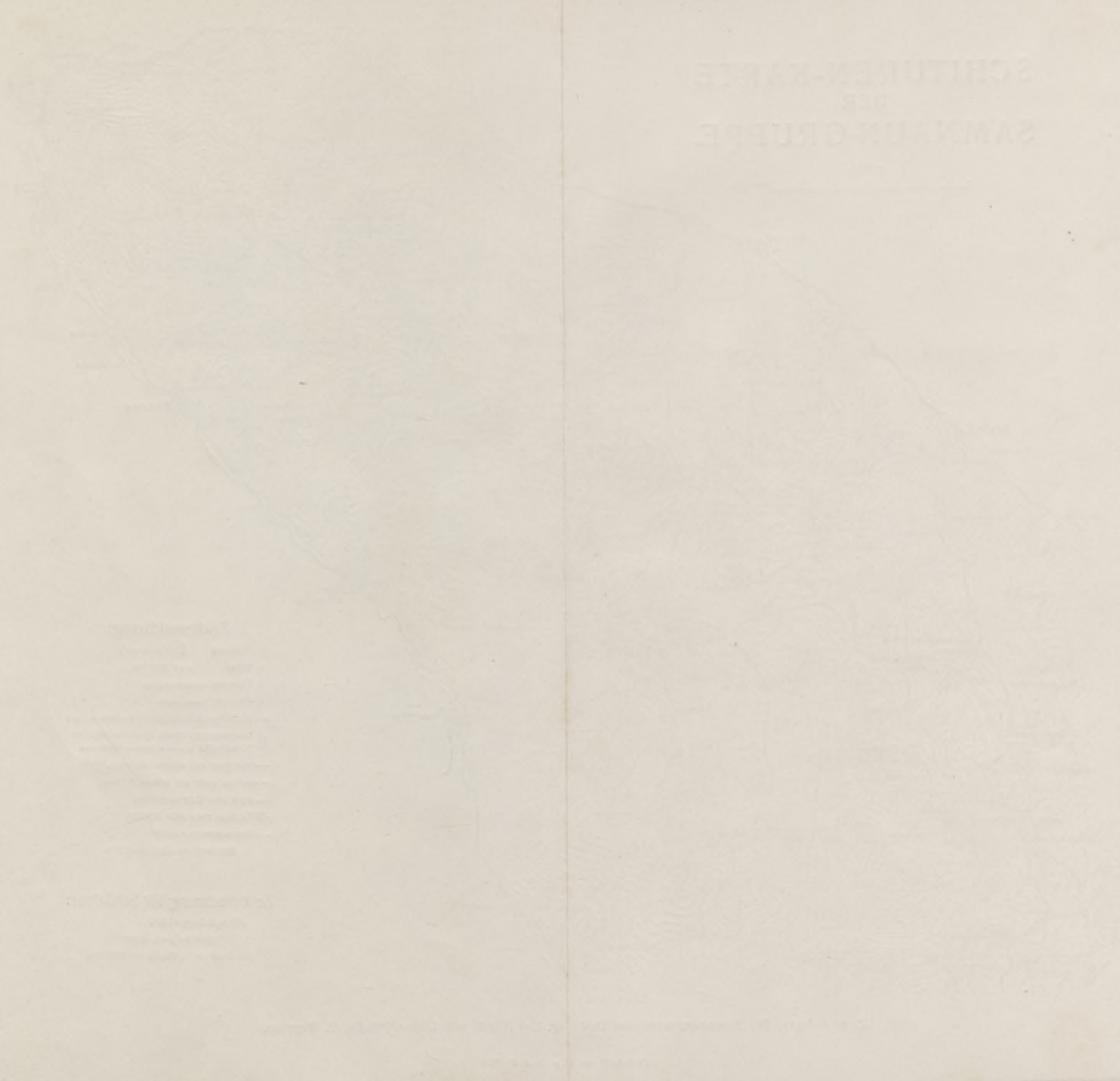
Leider viel zu früh mußten wir aufbrechen, denn die Abreise sollte eine vollständige sein. Noch einmal genossen wir die Freuden einer luftigen Gratkletterei und bald zwängte sich der Gefährte durch den engen Kamin des üblichen Weges hinab. Doch nun muß ich ihn ein wenig „vernadern"! Flicken erscheint ihm als eine des Mannes unwürdige Beschäftigung, und nur wenn es galt, zutage getretene Leibesblößen schamhaft zu verhüllen, sah ich ihn zur Nadel greifen. So kam es, daß die Außentasche seines Rucksackes im Feldzuge so gelitten hatte, daß sie eigentlich nur mehr ein aufgestepptes Loch zu nennen war. Ich wußte daher sofort, „wie der Hase läuft", als es im Kamin auf einmal metallen klirrte und der Ruf ertönte: „O weh, mein schönster Mauerhaken!" Das war aber nur der Anfang, denn gleich darauf rumorte es da unten, als ob man eine Schottertruhe umleere! Trotz der als Sperriegel vorgelegten Gummiflasche war aller Inhalt aus der Tasche entwichen und hopsend und polternd auf einen kleinen Schneefleck hinabgehüpft. Da staken nun Mauerhaken neben Kerzenstümpfen; in einem Gewirre von Rebschnüren und Pickelschlingen saß schielend die Schneebrille, und mitten drin thronte voll Stolz über die vollbrachte Leistung — der wuchtige Maurerhammer! Das mag wohl einen Begriff von der Größe jenes Löchleins geben!

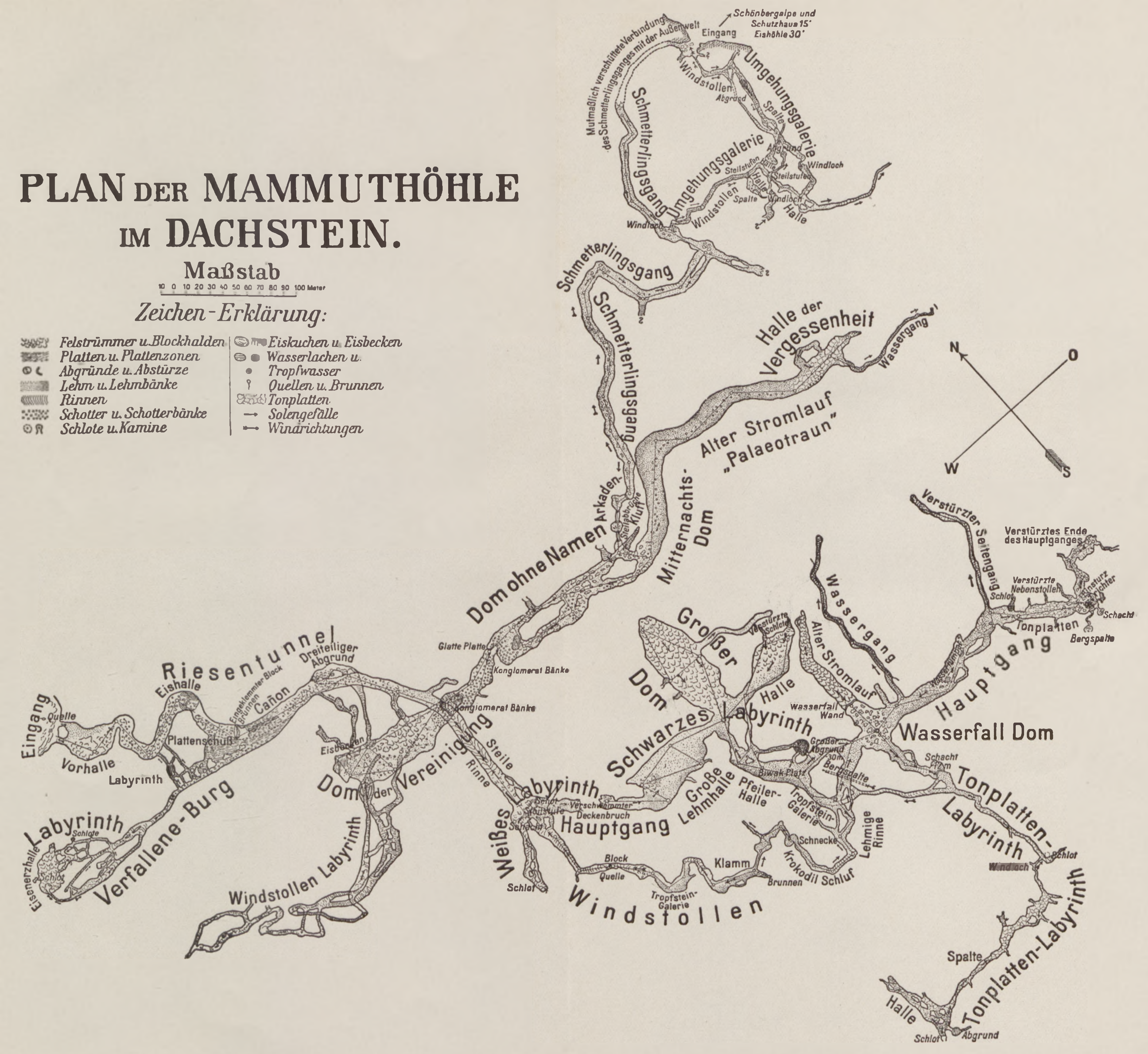
Erst mußten die Ausreißer alle zustande gebracht sein, dann wurde der weitere Abstieg ohne Zwischenfall erledigt, der mit einer tollkühnen, pickellosen Abfahrt endete. Noch einmal nahm uns die gastliche Hütte zu kurzer Rast auf, doch zwei Stunden später standen wir auf dem Passo di Ball. Da tutete das letztemal das Nebelhorn, wir grüßten noch einmal die vieltürmige Cima Wilma und die schluchtenreiche Cima di Canali, dann sprangen wir die steile Schneeschlucht hinab, um auf dem alten, ehrlichen Bergsteigerwege — weil steinig und steil! — über die Scaletta nach San Martino zu eilen. Dort vollzog sich am folgenden Tage der letzte Akt unserer Tätigkeit in der Pala-Gruppe: die feierliche Einholung des so lange vorenthaltenen und schmerzlichst vermißten Kirschkuchens!

(Schluß dieses Jahrgangs)



Zum Aufsatz: Die Samnaungruppe von Dipl.-Ing. Leo Handl und Univ.-Prof. Dr. H. Wopfner.





Zum Aufsatz: Die Riesenhöhlen bei Obertraun im Dachstein von Dr. Rudolf Freiherr von Saar.

